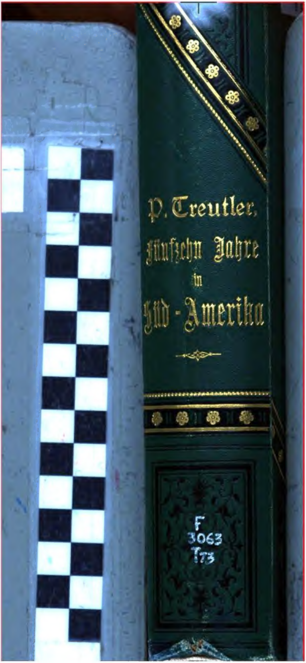
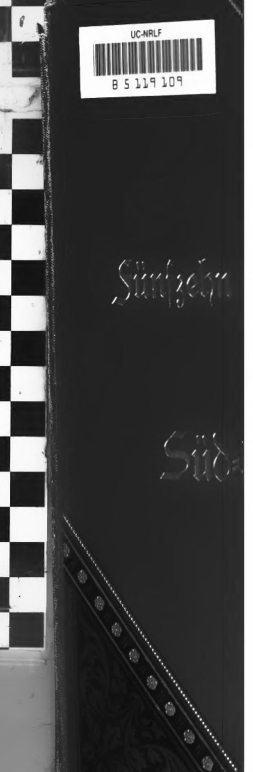
FÜNFZEHN JAHRE IN SÜD-AMERIKA AN DEN UFERN DES STILLEN OCEANS:...

Paul Treutler

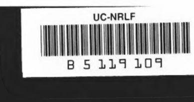
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Fünfzehn Jahre

in

Süd-Amerika.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

8.4.59. Leonard Katz, pervolvi.

Digitized by Google

F2223.T71

V AMERI
S CYCL
ful informati

Digitized by Google

Paul Treutler.

Phot. u. Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fünfzehn Jahre
in
Süd-Amerika
an den
Ufern des Stillen Oceans.

Gesehenes und Erlebtes
von
Paul Treutler.

Mit acht Bildern, einem Plan von Valparaiso und einer Karte von Chile,
nach theils eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Band I.

Leipzig,
Weltpost-Verlag,
Richard Lesser
1882.

mf inst.
chk. done
file 8/27/92

Nachdruck und Uebersetzung in andere Sprachen vorbehalten.

Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden.

F 3063
T73

Vorwort.

Was ich in meinem Werke „Fünfzehn Jahre in Süd-Amerika“ veröffentliche, ist das, was ich in dieser Zeit dort gesehen, gehört, gelitten und empfunden habe und was ich vermöge meiner schwachen Feder wiederzugeben versuche. — Alles ist wahrheitsgemäß geschildert und Alles habe ich aus meinem ureigensten Empfinden niedergeschrieben.

Was mich dahin getrieben, war mein unbezähmbarer Wissensdurst und mein Hang zum Reisen und zu Abenteuern, der namentlich durch die reichen Gold-, Silber- und Kupfererze, die ich Gelegenheit hatte auf der Londoner Weltausstellung des Jahres 1851 zu bewundern, angefacht wurde; die besonders deshalb einen so großen Zauber auf mich ausübten, als ich, der älteste Sohn eines der bedeutendsten Bergwerksbesitzer Preußisch-Schlesiens, das Berg- und Hüttenfach zu meinem Beruf erwählt und mit ganzer Lust und Liebe Bergmann war. — Wie armselig kamen mir da die Erze meiner Heimath sowie alle anderen, die ich praktisch bearbeitet, vor, und mit welchen Verlockungen zog mich dann die Westküste Süd-Amerika's an! — Denn wohl kein Land giebt es auf dieser Erde, welches der Republik Chile gleicht, die in Anbetracht ihrer geringen Größe so große Mineralschätze an Gold, Silber, Kupfer und Kohlen in ihrem Schooße birgt, wovon bisher nur ein verschwindend kleiner Theil ausgebeutet und verwerthet worden ist. Der größte Theil dieses kolossalen Reichthums ruht noch unangetastet in den so wenig bekannten unerforschten und unzugänglichen Schluchten der Cordilleren, der Anden und der Wüste Atacama, wie im Gebiet der unabhängigen Araucaner-Indianer!

Nach 116tägiger Fahrt, die ich im October 1851 von Hamburg aus antrat, berührte mein Fuß das so heißersehnte Land und ich war meinen Hoffnungen und Wünschen näher gerückt!

997

Was ich gewonnen und was ich verloren, erzählt wahrheitsgemäß der erste Band, der sich vorzugsweise mit dem Gold-, Silber- und Kupferbergbau der Provinz Atacama beschäftigt, dessen Schilderung insofern von allgemeinem Interesse, als ja die s. Z. entdeckten, so überaus reichen Silber- und Kupferadern Süd-Amerika's in aller Munde und die Sehnsuchtsstätte eines Jeden waren. Doch ist dabei das Allgemeine nicht übersehen worden und aller Orten sind Abenteuer, interessante Begebenheiten und Schilderungen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche eingeflochten.

Der zweite Band beschäftigt sich mit den „Deutschen Colonien" und mit dem bisher noch undurchforschten Gebiete der wilden unabhängigen Araucaner-Indianer, deren Land ich zum Besten der Wissenschaft mit Gefahr für Gesundheit und Leben nach vier verschiedenen Richtungen hin durchstreift habe. Eine von mir aufgenommene Karte ist diesen interessanten Expeditionen zur Erläuterung beigegeben.

Und was den dritten Band betrifft, so erzähle ich in ihm meine Erlebnisse aus Santiago, meine Reisen nach den Cordilleren, der Robinson-Insel und verschiedenen Provinzen der Republik Chile, sowie Peru, den Aequator-Staaten, Neugranada und Panama und schließlich meine Rückkehr nach Deutschland, die durch den Tod meines theuren Vaters bedingt wurde.

Das Ganze ist durch Karten und Pläne, sowie entsprechende Illustrationen, die ich zum großen Theil selbst aufgenommen, erläutert worden.

Wenn auch heute seit meiner Heimkehr so Manches „drüben" anders geworden, Civilisation und Weltverkehr ihren mächtigen Einfluß ausgeübt, so sind doch die Verhältnisse im Großen und Ganzen sich gleich geblieben, wie es der Typus der romanischen Race mit sich bringt. Angesichts des zu einer wahren Völkerwanderung angewachsenen Auswanderungsstromes übergebe ich nun hiermit meine Aufzeichnungen, die Frucht einer langjährigen Thätigkeit, der Oeffentlichkeit, daß sie auch für diejenigen meiner Landsleute, welche ihr Vaterland mit einer neuen Heimath jenseits des Oceans zu vertauschen entschlossen sind, zu Nutz und Frommen werde.

Breslau, 1. März 1882.

Paul Treutler.

Inhalts-Verzeichniß zu Band I.

Kapitel I. Reise von Hamburg um das Cap Horn nach Valparaiso Seite 1.
" II. Valparaiso . . . . " 10.
" III. Reise von Valparaiso nach dem Hafen von Caldera . " 32.
" IV. Beschreibung des Hafens von Caldera und Eisenbahnfahrt von da nach Copiapo . . . . " 40.
" V. Geschichtliche Nachrichten Copiapos . . . . " 45.
" VI. Beschreibung von Copiapo . . . . " 47.
" VII. Mein Minenbureau in Copiapo. — Das Aufsuchen und die Prüfung der Gold-, Silber- und Kupfererze " 62.
" VIII. Einiges über die Berggesetze der Republik Chile . . " 70.
" IX. Die Entdeckung der Silberbergwerke in Tres Puntas und meine Reise dahin . . . . " 75.
" X. Die geognostischen Verhältnisse und der große Mineralreichthum der Republik Chile . . . . " 100.
" XI. Meine Silberbergwerke in Tres Puntas . . . . . " 105.
" XII. Beschreibung eines starken Erdbebens in Copiapo . " 110.
" XIII. Das chilenische Reisepferd . . . . " 114.
" XIV. Eine Hinrichtung politischer Verbrecher in Copiapo . " 116.
" XV. Reise nach Valparaiso und großer Enthusiasmus für Silberminen . . . . " 118.
" XVI. Feier der Unabhängigkeit Chiles in Copiapo. — Ein Eisenbahn-Unglück. — Das Weihnachtsfest . . . . " 121.
" XVII. Ein gutes Wechselgeschäft . . . . " 124.
" XVIII. Die alten Goldminen von Chanchuquin und Jesus Maria " 126.
" XIX. Die Syrenen im Hafen von Caldera . . . . " 131.
" XX. Ein Regentag in Copiapo . . . . " 135.
" XXI. Gefährliche Situation in einer Silbergrube während eines starken Erdbebens . . . . " 137.
" XXII. Demonstration gegen die Jesuiten . . . . " 140.

Digitized by Google

Kapitel XXIII. Mein Leben in den Silber-Bergwerken der Wüste Atacama . . . . Seite 144.
" XXIV. Reise nach den Silber-Bergwerken Chanarzillo . . " 147.
" XXV. Ein Mordanfall auf meine Person in Tres Puntas . " 153.
" XXVI. Großer Enthusiasmus für Silberbergbau in Valparaiso " 155.
" XXVII. Entdeckung reicher Silbererze in Valparaiso . . . " 159.
" XXVIII. Der Schiffbruch des Dampfers „Quito" . . . . . " 161.
" XXIX. Valparaiso 1855 . . . . " 170.
" XXX. Unglückstage in Valparaiso . . . . " 173.
" XXXI. Der Verfall des Silberbergbaues in der Wüste Atacama. — Demoralisation in Copiapo . . . . . . " 177.
" XXXII. Das Schuldgefängniß in Copiapo und seine Bewohner " 181.
" XXXIII. Unglücksfälle in Valparaiso . . . . " 189.
" XXXIV. Verlust meiner Silberbergwerke in Tres Puntas . . " 194.
" XXXV. Mein Grab in der Wüste Atacama . . . . " 197.
" XXXVI. Die reichen Gold- und Kupferbergwerke in Cachijuju " 206.
" XXXVII. Raubanfall in der Schlucht von Llampos . . . . " 211.
" XXXVIII. Meine Kupferbergwerke in Cachijuju . . . . . . " 214.
" XXXIX. Der Derotero de los Candeleres . . . . " 217.
" XL. Brand der Passage Waddington . . . . " 224.
" XLI. Die Revolutionen in Copiapo und Valparaiso . . " 226.

Digitized by Google

Kapitel I.

Reise von Hamburg um das Cap Horn nach Valparaiso.

Am 4. October 1851 bestieg ich den kleinen nur 500 Tonnen haltenden Dreimaster „Phönix", um auf ihm die Reise nach Süd-Amerika um das Cap Horn nach dem Hafen von Valparaiso anzutreten. — Der „Phönix" war kein Auswandererschiff, sondern mit Waaren befrachtet, enthielt jedoch zugleich genügende Räumlichkeiten, um einige Passagiere gut beherbergen zu können. Der Capitän war ein alter, biederer, erfahrener Seemann, welcher die Erde schon einigemal umsegelt und die Reise von Hamburg nach Valparaiso öfters gemacht hatte. Die Mannschaft bestand aus Ober- und Untersteuermann, zwölf Matrosen, dem Schiffszimmermann, einem Koch und einem Küchenjungen.

Nur fünf Passagiere hatten sich auf dem Schiffe eingefunden, um diese weite Reise zu unternehmen, nämlich zwei Damen und drei Herren. Erstere waren Beide Bräute, welche ihren in früheren Jahren ausgewanderten Bräutigams, nachdem diese in der neuen Heimath ein Vermögen erworben, nach Valparaiso nachfolgten. Da sie weder jung noch schön waren, konnte man daraus die bekannte deutsche Treue erkennen, die hier umsomehr hervortrat, weil es besonders in der Republik Chile sehr schöne Mädchen giebt, welche den Ausländer und besonders den Deutschen bevorzugen und er durch eine solche Verbindung leicht sein Glück machen kann, während diese Bräute wie es schien nichts als ein deutsches Herz anzubieten hatten.

Und was die Herren betraf, so waren zwei von ihnen junge Hamburger Kaufleute, welche nach der Westküste Südamerikas reisten, um dort in ein Handlungshaus einzutreten. Der eine war bereits längere Zeit in Rio de Janeiro, der andere in Buenos-Ayres als Commis beschäftigt gewesen, und Beide sprachen gut spanisch. Der dritte war ich selbst. Ich hatte die bergmännische Carrière eingeschlagen, auf der Londoner Industrie-Ausstellung des genannten Jahres die so überaus reichen Gold- und Silberstufen aus der Republik Chile gesehen, die in mir den Wunsch rege machten, diese Länder zu bereisen und dort Bergbau zu treiben, wobei ich mich der sanguinischen Hoffnung hingab, daß ich binnen Kurzem ein Vermögen erwerben würde, mit dem ich dann nach Europa zurückkehren wollte. Ich war gesund, kräftig, einige zwanzig Jahre alt, und wenn mich einerseits das Scheiden von Europa, von der Heimath und allen Lieben auf eine unbestimmte, vielleicht lange Zeit, vielleicht für immer, traurig stimmte, brannte ich andererseits vor Begierde, diesen neuen Erdtheil zu bereisen, wo sich meine aufgeregte Phantasie die herrlichsten Gegenden und die größten Schätze versprach. Was ich von Europa mitnahm, war sehr wenig und unter Umständen doch sehr viel, nämlich meine bergmännischen Kenntnisse und der feste Vorsatz, keine Mühe und Arbeit, weder Strapazen noch Entbehrungen und Gefahren zu scheuen, um das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen; nächstdem in den zu meinem Fache nöthigen Instrumenten und Chemicalien, so wie in entsprechender Kleidung und Waffen, um in die Wüste Atacama und in die Schluchten der Anden einigermaßen vorbereitet eindringen zu können.

Als ich damals meinem Bruder, der mich an Bord begleitete, Lebewohl sagte und durch ihn die letzten Grüße nach der Heimath sandte, da ahnte ich wahrlich nicht, daß ich anstatt nur weniger Jahre deren 15 in Südamerika zubringen und mit welchen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren ich bei meinem Unternehmen zu kämpfen haben würde. — Jetzt noch, wo ich nach Europa, in meine Heimath, in den Kreis meiner Familie zurückgekehrt bin und diese meine Erlebnisse niederschreibe, muß ich mit Schauder an Situationen denken, in denen ich oft dem qualvollsten Tod in die Augen sah und ihm doch stets auf wunderbare Art entrann. Denn die 15 Jahre, die ich in jenen Regionen verlebte, waren ein fast ununterbrochener Kampf, theils mit den Elementen, wie Erdbeben, Seesturm, Schiffbruch, Feuersbrunst, theils mit den Menschen, in Revolutionen, mit Räubern, wilden Indianerstämmen oder Negern

und Chinesen, theils mit Raubthieren, wie Tigern, Löwen, sowie mit Schlangen und gefährlichen Insecten und endlich mit dem Klima, mit den todtbringenden Fiebern und der Ruhr.

Früh um acht Uhr wurde unser „Phönix“ vermöge eines kleinen Dampfers aus dem Hafen bugsirt und nach kurzer Fahrt erreichten wir Cuxhafen, wo wir jedoch starken Sturmes halber nicht wagen konnten, in die Nordsee auszulaufen und deshalb vor Anker gingen.

Zwei Tage und zwei Nächte mußten wir wegen zu hochgehender See hier verweilen, dann aber ging es von einem guten Lootsen geführt in die noch hoch bewegte See. Kaum aber waren einige Stunden verflossen, als sich wiederum ein so starker Westwind erhob, daß fortwährend gewendet werden mußte, um nur etwas vorwärts zu kommen, und als der Tag sich seinem Ende nahte, trat ein solcher Sturm ein, daß der Capitän sich gezwungen sah, alle Segel einzuziehen und wir nun, Wind und Wellen preisgegeben, gewaltsam zurückgetrieben wurden.

Da ich auf früheren Seereisen nie seekrank geworden war, zog ich vor, diese stürmische Nacht auf Deck zuzubringen, statt in der Kajüte, wo meine Mitpassagiere durch das unausgesetzte starke Schwanken und Rollen des Schiffes im höchsten Grade seekrank geworden waren und dem Neptun reichliche Opfer darbrachten. — Durch warme wasserdichte Kleidung gegen Wind und Wetter geschützt, wählte ich einen möglichst sichern Platz am Fuß des großen Mastes.

Je näher die Nacht heranrückte, um so mehr tobte der Sturm, um so höher gingen die Wellen, und da das Schiff stark hin- und hergeschleudert wurde, ich aber trotzdem das Deck nicht verlassen wollte, befahl der Capitän mich mit einem Tau an den Mast zu befestigen, damit ich nicht über Bord geworfen oder von einer der Sturzwellen, welche sich unter furchtbarem Getöse über unser Deck ergossen, hinweggespült würde. Selbst die Matrosen konnten nur mit Lebensgefahr die ihnen ertheilten Befehle vollziehen.

Der Sturm tobte die ganze Nacht hindurch; ja selbst bei Anbruch des Tages ließ er nicht nach, und so grausig und schreckenerregend die finstere Nacht gewesen war, in welcher allgemein die Befürchtung gehegt wurde, daß dieses kleine Schiff sich unfähig erweisen würde, mit den haushohen Wellen zu kämpfen, um so interessanter war es nun, das aufgeregte Meer bei Tageslicht zu beobachten. Vor Kälte erstarrt, eilte ich aber bald nach der Kajüte, um mich zu stärken und zu erwärmen;

doch kaum hier angelangt, wo meine Mitpassagiere fast besinnungslos lagen und stöhnten, wurde ich durch plötzlichen Lärm auf Deck so erschreckt, daß ich glaubte, es sei ein Unglück geschehen. Ich eilte schleunigst hinauf und sah, wie die Mannschaft mit vereinten Kräften bemüht war, dem Schiff einen andern Cours zu geben; denn ganz nahe vor uns erhoben sich aus dem Nebel die hohen Felswände der Insel Helgoland, an deren Klippen wir sicher gescheitert wären, wenn wir sie bei Nacht passirt hätten. Selbst jetzt gelang es nur mit Mühe an den Felsen vorüber zu kommen.

Während des ganzen Tages hatten wir mit Wind und Wellen zu kämpfen und nur durch größte Aufmerksamkeit gelang es, das Steuer gegen die daherrollenden Wasserberge derart zu führen, daß unser kleines Schiff nicht von ihnen zerschmettert und für ewig begraben wurde. Dies währte fünf Tage und fünf lange Nächte hindurch, in welcher Zeit nur wenig Schlaf in unsere Augen kam und wir nur die dringendste nöthige Nahrung zu uns nehmen konnten.

In dieser ganzen Zeit war unser Schiff ein Spielzeug der entfesselten Elemente und es war dem Capitän nie möglich festzustellen, wo wir uns befanden. — Da endlich gewahrte er zu seiner größten Bestürzung, wie sich in unmittelbarer Nähe von unserm Schiff graue Felswände senkrecht aus dem Meere und Nebel erhoben: — wir befanden uns an Norwegens Küste! —

Waren wir bis jetzt auf offener See sehr gefährdet gewesen, so war nun unsere jetzige Situation noch schrecklicher, da wir Gefahr laufen mußten an diese Felswand geschleudert und zerschmettert zu werden. Schon glaubten wir uns sämmtlich verloren, denn es gelang selbst den vereinigten Kräften der Mannschaft nicht mehr, unser Schiff von der Küste fern zu halten, als plötzlich zu unserm großen Glück der Wind umsprang und wir bald im Stande waren, Segel beizusetzen. Pfeilschnell nach Westen dahinfliegend, entfernten wir uns von diesen so gefährlichen Klippen. —

Nachdem wir noch mehrere Tage und Nächte in der Nordsee umhergeirrt, ließ endlich der Sturm nach, der Himmel klärte sich auf, bald strahlte die Sonne freundlich hernieder, und als sich die Nebel zertheilten, erhoben sich vor uns die pittoresken Felswände der Küste Schottlands!

Zum ersten Mal seit unserer Abreise von Cuxhafen erschienen heute meine Mitpassagiere auf Deck, um sich an den Strahlen der

Herbstsonne zu erquicken und die herrliche Aussicht zu genießen. — Doch welche Veränderung war mit ihnen vorgegangen. — Diese acht Tage und Nächte der furchtbaren Aufregungen und Todesangst, der Seekrankheit und ihrer Schmerzen und Folgen hatten sie derart angegriffen und entstellt, daß sie wie Gespenster umherwankten.

Nachdem der Capitän seine Berechnungen gemacht und sich ergeben hatte, daß wir uns hoch nördlich befanden, beabsichtigte er anfangs, um die nördliche Küste Schottlands segelnd, den Atlantischen Ocean zu erreichen. Da sich jedoch ein heftiger Nordwind erhob, steuerten wir bald gegen Süden und flog unser „Phönix“ mit vollen Segeln die schottische, dann die englische Küste entlang nach dem Canal, wo wir glücklich in der Nacht zum 17. October eintrafen, nachdem wir also 10 Tage und 10 Nächte in der Nordsee umhergeirrt waren.

Als ich mich früh auf Deck begab, lagen wir bereits vor Anker. Die letzten Nebel wichen soeben der Gewalt der herrlich strahlenden Sonne und vor meinen Blicken lagen rechts die Gestade Englands mit Dover und links die Ufer Frankreichs mit Calais. Es war ein herrlicher Herbstmorgen und bald herrschte reges Leben und geräuschvolles Treiben auf unserem, wie auf den uns umgebenden Schiffen; denn welches Schiff hätte nicht nach einem so heftigen und anhaltenden Sturm etwas auszubessern gehabt? — Ueberall wurde gezimmert, Segel ausgebessert oder getrocknet und fast alle Passagiere befanden sich auf Deck, um sich etwas zu erholen. — Außerdem waren sowohl von der englischen, wie von der französischen Küste unzählige kleine Fahrzeuge mit Fischen, Früchten, Gemüse, Fleisch, Geflügel u. s. w. hier eingetroffen, welche in englischer und französischer Sprache ihre Waaren anboten, auch bekamen wir bald Besuche von den Nachbarschiffen, welche unsrerseits erwiedert wurden, wobei wir uns gegenseitig unsere Erlebnisse und Gefahren der letzten Woche mittheilten.

Den nächsten Tag mußten wir wegen vollständiger Windstille bis gegen Abend liegen bleiben. Als sich dann aber ein günstiger Wind erhob, wurden die Segel gespannt und mit uns zugleich eilten gegen vierzig Schiffe wie in Schlachtordnung dem Atlantischen Ocean zu. Dies bot einen entzückenden Anblick dar, der noch erhöht wurde als des Abends der Mond aus den Wolken hervortrat und mit seinem magischen Licht die weißen Segel dieser Flotte beleuchtete. —

Am 18. erreichten wir glücklich den Atlantischen Ocean. Nur noch die Hälfte der uns anfänglich begleitenden Schiffe war jetzt noch in Sicht, die aber auch nach und nach am Horizont untertauchten. —

Da ich wußte, daß ich von nun an volle drei Monate nichts als Himmel und Wasser sehen würde, begann ich meine Bücher hervorzuholen, um sowohl die mir so nöthige spanische Sprache zu erlernen, — wobei einer meiner Mitpassagiere so freundlich war den Unterricht zu übernehmen — als die Werke über die Republik Chile, welche ich mir angeschafft, zu studiren.

So flog unser „Phönix" die französische, spanische und portugiesische Küste entlang, wir passirten die Insel Madeira und erreichten am 17. Nov. glücklich den Aequator, bei welcher Fahrt wir den bedeutenden Temperaturwechsel von der eisigen Kälte des Nordens bis zur Hitze der Tropen sehr empfanden. Hier wurde natürlich die unvermeidliche Taufe derjenigen Matrosen vorgenommen, welche die Aequator-Linie noch nicht passirt hatten, während wir Passagiere uns durch Geldgeschenke loskaufen mußten. Großer Jubel herrschte, als dreien der unglücklichen Täuflinge von einem als Neptun gekleideten Matrosen das Gesicht mit Theer eingeschmiert, sie dann mit einem riesigen Holzmesser rasirt und unzählige Eimer Wasser über sie gegossen wurden.

Noch viele andere Scherze hatten die Täuflinge zu ertragen und ging es besonders gegen Abend etwas stürmisch zu. Auch die armen Bräute mußten an diesem Tage viel leiden. So hatte der Capitän u. A. einen Bindfaden vor das Fernrohr gezogen und sie eingeladen, die Linie, welche wir passirten, zu betrachten. Den Faden sehend, hatten sie sofort in ihr Tagebuch bemerkt, wie deutlich sie die Linie wahrgenommen.

Nach einigen Tagen erreichten wir die Höhe von Pernambuco, unter 8° S. B. — War es unter dem Aequator schon sehr heiß gewesen, so wurde die Hitze hier ganz unerträglich, da mehrtägige Windstille eintrat, während welcher das Schiff, ohne sich zu rühren, festlag. Wir konnten es in der Kajüte nicht aushalten und schliefen stets auf Deck, fast ohne Kleider. Um uns nur etwas zu erfrischen, benutzten wir ein großes Faß, welches wir oft mit frischem Seewasser füllen ließen, als Badewanne.

Am ersten Tage erhob sich plötzlich in unserer Nähe ein Schwarm von fliegenden Fischen, von denen Hunderte gegen die Segel stießen und auf das Deck fielen, wo sie von uns erbeutet wurden. Wir ließen sie uns zubereiten und gut schmecken.

Am zweiten Tag wurde unser Schiff von vier Haifischen umschwommen. Da die Matrosen den Aberglauben haben, daß wenn diese gefräßigen Thiere das Schiff nicht verlassen, sondern ihm folgen, bald Jemand sterben müsse, wurde sofort theils mit Harpunen, theils mit

Angeln Jagd auf sie gemacht. Nachdem viele Versuche mißglückt waren, biß sich endlich einer an der Angel fest; seine Kraft war jedoch so groß, daß fast sämmtliche Matrosen helfen mußten, ihn auf Deck zu ziehen, wo er getödtet wurde.

Am dritten Tage wurden drei Delphine (Bonitos) harpunirt und auch auf Deck gezogen. Von denselben wurden Beefsteaks gemacht, welche, wenn sie auch nicht nach meinem Geschmack waren, Allen ganz prächtig mundeten. — Am Abend thürmten sich schwarze Wolkenmassen am Himmel auf und es begann ein furchtbares Gewitter, welches bis in die späte Nacht hinein dauerte. Während dieser Zeit zuckte Blitz auf Blitz hernieder und der Donner erdröhnte stundenlang ohne Unterbrechung. Es war eine höchst gefährliche Situation für uns, da wir jeden Augenblick erwarten mußten, daß ein von dem vielen Eisen unseres Schiffes angezogener Blitzstrahl dasselbe zerschmettern oder in Brand setzen würde. Doch auch dieser Gefahr entkamen wir glücklich.

Gegen Mitternacht ergoß sich über uns einer jener tropischen Regengüsse, der fast einem Wolkenbruch gleich kam. Bald darauf klärte sich der Himmel aber wieder auf; es erhob sich ein günstiger Wind, so daß wir alle Segel beisetzen konnten und, gegen Süden dahinfliegend, bald die Höhe von Rio de Janeiro unter 23° S. B. erreichten.

Nach einigen Tagen Fahrt gelangten wir auf die Höhe von Buenos-Ayres unter 34° 35′ 30″, und die Fahrt fortsetzend auf die Höhe des Ausflusses des Rio negro unter 41° 2′, von wo wir nun an der Küste von Patagonien, welches sich vom Rio negro bis an die Magalhaen-straße erstreckt, dahin fuhren.

Als wir den 51 Grad passirten, erscholl das erste Mal der Ruf: „Land, Land!“ und als wir das Deck bestiegen, erhoben sich vor uns die Falklands-Inseln. Diese Insel-Gruppe, welche aus zwei großen und ungefähr 200 kleinen Eilanden besteht, liegt zwischen dem 51 und 53 Breitengrade und unter 57 und 62° W. L., ungefähr 300 See-Meilen östlich von der Magalhaenstraße entfernt. Sie hat einen Flächenraum von etwa 355 deutschen Quadrat-Meilen und eine Bevölkerung von etwa 400 Seelen. Wir konnten deutlich die sehr zerrissene, unzählige Buchten bildende Küste wahrnehmen.

Die Temperatur hatte sich inzwischen auch schon wieder verändert und wir waren gezwungen, die Winterkleider hervorzuholen. Die Vögel und Fische der Tropen verließen uns nach und nach und an ihre Stelle traten nun die Kaptauben, Albatrosse, Seeschwalben, Sturmvögel und

eine Anzahl von Möven verschiedener Art und Farbe, und der kälteren Zone angehörende Thiere.

Nachdem wir diese Inseln passirt hatten, fuhren wir an der Küste des Feuerlandes, welches sich von der Magalhaenstraße bis an das Kap Horn von 52° 20′ 10″ S. B. bis 55° 58′ 40″ erstreckt, entlang, und erreichten bald die Höhe dieses weltberüchtigten gefährlichen Punktes, an welchem schon so viele Schiffe gestrandet sind. Wir hofften es bald umschiffen zu können, jedoch erhob sich ein so heftiger Nordwestwind, daß wir vorerst den ganzen Tag wenden mußten, und in der Nacht artete derselbe in solchen Sturm aus, daß der Capitän gezwungen war, alle Segel einzuziehen. Acht lange Tage und acht schreckliche Nächte wüthete er ununterbrochen fort, wodurch wir, ein Spielzeug der Wellen, bis zum 60° S. B. verschlagen, dann wieder zurückgedrängt wurden. Dabei war es eiskalt, es schneite und hagelte fast täglich und wir hatten Verlust über Verlust. Einmal brach ein Mast mit Segeln und ging verloren, später spühlte eine Welle die Küche, welche sich auf Deck befand, hinab, ferner wurde ein großer Theil der einen Seite der Schanzkleidung des Schiffes zertrümmert und hinweggerissen, so daß es gefährlich war, sich auf dem Deck aufzuhalten, auf welches sich außerdem eine mächtige Sturzwelle nach der anderen unter Tosen und Krachen stürzte und unser schwaches Fahrzeug zeitweise in dem aufgeregten Meere vergrub. Endlich aber und zwar gerade am 1. Januar 1852, gelang es uns mit sechs anderen Schiffen, welche wir trafen, glücklich das Cap Horn zu umsegeln, und fuhren wir so dicht daran vorüber, daß man das so berüchtigte Felsenriff deutlich erkennen konnte.

Nach dieser glücklichen Umschiffung wurde der „Phönix" vom Südwind erfaßt und eilte bei 10 Meilen Fahrt die Stunde, von mehreren anderen Schiffen umgeben, nach Norden. Am 8. Januar erreichten wir die Höhe von Ancud (unter 41° 52′), welches die Hauptstadt der 25 deutsche Meilen langen, zur Republik Chile gehörigen Insel Chiloe ist. Von hier immer nördlich steuernd, gelangten wir am 10. Januar auf die Höhe von Valdivia, unter 39° 49′ 2″, wo die bekannte deutsche Colonie sich befindet, und am 13. auf die Höhe von Talcahuano, unter 36° 42′, wo es wiederum so heiß wurde, daß wir auf's Neue die Sommerkleider anlegen mußten.

Ein interessantes Schauspiel gewährte an diesem Tage, an welchem wir vollkommene Windstille hatten, eine Menge Wallfische, welche, ganz in unserer Nähe sich in den grünen Fluthen des Meeres tummelnd, ihre Wasserstrahlen hoch in die Lüfte spritzten. Von einem amerika-

nischen Wallfischfänger wurde eben Jagd auf sie gemacht. — Nach vieler Arbeit gelang es endlich, einen dieser colossalen Bewohner des Meeres zu erlegen und die Nacht hindurch waren die Matrosen damit beschäftigt, so schnell als möglich ihre Beute an Bord in Sicherheit zu bringen.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise, von starkem Südwind begünstigt, in nordöstlicher Richtung fort und erreichten am anderen Tage die Höhe von Constitucion unter 35° 21'. Von hier aus näherten wir uns immer mehr der chilenischen Küste und in der nächstfolgenden Nacht erscholl plötzlich der Ruf vom Steuer „Land!"

Wir verließen sofort die Betten, und auf Deck angekommen, bemerkten wir vor uns ein schwaches Licht, welches jedoch, je näher wir kamen, um so heller erglänzte; — es war der Leuchtthurm von Valparaiso. Noch eine kurze Fahrt, dann erscholl die Stimme des Capitäns, die Ketten rasselten und wir lagen im Hafen vor Anker.

Zwei Stunden hatten wir noch zu warten, ehe der Tag anbrach. Wie lang wurden uns diese! — Vergeblich strengten wir Alle unsere Sehkraft an, aus den dichten Nebeln, welche die ganze Küste und den Hafen umgaben, etwas zu erkennen. Endlich, nach einer so langen Geduldsprobe, erschien der ersehnte Augenblick. Die Nebel hoben sich nach und nach; man gewahrte erst unbestimmte Umrisse und Formen, jemehr aber der junge Tag die Nacht verscheuchte, nahmen die Körper bestimmtere Gestalten an, und als sich eine leichte Brise erhob, breitete sich Valparaiso, das „Thal des Paradieses", vor unseren wonnetrunkenen Augen aus.

Kapitel II.

Valparaiso.

\Valparaiso, der Haupt- und Handelshafen der Republik Chile, liegt unter 33° 1″ 53″ S. B. und 71° 41′ 15″ W. L. von Greenwich.

Die ersten Nachrichten über diesen Ort und Hafen datiren vom Jahre 1536, in welcher Zeit ein von dem damaligen Statthalter Perus, Don Franzisco Pizarro, ausgerüstetes, mit Waffen und Munition befrachtetes spanisches Schiff unter Befehl von Juan Saavedra hier einlief, um diese seinem Waffengefährten Diego Almagro zu überbringen, welcher zu Lande mit einem bedeutenden Heer bis hierher vorgedrungen war und die Indianerstämme unterworfen hatte.

Als Juan Saavedra nach längerer Fahrt an den öden, traurigen Küsten Perus, Bolivias und dem Norden der jetzigen Republik Chile in diesem Hafen einlief und die Abhänge mit Palmen, Quillay, Canelos, Mayten und Mandelbäumen bewaldet fand, Bäche des schönsten crystallinischen Wassers sich über die Felsen herabstürzten und die ganze Küste große Aehnlichkeit mit seinem Geburtsort Valparaiso ohnweit Cuenca in Spanien hatte, gab er ihm diesen Namen.'

Es befanden sich in dieser Bai, welche den Namen Quintil führte, nur wenige Hütten, in welchen die Ureinwohner von der Race der Changos wohnten, welche fast nur von Fisch- und Seehundsfang lebten; dieselben verfertigten sich aus zusammengenähten, aufgeblasenen Seehundsfellen, deren sie eine Menge an einander befestigten, ihre Fahrzeuge (balzas). In den kleinen Buchten des nördlichen Theils von Chile leben selbst heute noch die Nachkommen dieser Changos unverändert in Aussehen, Lebensart und Beschäftigung und stammt der Name von den Orten Chanco her, deren sich mehrere an dieser Küste befinden./

Digitized by Google

Phot. u. Druck von W.

Valpar

(von Süd nach N

Google

...ac Bellmann, Dresden.

ıraiso

Nord gesehen).

Digitized by Google

Nachdem der spanische Eroberer Diego Almagro von den Indianern geschlagen worden und sich nach Peru geflüchtet hatte, sandte Don Franzisco Pizarro seinen General Pedro de Valdivia, welcher 1540 auch glücklich bis nach hier vordrang.

Im August 1544 langte hier sein Freund Johann Bautista Pastene, ein Genueser, auf seinem eignen Schiff San Pedro mit neuen Mannschaften und Waffen an, vereinigte sich mit ihm zu weiteren Eroberungen, und am 3. September 1544 gründete Pedro de Valdivia die Stadt Valparaiso und ernannte Juan Bautista Pastene zum ersten Gouverneur.

Im Jahre 1573 langte hier auch der Seefahrer Juan Fernandez an, welcher die Insel gleichen Namens entdeckte.

Von dem englischen Seefahrer Franz Drake wurde die Stadt im Jahre 1578 geplündert und circa 100 Jahre darauf zur Festung erklärt. Den Festungsgürtel warf sie aber bald wieder ab und blühte dann als Handelsstadt so auf, daß sie nach 200 Jahren, bei meinem Aufenthalt, 50000 Einwohner, unter denen sich etwa 10000 Ausländer befanden, zählte.

Es ist wohl leicht zu beurtheilen, welchen Eindruck es auf mich machen mußte, nun ein neues Land, einen neuen Erdtheil nach und nach, wie durch Zauber aus den dichten Nebeln sich entwickelnd, vor mir sich ausbreiten zu sehen, wo der geringste Gegenstand mein Auge mit größtem Interesse fesselte, nachdem ich so lange Zeit weiter nichts als Himmel und Wasser gesehen.

Eben ging die Sonne in ihrer ganzen Pracht am azurblauen Himmel über den mit Schnee bedeckten Gipfeln der majestätischen Anden auf und beleuchtete mit ihren ersten Strahlen den sich am Fuß schroffer Felsen, an den Ufern des Stillen Oceans hinziehenden Hafen. Wenn auch das kahle, über 1000 Fuß hohe, mit rother Erde bedeckte Küstengebirge, auf welchem nur hier und da einsam eine Palme stand, keinen angenehmen Anblick gewährte, so wurde dieses Bild doch durch den malerischen Vordergrund verdrängt, wo sich ein großer Theil der Stadt amphitheatralisch bis auf eine bedeutende Höhe hinzog. Herrliche Villen und Blumengärten prangten an ihren Abhängen und Vorbergen, zu welchen romantische Pfade durch weite und enge Felsschluchten hinanführten.

Ebenso bot der Hafen selbst, in welchem Hunderte größerer und kleinerer Schiffe der verschiedensten Länder vor Anker lagen und unzählige Boote hin- und herruderten, ein interessantes Schauspiel dar. Große Dampfer kreuzten in ihm herum und erinnerten durch ihr schrilles

Pfeifen säumige Passagiere zur Eile, Segelschiffe lichteten die Anker und die munteren Gesänge der Matrosen ertönten zu uns herüber. Die Kapelle eines englischen Kriegsschiffes spielte „God save the Queen“ und die eines französischen einen Sturmmarsch, und Schaaren von Möven und Pelikanen, unter furchtbarem Geschrei sich um die über Bord geworfenen Ueberreste der Küche streitend, umflatterten unser Schiff.

Gegen 8 Uhr erschien der Hafencapitän und die Steuerbeamten auf dem Schiffe, und nachdem sie Papiere wie Ladung untersucht und uns bei einem Glase Sherry ein Willkommen in Chile gewünscht, verließen sie uns, um noch anderen an diesem Morgen eingelaufenen Schiffen ihren Besuch abzustatten, worauf es uns erlaubt war, ans Land zu gehen. Kaum hatten sich jedoch die Beamten entfernt, als eine große Anzahl Eingeborener beiderlei Geschlechts, welche uns bis jetzt auf ihren Böten umschwärmt hatten, eiligst an unserm Schiff anlegten. Sie beeiferten sich derart unser Deck zu erreichen, daß zu allgemeiner Schadenfreude eine junge Apfelsinenverkäuferin sammt ihrem Korbe kopfüber ins Wasser stürzte; jedoch des Schwimmens kundig, tauchte sie bald wieder auf und erfaßte das eine der kleinen Böte, worin die Spötter saßen, so gewaltig, daß es umschlug und diese zu ihr in die Wellen hinab mußten, wonach Alle unter großem Jubel wieder herausgefischt wurden.

Unser Schiff war bald von diesen stürmischen Gästen überfüllt, welche, theils von dunkler, theils von hellbrauner Farbe, sämmtlich nach europäischer Mode gekleidet waren, nur mit dem Unterschied, daß sie ein großes viereckiges Tuch, Poncho genannt, über die Achseln trugen, in dessen Mitte sich ein Schlitz befand, um den Kopf hindurch zu stecken.

Unter größtem Geschrei boten die Ankömmlinge nun ihre Waaren und ihre Dienste an. Hier offerirte ein Mädchen Ananas und Bananen, da eine andere Erdbeeren, Pfirsichen und Feigen; hier fielen vier Agenten von Hotels zugleich über mich her, und geriethen dabei unter sich in Streit, während mich eine Anzahl Bootsknechte umringten, um mich und mein Gepäck ans Land zu bringen; kurz es herrschte auf dem sonst so stillen und friedlichen Deck nun ein wildes Treiben und Lärmen.

Sobald ich nur in den Besitz meiner Koffer gekommen war, beeilte ich mich dem Schiff, welches mich glücklich von der Heimath nach den Ufern des Stillen Oceans getragen, wie dem Capitän und der Mannschaft Lebewohl zu sagen. In wenig Minuten erreichte ich den Landungsplatz, Plaza de Intendencia genannt, auf welchem sich der Regierungs-Palast erhebt.

Kaum war ich hier angelangt, so ertönte plötzlich von dem, hoch über mir an dem Bergabhange gelegenen Fort San Antonio der Donner der Geschütze, welcher von den im Hafen liegenden chilenischen Kriegsschiffen sofort beantwortet wurde. Am Regierungs-Palast wurde die große National-Flagge gehißt, welchem Beispiel nicht allein alle Häuser, sondern auch alle Schiffe folgten. Es marschirte eine Compagnie Infanterie auf, deren Musikbande die hübsche National-Hymne spielte.

Nachdem die letzten Töne dieser National-Hymne verhallt waren, marschirte das Militär unter den Klängen des Radetzky-Marsches und dem Jauchzen und Vivat-Rufen einer großen Volksmenge nach der Kaserne. Ich begab mich nach dem ganz in der Nähe gelegenen „Hotel de Chile", welches einem Deutschen mit dem nicht seltenen Namen Meier gehörte. Hier erfuhr ich denn auch bald, daß das heutige Fest dem Siege galt, welchen die Regierungs-Truppen kurze Zeit vor meiner Ankunft über eine Revolution errungen hatten, in welcher besonders in den Straßen Valparaisos mit großer Erbitterung gekämpft worden und sehr viele Opfer geblieben waren.

Als ich meine Toilette, welche während einer mehr als dreimonatlichen Seereise auf einem kleinen Segelschiffe sehr vernachlässigt war, geordnet hatte, begab ich mich zu dem preußischen Generalkonsul Herrn J. G. Fehrmann, an welchen ich Empfehlungen mitbrachte. Derselbe nahm mich auf das Freundlichste auf, und nachdem er erfahren, daß ich bergmännische Kenntnisse besitze, rieth er mir, nach der nördlichsten Provinz der Republik, nach Atacama zu reisen, wo überaus reiche Silberminen bereits in Arbeit seien und fortwährend neue entdeckt würden. Diesem Rath beschloß ich baldmöglichst Folge zu leisten.

Da der nächste Dampfer jedoch erst am 29. Januar nach dem Norden ging, hatte ich fast vierzehn Tage Zeit, Valparaiso und seine Umgebung zu durchwandern, mich mit den Verhältnissen, Sitten und Gebräuchen dieses Platzes bekannt zu machen und mich in der spanischen Sprache zu vervollkommnen.

Als ich um 5 Uhr nach dem Hotel zurückkehrte, wurde gerade zur Table d'hôte geläutet und ich war nicht wenig erstaunt, in dem großen Speisesaal über 60 Deutsche zu treffen, welche an einer langen Tafel vereint saßen, während sich an einer zweiten mehrere Engländer, Franzosen und viele Eingeborene befanden. Ich erhielt meinen Platz an der deutschen Tafel, und da die Speisen vorzüglich und in großer Auswahl vorhanden waren, brauche ich wohl nicht zu sagen, mit welchem Appetit ich mich am frischen Fleisch, Brot und Gemüse, an den herrlichen Pfirsichen, Erdbeeren und

vielen anderen Früchten labte, nachdem ich 116 Tage all' diese Nahrungsmittel entbehrt hatte.

An unserer Tafel ging es sehr munter zu, und besonders beim Dessert flossen Champagner, Rheinwein und Tokayer in Strömen — ein Zeichen, daß es dem jungen Deutschland hier recht gut gehen mußte. Ich machte bald die Bekanntschaft vieler Landsleute, welche größtentheils in hiesigen Handelshäusern beschäftigt waren.

Wie mit vielen dieser jungen Leute, machte ich auch Bekanntschaft mit dem ebenso liebenswürdigen wie tüchtigen Arzt Dr. Piderit aus Detmold und mit einem vorzüglichen Pianisten Wilhelm Deichert aus Cassel. —

Nach beendeter Tafel wurde ich eingeladen eine kleine Spazierfahrt mitzumachen, an welcher einige zwanzig Söhne Deutschlands in 12 zweiräderigen unbequemen Wagen, deren jeder von zwei Pferden gezogen wurde, Theil nahmen. Auf jedem Sattelpferde saß ein mit einigen Pfund schweren großräderigen Sporen versehener Postillon, und so jagten wir auf dem elenden Pflaster durch die mit Tausenden von Fahnen geschmückten Straßen nach dem östlich gelegenen Stadttheil Almendral (Mandelhain). Wir besuchten dort einen öffentlichen Garten, welcher den Namen Polanco führte, wo Musik und Tanz stattfand und in den Salons sehr reges Leben herrschte.

In den Gärten dieses Etablissements dufteten herrliche Blumen und Schaaren der buntesten Kolibris, wie die schönsten Schmetterlinge flatterten von Strauch zu Strauch, von Blume zu Blume. Von hier aus jagten wir im Galopp nach dem Hauptplatz dieses Stadttheils, Plaza de Victoria genannt, wo zu Ehren des Tages ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde, und nachdem wir diesem beigewohnt, begaben wir uns in das an demselben Platz gelegene Theater. — Es wurde daselbst von einer italienischen Operngesellschaft „Hernani" aufgeführt.

Noch bevor die Oper begann, erschien die Prima Donna, eine mächtige Fahne in den chilenischen Nationalfarben, blau, weiß und roth, schwingend, auf der Bühne, und nachdem sie einen passenden Prolog gesprochen, wurde von der gesammten Gesellschaft, wie von dem Publicum unter rauschendster Orchesterbegleitung stehend die Nationalhymne gesungen. Die Aufführung von „Hernani" war recht gut. Als dieselbe vorüber war, verweilte ich mit einem meiner neuen Bekannten noch lange Zeit auf dem Theaterplatze, wo unzählige Zelte aufgeschlagen waren, in welchen Eis, Früchte und Getränke verkauft wurden. Der Platz war von Menschen überfüllt und Gesang, Tanz, Spiel und Trinkgelage

währte bis zu Tagesanbruch. Hier bot sich mir Gelegenheit die Eingeborenen in ihren graziösen Nationaltänzen, besonders in der Zamba Queca zu bewundern.

Am nächsten Morgen erwachte ich schon früh, da mein Hotel sich im Centralpunkt des ganzen Verkehrs befand, wo schon von Tagesanbruch an ein sehr geräuschvolles Treiben herrschte, was ich von meinen Fenstern aus beobachtete.

Ich bewohnte im ersten Stock ein gut möblirtes Zimmer, für welches ich, wie für das sehr gute Frühstück, aus Suppe, Beefsteak, Eiern, Schinken und Kaffee oder Thee bestehend, und die vorzügliche Table d'hôte nur 2 Pesos = 8 Mark pro Tag zahlte. — Die Fahnen, die Tags vorher an allen Häusern geprangt, waren verschwunden und an die Stelle von Festlichkeiten, Paraden, Musik, Tanz und Kanonendonner war wieder das rege geschäftliche Leben getreten. Unzählige Verkäufer und Verkäuferinnen von Fischen, Gemüse, Mehl, Obst, Eis, Kohlen rc. ritten theils auf Eseln oder Maulthieren durch die Straßen, theils trugen sie ihre Waaren auf dem Kopfe, Alle sich durch eigenthümliches Schreien kundgebend. Hier saß eine Gruppe Packknechte frühstückend um ein Mädchen, welches Reis und Saffran verkaufte; dort lagerten Polizeisoldaten im Schatten und erfrischten sich an Wassermelonen, und an der Schwelle meiner Hausthür stand eine behäbige Frau, ihre Cigarito rauchend und Ananas und Bananen anpreisend. Unzählige Geschäftsleute rannten geschäftig durch die Straßen, welche von Gefangenen in Ketten gereinigt wurden; Mönche verschiedener Orden promenirten einher; Matrosen durchzogen lärmend die Stadt; zwei Drehorgeln spielten um die Wette und ein fast ununterbrochener Zug von Droschken fuhr auf und nieder.

Bewunderungswürdig waren unstreitig die herkulischen Gestalten der Packknechte, welche die Kaufmannsgüter ein- und ausluden, wobei man die colossale Muskulatur der Männer zu beobachten die beste Gelegenheit hatte, da sie nur mit einer kurzen Schwimmhose bekleidet waren. Ich sah öfters, wie sie Waaren, die mehrere Centner wogen, mit einer Leichtigkeit und Geschwindigkeit transportirten, als wären es nur Pfunde.

Um 5 Uhr vereinte mich die Frühstücksglocke wiederum mit vielen meiner neuen Bekannten. Nachdem ich die hiesigen Zeitungen durchblättert, deren damals täglich zwei in spanischer Sprache erschienen, „El Mercurio“ und „El Commercio“, welche jeder Residenz in Europa

Ehre gemacht haben würden, begab ich mich, von einigen meiner Landsleute begleitet, zu Fuß durch die Stadt.

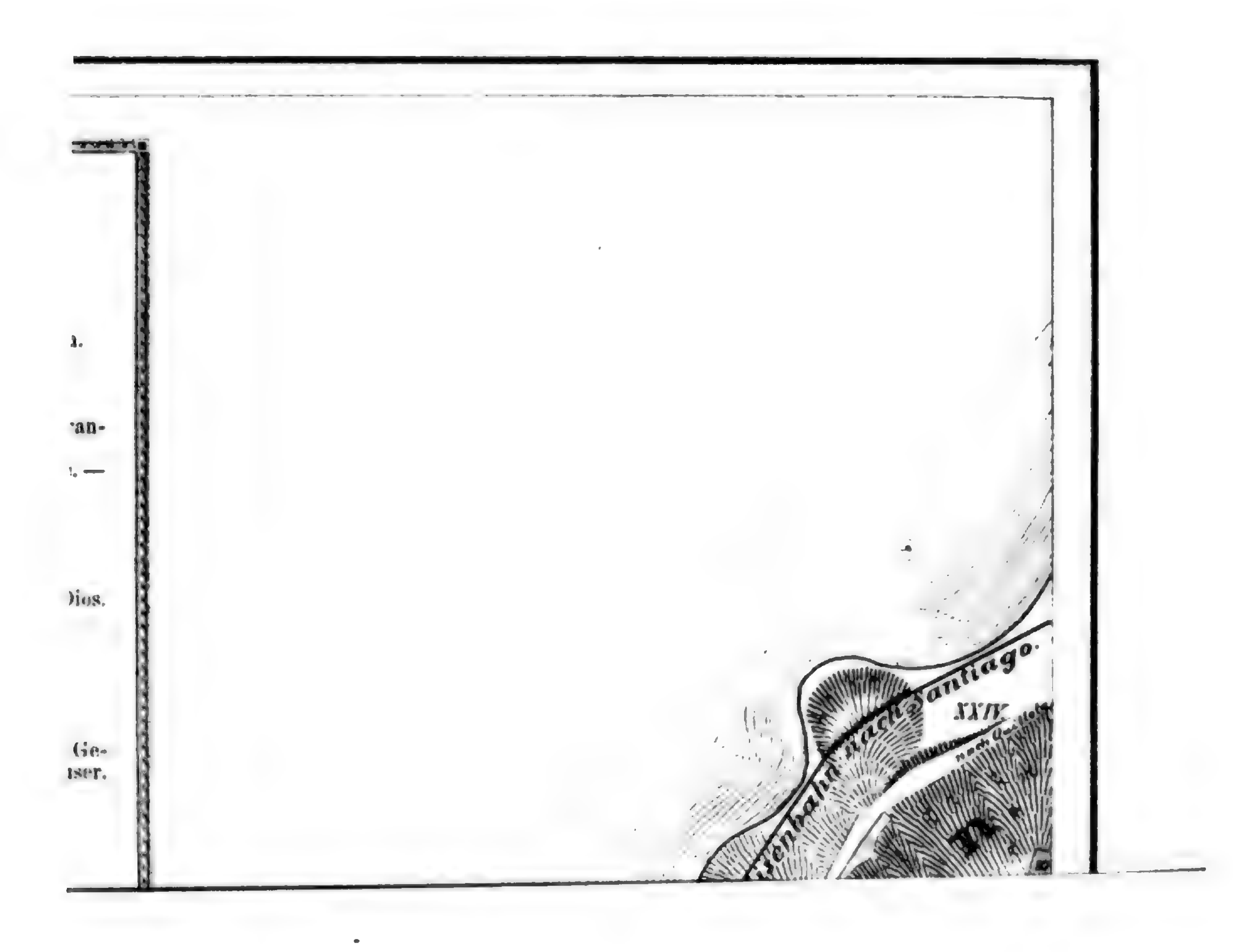
Valparaiso zieht sich, wie der Leser aus dem beigegebenen Plan ersehen wird, in einem fast eine Meile langen Halbkreis an der Küste dahin und ist das Ufer durch sieben Hauptschluchten getheilt. — Schluchten und Hügel sind bebaut, namentlich auf letzteren prangen prächtige Villen und Gärten, die hauptsächlich deutschen und englischen Kaufleuten gehören und genießt man von da aus eine entzückende Aussicht aufs Meer, während man seitwärts den über 1839 Meter hohen Berg La Campana erblickt. Ferner befinden sich auf den Hügeln das Gefängniß, die Caserne, das Fort, das evangelische Bethaus sowie der katholische und evangelische Kirchhof. —

Ungefähr in der Mitte tritt das Küstengebirge soweit hervor, daß es eine Spitze, Cap Horn genannt, bildet, wodurch die Stadt in zwei Theile getheilt wird, nämlich in El Puerto und El Almendral (Mandelhain) mit Baron.

El Puerto ist der Sitz der Regierung, der Consulate und der Centralpunkt des ganzen Handels, infolge dessen sich auch in diesem Stadttheil die Vertreter der ausländischen Handelshäuser und in Verbindung mit diesen wieder die Hotels ersten Ranges, die Börse, das Steueramt, das Zollamt, Telegraph und Post, sowie Matrosenherbergen und der Prostitution geweihte Häuser befinden.

El Almendral war dagegen bedeutend ausgedehnter, weil das Gebirge weiter zurücktrat. — In ihm lag der Hauptplatz, Plaza de Victoria genannt, mit der Kirche St. Augustin, dem Palast des Bischofs, dem Theater, die Polizei-Hauptwache, das große Hospital, sowie mehrere Klöster und Kirchen. Im Baron am Meeresufer lag der Bahnhof der nach Santiago führenden Eisenbahn und höher auf schroffen Felswänden das Fort Baron, das Jesuitenkloster und ein großes Gebäude, wohin sich Büßende alljährlich 8—14 Tage zurückzogen. Ferner befanden sich hier die Kirche Jesus el Crucificado, und am Fuße des Gebirges, an einem herabströmenden Bach, die Promenade und viele Vergnügungslocale. — Almendral ward größtentheils von den Eingeborenen bewohnt, während Fremde sich im Hafen niederließen.

Die Bauart der Häuser Valparaiso's im Allgemeinen war nach europäischem Stil; im Hafen besaßen sie größtentheils mehrere Stockwerke, im Almendral und Baron dagegen bestanden sie nur aus Wohnungen zu ebener Erde. Sehr pittoresk sahen die unzähligen Hütten


a.
ran-
Dios.
Ge-
iser.
enbahn nach Santiago.
XXIV

der ärmeren Klassen aus, welche oft wie Vogelnester an den Felsabhängen des Gebirges klebten.

Die Hauptstraßen Valparaiso's waren sämmtlich gepflastert, mit Trottoirs versehen und die ganze Stadt, d. h. die Stadttheile El Puerto, Almendral, wie El Baron, sämmtlich bis hoch hinauf in die Gebirge, wo die Villen sich befanden, mit Gas erleuchtet. Bei der terrassenförmigen Bauart dieses Orts gewährte dies in der Nacht, wo so viele Tausende von Gasflammen in den Wellen des Stillen Oceans sich abspiegelten, einen prächtigen Anblick.

Nachdem ich nun Valparaiso von einem Ende zum andern durchwandert und mich mit seiner Lage und seinen Gebäuden bekannt gemacht hatte, benutzte ich meine Zeit, um die allgemeinen Verhältnisse dieser Stadt kennen zu lernen.

Was vorerst das Klima betrifft, so steigt der Thermometer im Sommer selten über 27° Reaumur; die Hitze wurde stets durch die Seebrise gemildert, ebenso fiel der Thermometer im Winter selten unter 9° R. Vom September bis December währt das Frühjahr, vom December bis März der Sommer, vom März bis Juni der Herbst und vom Juni bis September der Winter. Im Sommer war der Himmel fast stets wolkenlos; gewöhnlich erglänzte die Sonne am schönsten blauen Himmel und dann herrschte der Südwind; drehte sich aber der Wind etwas östlich, so belästigte er sehr, indem er ungeheuere Staubmassen von den Gebirgen nach Valparaiso wehte und so die Stadt oft ganz einhüllte und verfinsterte. Im Winter dagegen herrschte gewöhnlich Nordwind; es regnete oft mehrere Tage hinter einander und öfters so stark, daß sich von dem Gebirge herab Sturzbäche ergossen, welche so viel Sand mit sich führten, daß die Passage in einigen Straßen gestört wurde.

Für den nur gegen Süden geschützten Hafen war der Nordwind, besonders wenn er in Sturm ausartete, wo er Norder genannt wurde, sehr gefährlich. Oft kam es vor, daß im Hafen liegende Schiffe untergingen oder gegen das Land geschleudert wurden, besonders bei dem vorspringenden Felsen, der deshalb den Namen Cap Horn erhalten hatte; die Wellen waren dann oft so hoch, daß durchaus keine Communikation zwischen den Schiffen und dem Lande stattfinden konnte. Bisweilen stürmten die Wellen mit solcher Gewalt gegen die am Ufer gelegenen Häuser an, daß sie ihnen bedeutenden Schaden zufügten, und kam es einmal vor, daß eine Welle die Straßen Cabo und Cochran im Hafen vollständig überschwemmte und einige 40 Geschäftslokale, Lager

und Magazine der ersten ausländischen Kaufleute unter Wasser setzte, wodurch diese bedeutende Verluste erlitten. Gewitter oder Hagel kamen sehr selten vor, dagegen hatte die Stadt, wie die ganze Westküste Süd-Amerikas vom Erdbeben viel zu leiden. Die vom 25. Februar 1835 und vom 22. November 1842 zerstörten einen großen Theil Valparaiso's.

Genaue Beobachtungen ergaben, daß nach jedem starken Erdbeben die Küste gehoben wurde, und zwar so bedeutend, daß sie seit 220 Jahren um 19 Fuß emporgestiegen ist. Aus diesem Grunde findet man unzählige Muscheln der jetzt noch im Meer lebenden Geschlechter auf dem über 1000 Fuß hohen Küstengebirge selbst bis 500 Fuß hoch.

Das Klima ist nicht nur angenehm, sondern auch sehr gesund; man kannte weder gelbes noch kaltes Fieber (fiebre amarilla oder tertiana), noch Cholera oder andere Epidemien; nur zur Obstzeit herrschte gewöhnlich die Ruhr (disenteria), wozu das schlechte Wasser viel beitrug.

Ein sicherer Beweis, wie gesund das Klima überhaupt in der ganzen Republik ist, ist wohl der Umstand, daß sicheren statistischen Berichten zufolge, im ganzen Lande bei einer Bevölkerung von nur 1,400,000 Einwohner, 588 Personen über 100 Jahre, zwei Personen sogar über 130 Jahre zählten.

Eine schreckliche Geißel, welche stets viele Opfer forderte, war die hier grassirende Syphilis. — Unbegreiflich war es, daß eine Verwaltung, welche sonst so weise Gesetze und Institutionen gab, nicht, wie es in anderen Welthäfen geschieht, durch Sanitäts-Commissionen und polizeiliche Ueberwachung der Prostitution Einhalt zu thun suchte. Nur dem glücklichen Umstande, daß sich in dieser Republik die ausgezeichneten heißen Schwefel- und Jodquellen von Cauquenes, Apoquindo und Chillan befanden, welche das Gift neutralisiren, war es zu danken, daß Viele die Gesundheit wiedererlangten und die Verheerung nicht die größten Dimensionen annahm. Dabei gab es hier sehr gute englische, französische und deutsche Aerzte, unter denen der schon oben genannte Dr Piderit aus Detmold unstreitig der erste war; ihm brachte die Praxis jährlich an 18—20000 Pesos (1 Peso = 4 Mark ein).

Wie der deutsche Arzt der am meisten geschätzte war, so war es auch die deutsche Apotheke, so daß Apotheker anderer Nationen deutsche Provisoren annahmen und auf das Schild „Botica alemana“ (Deutsche Apotheke) schreiben mußten, um concurriren zu können.

Valparaiso besaß auch ein ausgezeichnetes, vom Staate auf 30,000 Pesos jährlich dotirtes Hospital (San Juan de Dios), wo sich 300

Betten befanden und jährlich über 3000 Personen unentgeltlich behandelt wurden.

Was die in Valparaiso lebenden Menschenracen betrifft, so konnte man dieselbe in drei Klassen theilen, nämlich erstens Ureinwohner, zweitens Mischlinge zwischen Indianern und Spaniern, auch Kreolen genannt, und drittens Ausländer. Eingeborene rein indianischer Race existirten hier nur noch sehr wenige; sie waren von Farbe kupferbraun, sehr robust, von mittler Statur, hatten starkes, schwarzes, etwas struppiges Haar, kleine braune, etwas stechende Augen, niedrige Stirn, platte Nase mit großen Löchern, wenig oder keinen Bart, vorstehende Backenknochen, kleine, sehr schöne und dauerhafte Zähne und kleine Ohren, Hände und Füße. — Von den Mischlingen oder Kreolen giebt es zwei Arten, nämlich solche, in deren Adern mehr indianisches als europäisches Blut fließt, und die mehr braun als weiß sind, und solche, welche durch öftere Kreuzung bereits mehr oder ganz weiß sind.

Letztere machten die überwiegende Zahl aus. Die Männer waren durchschnittlich alle groß, von schöner Figur, hatten schwarzes, etwas lockiges Haar und starken vollen Bart, trugen fast alle, vornehm oder gering, einen Schnurbart, hatten feine, etwas gebogene Nase, große schwarze Augen, starke Augenbrauen, herrliche weiße gesunde Zähne, kleine Ohren, Hände und Füße, gute Haltung und graziösen Gang. Frauen und Mädchen hatten gewöhnlich einen schönen weißen Teint, schönes schwarzes etwas starkes Haar, sehr feurige ausdrucksvolle Augen, etwas gebogene Nase, sehr feine, aber stark markirte schwarze Augenbrauen, welche einen Halbkreis beschreiben, sehr lange seidenartige Augenwimpern, herrliche Zähne, schöne Büste, sehr kleine Ohren, Hände und Füße und graziöse Bewegungen. Es gab unter ihnen aber auch viele, welche blondes Haar und blaue Augen hatten.

Die allgemeine Landessprache war die spanische, da aber so viele Ausländer hier lebten, so wurde auch viel deutsch, englisch und französisch gesprochen. Es gab eine gute englische Schule, in welcher nicht allein die Jugend der Ausländer, sondern auch die Kinder der Eingeborenen ihre Erziehung genossen und jene drei Sprachen erlernten.

Die Landesreligion war die römisch-katholische, und während in der Hauptstadt Santiago große Ignoranz und Fanatismus herrschte, war in Valparaiso der Einfluß so vieler fremder Elemente und der Civilisation sehr erkennbar und existirte bereits ein protestantisches Bethaus und ein Kirchhof dieser Confession. Ueberhaupt waren die Einwohner Valparaisos durchaus aufgeklärt und freisinnig.

Der Charakter der Eingeborenen war im Allgemeinen ein guter; sie waren sehr gastfreundschaftlich, gutmüthig, offenherzig, patriotisch und muthig; dabei aber auch leidenschaftlich, etwas rachsüchtig, verschwenderisch und leichtsinnig. Sie waren sehr intelligent, hatten viel Auffassungs- und Nachahmungsvermögen und liebten die Musik, die Poesie und den Tanz.

Es war nicht genug zu bewundern, auf welche Stufe der Civilisation und Intelligenz sich diese Stadt in so wenig Jahren emporgehoben hatte, so daß sie in vielen Beziehungen mit den ersten Städten Europas nicht allein wetteifert, sondern sie sogar in Manchem übertrifft.

Die Moral der Einwohner Valparaisos ließ allerdings noch viel zu wünschen übrig und der statistische Bericht eines der letzten Jahre, in welchem in dieser Republik unter 60000 Kindern 20000 unehelich geboren waren, war in dieser Hinsicht bezeichnend genug und ließ tief in die socialen Verhältnisse blicken.

Ein sicherer Beweis des allgemeinen Wohlstandes war unstreitig der, daß man in Valparaiso keine Bettler sah und das Wort Armuth nur dem Namen nach kannte, was bei einer Bevölkerung von 50000 Seelen gewiß viel sagen will. Dies schöne Resultat war aber durch die große Mildthätigkeit der Einwohner, durch gute Gesetze und eine gut organisirte Polizei bedingt. Jährlich wurden allein, um die Kosten des Hospitals zu decken, an 15 bis 20000 Pesos durch milde Beiträge beschafft und wenn irgend Jemand, sei es durch Feuersbrunst, Erdbeben oder unglückliche Geschäfte, sein Vermögen ohne sein Verschulden verloren hatte, so wurden sofort Sammlungen veranstaltet und durch Concerte, Bälle, Theater-Vorstellungen &c. geholfen. — Ich glaube daß es schwer sein wird, einen Ort zu finden, wo mehr Mildthätigkeit herrscht, als in Valparaiso.

Die Landesgesetze waren, obgleich in mehreren Punkten sehr streng, doch im Ganzen genommen weise und den Verhältnissen entsprechend. —

Verbrechen, denen Diebstahl zu Grunde lag, kamen sehr wenige vor, dagegen leider öfter Mord aus Eifersucht, Rache und Jähzorn, doch meist in trunkenem Zustand begangen. — Die Delinquenten wurden öffentlich erschossen. — Ein Beweis, wie wenig man Diebstahl fürchtete, war, daß Häuser wie Zimmer gewöhnlich offen standen. Allerdings war dieses zugleich eine Vorsichtsmaßregel gegen die so häufig vorkommenden Erdbeben, um dann sofort das Freie erreichen zu können.

Daß so selten gestohlen oder eingebrochen wurde, lag hauptsächlich daran, daß Jeder, welcher arbeiten wollte, nicht allein stets Arbeit fand,

sondern auch sehr hohen Lohn verdiente, so daß ein Tagelöhner oft bis drei Pesos den Tag erwarb, wovon er ganz bequem eine ganze Woche leben konnte. — Ein weiser Spruch war der, daß Strolche und Vagabonden arretirt und zu öffentlicher Arbeit gezwungen wurden, und Diebe an dem Orte, wo sie gestohlen hatten, öffentlich von dem Scharfrichter 50 Peitschenhiebe bekamen, wobei das Blut fast in Strömen floß. —

Im Ganzen genommen besaßen die untern Klassen keine Leidenschaft fremdes Eigenthum an sich zu bringen — sie waren ehrlich. Die Handelshäuser von Santiago sandten selbst bedeutende Summen stets nur durch Droschkenkutscher hierher und die Gelder wurden immer richtig abgeliefert. Gegenstände, welche auf den Straßen verloren gingen, wurden, wenn sie auch einen größeren Werth hatten und von wenig bemittelten Personen gefunden wurden, gewöhnlich dem Polizei-Bureau übergeben, um den Besitzer ausfindig zu machen, wofür die Finder dann nur ein kleines Geschenk, oft auch nichts erhielten. Nur auf dem Wege von hier nach Santiago kamen öfters Raubanfälle vor, indem sich die Räuber in den Gebirgsschluchten, durch welche der Weg führte, verbargen, doch wurden sie gewöhnlich bald durch abgesandte Infanterie oder Cavallerie-Piquets überrascht und dann sofort niedergeschossen.

Sehr streng waren die Gesetze in Bezug auf politische Vergehen. In dieser Hinsicht Beschuldigte wurden je nach der Wichtigkeit des Falles erschossen, verbannt oder zu langjährigem Gefängniß verurtheilt. — Ebenso streng waren die Gesetze in Bezug auf Schulden. Wechsel, Schuldscheine oder bloße Rechnungen, mochten diese Tausende oder nur wenig betragen, mußten, sobald sie präsentirt wurden, binnen zwei Tagen gezahlt werden, widrigenfalls der Gläubiger das Recht hatte, den Schuldner sofort zu executiren resp. wenn er keinen Werth als Deckung geben konnte, ihn in Schuldarrest zu bringen. So hart dies Gesetz, welches oft aus Rache gemißbraucht wurde, auch war, hatte es offenbar das Gute zur Folge, daß allgemein großes Vertrauen herrschte und hier soviel Credit gegeben wurde, wie gewiß nur an sehr wenigen Handelsplätzen.

Von großem Werth für diesen Ort war ferner die trefflich organisirte Polizei, welche aus einem Bataillon zu Fuß und einer Schwadron zu Pferd bestand. Sie waren ganz militärisch einexercirt und uniformirt und besaßen ihre Offiziere, Commandanten Musikbande und Fahnen. In der Mitte der Stadt, auf der Plaza de Victoria, befand sich die Kaserne nebst Hauptwache und Gefängniß, und hier residirte auch der

Chef der Polizei. Das Bataillon zu Fuß war derart in der Stadt vertheilt, daß an der Ecke einer jeden Quadra, also aller 150 Schritt und zwar bei Tag wie bei Nacht ein Polizeisoldat stand. In den entfernten Straßen und in der Vorstadt waren die Reiter postirt, welche besonders zur Verfolgung von Verbrechern benutzt wurden. Durch eine kleine Pfeife, welche der Chef der Polizei, wie seine Offiziere und sämmtliche Mannschaften führten, gaben erstere den letzteren durch bestimmte Töne Signale und Befehle, welche jeder Posten seinem Nachbar wiederholen mußte, so daß eine Ordre des Commandanten gleich einer telegraphischen Meldung in wenigen Minuten an sämmtliche Polizei-Mannschaften Valparaisos gegeben war. Desgleichen gaben die Posten sofort den Offizieren ihre Signale. Bei Feuersbrunst, Tumult oder anderen Ruhestörungen eilten sie an Ort und Stelle und erhielten die Ordnung aufrecht. Im Sommer waren diese Polizei-Mannschaften in weiß Leinen gekleidet, im Winter in graues Tuch; an der Mütze trug Jeder seine Nummer und als Waffe Seitengewehr.

Linien-Militär stand hier ein Bataillon Infanterie und zwei Compagnien Artillerie. Beide Truppengattungen waren im Sommer ebenfalls in weiß Leinen gekleidet, im Winter aber wie das französische Militär, nur mit einigem Unterschied der Knöpfe und anderen Kleinigkeiten. Die Infanterie trug Percussions-Gewehre und Säbel; die Artillerie hatte nur kleine Feldgeschütze, welche in der Ebene von Maulthieren gezogen und in den Gebirgen von denselben getragen wurden. Der Chilene ist als der tapferste Soldat in Süd-Amerika bekannt.

An Kriegsschiffen lagen hier: Die Fregatte Chile mit 46 Kanonen, die Bergatin Meteor mit 16 Kanonen, die Corvette Constitution mit 18 Kanonen, die Bergatin Janaqueo mit 16 Kanonen und ferner das Transportschiff Infantigable und der kleine Dampfer Maule.

Die Bemannung bestand aus 400 Mann. Natürlich waren diese Schiffe nicht geeignet großen Widerstand zu leisten, noch weniger die so viele hundert Meilen lange Küste der Republik zu bewachen und zu vertheidigen; sie wurden hauptsächlich nur benutzt, um Truppen schnell von einem Hafen nach dem andern zu transportiren und Depeschen zu versenden.

Die Hauptstreitmacht Chiles bestand aus der Nationalgarde, indem jeder Chilene, welcher nicht durch Gebrechen untauglich war, dienen mußte. Die Nationalgarde war, wie die Linientruppen, in Infanterie, Cavallerie und Artillerie getheilt, gut uniformirt und bewaffnet und gut einexercirt.

In Bezug auf Handel und Verkehr ist Valparaiso unstreitig der wichtigste Hafen der Westküste Südamerikas. Er verdankt sein rasches Emporblühen hauptsächlich den im Jahre 1849 in Californien entdeckten reichen Goldfeldern, indem damals von hier aus alle Producte dorthin ausgeführt und mit so hohen Summen bezahlt wurden, daß sich nicht allein die Kaufmannschaft und Schiffseigner, sondern auch die Grundbesitzer Chiles schnell bedeutendes Vermögen erwarben. Abgesehen von dieser Periode aber verdankt Valparaiso seinen Reichthum besonders den reichen Gold-, Silber und Kupferadern, welche in den Provinzen Atacama und Coquimbo entdeckt und, in Betrieb gesetzt, bald glänzende Resultate ergaben; endlich auch dem bedeutenden Weizenbau in den südlichen Provinzen.

So wie sich die Ausfuhr aus der Republik Chile, die im Jahre 1845 über 7 Million und im Jahre 1851 über 12 Million Pesos betrug, in den letzten 10 Jahren bereits verdoppelt hatte, so waren auch die Bedürfnisse des Landes, welches wenig Fabriken bei einem so lebhaften Aufschwung des Bergbaues und des Ackerbaues besaß, in demselben Verhältniß gestiegen, und während der Import im Jahre 1845 nur 9 Million Pesos betrug, war er bis zum Jahre 1851 bis auf 16 Millionen angewachsen.

Sehr wichtig und von großem Werth für den Handel Valparaisos, Chiles und der ganzen Westküste von Südamerika, war eine regelmäßige Post- und Dampfschiff-Verbindung mit Europa. Eine solche wurde durch die englische „Pacific Steamboot Navigation Compagny" unterhalten, welche dafür jährlich von den Republiken Chile, Bolivia, Peru, Ecuador und Neugranada bedeutende Unterstützungs-Summen erhielt. So ging denn laut Contract jeden 2. und 17. des Monats ein herrlicher großer Dampfer von Southampton in England über St. Thomas, wo er sich einige Zeit aufhielt, um Kohlen aufzunehmen, nach dem Hafen von Aspinwall, wo bei seiner Ankunft ein Personenzug bereit stand, welcher in vier Stunden Passagiere, Post und Güter auf der Eisenbahn über die Landenge nach Panama brachte. Es gab auf dieser Bahn nur eine Fahrklasse und kostete das Billet 25 Pesos. Tags darauf lief von hier ein derselben Compagnie gehöriger Dampfer nach dem Süden aus, um Passagiere Post und Güter nach den verschiedenen Häfen der Westküste Südamerikas zu bringen.

Dieser Dampfer lief vorerst in den Neugranadinischen Hafen von Buenaventura ein, sodann in den Haupthafen von Ecuador, Guayaquil, darauf in die Peruanischen von Payta, Callao, Pisco, Islay, Arica und

Iquique, dann in den Bolivianischen von Cobija, und zuletzt in die Chilenischen Häfen von Caldera, Huasco und Coquimbo, bis er endlich Valparaiso erreichte.

Die Reise von Southampton bis Valparaiso wurde in 40 Tagen zurückgelegt. Ein Billet I. Classe kostete 600 Pesos, ein Billet II. Klasse 450.

In Valparaiso verweilte der Dampfer zwei Tage, um die Frachtgüter auszuladen, neue einzunehmen, sowie sich mit Lebensmitteln, Wasser und Kohlen zu versorgen, wonach er, all die erwähnten Häfen in umgekehrter Ordnung berührend, nach Panama zurückkehrte.

In Panama brachte wiederum ein Eisenbahnzug Passagiere, Post und Güter nach Aspinwall und von dort lief bald ein Dampfer aus, welcher über Sanct Thomas nach Southampton zurückkehrte.

Von Valparaiso nach Callao betrug die Entfernung 1467 Seemeilen,
von Callao nach Panama 1594 „
von Aspinwall nach Southampton 4572 „

Auffallend war, daß die Fahrpreise von Panama nach Valparaiso bedeutend theurer waren, wie diejenigen auf der Rücktour, was seinen Hauptgrund darin finden mochte, daß die Lebensmittel in Panama bedeutend kostspieliger waren, als in Chile. So kostete ein Fahrbillet I. Classe von Valparaiso nach Callao 70 und nach Panama 190 Pesos, und von Panama nach Callao 150 und nach Valparaiso 260 Pesos.

Auch Schiffbau wurde in Chile getrieben, und in Valparaiso wie in den südlicher gelegenen Chilenischen Häfen von Constitution und Chiloe wurde jährlich eine Menge kleiner Fahrzeuge gebaut, die aber höchstens 300 bis 600 Tonnen Gehalt hatten, dagegen sehr viel größere reparirt.

Zu dieser Zeit gab es Goldmünzen und zwar Unzen zu circa 70 Mark, sowie halbe, viertel und achtel Unzen und Pesos zu 4 Mark, sowie halbe und viertel. Kupfermünzen gab es nicht. — Später wurde das Münz-System umgeändert in 10, 5, und 2 Pesosstücke in Gold, sowie Pesosstücke in Silber zu 100 Centavo, halbe zu 50 Centavo, sowie kleinere zu 20 und 10 Centavo. —

Maße und Gewichte waren nach Decimalsystem eingetheilt. —

Nachdem ich mir einige Einsicht über die Verhältnisse Valparaisos verschafft hatte, benutzte ich die Tage, welche ich noch hier zubringen mußte, bis der Dampfer nach dem Norden ging, um auch Sitten und Gebräuche dieser Stadt einigermaßen kennen zu lernen und kleine Ausflüge in die Umgebung zu machen.

Vorerst sollte ich einen Beweis chilenischer Freigebigkeit bald kennen lernen. Als ich nämlich dem Capitän des „Phönix" in einem der Restaurants ein Frühstück gab, wozu ich mehrere Landsleute eingeladen, machte ich in diesem Local die Bekanntschaft eines Eingeborenen und offerirte diesem ein Glas Wein. Als dieser sich bereits entfernt hatte und ich die nicht unbedeutende Rechnung bezahlen wollte, erfuhr ich, daß Alles bereits von meinem neuen Bekannten berichtigt sei. — Ebenso war es Sitte, daß, wenn in einem Café oder Restaurant mehrere Bekannte zusammen saßen, stets nur Einer bezahlte, und mußte man sich oft sehr beeilen, um zum Zahlen zu gelangen.

In Folge der unerträglichen Hitze begab ich mich auch eines Tages nach einem in der Nähe, in der Calle Cabo gelegenen Seebad-Etablissement, um mich etwas zu erfrischen. Die Anstalt bestand aus zwei abgetakelten Fahrzeugen, welche, durch starke eiserne Ketten mit einander verbunden, im Hafen vor Anker lagen und auf welchen ein ziemlich großes Breterhaus errichtet war, das durch eine Brücke mit dem Lande in Verbindung stand. In der Mitte dieses Hauses befand sich ein breiter Raum, worin Tische und Bänke angebracht waren. Hier fand sich die feine Damenwelt Valparaisos zusammen, um sich an Eis und Früchten zu erfrischen, welche ihnen von galanten Herren gereicht wurden. Zu beiden Seiten dieses Raums befanden sich die Cabinets, in denen gebadet wurde. Man stieg darin in einen durchlöcherten Kasten, welcher nur so tief ins Wasser gesenkt war, daß dasselbe bis an die Brust reichte und war man daher vor dem Ertrinken, vor Haifischen und anderen Thieren gesichert.

Dies Etablissement, das Rendez-vous der feinen Welt, war so sehr, besonders von Damen überfüllt, daß ich fast ein Stündchen warten mußte, bevor meine Nummer aufgerufen wurde und ich in ein Cabinet eintreten konnte. Als ich mich in demselben befand, bemerkte ich sofort, daß es nur durch eine sehr dünne Breterwand, in denen sich kleine Spalten befanden, von dem Nachbarcabinet getrennt war, in welchem großer Lärm herrschte, und ich sah, daß mehrere junge Damen, nur ein Tuch um die Hüfte geschlagen, sich badeten und scherzten.

Da ich aber der vielen Spalten wegen nicht lange unbemerkt bleiben konnte, und annehmend, daß sich die Badewärterin geirrt und mir ein Damencabinet gegeben und, wenn ich entdeckt, mich Unannehmlichkeiten aussetzen würde, eilte ich in meiner deutschen Schüchternheit schnell wieder heraus, um ein anderes Cabinet zu suchen. Die Wärterin, in

hohem Grade erstaunt, fragte mich naiv, ob ich mit meiner Nachbarschaft nicht zufrieden sei, und als ich ihr mein Bedenken mitgetheilt, konnte sie sich des Lachens über mein Zartgefühl nicht enthalten und erklärte mir, daß alle anderen Cabinets sich in eben solchem Zustande befänden und von Damen besetzt seien, und ich mich nicht geniren möge mich zu baden.

Ich schlich mich nun, möglichst weniges Geräusch verursachend, in dies Cabinet zurück und benutzte jedes meiner Kleidungsstücke dazu, die Oeffnungen zu verhängen, und nachdem ich den letzten Strumpf noch verwerthet, glaubte ich mich nun ungesehen und stieg in den Kasten in das erfrischende Wasser hinab. Jedoch hineinsteigen, großes Geschrei hören und wieder heraussteigen, war bei mir die Handlung eines Augenblicks, denn unten angekommen, fehlte ein ganzes Bret und befand ich mich mit meinen Nachbarinnen, welches hübsche junge Mädchen waren, von Angesicht zu Angesicht. —

Da sie meinen Eintritt in das Cabinet nicht bemerkt, hatte sie meine plötzliche Gegenwart natürlich erschreckt, jedoch waren sie, wie ich erfuhr, gewöhnt, daß oft Herren neben ihnen badeten; sie hatten ja ihrer Meinung nach Alles, was der Anstand erheischte, gethan, nämlich ein Tuch um die Hüfte geschlagen und waren auch von einer älteren Dame zum Schutz begleitet. —

Mein Schreck war jedenfalls größer, und als sie diesen und meine schleunige Flucht bemerkten, brachen sie sämmtlich in ein solches Gelächter aus, daß ich zuletzt selbst mit einstimmte.

Nachdem auch ich mir nun ein Tuch um die Lenden geschlungen, faßte ich den Muth nach dem Wasser zurückzukehren, wo ich mich nun mit den Nachbarinnen sehr gemüthlich unterhielt und in den Wellen erfrischte.

Nachdem ich mein Bad beendet, eilte ich nach meinem Hotel, wo wieder gut gegessen und viel getrunken wurde und begab mich dann mit einigen meiner neuen Bekannten nach dem Stadttheil Baron, um am Strand entlang einen Spaziergang zu machen und mich an der frischen Brise des Meeres zu erquicken. Der Weg führte zwischen steilen hohen Felswänden und schäumender See dahin; es promenirten hier viele Herren und Damen und ergötzten sich an den Kunststücken, welche kühne Schwimmer ausführten, und verwunderte ich mich, wie Damen diesen Spaziergang wählen konnten, wo an hundert Männer badeten, die sich am Wege ungenirt aus- und ankleideten. Aber bald sollte ich noch mehr in Staunen gerathen, denn kaum hatte ich eine weitere Strecke

auf diesem Pfade zurückgelegt, als ich unzählige Frauen und Mädchen traf, welche theils im Hemd, theils nur ein Tuch um die Lenden geschlagen, hier badeten oder am Wege saßen und ebenso ungenirt sich aus- und ankleideten. Mädchen bis zu 10 Jahren im Naturzustande sprangen zugleich da schaarenweise umher und umkreisten die Vorübergehenden, sie um Papiercigarren bittend, um durch den Rauch die Mosquitos zu vertreiben. Auch hier promenirten viele Herren und Damen; man fand darin nichts Anstößiges und herrschte die größte Ordnung.

Abends besuchte ich das Theater, wo La Linda de Chamounie recht gut aufgeführt wurde, und als ich mich kurz nach 12 Uhr nach Hause begab, erscholl plötzlich in der so stillen Nacht ein schrecklicher Lärm auf der Plaza del Orden und ich bemerkte bald einen von vielen Laternen begleiteten Zug, welcher eine Leiche nach dem Kirchhofe brachte. So unheimlich schon an und für sich ein Begräbniß um Mitternacht ist, einen so unangenehmeren Eindruck machte es auf mich zu sehen, wie die Träger, anstatt im ruhigen feierlichen Schritt einherzuschreiten, im Trabe liefen. Dabei befanden sich dieselben in trunkenem Zustand und jeden Augenblick war zu fürchten, daß sie mit der Leiche stürzen würden. Auch waren sie kaum an mir vorüber, so verkündete mir ihr Geschrei, daß sie wirklich den Sarg fallen gelassen hatten und die Leiche auf dem Pflaster lag. — Ich erfuhr, daß alle Todten stets in den nächsten 24 Stunden beerdigt werden müssen und zwar nie am Tage, sondern stets zwischen 12 bis 3 Uhr des Nachts, wobei vor der Bestattung im Trauerhause stets gut gegessen und noch mehr getrunken wurde.

Am nächsten Tage besuchte ich die Messe in der auf der Plaza de Victoria gelegenen Kirche San Augustin, wo sich die Elite Valparaisos einzufinden pflegte und sich mir Gelegenheit bot, das schöne Geschlecht zu bewundern. Alle Frauen und Mädchen trugen ein schwarzes Tuch, Manta genannt, über dem Kopf, welches unter dem Kinn zusammengesteckt war. Diese Kleidungsstücke bestanden bei den Reicheren aus schweren Seidenstoffen mit Spitzen besetzt, bei den Aermeren aus Merino. Vornehme Damen erschienen von Dienern und Dienerinnen begleitet, welche die schönsten Teppiche trugen und diese in der Kirche ausbreiteten, auf welchen die Damen niederknieten. Selbst die ärmsten Frauen besaßen einen solchen Teppich, auf dem sie gewöhnlich mit untergeschlagenen

Beinen Platz nahmen. Unter den sehr schönen Frauen und Mädchen verstanden es Einige, trotz der Heiligkeit des Orts, sehr gut zu kokettiren und der Manta öfter, wie durch Zufall, einen solchen Schwung zu geben, daß ihre schöne Büste sichtbar wurde, da der Hitze wegen unter diesem Tuch nur ein feines Battisthemdchen getragen wurde. Die Damen machten ihre Ausgänge in dieser Tracht, sowohl wenn sie die Kirche, wie die Bäder oder auch Läden besuchten, um Einkäufe zu machen. Der einzige Unterschied war der, daß sie das Angesicht in der Kirche stets frei, auf der Straße bis an die Augen verdeckt trugen.

Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile diese Tracht dem weiblichen Geschlecht bot und wie gute Gelegenheit die Manta verschaffte, um alle Orte unerkannt besuchen zu können, und ganz besonders ließ es sich bei dem so leidenschaftlichen Temperament der andalusischen Race zu Abenteuern und Rendez-vous aller Art verwerthen.

Am Nachmittag ritt ich mit mehreren Bekannten nach einem, in einer nahen Gebirgsschlucht gelegenen Vergnügungsort Las Zorras, wo die üppigste Vegetation herrschte und sich mehrere Privatgärten und Landhäuser befanden. Schaaren von Matrosen und Dirnen, theils zu Pferde in Carrière unter Geschrei die Berge hinauf- und hinabjagend, trafen wir auf dem Wege. Da das Local und die Gärten bereits überfüllt waren, so lagerten wir uns im Schatten einer herrlichen großen Palme und beobachteten des bunte Gedränge, uns an Erdbeeren erquickend. Vorzüglich war es spaßhaft die Dirnen, welche sehr gut ritten, wie Amazonen voltigiren zu sehen, während ihre plumpen Liebhaber, die Matrosen, des Reitens unkundig, hier und da von den alten störrischen Thieren eines Miethstalles herunter geworfen wurden, oder wenn die Thiere mit ihnen durchgingen, sich in den lächerlichsten Stellungen am Sattel und Hals anklammernd ihren Dulcineas nachjagten. —

Am Abend holte mich einer meiner neuen Bekannten ab, um mich in eine der ersten Familien Valparaisos einzuführen, was ich, obgleich etwas zaghaft, da ich der spanischen Sprache noch wenig mächtig war, annahm. Bei meinem Eintritt war ich zunächst über den großen Luxus der Räume und die eleganten Toiletten der Damen erstaunt, welche nach neuester Pariser Mode gekleidet und frisirt waren. Besonders aber machte der sehr freundliche Empfang, der mir zu Theil wurde, indem die Dame des Hauses wie die Töchter mir entgegen eilten und mir zum

Willkommen herzlich die Hände schüttelten, einen sehr wohlthuenden Eindruck. Welcher Unterschied des Empfanges in Chile und Europa. Hier Natürlichkeit und Herzlichkeit, dort meistens kalte und steife Begrüßung! —

Ebenso freundlich wurde ich von dem später eintretenden Hausherrn begrüßt. Dieser gehörte einem berühmten altadligen spanischen Geschlecht an; und trotzdem er sich im Frieden und im Kriege ausgezeichnet hatte, wurde er einfach Sennor Don, wie jeder Tagelöhner genannt, da in dieser Republik kein Adel galt. Lobenswerth war auch bei dieser Familie die Mühe, welche sie sich gab, sich mir in der spanischen Sprache verständlich zu machen. — Während andere Nationen mit Mißachtung auf Ausländer herabsehen, welche nicht ihre Sprache reden, andere wieder lachen, wenn ein Fremder falsche Worte braucht, wodurch sie denselben in die peinlichste Lage versetzen, würde ein solches Verfahren hier für eine große Unhöflichkeit und Mangel an Bildung gehalten und geahndet werden. — Unter den vielen schmeichelhaften Redensarten, womit die Eingeborenen die Ausländer, wie auch sich untereinander überschütten, erwähne ich beispielsweise die Phrase: „es a su disposicion", welches bedeutet: „steht zu ihrer Verfügung." Diese Redensart wurde sofort angewendet, wenn man etwas lobte oder hübsch fand. Der Besitzer antwortete dann gewöhnlich mit: „es a su disposicion" und man war oft genöthigt den Gegenstand als Geschenk anzunehmen.

Die Töchter des Hauses waren sehr hübsche und gebildete Mädchen; sie trugen später ein schweres Quatre mains auf dem Piano ganz meisterhaft vor, die eine sang die berühmte Arie aus Robert dem Teufel, wobei sie von ihrer Schwester begleitet wurde. Nachdem sich später noch mehrere Herren und Damen eingefunden, wurde nicht allein ihr Nationaltanz Zamba Cueca, sondern auch europäische Tänze, wie Quadrillen, Polka, Mazureck, mit sehr vieler Grazie ausgeführt.

Als wir uns von dieser liebenswürdigen Familie nach Hause begaben, hörten wir plötzlich von einer der Straßen her, welche von der Plaza de la Matriz nach dem Gebirge führt und als Sitz der Prostitution bekannt war, einen furchtbaren Lärm. Wir näherten uns und fanden eine Anzahl Dirnen wie viele Matrosen, welche mit Soldaten handgemein geworden. Zwei Opfer lagen bereits in ihrem Blute am Boden und war dem Einen der Leib derart mit einem Messer aufgeschlitzt, daß ihm die Eingeweide heraushingen, während dem Andern ein Messer

in die Seite gestoßen war. Wir wandten uns schnell von dieser widerlichen Scene ab und eilten nach Hause.

Am nächsten Tage hatte ich bei meinen Einkäufen Gelegenheit, mit einigen der ersten Kaufleute bekannt zu werden. Es war mir erfreulich auch da zu beobachten, wie die Deutschen von den Eingeborenen sowohl wegen ihres gediegenen Wissens, als ihres Fleißes, ihrer Ausdauer und besonders ihrer Ehrlichkeit hochgeschätzt und allen anderen Nationalitäten vorgezogen wurden. Ich fand alle verantwortliche Stellen, wie Buchhalter und Cassirer, nicht allein in fast sämmtlichen chilenischen, sondern auch in englischen, französischen und spanischen Häusern mit Deutschen besetzt.

Was Gehalte und Löhne anbelangte, so waren diese sehr hoch, wogegen die Preise für Wohnung und Lebensmittel verhältnißmäßig billig waren. So konnte Jeder in seiner Stellung, sei es nun als Kaufmann, Arzt, Lehrer, Advokat oder Professionist, bei gutem Leben leicht Geld zurücklegen und ist die in Europa vielfach verbreitete Ansicht, daß hier zwar gute Gehalte und Löhne gezahlt würden, der Lebensunterhalt im Verhältnisse aber eben so theuer sei, auf Valparaiso nicht anzuwenden. Es existirten hier wenig Deutsche, welche nicht binnen kurzer Zeit bedeutende Ersparnisse zurückgelegt hatten, und viele Andere waren mit bedeutendem Vermögen nach Europa zurückgekehrt, welches sie in einem Zeitraume von höchstens 10 Jahren erworben hatten. — Eben erst von Europa angekommene junge Kaufleute erhalten gewöhnlich 100 Pesos pro Monat, während sie in einem guten Hotel für Wohnung und Beköstigung monatlich nur 40—50 Pesos zu zahlen hatten. Früh gegen neun Uhr, nachdem sie einen Spazierritt gemacht, oder ein Bad genommen, begannen sie ihre Thätigkeit, arbeiteten bis 12 Uhr, frühstückten dann eine Stunde und arbeiteten sodann bis vier Uhr. — Nur wenn ein Dampfer mit der europäischen Post eintraf, was des Monats zwei Mal und zwar am 2. und 17. der Fall war, waren sie genöthigt, die Nächte hindurch zu arbeiten, da der Dampfer nach zweitägigem Aufenthalt in Valparaiso wieder nach Europa zurückkehrte. War ein solcher Commis ein oder zwei Jahre in einem Hause, so wurde er bei bedeutend erhöhtem Gehalt gewöhnlich Buchhalter oder Cassirer des Geschäfts und nach einigen Jahren Procurist und Compagnon. Der Chef des Hauses zog sich dann nach Europa zurück, wo er den Ankauf der Waaren besorgte und dieselben seinem Compagnon nach Valparaiso sandte. Dieser remittirte den Erlös in Gold, Silber oder Kupferbarren nach Europa. So kam es, daß junge Commis binnen

10—12 Jahren Chefs von Handelshäusern in Valparaiso wurden und sich dann nach einigen Jahren, noch jung und mit Vermögen ebenfalls nach Europa begeben konnten, um eine Lebensgefährtin zu suchen und die Freuden einer unabhängigen Stellung zu genießen.

Aerzten wurde für eine Visite gewöhnlich ein Peso gezahlt, renommirten Aerzten wohl auch drei bis fünf. Die Meisten hatten Contracte mit den Familien abgeschlossen und erhielten eine bestimmte Summe jährlich.

Musik und Gesangsunterricht wurde ebenfalls mit zwei bis fünf Pesos per Stunde bezahlt. Der gute Pianist W. Deichert aus Cassel erhielt für jede halbe Stunde $^1/_4$ Unze 1 Friedrichsd'or und versicherte, daß er bisweilen an einem Tage 100 Pesos sich erworben hätte.

Europäische Professionisten, wie Tischler, Schmiede, Maurer und Zimmergesellen, verdienten täglich sechs bis acht Pesos und Tagelöhner, Packknechte, Ruderknechte u. dgl. zwei bis drei und oft mehr pro Tag.

Auch gab es hier außer zwei gut assortirten spanischen Buchhandlungen bereits eine deutsche und zwar die der Herren Niemeyer und Inghiramt aus Hamburg, bei welchen eine große Auswahl guter deutscher Werke und stets die neuesten Bücher und Zeitungen zu haben waren.

Kapitel III.

Reise von Valparaiso nach dem Hafen von Caldera.

Nachdem ich mir einen allgemeinen Ueberblick über Valparaiso und seine Bevölkerung, ihre Sitten und Gebräuche und die Verhältnisse des Landes verschafft hatte, erwartete ich mit einer wahren Sehnsucht den 29. Januar, an welchem Tage der nächste Dampfer nach dem Hafen von Copiapo, Caldera genannt, abgehen sollte. —

Während meines Aufenthaltes in Valparaiso hatte ich so viele und so interessante Nachrichten über den so fabelhaften Reichthum der Bergwerks-Bezirke der Provinz Atacama erhalten, daß ich vor Begierde brannte, dies neue Eldorado so schnell als möglich zu erreichen.

Endlich erschien der ersehnte Tag meiner Abreise, und nachdem ich mich mit allen für mein Fach nöthigen Instrumenten und Chemikalien versehen und von meinen Bekannten verabschiedet hatte, schiffte ich mich Vormittags auf dem der „Pacific Steam Navigation Company" gehörigen großen eleganten Dampfer „Santiago" ein. Obgleich das Schiff erst um 12 Uhr abgehen sollte, fand ich schon fast alle Passagiere an Bord. — Hier herrschte ein äußerst reges und geräuschvolles Treiben; mehr als 50 Boote und Lantschen fuhren ab und zu, Passagiere und Frachtgüter heranbringend, und eine Menge Verkäufer von Früchten, Eis, Blumen, Backwerk, Cigarren u. s. w. befanden sich auf Deck oder umschwärmten auf ihren kleinen Böten das Schiff. Je näher die Zeit der Abfahrt heranrückte, desto mehr wurden Deck und Salons von Menschen überfüllt, denn außer den Verkäufern waren natürlich auch

sehr viele Personen auf das Schiff gekommen, um Lieben und Bekannten, die theils nach Europa, nach Nordamerika, nach den Republiken der Westküste oder auch nur nach dem Norden Chiles gingen, das Abschiedsgeleit zu geben.

Trotz dem großen Gedränge konnte man leicht die Passagiere unterscheiden, welche nur eine kleine Reise unternahmen, und diejenigen, welche nach Europa gingen, denn während erstere heiter und vergnügt waren, lag tiefer Ernst oder sogar Schmerz in den Zügen der Letzteren. Galt es ja oft ein Scheiden für immer von diesem Lande, von Verwandten, Freunden und Lieben! Hier erschallten die Vivas einer Gesellschaft junger Kaufleute, die ihrem Freund, der eine gute Stelle in einer Küstenstadt erhalten hatte, das Abschiedsgeleit gaben und einige Flaschen Champagner ihm zu Ehren leerten. Da sah man eine Familie, die eine Vergnügungsreise nach Lima unternahm; dort stand eine Gruppe von Offizieren, welche mit ihrer Compagnie nach dem Norden versetzt wurden. Im Salon saß der Bischof von Coquimbo, der nach seiner Diöcese zurückkehrte und von einer Schaar von Geistlichen aller Orden und Trachten in allen Farben begleitet war. Auf dem Deck befand sich eine Menge Kaufleute, die von ihren Geschäftsfreunden Abschied nahmen, und mehrere deutsche Schacherjuden, welche die Zeit benutzten, um ihr Reisegeld herauszuschlagen, indem sie die Passagiere mit ihren falschen Goldwaaren zu betrügen suchten. In der zweiten Klasse hatte sich eine Menge Dirnen eingefunden, welche nach dem neuen Eldorado Copiapo strömten und dort große Beute zu machen hofften. An einem gewissen Orte des Schiffs endlich wurde ein junger sehr feiner Herr, der aus gewissen Gründen den Personen, welchen er in Valparaiso Geld schuldete, seine Abreise anzuzeigen vergessen hatte, unter dem hellen Gelächter aller Anwesenden von den Häschern der Justiz entdeckt und hervorgezogen und vor Furcht und Schaam mehr todt als lebendig wieder an Land und in Sicherheit gebracht.

Alle diese Scenen gewährten einen heiteren Anblick; ganz anders aber mußten die Empfindungen derjenigen sein, die nach Europa gingen.

Hier sah man zwei junge Damen, welche unter Schluchzen und einem Strom von Thränen sich fest umschlungen hielten; es waren Schwestern, die sich wahrscheinlich für immer trennten. Dort saß eine junge Braut, den Kranz noch im Haar, welche dem ihr erst heut angetrauten Gatten folgte und ihr Vaterland, ihre Eltern und alle Lieben auch wohl auf Nimmerwiedersehn verließ. Da stand ein zärtlicher Gatte

und Vater, der von seinem treuen Weib und geliebten Kindern Abschied nahm. Hier ertheilten greise Eltern ihrem Sohne den letzten Segen, wohl ahnend, daß bei seiner einstigen Rückkehr er sie nicht mehr am Leben finden werde. Dort endlich nahm Bruder vom Bruder, Bräutigam von der Braut, Freund vom Freunde Abschied.

Während so mannichfacher, ergreifender und interessanter Scenen unter dem größten Gedränge und Geschrei, erdröhnte plötzlich der erste Signalschuß, das Zeichen, nach welchem Jeder, der nicht mit reiste, sofort das Schiff verlassen mußte. Alles umarmte sich jetzt noch einmal, überall wurde geküßt, geschluchzt, geweint und Hände geschüttelt und zu meiner Enttäuschung sah ich jetzt manche Schöne mit rothgeweinten Aeuglein nach dem Ufer zurückrudern, deren Bekanntschaft ich unterwegs zu machen gehofft hatte.

Nach einer Viertelstunde donnerte der zweite Schuß, die Schiffstreppe wurde sofort heraufgezogen, die Matrosen begannen unter den üblichen Gesängen die Anker zu lichten und die Maschine fing unter Stöhnen langsam an, die großen Räder in Bewegung zu setzen. Mehr als 30 Boote umschwärmten uns, auf denen Taschentücher und Hüte geschwenkt wurden und Abschiedsgrüße ertönten, welche wir vom Schiff aus erwiederten. Apfelsinen, Bouquets, Bonbons wurden von allen Seiten nach uns heraufgeworfen und mit Jubel begrüßt.

Nun fiel der dritte und letzte Schuß, ein schrilles Pfeifen erscholl aus der Maschine, die Flaggen wurden drei Mal zum Gruße auf und niedergezogen, welches alle in der Nähe befindlichen Schiffe beantworteten, und unter allgemeinem Hurrah flogen wir, vom Südwind begünstigt, pfeilschnell aus dem Hafen in die schäumende See.

Es war ein herrlicher Sommertag; während das Meer im Hafen ziemlich ruhig gewesen war, wuchsen die Wellen in offener See von Stunde zu Stunde ganz bedeutend und das Schiff begann bald so stark zu schwanken, daß das Deck, auf welchem sich bei der Ausfahrt wohl über 200 Personen befunden hatten, bald fast leer war, da Jeder nach seiner Kajüte eilte, um die ersten Opfer der Seekrankheit heimlich Neptun darzubringen. — Da ich nie seekrank wurde, blieb ich auf Deck und beobachtete die Küste, an welcher wir in sehr geringer Entfernung entlang fuhren. Als ich jedoch mehrere Stunden nichts als kahle Klippen und Sanddünen gesehen, und man mir mittheilte, daß bis Copiapo die Küste stets dieselbe monotone Ansicht gewähre, begab ich mich nach dem Salon, wo gerade zur Mittagstafel geläutet wurde. Obgleich für mehr als 60 Personen gedeckt war, erschienen nur der Capitän, die Offiziere und

ein Dutzend Passagiere, alle übrigen hielt die Seekrankheit zurück. Das Diner war sehr gut und es gab eine solche Auswahl von Speisen, wie sie nur in einem europäischen Hotel ersten Ranges geboten werden — ein großer Unterschied von dem Mittagsmahl auf dem „Phönix", der mich nach Valparaiso gebracht hatte!

Als das Diner vorüber war, nahm ein alter Herr am Ende der Tafel Platz, ließ sich durch einen Diener einen kleinen, schweren Sack bringen und leerte dessen Inhalt, aus 10,000 Pesos, in Ganzen, Halben, Viertel und Achtel Unzen bestehend, auf dem Tische aus. Kaum ertönten die magischen Klänge des Goldes, als sich auch schon der größte Theil der Passagiere dem alten Herrn näherte. Wie durch Zauber hatten sich die meisten Thüren der Kojen, aus denen die bleichen Gesichter der Seekranken neugierig herausschauten, geöffnet und trotz Schwäche und Kopfschmerz konnten sie dem Rufe des Goldes nicht widerstehen und nahmen an der Tafel Platz, wo nun das berühmte Hazardspiel „Monte" begann. Es wurde nur in Gold gespielt und war der niedrigste Satz eine Viertel Unze = 16 Mark. —

Bis gegen Abend hatte der Bankhalter mit vielem Glück gespielt und beinahe die Bank verdoppelt. Mancher der Passagiere war gerupft worden. — Hier murmelte ein dicker Sohn Albions sein „God-dam", dort klagte ein auffallend gekleideter Franzose, der sich Doctor nennen ließ, aber nur Barbier war, um den Verlust von 500 Pesos, wenn es auch nur 50 gewesen waren. Hier stand ein Altkastilianer, Tausende setzend und sich im Gewinn und Verlust gleich bleibend, ohne eine Miene zu verändern, als wolle er sagen: „Stolz will ich den Spanier sehen!" Hier gewann ein chilenischer Advocat an 1000 Pesos und ließ sofort zwei Dutzend Flaschen Champagner kommen, die er der Gesellschaft zur Disposition stellte. Dort wagte ein langer italienischer Krämer mehrmals den untersten Einsatz, zog aber stets, ehe die Karten umgeschlagen wurden, aus Furcht zu verlieren, sein Geld wieder zurück. Hier endlich riskirten zwei deutsche Schacherjuden beschnittene Ducaten, indem sie dieselben für den doppelten Werth, nämlich für Fünf-Pesos-stücke, anbrachten. — Ein Nordamerikaner, der lange, ohne zu setzen, neben dem Bankhalter gesessen hatte, pointirte plötzlich, als ein neues Spiel Karten gebracht, gemischt und abgehoben war, 5000 Pesos und — gewann. Er machte noch einmal denselben Satz, gewann wiederum, und die Bank war gesprengt! — Später erfuhr ich, daß dieser Amerikaner einer der gefährlichsten und berüchtigsten falschen Spieler der Küste war, welcher dem Bankhalter ein von ihm mit Zeichen versehenens Spiel

Karten hatte verkaufen lassen, bei dem er jede Karte kannte, so daß er natürlich gewinnen mußte.

Nachdem der Bankier seinen Platz verlassen, nahm dieser Amerikaner denselben sofort in Beschlag und legte, um noch mehr zu reizen, gegen 1000 Pesos in amerikanischen 50-Dollar-Goldstücken auf. Bis jetzt hatte ich der Verführung des Goldes widerstanden, als ich aber diese schweren, großen, achteckigen Goldstücke sah, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, der Curiosität halber auch eins derselben zu besitzen. Nachdem ich einige kleine Einsätze gemacht, hatte ich bald meinen Zweck erreicht, versenkte das Goldstück in mein Portemonnaie, damit der große Adler, der auf der einen Seite des Gepräges sichtbar war, mir nicht wieder ausfliege, und begab mich auf das Deck, um bei dem herrlichen Mondschein noch eine gute Havanna zu genießen.

Als ich so ruhig und ausgestreckt auf einer Bank von den Wellen geschaukelt lag und den prächtigen Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre, an welcher das südliche Kreuz und eine Menge mir fremder Sternbilder erglänzten, in stiller Andacht betrachtete, näherte sich mir plötzlich leise ein, in seine Kutte gehüllter Mönch, nahm neben mir Platz und knüpfte mit mir eine Unterhaltung an. Zu wenig der spanischen Sprache mächtig, verstand ich ihn anfangs nicht, und ungewiß, ob er gekommen war, mit mir über Astronomie zu sprechen, frug ich ihn nach einigen Hauptsternen. Bald erkannte ich aber, daß er nicht eine Idee von Astronomie verstand; dagegen machte er mir begreiflich, daß ich ihm einige Unzen geben solle; er wolle für mich spielen, da er viel Glück habe und, so oft er eine gewisse Formel spreche, stets gewönne. Höchlichst überrascht dankte ich ihm für sein Anerbieten und bedeutete ihn, daß ich, wenn ich spielen wolle, vorzöge, selbst zu spielen, obgleich ich keine Formel wie er besäße.

Bald darauf begab ich mich nach meiner Koje, um mich zur Ruhe zu begeben. In derselben waren nach allgemeiner Sitte zwei Betten übereinander angebracht und fand ich zu meinem nicht geringen Schrecken in dem untern Bett einen Reisegefährten, der im vollsten Sinn des Worts seekrank war und bei dem sich die Natur durch alle Wege Bahn gebrochen hatte. Dadurch herrschte hier eine Atmosphäre, die mich die Thür nur öffnen und zuschlagen ließ. Ich begab mich rasch nach dem Deck zurück, wo ich mir eine Lagerstätte suchte und in meinen Mantel gehüllt und von den Wellen geschaukelt bald einschlief.

Am Morgen wurde ich durch das Waschen des Decks sehr früh aus meiner Ruhe gestört. Ich begab mich nach dem großen Salon, in

welchem zu meinem Erstaunen das Spiel von gestern, welches die ganze Nacht gewährt, auch jetzt noch ruhig seinen Fortgang nahm. Viele Gerupfte mit blaßem überwachten Gesichtern, ihr Unglück verwünschend, saßen traurig um den Tisch herum.

Auch an diesem Tage war die Aussicht vom Deck sehr monoton, die Küste kahl, öde und flach und nur hie und da von grauen Klippen unterbrochen. Das Meer war heute ruhig, wenige Albatrose, Seetauben und Möven folgten unserm Schiff, und Delphine, die oft zu Hunderten in einer Linie angeschwommen kamen, ergötzten uns durch ihre lustigen Sprünge.

Gegen 12 Uhr erreichten wir den Hafen von Coquimbo.

Da sich unser Dampfer hier zwei Stunden aufhielt, um Passagiere und Güter aus- und einzuschiffen, benutzte ich diese Zeit, um mich auf einem Boot an das nur einen Büchsenschuß entfernte Ufer rudern zu lassen.

Der Hafen von Coquimbo liegt 29° 55′ 10″ S. B. und 71° 25′ 10″ W. L. Der nur aus etwa 40 kleinen Häusern und Hütten bestehende Ort, am Fuß eines gegen 500 Fuß hohen Felsengebirges gelegen, welches sich weit ins Meer erstreckte, aber kahl und vegetationsarm und nur von hohem säulenförmigen Armleuchter-Cactus geziert war, gewährte einen traurigen Anblick. Dagegen wurde aber unser Auge durch die auf der andern Seite dieses großen Hafens gelegene Stadt Serena angenehm überrascht. Diese machte mit ihren freundlichen weißen Häusern, ihren Kirchen und Kapellen, umgeben von Gärten voll der herrlichsten Fruchtbäume und Blumen, schönen Alleen, die sich den Hafen entlang erstreckten, einen überaus lieblichen Eindruck. Unzählige Essen von Kupferschmelzereien bekundeten, daß auch bis hier bereits europäische Industrie vorgedrungen.

La Serena wurde im Jahre 1543 von Pedro Valdivia gegründet, 1548 aber von den Indianern zerstört und später wieder neu erbaut. Inmitten der Stadt erhob sich die Kathedrale, außerdem hatte die Stadt noch vier andere Kirchen und fünf Klöster; die Bevölkerung betrug 10,000 Seelen.

Das Klima ist hier sehr trocken, und nur dem Flüßchen, an dem die Stadt liegt, verdankt sie ihre Existenz. Soweit sich das Gebiet des Flusses erstreckt, ist das öde Land in herrliche Fluren verwandelt. Häufig herrschte hier die Ruhr, was dem schlechten Wasser zuzuschreiben ist. —

Nachdem ich ein Stündchen am Land zugebracht und Einkäufe von herrlichen Erdbeeren, Pfirsichen, Lucumas und anderem Obst gemacht hatte, kehrte ich an Bord zurück und bald erfolgte die Weiterreise.

Die Küste bot auch von hier aus in nördlicher Richtung durchaus nichts Interessantes dar, und da in dem Salon von Früh bis Abend Bank gelegt und gespielt wurde, benutzte ich die Zeit, mich in der spanischen Sprache zu üben, wobei eine Familie so freundlich war, mich nach Kräften zu unterstützen.

Alles blieb bis spät Abends auf Deck, um das herrliche Leuchten des Meeres zu genießen, und da die See hoch ging, wurde durch das Anprallen der Wellen gegen das Schiff oft ein so intensives Licht verbreitet, daß man beinahe glauben konnte, das Schiff stehe in Flammen. Wir amüsirten uns damit, das Wasser in Eimern auf Deck zu ziehen, wo dasselbe stark leuchtete, und selbst in die Hand genommen, sah es aus als ob Johanniswürmer darin erglänzten.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie theilte Professor P. Duchemin über die Ursache dieses Meerleuchtens mit, daß dies nicht die Folge eines besonderen electrischen Zustandes des Meerwassers, sondern die Wirkung von Infusorien von der Gattung Noctiluca miliaris sei, welche die Gestalt ganz kleiner Kügelchen haben. Seine Beobachtungen ergaben ferner, daß die Bewegung des Wassers das Leuchten vermehrt und daß das Wasser, wenn man es in einer Flasche schüttelt, sofort leuchtet. Erwärmt man dieses Wasser bis 39°, so steigert sich das Leuchten, welches bei 41° jedoch aufhört, da die Infusorien sterben. Ebenso steigert sich das Leuchten bei Erkaltung des Wassers, oder durch Zusatz von verdünnten Säuren oder Alkohol, wogegen es bei dem Zutritt von süßem Wasser sofort verschwindet. Auch die Electricität wirkt sehr stark auf die Leuchtkraft.

Heute schlug ich meine Lagerstelle wieder auf Deck auf, und meinen Poncho über mich geworfen, entschlief ich bald. Ich hatte etwa zwei Stunden gelegen, als mich ein furchtbarer Knall derart erschreckte, daß ich zur Erde fiel. Im ersten Augenblick glaubte ich, daß das Schiff gestrandet sein müsse; als ich jedoch aufsprang, um mich zu retten, wurde ich von lautem Gelächter begrüßt und ersah bald, daß keine Gefahr vorhanden war. Ich hatte mich im Dunkeln unbewußt neben die Kanone gelegt, aus welcher soeben ein Signalschuß abgefeuert worden war, denn wir befanden uns im Hafen von Huasco.

Dieser Hafen liegt 28° 27′ 25″ S. B. und 71° 19′ W. L. Er ist nur klein und der Ort bestand damals aus wenigen Häusern und Hütten. Huasco ist der Hafenplatz für das 1½ Meilen im Innern gelegene Städtchen Freirina, welches etwa 2000 Einwohner zählt, und für das 5 Meilen ostsüdöstlich gelegene Vallenar mit 3000 Einwohnern. Ebenso wie in Coquimbo herrschte hier, soweit ein Flüßchen Nahrung gab, eine sehr üppige Vegetation, besonders wuchsen herrliche Weintrauben, die als Traubenrosinen einen Weltruf haben. Die ganze Umgegend ist kahl und von brennendem Sand bedeckt. — Nachdem auch hier Passagiere, Post- und Frachtgüter ein- und ausgeschifft waren, setzten wir unsere Reise nach dem Norden weiter fort.

Gegen fünf Uhr des Morgens erweckte mich ein abermaliger Signalschuß, und das bald darauf erfolgende Rasseln der Ankerketten zeigte mir an, daß wir uns am Ziel unserer Seereise befanden. — Wir lagen im Hafen von Copiapo, Caldera genannt, vor Anker.

Kapitel IV.

Beschreibung des Hafens von Caldera und Eisenbahnfahrt von da nach Copiapo.

Der Hafen von Caldera liegt 27° 5' 20" S. B. und 70° 56 W. L. und wurde in Folge eines Gesetzes vom 21. December 1850 angelegt.

Hätte ich nicht so zuverlässige Nachrichten über den so großen Mineralreichthum dieser Provinz besessen, die nun mein Wirkungskreis und meine Heimath werden sollte, und wäre ich nicht von dem heißen Wunsche beseelt und der Aussicht versichert gewesen, in kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, so würde mich der Anblick, der sich mir hier darbot, wahrlich um so mehr entmuthigt haben, als mir meine Phantasie in Europa die herrlichsten Bilder von den Gegenden vorgespiegelt hatte, die ich hier an den Ufern des Stillen Oceans bewohnen und bereisen würde. Wohin mein Auge sich rings um den großen Hafen auch wandte, sah ich nichts als die ödesten Sandflächen, die sich meilenweit bis an den Horizont hinzogen, an welchem sich graue kahle Felsgebirge aufthürmten. Nirgends war auch nur eine Spur von Vegetation zu sehen und nur am Ufer bekundete ein größeres Gebäude, mehrere kleinere Häuser und elende Hütten, daß lebende Wesen in dieser Wüste sich befanden.

Den Unterschied des Klimas merkte man sofort daran, daß alle Bewohner dieses Hafens bedeutend brauner waren, als die von Valparaiso,

Als wir glücklich gelandet und in dem fast fußtiefen, brennenden Sande einige 100 Schritt bei der glühendsten Sonnenhitze nach einem kleinen Wirthshaus gewathet waren, erhielten wir einen zweiten Beweis der klimatischen Veränderung, indem wir förmlich in Schweiß gebadet wurden. — Dies konnte ebenfalls durchaus nicht erbauend auf mich wirken.

Da ich viele Koffer besaß, war ich einer der Letzten, der in diesem sogenannten Hotel anlangte. Ich erfuhr nun, daß kein Zimmer, ja selbst kein Winkel mehr frei war, wo man sich vor den brennenden Sonnenstrahlen hätte schützen können und war ich gezwungen, mich mit meinen Koffern mitten im Sande niederzulassen. Dieses Schicksal theilten übrigens ganze Familien mit mir, die sich durch übereinander gesetzte Koffer, über welche Tücher gespannt wurden, Schatten verschafften.

Ich engagirte dann einen Wächter für mein Gepäck und begab mich nach dem Speisesaal, in welchem alle halbe Stunden, man konnte sagen zur Abfütterung geläutet wurde. Diejenigen, welche gefrühstückt hatten, mußten nämlich ihre Plätze sofort wieder verlassen, um den noch nüchtern Ankommenden Platz zu machen. Als ich mir einen Stuhl erkämpft, verlangte ich zunächst Wasser, um meinen brennenden Durst einigermaßen zu löschen. Man brachte mir fast reines Salzwasser, welches durchaus ungenießbar war. Der gebratene Fisch, der nun servirt wurde, war nicht frisch, das Fleisch roch, und der Kaffee, der mit dem Salzwasser gekocht war, ungenießbar, so daß ich von dem ganzen Frühstück, welches pro Mann zwei Peso kostete, nichts genoß und bald Anderen Platz machte, die vielleicht einen besseren Magen hatten. Kaum war diese Abfütterung vorüber, so wurde schleunigst der Tisch abgeräumt und Bank auf ihm gelegt und währte dann das Spiel bis zur Abfahrt.

Copiapo, das Ziel meiner Reise, lag 12½ deutsche Meilen von hier in nordöstlicher Richtung im Innern des Landes und war bereits mit diesem öden Ort Caldera durch eine Eisenbahn verbunden, welche seit einigen Wochen als die erste in Südamerika dem Betriebe übergeben war. Leider existirte noch kein Bahnhof, wo man gegen die Sonne hätte Schutz finden können, und da der nächste Zug erst Nachmittags abgehen sollte, waren wir verurtheilt, an sieben Stunden hier zu schmachten und zu braten.

Ungewohnt dieser wahrhaft tropischen Hitze, kehrte ich nach dem Meeresstrand zurück, wo mich wenigstens eine frische Brise erquickte, und da ich weiterhin einige Klippen entdeckte, eilte ich Schatten suchend

dahin. Ich fand einen Platz, wo eine kleine Grotte mir Gelegenheit verschaffte, mich in den Wellen des Oceans, welche bis in diese eindrangen, zu erfrischen. Schöner Sand bedeckte den Grund des seichten Wassers. Kaum hatte ich mich jedoch einige Minuten in den grünen Fluthen erfrischt, als ich in meiner Nähe Geräusch und Stimmen vernahm, und da ich mich im Adams-Costüm befand, hatte ich kaum so viel Zeit, mich schleunigst hinter die vorstehende Klippe zu verbergen, als auch schon bereits eine ältere Dame und zwei junge Mädchen erschienen, die sich ganz in meiner Nähe niederließen und sich zu entkleiden anfingen, um sich ebenfalls in den Wellen zu erfrischen. — Ich erkannte sofort in ihnen meine liebenswürdigen Reisegefährtinnen, welche mir am Bord spanische Lectionen ertheilt hatten.

Da ich meine Kleider, damit sie nicht durch eine tückische Welle oder einen Strandläufer entwendet würden, in eine Felsspalte verborgen hatte, die sich gerade über den Köpfen der Damen befand, war es mir unmöglich, dieselben zu erreichen und war ich somit unfreiwilliger Gefangener, aber auch Beobachter dieser Damen. Im Naturzustande mich befindend und der Sprache nicht genug mächtig, um mich entschuldigen zu können, wie sollte ich mich da befreien?!

Halb verschmachtet von den brennenden Strahlen der Sonne, unvorbereitet zu einem Seebade und sich unbeobachtet glaubend, entkleideten sich die jungen Mädchen nach und nach, — zuletzt verschwand auch die letzte Hülle — und gleich Najaden stiegen sie in die klaren Fluthen, wo sie sich in ausgelassener Freude herumtummelten und ihre kindlichen Spiele trieben. — Doch Neptun, sei es aus Eifersucht oder als Beschützer der Unschuld, sollte mich bald verrathen und in die größte Verlegenheit bringen. War es die plötzliche Abwechselung der Temperatur oder die Kühle der kleinen Grotte, kurz ich verspürte das Vorgefühl des Niesens, und je mehr ich es zu unterdrücken suchte, je stärker machte es sich fühlbar; ich war in Verzweiflung, vor Anstrengung es zurück zu halten in Schweiß gebadet und endlich meiner nicht mehr selbst Meister. Da verlangte die Natur ihre Rechte und — ich nieste, und zwar mit solcher Gewalt, daß die Grotte erdröhnte.

Waren die armen Mädchen schon vor Schreck über dieses starke unerwartete Geräusch aus dem Wasser gesprungen, so wurde ihr Schreck noch größer, als sie mich, den Urheber, wie einen Wurm zusammengekrümmt hinter der Klippe im Naturzustande sitzend erblickten und erkannten. Eiligst ihre Kleider ergreifend, flohen sie hinter die Felsen.

Die Damen gehörten einer der ersten Familien Copiapos an, in welcher ich später sehr freundliche Aufnahme fand und sehr angenehme Tage verlebte. Mit Erröthen wurde oft dieser komischen Scene gedacht. —

Nachdem ich mein unterbrochenes Bad beendigt und nach dem Gasthofe zurückgekehrt war, dann fast ebenso schlecht dinirt wie gefrühstückt hatte, ertönte endlich der schrille Pfiff der Locomotive, die uns zur Abfahrt nach Copiapo aufforderte. Alles watete keuchend durch den tiefen Sand und stürzte sich in die Wagen. Diese waren an 40 Fuß lang und so eingerichtet, daß in der Mitte ein Gang hindurch führte, an dessen beiden Enden sich die Thüren befanden; zu beiden Seiten des Ganges waren die Sitze angebracht, so daß man nicht allein im Wagen sich bewegen und die Plätze wechseln, sondern auch während der Fahrt in die andern Wagen gelangen konnte. Die Bahn war durch ein Decret vom 9. November 1848 privilegirt und von Herrn Wilhelm Wheelwright erbaut worden, der sich um Chile, wie um die ganze Westküste Süd-Amerikas sehr verdient gemacht hat. Da fast keine Terrainschwierigkeiten vorhanden waren, wurde die ganze Bahn für den geringen Preis von 2,000,000 Pesos hergestellt. Die Strecke ist 50½ englische = 12 deutsche Meilen lang und steigt 1213 Fuß an.

Da sich in der letzten Zeit der Bergbau in dieser Provinz so sehr gehoben und so große Quantitäten edeler Erze ausgebeutet wurden und zu dieser Zeit keine Schmelzetablissements da existirten, wurden alle Erze mit dieser Bahn nach Caldera gebracht, von wo aus sie hauptsächlich nach England verladen wurden.

Wenn nun durch diese Frachten schon sehr bedeutende Einnahmen erzielt wurden, verdoppelten sich diese durch die Frachten aller Art Lebensmittel, Minenmaterial u. s. w., welche von Valparaiso kamen, da Copiapo inmitten der Wüste lag und daher weder Ackerbau noch Viehzucht getrieben werden konnte. Binnen Kurzem war diese Bahn eine der rentabelsten.

Kaum war der Zug in Bewegung, als ich bemerkte, daß viele Personen sich nach dem hintersten Waggon begaben, und bald entdeckte ich zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß selbst hier Bank gelegt war und eifrig gespielt wurde.

Die ersten Meilen dieser Fahrt, wo die Steigung ziemlich stark war, sah man nur eine mehrere Fuß mächtige Schicht von Muscheln, ein Beweis, daß auch hier die Küste sich gehoben und früher das Meer diese Gegend bedeckt hatte. Ringsum bot sich dem Auge nichts als

ein Sandmeer dar, in welchem kein Baum, kein Strauch zu sehen war. Am Horizont erhoben sich graue Hügel, und erst bei der 9⅓ englische Meilen von Caldera entfernten ersten Station Punta de Piedra sah man, daß trotz des brennenden Sandes Blumen während des Winters geblüht haben mußten, welche aber jetzt von den Sonnenstrahlen versengt und verdorrt waren. Der Boden wurde von hier aus thonartiger und war zum Theil mit weißen Salzflorescenzen bedeckt, und später zeigten sich Spuren von größerer Vegetation.

Kurz vor Copiapo sah man zu beiden Seiten angebaute Felder, herrliche Obst- und Blumengärten und inmitten derselben freundliche Häuser. — Wir hatten diese 50½ englische Meilen in drei Stunden zurückgelegt.

Auf dem Bahnhof erwarteten uns Hunderte von Menschen verschiedener Farbe und elegante zweispännige Droschken, bedeutend besser wie die in Valparaiso, sowie viele Karren mit Maulthieren bespannt, um uns und unser Gepäck zu transportiren. Meiner vielen Koffer wegen mußte ich hier längere Zeit verweilen und bemerkte ich zu meinem größten Erstaunen, daß unter den Eisenbahnwagen, welche nun in den Schuppen untergebracht wurden, sich auch der, worin die Bank gelegt worden war, befand und das Spiel darin ruhig seinen Fortgang nahm. Wahrlich ein Beweis großer Spielwuth!

Copiapo liegt unter 27° 4′ S. B. und 53° W. L. nach Ferro, 1213 Fuß über dem Meere, 160 deutsche Meilen von der Hauptstadt Santiago de Chile und zählte etwa 10,000 Einwohner.

Kapitel V.

Geschichtliche Nachrichten Copiapo's.

Die ersten Nachrichten über Copiapo datiren vom Jahr 1533. Nachdem nämlich Don Franzisco Pizarro den Inca Perus Athahualpa in Cajamarca hingerichtet und sich auf diese Art zum Herrscher dieses reichen Landes gemacht hatte, durchzog sein Gefährte Don Diego Almagro mit seinem Heer von 570 Spaniern und 15,000 Peruanern, welche unter dem Befehl des Peruanischen Häuptlings Paully, einem Bruder des Inca Manco standen, die Wüste Atacama, um die südlich von ihr gelegenen Länder zu unterwerfen. In dieser schrecklichen Wüste, welche sich von den Cordilleren der Anden bis ans Meer und von Nord nach Süd über 100 englische Meilen weit erstreckt, verlor er durch Strapazen an 10,000 Peruaner und 150 Spanier und würde mit dem Rest des Heeres ebenfalls den Tod gefunden haben, wenn er nicht mit einigen seiner noch rüstigsten Leute vorangesprengt wäre und zum Glück das Thal von Copiapo erreicht hätte.

Hier traf er einen Indianerstamm, der sich an einem Flüßchen angebaut hatte, welcher ihn auf's gastfreundlichste aufnahm und dem erschöpften Heere sofort Lebensmittel zuführte, so daß die Truppen ebenfalls bis hierher gelangen konnten. Paully verstand es, sich bei diesen Indianern als Bruder des Inca von Peru in solchen Respect zu setzen, daß sie ihm ein Geschenk von 500,000 Ducaten in reinem Golde machten, welches er aber sofort an seinen Befehlshaber Diego Almagro ablieferte. Auch dieser behielt das Gold nicht für sich,

sondern im höchsten Grade überrascht, hier einen solchen Reichthum zu finden, und damit zufrieden, in den Besitz dieses Landes zu kommen, verschenkte er es an sein entmuthigtes Heer, um dasselbe dadurch aufzumuntern und weitere Strapazen und Gefahren bestehen zu können. In den Wohnungen der Indianer fand man die Frauen und Mädchen mit schweren massiven goldenen Ketten behangen, breite Spangen aus dem edlen Metall trugen sie um Kopf, Arme und Beine, und selbst ein großer Theil der Hausgeräthe war aus Gold angefertigt.

Von hier aus zog Almagro mit seinem Heer immer südlicher, und so überaus gastfreundlich derselbe nun auch hier aufgenommen und beschenkt worden war und ohne die Hülfe dieses Stammes auf die elendeste Weise umgekommen sein würde, so stieg der Golddurst der Spanier doch bald in dem Grade, daß sie zu rauben anfingen und Excesse aller Art begingen. Da hierbei einige Spanier das Leben einbüßten, ließ Almagro aus Rache und um sich schnell in den Besitz dieses Landes zu setzen, in Coquimbo mehrere der angesehensten Indianer öffentlich verbrennen.

Von hier drang er bis zur Bai von Quintil vor, wohin ihm Juan de Saavedra, welcher diese Bai Valparaiso benannt hatte, Mannschaften, Waffen und Munition von Peru brachte, und mit diesem vereint erreichte er in südlicher Richtung den Maulefluß. Nachdem er da jedoch im Kampfe gegen die Promaucaos bedeutende Verluste an seiner Mannschaft erlitten hatte, sah er sich genöthigt, nach Peru zurückzuflüchten, wo ihn bald darauf der Bruder Franzisco Pizarros wegen einer Conspiration hinrichten ließ.

Im Jahre 1540 sandte Pizarro, durch die Nachrichten über den so fabelhaften Goldreichthum bewogen, ein neues bedeutendes Heer unter dem Befehl von Pedro de Valdivia gegen die Indianer-Stämme aus. Diesem Feldherrn gelang es nicht allein die Bewohner Copiapos, sondern auch alle noch südlicher wohnenden Indianer zu unterwerfen. Seit dieser Zeit standen diese Länder unter spanischer Herrschaft bis zum Jahre 1818, wo Chile sich zur unabhängigen Republik erklärte. Die Stadt Copiapo wurde im Jahre 1772 von Josefo Manzo erbaut.

Kapitel VI.

Beschreibung von Copiapo.

Vom Bahnhof fuhr ich nach dem mir empfohlenen Gasthaus „Hotel de Comercio", welches ein Italiener Namens Menelli besaß, und fand daselbst zum Glück noch Unterkommen. Dieses Hotel war ein altes baufälliges, nur aus Adobes (Lehmziegeln) errichtetes Gebäude und bestand aus einem großen Speisesaal und etwa acht Gastzimmern, aber weder der erstere noch die letzteren hatten Fenster; sie erhielten ihr Licht nur durch die Thüren, so daß man, um sich am hellen Tage nicht im Finstern zu befinden, entweder Licht brennen oder die Thür auflassen mußte, was wegen der vielen Mosquitos oft sehr unangenehm war. — Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, daß ein Deutscher angekommen, so erschienen sofort die hier bereits lebenden Landsleute, um mich zu begrüßen. Es waren die Herren Georg Huneus, Bergwerksbesitzer, Felix Engelhard, Louis Schnakenberg und Adolph Schwarzenberg, alle drei Berg-Ingenieure aus Cassel, Wilhelm und Herrmann Schmidt, Kaufleute aus Hamburg, David Levingston, Pfandleiher aus Posen, Horace Lutschannig, Chemiker aus Triest, und die in der Nähe von hier wohnenden Bergwerksbesitzer Gebrüder Erdmann aus Waldenburg in Schlesien, welche Jugendfreunde von mir waren. Wir blieben bis spät in die Nacht zusammen.

Kaum eingeschlafen, wurde ich durch das Geräusch von Ratten, die mit größter Vertraulichkeit über mein Bett und mich hinwegliefen, auf die unangenehmste Art erweckt und ebenso verspürte ich ein furchtbares

Jucken am ganzen Körper und entdeckte, daß mein Bett von Ungeziefer wimmelte. Nachdem ich nun zuerst die Ratten in ihre Löcher verjagt und diese bestens verstopft, sowie mein Bett mit Insectenpulver dick bestreut hatte, verfiel ich in einen festen Schlaf. Aus demselben wurde ich zum zweiten Mal auf eine fast noch unangenehmere Art gestört. Es entstand nämlich plötzlich ein furchtbarer Lärm im Hofe, ich hörte schreien, fluchen, weinen, Waffengeklirr und endlich donnerten Gewehrkolben gegen meine Thür und man befahl mir „im Namen des Gesetzes" sofort zu öffnen. Als ich der Aufforderung Folge geleistet hatte, drangen sofort Polizeisoldaten ein und erklärten mich als ihren Gefangenen.

Da ich der Sprache nicht mächtig genug war, um zu verstehen, was hier vorging, konnte ich nur an den Wirth appelliren, welcher französisch sprach. Dieser erklärte mir, daß in dieser Nacht zwei deutschen mit Goldwaaren und Juwelen handelnden Juden ein Werth von 20,000 Pesos aus dem Hotel gestohlen worden sei, weshalb er selbst, alle Fremden und Diener verhaftet würden und nach dem Gefängniß müßten. — Die Juden heulten und winselten ganz erschrecklich; der Wirth fluchte, der Mönch, mein Reisegefährte, bekreuzte sich, und auf mich selbst machte natürlich diese Art Empfang in meiner neuen Heimath ebenfalls keinen sehr günstigen Eindruck. — Wenn ich abergläubisch gewesen wäre, konnte ich den Vorfall wohl mit Recht als ein schlechtes Omen betrachten. Zum Glück aber erschien, noch ehe wir abgeführt wurden, der Chef der Polizei, und nachdem Alles genau untersucht worden, stellte sich heraus, daß ein Nordamerikaner den Raub begangen hatte. Als dieser sogleich eingeschmiedet werden sollte, machte er heimlich den Juden die Offerte, wenn sie ihm die Freiheit und 100 Pesos Reisegeld geben wollten, würde er ihnen alle Waaren unversehrt zurückstellen, wenn nicht, würde er leugnen, und sollte er trotzdem verurtheilt werden, ruhig zwei Jahr im Gefängniß bleiben, wofür er dann bei seiner Freilassung 20,000 Pesos als Entschädigung haben würde.

Das Anerbieten des Diebes wurde von den Söhnen Israels freudigst angenommen; sie arrangirten sich mit den Beamten der Justiz, erhielten ihre Waaren, welche unter dem Altar der nahen Kirche verborgen waren, zurück und brachten den kühnen Dieb, frei und mit Reisegeld versehen, am Bord eines Dampfers.

Anfangs hatte ich viel Mitleid mit den armen Juden gehabt, so daß ich selbst meine unangenehme Lage darüber vergaß. Meine Sympathie verschwand aber als ich erfuhr, daß diese beiden Leute in 14 Tagen an 10,000 Pesos dadurch verdient hatten, daß sie vergoldete Uhren, die sie

im Gros mit 10 Pesos das Stück gekauft, hier und in den Bergwerksbezirken für goldene zu 100 Pesos das Stück angebracht und so alle Welt betrogen hatten. —

So unangenehm schon diese kleinen Empfangsabenteuer waren, so wurde ich noch mehr mißgestimmt durch die ungünstigen Wirkungen, welche die salinischen Bestandtheile des hiesigen Wassers und besonders sein schwefelsaures Natron auf mich, wie stets mehr oder weniger auf jeden Ankömmling äußerten und in Folge dessen ich einige Tage das Zimmer nicht verlassen konnte.

Als ich wieder genesen war, holten mich eines Tages mehrere Landsleute ab, um mich durch einen Spaziergang über die Lage Copiapos zu orientiren. Mein Hotel lag dicht am Fluß, der aber hier einen 300 Fuß breiten und 1,500 Fuß langen, mit 12—18 Fuß hohem Schilf bewachsenen Sumpf bildete. Nachdem wir diesen auf einem von Schutt aufgeführten Damm überschritten hatten, befanden wir uns am Fuß des südlich der Stadt gelegenen steilen Gebirgszuges, dessen Abhänge kahl, ohne die geringste Vegetation und hoch von Sand und Gerölle bedeckt waren, während seine felsigen Spitzen über tausend Fuß in malerischen Formen emporragten. —

Bei einer Hitze von 30° Reaumur erreichten wir nach großer Anstrengung endlich auf Umwegen einen der Gipfel dieses Gebirges, auf welchem wir aber durch die schöne Aussicht für unsere Strapazen vollkommen entschädigt wurden. Zwar konnten wir von hier nach Norden wie nach Süden, soweit das Auge reichte, nichts als unzählige, einige hundert Fuß hohe pyramidenartige Felskuppen, zum Theil mit Sand bedeckt, erblicken, aber eben diese furchtbare Oede mit ihrer Grabesstille machte einen tiefen Eindruck. Kein Baum, kein Strauch, kein Hälmchen war hier zu sehen, kein Thier außer einem Guanaco, welches bei unserm Anblick scheu von Fels zu Fels in großen Sätzen springend erschreckt entfloh, und einem Condor, der hoch über den Felskuppen am herrlich blauen Himmel seine Bogen beschrieb. Sein scharfes Auge erspähte eine Beute, er stürzte sich mit größter Schnelligkeit aus diesen Höhen auf sein Opfer herab, bohrte ihm seine Krallen in die Seite und schwang sich mit ihm nach seinem Horst in dem Hochgebirge. — Wandte man dagegen den Blick nach Osten, so erhoben sich im Hintergrunde terrassenförmig die Cordilleren der majestätischen Anden, von deren Abhängen der kleine Fluß Copiapo gleich einem Bande durch die mit brennendem Sande bedeckten Ebenen und Felsgebirge sich hindurchschlängelte. Soweit seine belebende Feuchtigkeit sich erstreckte, verwandelte er den

Thalgrund aus öder Wüste in üppigste Felder, Haine, Obst- und Blumengärten, wo Feigen, Orangen, Aprikosen, Pfirsichen und Oliven abwechselnd mit Myrthen und Palmen prangten. So erreicht der Fluß endlich das in diesem Thal gelegene alte Indianerdorf Pueblo Indio und sodann die östliche Vorstadt Copiapos „San Fernando", bis er in den bei dem Hauptheil der Stadt gelegenen Sumpf mündet, welcher an tausend Fuß senkrecht zu unsern Füßen lag. Von hier aus seine Wasser wieder in ein schmales Bett vereinigend, durchzog er noch die westliche Vorstadt „Chimba", welche aus einer, eine englische Meile langen Straße bestand, deren Häuser, zwischen Gärten liegend, einen sehr angenehmen Eindruck machten. Endlich bildete er einen großen Sumpf, von welchem aus er nicht mehr die Kraft hat, die meilenweite Sandwüste bis zum Meere zu durchfließen.

Gleich einem Faden erschien von unserem Standpunkte aus auch die von dem tief unter uns liegenden Bahnhof auslaufende Eisenbahn, welche erst durch Felder und Gärten, dann durch das Sandmeer sich hinziehend, in Caldera endete, welchen Hafen man von hier deutlich erkennen konnte. Auf dem Bahnhofe sah man eine große Anzahl hoher Haufen, welche aus Silber-, Gold- oder Kupfererzen bestanden, indem daselbst sowohl die Bergwerksbesitzer, wie die Metallkäufer ihre Niederlagen errichtet hatten. Hier herrschte stets ein reges Leben, indem einestheils lange Züge von Maulthieren mit Erzen beladen von den steilen Bergabhängen herab sich nach diesem Platz bewegten, andrerseits große Wagenreihen mit Metallen anlangten und viele Leute beschäftigt waren, Erze in die Eisenbahnwagen zu verladen, um sie nach Caldera zu versenden. Vor dem Bahnhofe zog sich eine schöne Allee von italienischen Pappeln von einem Gebirgszug bis zum andern quer durch das Thal „Alameda" d. h. öffentlicher Spaziergang, wo Sonntags die Militärmusik spielte und die Bewohner Copiapos Erfrischung im Schatten der Bäume suchten.

Von dieser „Alameda" aus erstreckte sich der Haupttheil der Stadt gegen Osten in 4 parallelen gradlinigen Straßen. Die Mitte der Stadt bildete ein großer Platz, an dessen westlicher Seite sich die Hauptkirche und ihr gegenüber das Regierungsgebäude, die Kaserne und die Gefängnisse befanden. In der Mitte des Platzes erhob sich eine bronzene Statue, einen Bergmann mit Schlegel und Eisen in der Hand vorstellend, welche man zu Ehren eines Bergmanns Juan Godoi errichtet hatte, der im Jahre 1832 den so überreichen Silberminendistrikt von

Copiapo.

Digitized by Google

Chanarzillo entdeckt, trotzdem aber, wie gewisse berühmte Männer Europas, in Noth und Elend starb.

Nachdem wir von hier aus Copiapo und seine nächste Umgebung übersehen und meine Begleiter mir die nöthigen Mittheilungen gemacht hatten, begaben wir uns auf den Rückweg. Ich bemerkte, daß sich unzählige selten tiefe Löcher an diesen Abhängen befanden und erfuhr, daß dies Goldminen, welche aus der alten Indianerzeit stammten, seien, aber seit Jahrhunderten verlassen waren. Ich fand an einer der Halden einige Stücke Quarz, in welchen man das Gold sehr gut mit bloßem Auge erkennen konnte. Am Fuß des Gebirges angelangt, besuchten wir den da befindlichen Kirchhof von Copiapo, welchen mehrere schöne Denkmäler zierten, und von da kehrten wir auf dem durch den Sumpf aufgeschütteten Wege nach der Stadt zurück.

Alle Straßen bestanden aus geschlossenen Häuserreihen, dagegen befanden sich nach hinten Gärten, die den Bewohnern einen Zufluchtsort bei den so sehr häufig vorkommenden Erdbeben boten und wohin sie stets bei den ersten Symptomen eines solchen flohen. Aus Rücksicht auf dieses grausenerregende Phänomen gab es hier auch nur sehr wenige zweistöckige oder aus Ziegeln erbaute Häuser; sie waren nur aus Lehmziegeln errichtet und der größte Theil der Wände bestand nur aus einem Holzrahmen, welcher mit Palmenrinde verbunden und mit nasser Erde ausgeschmiert war, und die Dächer aus zusammengebundenem Schilf, auf welches ebenfalls eine solche Schicht gestrichen war. — In den meisten Häusern befanden sich keine Fenster, sondern nur Thüren, welche, um Licht in das Innere gelangen zu lassen, stets offen gehalten wurden. Sämmtliche Häuser waren weiß angestrichen und mußten laut polizeilicher Verordnung alle Jahre vor dem großen Volksfeste der Independencia, welches am 18. September zur Erinnerung an die Erklärung der Unabhängigkeit von Spanien im Jahr 1818 gefeiert wurde, neu angestrichen werden. Bei dem stets wolkenlosen Himmel und den stechenden Sonnenstrahlen, wurde das Auge sehr incommodirt, und dies wurde dadurch noch schlimmer, daß ein Theil der Straßen nicht gepflastert war und der Wind oft dicke Staubwolken von der mit vielem Salz und Kalktheilen geschwängerten Erde aufwirbelte. —

Da jeder Tropfen Wasser hier von großem Werthe, waren eine Menge Beamte zur Ueberwachung desselben und dessen Vertheilung an die einzelnen Grundstücke angestellt und auf jedem Grundstück befand sich ein Canal, der mit einem Schloß versehen war; Wasserdiebstahl

wird hart bestraft. Trinkwasser wird in Fässern auf Eseln in die Häuser gebracht. —

Ein Beweis der Civilisation dieser Stadt war unbedingt, daß sie ganz durch Gas beleuchtet, die Hauptstraßen gepflastert und mit Trottoirs versehen waren.

Das Klima ist sehr heiß, da Copiapo von hohen, ganz vegetationslosen Bergen eingeschlossen ist, und mit Ausnahme weniger Tage geht die Sonne stets am schönsten blauen Himmel auf und unter, und es regnet gewöhnlich nur einmal im Jahr und dann nur während einiger Stunden. Da man demnach am Tage stets den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, waren die Läden geschlossen und man sah nur wenige Menschen in den Straßen. In den Mittagstunden hielt Alles Siesta, und erst des Abends belebten sich die Straßen und wurden alle Kaufläden geöffnet. So heiß aber auch die Tage sind, wo das Thermometer einige 30° Reaumur anzeigt, so eisig kalt sind oft die Nächte, wenn der Ostwind über die mit Schnee bedeckten Anden weht.

Wahrlich Schrecken erregend waren in dieser Stadt und Umgegend die so häufigen starken und verheerenden Erdbeben. — Seit der Eroberung dieses Landes durch die Spanier im Jahr 1538 bis zum Jahr 1852 kamen nämlich 18 starke Erdbeben vor, welche „Terremotos“ genannt wurden, während kleinere, welche keine so großen Verwüstungen wie erstere anrichten, „Temblores“ hießen, welche in dieser Stadt von 1848—1852 die enorme Zahl von 164 erreichten.

Die bedeutendsten und furchtbarsten „Terremotos“, welche in der ganzen Republik stattfanden, waren folgende:

1575, welches die Stadt Concepcion zerstörte, — 1633 — 1647, welches Santiago zerstörte, — 1657, welches Concepcion das zweitemal zerstörte, — 1688 — 1722 — 1730, wobei das Meer austrat und die ganze Chilenische Küste überfluthete, 1751, welches Concepcion zum drittenmal zerstörte, 1783 — 1819 — 1822 — 1824 — 1829 — 1835, welches Concepcion das viertemal zerstörte, — 1837 — 1844, welches Copiapo, Santiago, Valparaiso zerstörte und sich die Küste in einer Länge von 15 Meilen um vier Fuß hob, — 1849 — 1850 — 1851.

Wie aus vorstehenden Aufzeichnungen der bedeutendsten Erdbeben der Republik ersichtlich ist, fanden in früheren Zeiten die meisten und verheerendsten in den südlichen Provinzen statt, in der letzten Zeit dagegen war stets der nördliche Theil der mehr heimgesuchte und zwar

das Gebiet, wo sich keine Vulkane befinden, und also durch solche die Dämpfe des Innern der Erde nicht entweichen können. —

Aus einem uns vorliegenden Verzeichniß der Erdbeben ist ferner zu ersehen, daß dieselben nicht zu bestimmten Jahreszeiten stattfinden, denn sowohl im Februar wie März, April, Mai und Juli, wie im Monat November haben die bedeutendsten Erdstöße stattgefunden. Aber ebenso wenig wie die Jahreszeit üben die Witterungsverhältnisse Einfluß auf dieselben aus. Die Erdbeben fanden bei klarem Himmel, wie bei bedecktem oder bei Regen statt, bei Sturm wie bei vollkommener Windstille, bei größter Hitze, wie bei kalter Temperatur, bei abnehmendem wie bei zunehmendem und Vollmond, bei Tag und bei Nacht und zu jeder Stunde. Ein sicherer Vorbote der Erdstöße waren stets die so bedeutenden Schwankungen des Barometers.

Was den Gesundheitszustand anbelangt, war dieser im Allgemeinen gut. Das gelbe und kalte Fieber, welche in den nördlichen an dieser Küste gelegenen Republiken fast stets herrschten und so viele Opfer forderten, erstreckte sich merkwürdiger Weise vom Norden aus nur bis nach dem nächsten Hafen Cobija, der Republik Bolivia zugehörig, und kam noch nie nach Copiapo, obgleich die Distanz nicht bedeutend ist. Ebenso wenig gab es hier Cholera, Blattern oder andere Epidemien, öfter aber herrschte die Dysenteria (Blutruhr), besonders zur Zeit der Ernte der Wassermelonen, wo diese massenhaft genossen wurden. Wird dazu Schnaps getrunken, so hat dies oft augenblicklichen Tod zur Folge. Ebenso ist es für den Ausländer sehr gefährlich, viel Wasser zu trinken, weil dies ebenfalls die Ruhr oder wenigstens starke Diarrhöen hervorbringt, indem es schwefelsaures Natron enthält.

Auffällig war mir die große Anzahl von Blinden, die man hier traf. Sie brauchten nicht zu betteln, sondern saßen ruhig vor ihren Häusern, wo ihnen die Vorübergehenden stets eine Gabe spendeten. Der Grund der häufigen Erblindung liegt nicht allein darin, daß die Augen bei der glühenden Hitze in den Sandwüsten, sowie durch den Kalkstaub der Wege sehr leiden, sondern daß die meisten Blinden Bergleute waren, welche bei den Sprengarbeiten in den Gruben das Augenlicht durch Unvorsichtigkeit verloren hatten.

Es gab hier ein sehr gutes großes Hospital, wo die Kranken unentgeltlich behandelt wurden, sowie eine Anstalt für ansteckende Krankheiten; ferner zwei gute Apotheken und zwei englische, einen französischen, wie mehrere eingeborene Aerzte; später auch mehrere deutsche.

Auf dem ganzen schmalen am Ufer des Flüßchens hinlaufenden Streifen fruchtbaren Landes, auf welchem Copiapo lag, beschränkte sich die Landwirthschaft auf den Bau von Futtergräsern, hauptsächlich Luzerne, welche einen brillanten Ertrag lieferte, indem ein kleines Gebund mit 2 Real = 1 Mark bezahlt wurde. Ein solches Feld wurde stundenweise für Maulthierheerden verpachtet und ergab der Morgen jährlich an 300 Pesos Ertrag. Außerdem baute man viel Wassermelonen, Kürbiß, Mais, Gurken, Zwiebeln und spanischen Pfeffer. Auch gab es viel Obstbäume hier, besonders Feigenbäume von colossaler Höhe und Stärke, welche zweimal des Jahres Früchte trugen, und lieferte ein solcher Baum oft große Quantitäten, welche getrocknet eins der Hauptnahrungsmittel war und der Centner mit 6—8 Pesos verkauft wurde. Außerdem gab es hier Tomates, Nüsse, Citronen, Apfelsinen und Quitten.

Die Bevölkerung Copiapos, welche, wie erwähnt, ohngefähr 10,000 Köpfe zählte, war bedeutend dunkler und brauner, wie die Eingeborenen von Valparaiso, es floß wenig spanisches Blut in ihren Adern und repräsentirten sie die alte chilenische Race. Von Ausländern lebten hier viele Argentiner, in deren Händen sich hauptsächlich der Handel mit Lebensmitteln, Minenmaterial und Luxus-Artikeln befand. Dagegen fand ich sehr wenig Europäer.

Da Copiapo die Hauptstadt der Provinz ist, befand sich hier der Intendent und der Gerichtshof und zu ihrer Verfügung ein Bataillon Infanterie.

Die Nationalgarde und die Polizei war hier ebenso wie in Valparaiso gut organisirt, uniformirt und einexercirt.

Der Handel war in Folge der unzähligen Gold-, Silber- und Kupferbergwerke, welche soviel Minen-Material und Lebensmittel verbrauchten, natürlich sehr lebhaft und bedeutend, und da diese Provinz keinen Ackerbau, noch Pferde- und Viehzucht treiben konnte, auch keine Fabriken existirten, mußten alle Bedürfnisse aus Valparaiso zu Wasser nach Caldera und von da auf der Eisenbahn nach hier gebracht werden. So trafen denn stets mit Waaren und Lebensmitteln befrachtete Schiffe in Caldera ein, welche als Rückfracht die reichen Gold-, Silber- und Kupfererze einnahmen. Aus der Argentinischen Republik dagegen wurden über die Cordilleren große Heerden Pferde, Maulthiere und Rindvieh nach hier getriebenen.

Aus diesem Grunde war natürlich auch das Leben in Copiapo sehr kostspielig und kostete z. B. eine Wohnung aus 4 Zimmern bestehend monatlich gegen 250 Mark, eine Fahrt nach Tres Puntas, welches man

in einem Tage erreichte 350 Mark ꝛc. Den Verhältnissen entsprechend waren natürlich auch die Gehalte und Löhne sehr hoch und erhielt z. B. ein Diener bei freier Station 1 Unze = 70 Mark monatlich.

Obgleich nun so große Mineralschätze in dieser Provinz aufgeschlossen waren und fortwährend neue entdeckt und dadurch so kolossale Vermögen erworben wurden, herrschte im Verhältniß doch wenig Leben in Copiapo, wozu die Lage des Orts und die große Hitze natürlich sehr viel beitrug, sowie auch, obgleich viele Familienväter des gebildeten Standes aus Valparaiso, Santiago oder der Argentinischen Republik hier lebten und ihre Geschäfte betrieben, Keiner seiner Familie zumuthete, mit ihm in dieser Wüste zu leben, wo zugleich das Leben so theuer war.

Vergnügungen und Zerstreuungen gab es in Copiapo sehr wenig; es existirte hier nur ein in der Vorstadt Chimba gelegenes, dem alten Grandi, einem früheren Mitgliede der italienischen Oper gehöriges Kaffeehaus, welches den Namen Tivoli führte; ferner ein für Copiapo recht gutes Theater. Während einiger Monate im Jahr wurden spanische Schau-, Lust- und Trauerspiele, recht gut besetzt, gegeben, auch befand sich eine Zeitlang die italienische Operngesellschaft aus Valparaiso hier, welche ebenfalls gut war. Die Nationalgarde besaß eine sehr gute Musikkapelle, welche aus 20 Italienern bestand, die auf einige Jahre hier engagirt waren und Jeder bei freier Her- und Rückreise monatlich 100 Pesos erhielt; sie spielten nicht allein bei Paraden, sondern auch bei Prozessionen und in der Alameda.

Das Hauptvergnügen bestand in Copiapo, wie es bei einer Bevölkerung, welche so leicht und so viel Geld verdiente und keine besondere Bildung genossen hatte, nicht anders zu erwarten war, im Hazardspiel und konnte man die Spieler in drei Klassen theilen: 1. Die Bergwerksbesitzer, in deren Gesellschaften die Bankiers, der Intendent, die Richter und Advocaten Zutritt hatten; 2. die ärmeren Bergwerksbesitzer, Kaufleute, Geistliche, Beamte, Officiere u. s. w., welche in den Hotels spielten, und 3. die Spieler der niederen Stände, welche in den Localen, wo chilenischer Wein, Apfelwein und Schnaps verkauft wurde, Bank legten. Da aber eine solche Spielwuth auch unter der Klasse herrschte, welche mit wenig Mühe viel Geld verdiente, sah man sogar oft auf der Straße einen Poncho ausgebreitet und mit Gold bedeckt, um welchen Arbeiter, Krämer, Soldaten, Esel- und Maulthiertreiber und Dirnen herumstanden oder saßen und, wenn sie ihr Geld verloren, auch noch ihre Kleidungsstücke verspielten.

Natürlich fehlten in Copiapo auch nicht die Spieler von Profession, und zwar die jeder der erwähnten Klassen, welche auch aus der Nachbarrepublik nach hier gekommen waren und colossale Summen hinwegschleppten und manchen Bergwerksbesitzer ruinirt zurückließen.

Eine große Anzahl Häuser gab es aber auch in Copiapo, welche nur von Dirnen bewohnt war, welche natürlich in einer Stadt, wo so viele Männer ohne ihre Familien lebten, ein so großer Theil unverheirathet war und so großes Vermögen besaßen, colossal verdienten. Außer Gold erhielten diese oft die schönsten und reichsten Gold- und Silberstufen, und wenn man schöne Kabinetstücke für eine Sammlung suchte, konnte man diese am besten bei den Dirnen finden und diesen abkaufen. Aber auch Kuxe an Silbergruben, welche zur Zeit noch keinen großen Werth hatten, erhielten sie oft zum Geschenk, welche später aber sehr werthvoll wurden und sie bedeutendes Vermögen erwarben.

Fast mit jedem Dampfer verließ ein Theil dieser Dirnen mit Schätzen Copiapo, fast mit jedem kamen neue an, und nicht allein aus der Republik Chile, sondern da die Fama des Eldorados so weit gedrungen war, viele auch aus der Argentinischen Republik, wie aus Lima und Callao.

Merkwürdiger Weise gab es an diesem Ort, wo gewöhnlich eine so große Hitze herrschte, kein Badeetablissement, und wer sich im Wasser erfrischen wollte, mußte nach dem Fluß gehen, welcher sich durch den großen Sumpf zog. Da ich zur heißesten Zeit nach hier gekommen und mich noch nicht an diese tropische Hitze gewöhnen konnte, war es für mich ein Hauptgenuß, mich im Wasser zu erfrischen, und begab ich mich jeden Morgen früh zeitig dahin. Es war kein Fluß, sondern nur ein Bach zu nennen, von etwa 10 Fuß Breite und gewöhnlich nur 2 Fuß Tiefe; es gab aber auch einige Stellen, wo er tiefer war und diese waren natürlich fast stets und besonders von der weiblichen Bevölkerung Copiapos stark besucht. Sehr angenehm war, daß das Schilf, oft 15—20 Fuß hoch, den schönsten Schatten bot, dagegen waren aber die Schaaren von Mosquitos unerträglich.

Nachdem ich in Valparaiso Gelegenheit gehabt hatte, mich über die Freiheit der Sitten beim Baden zu verwundern, wo so viele ausländische Familien lebten, konnte ich hier in dieser Provinzialstadt natürlich nur erwarten, daß man sich im Naturkleide badete, und so war es auch, höchstens nur das weibliche Geschlecht hatte ein Tuch um die Hüften geschlagen, was bei der geringen Tiefe der Baches

Gelegenheit gab, ihre Hautfarbe wie Formen zu bewundern. Mädchen bis 14 Jahre badeten oft nackend.

In der ersten Zeit beeilte ich in meiner deutschen Schüchternheit meine Schritte, um an den Stellen, wo viele Frauen und Mädchen badeten und wo nur ein ganz schmaler Fußweg dicht am Ufer durch das Schilf führte, vorüber zu kommen, lernte aber bald kennen, daß ich es hier durchaus nicht anstößig war, die jungen Mädchen bei ihren Scherzen und Springen im Wasser zu beobachten, und fand man Herren und Damen jeden Standes und Alters stets am Ufer versammelt. Dagegen kam es aber nie vor, daß Herren und Damen zusammen badeten, und hatte ich nie Gelegenheit irgend Acte der Immoralität zu sehen oder unanständige Reden zu hören; es herrschte hier nur die freie Sitte, sich fast im Naturzustande zu baden, und junge Mädchen waren stets von ihren Eltern, junge Frauen von ihren Männern oder älteren Damen zum Schutz begleitet.

Hier sah ich Frauen und Mädchen von dunkelbrauner, andere von weißer, die meisten aber von hellbrauner und röthlicher Hautfarbe; was mich aber besonders interessirte, waren Mischlinge, deren Körper weiß war, sich aber darauf große, ovale, dunkelbraune Flecken befanden, und oft eine Brust weiß, die andere dunkelbraun war.

Bei meinen Spaziergängen amüsirte es mich auch, Geldstücke in den Fluß zu werfen, welche Mädchen ächt indianischer Race, die eine ungemeine Fertigkeit im Tauchen und unter dem Wasser zu schwimmen besaßen, herausholten. — Oft standen an 10 Mädchen und Knaben am Ufer, und sobald ich die Münzen in den Fluß warf, sprangen sie sämmtlich kopfüber ins Wasser und kämpften unten um dieselben.

Im Hotel Menelli, wo ich wohnte, speisten an 30 Personen an einer großen Tafel. Es waren theils meine Mitpassagiere, theils Copiapiner, welche bei Ankunft eines Dampfers aus Neugierde hier aßen, um die Neuangekommenen kennen zu lernen. Das Essen war ziemlich gut, obgleich ganz nach Landesküche. Es bestand aus Bouillon, gekochtem Rindfleisch mit Maiskolben, weißen Bohnen mit spanischem Pfeffer, Hühnern mit Kartoffeln und Salat von Liebesäpfeln; dann kam ein Brei von Mais und Zucker, zum Dessert frische Feigen, Aprikosen, Apfelsinen, Oliven, Wassermelonen und schließlich Kaffee. Der Wein war schlecht und theuer, das Wasser schrecklich, und was das Bier betrifft, so gab es nur schlechten englischen Porter zu 1½ Pesos die Flasche.

Hinter unsern Stühlen standen vier junge Burschen, die mit Wedeln von Straußfedern uns Luft zufächelten und die Millionen zudringlicher Fliegen zu vertreiben suchten, welche die Speisen so bedeckten, daß man oft trotz aller Vorsicht deren in den Mund bekam. —

Wenn auch Copiapo von den Bergen betrachtet, der vielen Gärten und Obstbäume wegen, inmitten der schrecklichen Wüste, einer Oase glich und einen angenehmen Eindruck auf mich machte, so hatte ich mir doch eine ganz andere Idee von diesem Eldorado gemacht und konnte natürlich kaum glauben, daß in diesem fast nur aus Lehmhäusern bestehenden Ort, unter den 10,000 Einwohnern so viele Millionäre und Leute mit Hunderttausenden an Vermögen leben konnten, und daß man hier weder Noth noch Armuth kenne. Bald sollte ich mich jedoch von dem hier herrschenden Reichthum ganz positiv überzeugen.

Unter den Eingeborenen, die mit an der Tafel saßen, hatten zwei von Anfang des Diners an meine besondere Aufmerksamkeit erregt. Ich erkannte bald sowohl an ihrer dunkelbraunen Gesichtsfarbe, wie an ihren Bewegungen und Manieren, daß sie, trotzdem sie nach europäischer Mode gekleidet waren, früher den untern Klassen der Gesellschaft angehört und erst später ihren Reichthum erworben haben konnten. So war es auch; beide waren Millionäre. Der eine von ihnen war eine kleine hagere Figur mit sehr dunkelbraunem Gesicht; er nahm am liebsten Alles mit den Fingern statt mit der Gabel, trug eine rothe Sammetweste und ein paar so steife Vatermörder, daß er den Kopf kaum rühren konnte, und hatte seine breiten Füße in Glanzlederschuhe gepreßt, welche ihm heillose Schmerzen verursachten. Er besaß eine 500 Pesos kostende goldene Repetiruhr an einer schweren goldenen Kette, mit der man einen Hund hätte anbinden können, eine Busennadel mit herrlichem Solitair, und an den Fingern mehrere sehr werthvolle Brillant-Ringe. Bald nahm er die Zeitung zur Hand, zog eine goldene Lorgnette heraus und fing an zu lesen; ich bemerkte aber, daß er die Zeitung verkehrt hielt. Dabei zog er seine Uhr heraus und ließ sie repetiren, bald benutzte er einen goldenen Zahnstocher oder nahm eine Prise aus einer goldenen Dose. Kurz er bot immer neue Ueberraschung für die Beobachter und war so zu sagen eine Sehenswürdigkeit. Sein Nachbar, ein großer dicker Mann, trug auch eine schöne Sammetweste und prächtige Uhr mit schwerster massiver Kette; von den vielen Ringen an den Fingern zeigte er mir jeden einzeln unter Preisangabe, wobei ich erkannte, daß, wenn sie auch gut und echt waren, er viel mehr als das doppelte ihres Werthes dafür gezahlt hatte.

Als die Tafel aufgehoben wurde und sich der größte Theil der Gesellschaft nach einem kleinen am Hotel befindlichen Garten begab, wo wie gewöhnlich Bank gelegt wurde, lud mich der eine dieser Tischgenossen ein, mit ihm nach seinem Hause zu fahren, was ich auch annahm. — Die Wirthschaft, die ich dort fand, ist wohl der Schilderung werth. — Sämmtliche Zimmer waren mit den reichsten Teppichen belegt und mit Möbeln von Polixanderholz überfüllt, Sophas wie Stühle, mit schwersten Seidenstoffen überzogen, standen unordentlich umher, darunter ein Flügel, der 1500 Pesos, ein Schreibtisch, der 600 Pesos gekostet hatte. An den Fenstern hingen die schwersten Damastgardinen, und Trumeaux, zu 1000 Pesos das Stück, zierten die Wände. Oelgemälde, welche ihm als Rafaels und Rubens für enorme Summen angeschwindelt waren; Stutzuhren, große Vasen, außerordentlich viel Silbergeräth, Körbe mit Champagner, Spielkarten, Würfel, Alles hing, stand und lag unordentlich durch einander, ohne die geringste Symmetrie, und einige Ratten sprangen lustig dazwischen herum. In seinem Schlafgemach prangte ein herrliches Himmelbett mit goldener Krone, von feinsten Gardinen umgeben, das Wasch- und sogar Nachtgeschirr bestand aus gediegenem Silber. Sein Lieblingsmöbel jedoch war ein schöner eiserner Geldschrank, in welchem er wohl über 100,000 Pesos in Gold aufgespeichert hielt, die er mir mit stolzer Genugthuung zeigte.

Was mich unter diesen Schätzen besonders interessirte, war eine herrliche Mineraliensammlung, und mein neuer Bekannter füllte meine Taschen förmlich mit schönen und reichen Gold- und Silberstufen, die er mir zum Geschenk machte.

Nachdem er mir noch eine Unmasse von Sachen gezeigt, welche er zu enormen Preisen gekauft hatte, so daß ich wahrlich vom Schauen und Staunen müde war, kehrten wir nach meinem Hotel zurück, wo er mir seinen Besuch abstattete. Kaum hatte er meine Sachen gesehen, wollte er auch fast alle kaufen und bot mir die höchsten Preise dafür. Da ich mich aber von meinen Sachen durchaus nicht trennen wollte, ließ ich ihm nur Einiges ab, was ich entbehren konnte, so u. A. eine meiner Büchsen, für welche er mir 100 Pesos bot, die ich ihm aber für 40 Pesos gab, da sie mich selbst nur 20 gekostet; ferner eine Ziehharmonika für 25, eine Spieluhr für 50 Pesos und einen Dolch für eine Unze. Was ihn aber am meisten interessirte, war eine kleine Sammlung von 100 verschiedenen Thalerstücken, welche ich nicht weggeben wollte. Trotzdem daß ich ihm mehrmals versicherte, daß sie nur einen Werth von 75 Pesos habe, bat er mich dringend, sie ihm für 300 Pesos zu über-

lassen und ich mußte mich endlich darein finden, so daß ich für Sachen, welche mich vielleicht 150 Pesos gekostet, an 500 Pesos erhielt. Dieses Capital benutzte ich, um mich hier zu etabliren, da ich von Europa kein Vermögen mitgebracht hatte.

In den nächsten Tagen besuchte ich meine Landsleute, um mich allseitig zu orientiren und bekannt zu machen, was mir bei meiner beabsichtigten Niederlassung von Nutzen sein sollte.

Durch Herrn Wilhelm Schmitt aus Hamburg, welcher Buchhalter bei dem ersten Bankier Namens Don Augustin Edwards war und in seiner Stellung jährlich 10,000 Pesos an Gehalt und Tantième bezog, erhielt ich Aufschluß über die glänzenden Geschäfte, die dieser hier machte. Derselbe lieh Gelder zu hohen Zinsen, und größere Summen oft zu 5 % pro Monat gegen Verpfändung von Minenantheilen aus, wodurch er, wenn die Schuldscheine nicht auf das Pünktlichste eingelöst wurden, ein brillantes Geschäft machte, da dieselben oft den doppelten und vierfachen Werth besaßen. Auf diese Weise hatte Herr Edwards in einigen Jahren bereits über eine Million Dollar verdient, und war in den Besitz sehr werthvoller Minenantheile gekommen. Sein Vermögen wuchs jetzt in colossalen Proportionen. Besonders verdiente er auch enorme Summen durch den Ankauf gestohlener Gold-, Silber- und Kupfererze, welche er gewöhnlich zum vierten Theil des Werthes kaufte. Er würde damit noch mehr verdient haben, wenn ihm nicht ein anderes Bankhaus, Ossa Escobar, Concurrenz gemacht hätte, welches jährlich ebenfalls Hunderttausende verdiente.

Wie es diese Herren im großen Maßstab betrieben, so betrieb es mein Landsmann, David Lewingston, im Kleinen, aber verhältnißmäßig mit ebenso brillantem Erfolge. Dieser Posener Jude hatte laut seiner Aussage früher Sclavenhandel getrieben. Einst von einem englischen Kriegsschiffe verfolgt, rettete er sich, seine Ladung preisgebend, in einem Kahn an die Küste und kam nach Copiapo, ohne einen anderen Besitz als das seinem Stamm angeborene Handelstalent. Nachdem er sich durch Hausiren ein Capital verdient, etablirte er ein kleines Pfandgeschäft, welches natürlich auch seine goldenen Früchte trug, so daß er bereits ein Vermögen von 50,000 Pesos besaß, welches sich voraussichtlich bald verdoppelte. Sein Haus stand voller Kisten, welche mit Geräthschaften aus gediegenem Silber, als Sporen, Teller, Schüsseln, Krügen, Trinkgeschirre, Waschbecken, Räuchergefäße, Nachtgeschirre rc. angefüllt waren, sowie auch Uhren, Ketten, Ringe und Schmucksachen aller Art. Mit solchen Pfändern verdiente er 10—25 % monatlich.

Herr Georg Huneus lebte mit seiner Familie in der Hauptstadt Santiago de Chile und kam nur zeitweise nach hier, um die Minen, in welchen er Antheile hatte, zu controliren. Er besaß einen Kux in der Silbergrube Salvadora in Tres Puntas, für welchen man ihm schon 100,000 Pesos geboten hatte, den er aber nicht veräußerte.

Die Bergingenieure Engelhard, Schwarzenberg und Schnakenberg waren auch erst kurze Zeit vor mir aus Europa angekommen und hatten sich noch keinen Wirkungskreis geschafft, und Herr Lutschannig war als Chemiker bei dem Bankier Ossa angestellt, wo er einige Tausend Pesos Gehalt bezog. Herr Schmitt war Director eines Amalgamirwerkes, und die Gebrüder Erdmann endlich besaßen reiche Kupfergruben in der Nähe Copiapos und kamen von da öfter nach der Stadt herein.

Kapitel VII.

Mein Minenbureau in Copiapo. Das Aufsuchen und die Prüfung der Gold-, Silber- und Kupfererze.

Nachdem ich mir einen genügenden Ueberblick über die hiesigen Verhältnisse und Geschäfte verschafft hatte, miethete ich mir in der Erwartung, bald gute Resultate zu erzielen, ein Haus, etablirte mich als Minen-Ingenieur und Chemiker und richtete mir ein Laboratorium mit kleinen Schmelzöfen versehen ein. Alle Geschäfte drehten sich hier um Minen und fast alle Einwohner Copiapo's waren direct oder indirect am Bergbau betheiligt.

Ein großer Theil der Bevölkerung, „Cateadores" genannt, bestand aus Leuten, welche Minen aufsuchten und sich je nach ihren Verhältnissen zu diesen Expeditionen nach der Wüste Atacama und den Gebirgen, wo die reichsten Metalladern und Lager vorkamen, ausrüsteten. Die Vermögenderen und diejenigen, welche von Kapitalisten unterstützt wurden, rüsteten sich oft auf einen oder mehrere Monate zum Suchen der Metallschätze aus; sie nahmen eine Anzahl Arbeiter mit, beluden eine Menge Maulthiere und Esel mit Lebensmitteln, Wasser, Brennmaterial und Geräthschaften und wagten sich oft an 100 Meilen in die schreckliche, wasserlose Wüste oder in die Felsenthäler der Cordilleren der Anden. Diese Expeditionen wurden allerdings oft von einem glänzenden Erfolge gekrönt, oft kehrten aber auch diese kühnen Unternehmer zurück, ohne einen besonders guten Fund gemacht zu haben. Sie hatten schreckliche Strapazen durchgemacht, Hunger und Durst, am Tage die furchtbarste

Hitze in dem glühenden Sande, des Nachts eisige Kälte, welche die über die schneebedeckten Cordilleren brausenden Stürme erzeugten, ertragen. Von der Sonne verbrannt, mit Staub bedeckt, geschwächt, und oft Skeletten gleich, kamen sie zurück.

Manche wiederum, die sich verirrt hatten und denen das Wasser ausgegangen war, mußten die Kühnheit, in diese Einöden gedrungen zu sein, mit dem Leben bezahlen, und oft fand man erst lange nachher, nachdem sie verschollen, ihre und der Lastthiere Gebeine, welche von dem Condor und Aasgeier des Fleisches beraubt worden waren. Oefters fand man sogar reiche Gold- und Silberstufen bei den Gebeinen — ein Beweis, daß sie Schätze entdeckt hatten, aber heimkehrend nicht Copiapo zu erreichen vermochten.

Natürlich folgten dergleichen Vorkommnissen wiederum große Expeditionen in dieselben Gegenden, indem man diese Fundorte mit Eifer zu entdecken strebte.

Der ärmere Cateador rüstete sich nur auf eine Woche aus. Wenn er sein Maulthier oder seinen Esel mit einem Schlauch Wasser und einem Sack voll gerösteten Mehls, Feigen und Tabak beladen hatte, bestieg er das Thier und begab sich nach den Gebirgen. Auch solche, die nicht einmal im Besitz eines Lastthieres waren, gingen dahin. Sie unternahmen ihre Expeditionen zu Fuß, ihren Lebensbedarf auf dem Rücken tragend.

So sah man zu jeder Zeit des Jahres die Abhänge der Berge, selbst ganz in der Nähe Copiapo's, von Cateadores besucht, die jeden Kalk oder Schwerspathgang untersuchten. Oft fanden sie Gold, Silber und Kupfer fast in gediegenem Zustande an der Oberfläche der Erde, oft im Gestein eingesprengt oder so in der Gesteinmasse enthalten, daß man es schon mit bloßem Auge erkannte; oft aber auch verrieth weder Gestein noch Aussehen, Farbe oder Gewicht Spuren von Erz, und trotzdem enthielt es bei einer Analyse reichsten Silbergehalt.

Alle diese zweifelhaften Stufen mußten also von einem Chemiker qualitativ und quantitativ untersucht und festgestellt werden, ob und wie viel edles Erz darin enthalten war. Diese Prüfung nannte man „Ensaye“ und dieses Geschäft war es, was ich ganz besonders betreiben wollte.

Mein Etablissement wurde sofort bei seiner Eröffnung mit Jubel begrüßt und ich bekam so viele Aufträge, daß ich mehrere Leute zur Verrichtung der einfachen Arbeiten anstellen mußte, um die Aufträge schnell genug ausführen zu können, denn natürlich brannte Jeder, der eine Stufe brachte, vor Begierde, zu wissen, ob der Gang, den er

entdeckt und von welchem er Erze vorlegte, ein reicher, bauwürdiger oder ganz tauber sei. Mit langen Gesichtern, ihrer Hoffnungen beraubt, verließen mich oft die Leute, die durch eine mir zur Prüfung vorgelegte Stufe ihr Glück gemacht zu haben glaubten, deren Fund aber wenig oder gar keinen Gehalt an edlen Metallen hatte. Oft aber auch wurden Andere, die keine große Meinung von ihrem Fund gehabt hatten, aufs Angenehmste überrascht, wofür sie dann auch ihre Erkenntlichkeit bezeigten, indem sie mir nicht nur den Preis der Taxe zahlten, sondern auch oft eine Mauleselladung des Erzes aus ihrem neuen Gange zum Geschenk machten. Die Taxe für eine Gold-Ensaye betrug gewöhnlich 10 Pesos bis eine Unze, für eine Silber- und Kupfer-Ensaye ¼ Unze; der Preis wurde stets vorher entrichtet. — Ich hatte öfters eine Baareinnahme von 50 Pesos pro Tag, welche später sogar bis zu 100 Pesos stieg.

Es kam vor, daß ich, nachdem ich bei einer Temperatur von 30° Reaumur im Freien den ganzen Tag vor dem Schmelzöfen zugebracht, und die schädlichen Dämpfe der Säure hatte einathmen müssen, noch des Nachts herausgeklopft wurde, um schleunigst eine Ensaye zu machen, wofür man mir natürlich auch einen bedeutend höheren Preis bezahlte.

Sehr viele kamen auch zu mir, welche Stufen geprüft haben, aber nicht die Kosten dafür tragen wollten. In diesem Falle wurde gewöhnlich abgemacht, daß ich, wenn das Resultat ein gutes, einen Viertels-Antheil an dem neuen Gange haben sollte; auf diese Weise konnte ich ja leicht in den Besitz eines Antheils an einen reichen Gange gelangen. — Abgesehen von der Prüfung der Stufen neu entdeckter Gänge, sandten mir Bergwerksbesitzer Proben von bereits in großer Tiefe im Bau begriffenen Gängen ein, ebenso hatte ich aber auch sehr oft den Gehalt von größeren und kleineren Partien Erz zu bestimmen, welche verkauft wurden. —

Nicht allein die Bankiers von Copiapo kauften die verschiedenen Erze auf, sondern auch Geschäftshäuser in Valparaiso hatten Agenten hierher gesandt, um für sie dies so lucrative Geschäft zu betreiben. Dasselbe wurde stets in folgender Art abgeschlossen: Alle Erzkäufer hatten auf dem Bahnhofe eine Niederlage mit einer Wage versehen, wohin die Bergwerksbesitzer theils in Wagen, theils auf Mauleseln ihre Erze brachten, um sie abwiegen zu lassen. Nun erwählte der Käufer wie Verkäufer, Jeder für sein Interesse, einen Chemiker, welcher den Gehalt der Erze, die oft nur in einigen, oft Hunderten bis Tausenden von Centnern vorlagen, bestimmen mußte. War dies gethan, so

wurde das Resultat, von den Chemikern mit Unterschrift und Siegel versehen, den Interessenten eingehändigt und von diesen zu gleicher Zeit eröffnet. Stimmten beide Resultate überein, so wurde der für jede Unze festgesetzte Preis bezahlt; war eine unbedeutende Differenz vorhanden, so wurde sie getheilt, war aber eine solche bedeutend, so wurde ein dritter Chemiker gewählt, der dann den Ausschlag gab. Diese Werthbestimmungen waren besonders bei großen Parthien Erz oft eine schwierige Aufgabe, indem sie mit der größten Genauigkeit gemacht werden mußten, da es sich selbst bei einer kleinen Differenz um eine bedeutende Summe handelte und das Renommé des Chemikers stets auf dem Spiele stand, welcher im Falle einer Nachlässigkeit sofort das Vertrauen verloren hätte.

Am Schwierigsten war die Sache unbedingt, wenn Erzkäufer Erze von den verschiedensten Gruben und von verschiedenem Gehalte gekauft und auf eine Halde hatten stürzen lassen, bis sie eine Schiffsladung beisammen hatten. — Obgleich ich durch neueres Verfahren bei den Prüfungen den Gehalt bedeutend genauer bestimmen konnte, als auf die dort bisher bekannte Art, so wollte man dies sonderbarer Weise nicht annehmen und bedingte sich stets aus, daß die Prüfung auf die übliche Weise zu machen sei, welche folgender Art war:

Das Kupfer wurde stets auf nassem Wege, Silber auf trocknem und Gold auf trocknem und nassem Wege zugleich untersucht.

Was vorerst die Kupfer-Prüfung betrifft, so wurden die Steine ganz fein zu Staub zerrieben; dieser Staub auf dem Tisch breit gemacht und in 16 kleine Quadrate getheilt, und nachdem man aus jedem dieser Quadrate ein wenig Staub genommen, bis man ein Gewicht von fünf Gramm hatte, schüttete man diese in eine große Porzellanschale, goß in diese zu gleichen Theilen Salzsäure wie Salpetersäure und einige Tropfen Schwefelsäure und ließ die Säuren über Spiritusfeuer unter fortwährendem Umrühren der Masse vermittelst eines Glasstäbchens verdampfen. War dies geschehen, so goß man den vierten Theil der Schale voll Wasser, setzte sie ebenfalls unter fortwährendem Umrühren einer stärkeren Flamme aus und ließ das Wasser verdampfen, wiederholte dies nochmals, goß dann zum dritten Mal Wasser in die Schale und filtrirte nun die Flüssigkeit in eine andere Porzellanschale. In die hierdurch erhaltene Flüssigkeit legte man neue glatte Eisenstäbchen, welche das Kupfer sofort niederschlugen, indem dieses sich in gediegenem Zustande theils an den Stäbchen ansetzte, theils zu Boden fiel. Man erwärmte diese Flüssigkeit nun so lange, bis sie ganz krystallklar war, reinigte mit einem feinen Haarpinsel die Stäbchen vom Kupfer und zog

sie heraus. Das nun erzeugte Kupfer wurde filtrirt, im Filtrirpapier, wo es zurückblieb, getrocknet, hierauf gewogen und berechnet. Die Berechnung war einfach, denn da 5 Gramm diesen Gehalt gegeben, so war es leicht zu bestimmen, wie viel der Centner von diesem Erz Kupfer enthielt.

Betreffs der Silber-Prüfung wurde die Stufe ebenfalls zu Staub gerieben, dieser ausgebreitet, in 16 Felder getheilt, aus jedem zu gleichen Theilen ein Quantum entnommen, welches zusammen 5 Gramm betrug. Dies in einen Crisol geschüttet, je nach der Beschaffenheit des Erzes, ob es nun ein bleihaltiges war oder nicht, im Verhältniß Bleiglätte, pulverisirte Holzkohle und pulverisirten Borax als Flußmittel zugesetzt und dieser Crisol nun auf einer kleinen Feldschmiede so erhitzt, daß die Masse in demselben bei Weißglühhitze ganz dünnflüssig wurde. Nun wurde die Masse in eine kleine eiserne trichterförmige Form gegossen, wo man sie erstarren und erkalten ließ. War dies geschehen, so wurde die Form umgestürzt, die Schlacke von dem sich hier vorfindenden Bleikorn mittelst eines kleinen Hammers entfernt und das Korn in viereckige Form gehämmert. Hierauf legte man das nun erhaltene Stück Blei in ein kleines Gefäß aus Knochenasche und schob dieses in die Muffel eines zur Weißglühhitze erhitzten Ofens, in welchem bald das Blei verdampfte. Man mußte dabei genau Acht geben, wenn dieser Moment und der Siberblick eintrat, wo man nun das in der Knochenasche gebildete Silberkorn erkalten ließ, dann wog und berechnete.

Beim Gold wurde dasselbe Verfahren angewendet, wie beim Silber, nur mit dem Unterschied, daß das erhaltene Silberkorn in einem mit Salpetersäure versehenen Glaskolben leicht erwärmt und so das Silber verflüchtigt wurde, wobei dann das in der Stufe enthaltene Gold in Kolben zurückblieb.

Sehr interessant war es nun für mich in diesem meinem Wirkungskreis Erz-Stufen und Mineralien aller Art aus fast allen Bergwerksdistricten der ganzen Provinz Atacama zu erhalten, auf Kosten Anderer ihren Gehalt kennen zu lernen und so meine Kenntnisse in meinem Fach bedeutend zu bereichern, während meine Kasse dabei sehr ansehnlich von Tag zu Tag zunahm und die von mir angelegte geologische wie mineralogische Sammlung sich bedeutend vergrößerte.

Fast täglich hörte man von neu entdeckten Silberminen und von dem fabelhaften Reichthume der im Bezirk von Chanarzillo und Tres Puntas im Bau begriffenen, und hätte ich sie gern besucht, doch war

ich derart mit Arbeit überhäuft, daß ich mich nicht einen Tag frei machen konnte. Kaum erübrigte ich täglich nur so viel Zeit, um mich durch ein kaltes Bad in dem kleinen Flusse zu stärken.

Wie reich die letztgenannten Minen sein mußten, bewiesen die reichen gestohlenen Silberstufen, welche massenhaft hierher gebracht und heimlich für Spottpreise verkauft wurden; es war dies ein vollkommen organisirtes Geschäft. Die Bergleute stahlen die reichsten Stufen und verausgabten sie in Tanz- und Schnapslocalen an Dirnen und Kaufleute, und letztere, wenn sie eine Maulthierladung beisammen hatten, verkauften dieselbe an die Händler (Gangalleros), welche sie nach Copiapo brachten und für Spottpreise an die Bankiers dieser Stadt verkauften. Obgleich die Polizei darüber zu wachen hatte, daß keine gestohlenen Erze dahin kämen und Jeder, der Erz brachte, ein Certificat von dem Beamten, aus dessen Grube sie kamen, vorzeigen mußte — andernfalls wurde seine Ladung sofort confiscirt — wurde ganz enorm gestohlen. Die Händler brachten bei Nacht oft nicht allein auf Mauleseln, sondern auch ganze Wagenladungen Silbererz zu den Bankiers, welche dieselben wiegen ließen und dem Betreffenden bescheinigten, daß sie so und so viel Centner Erz erhalten hätten und er am nächsten Tage über den Silbergehalt anfragen und demgemäß das Geld dafür abholen könne. Der Chemiker des Bankiers taxirte nun oberflächlich die Ladung, ohne sie auf ihren Werth zu prüfen, und wenn der Händler erschien, so wurde ihm darauf die Hälfte des Werthes als Resultat der Prüfung angegeben und mußte er sich mit dem Betrag zufrieden geben.

Nachdem ich mich nun aber hier niedergelassen hatte, brachten die Händler mir erst Proben, ließen sie prüfen und lieferten dann erst die Erze an die Bankiers ab, da sie erkannt hatten, wie sehr sie von diesen übervortheilt worden waren.

Welchen Verdienst die Bankiers bei diesen Geschäften gehabt haben mußten, bewies wohl folgender Fall. Als ich einmal Nachts aus dem Schlaf geweckt wurde, trat ein Mann mit einigen sehr reichen Silberstufen bei mir ein und bat mich, ihm schnell eine Analyse zu machen. Er hatte vier große Koffer bei sich und bemerkte ich, daß in denselben fast nur Stufen von beinahe gediegenem Silber sich befanden. Als ich ihm nun mittheilte, daß hier eine Prüfung kaum nöthig sei, und er Alles mit kleinem Abzug als Silber verkaufen könne, bot er mir sofort die Ladung zum Kauf an und zwar für den Preis von 500 Pesos. Da ich die Stufen auf wenigstens 1000 Pesos taxirte, nahm ich sofort an,

daß sie gestohlen seien und bedeutete dem Manne, daß ich keine Erze kaufe. Darauf versicherte er mir hoch und theuer, daß er einen neuen sehr reichen Gang von Silber entdeckt habe und mir viele Wagenladungen von seiner Mine bringen wolle, daß er aber diese Nacht noch nach derselben zurück müsse und Geld brauche, wodurch ich mich bewegen ließ, die Stufen für 300 Pesos, womit er sich auch zufrieden stellte, zu kaufen.

Beim ersten Tageslicht untersuchte ich den Inhalt der Koffer näher, wog die Stufen und fand, daß ich nicht blos eine Collection Stufen für meine Sammlung im Werth von 300 Pesos, sondern auch noch gediegene Silbererze in kleineren Stücken im Werth von circa 700 Pesos acquirirt hatte. Ich sandte letztere sofort zu einem Bankier zum Verkauf und erhielt in der That 700 Pesos.

Den nächtlichen Besucher sah ich niemals wieder und ich mußte wohl annehmen, daß ich auch einmal gestohlene Erze gekauft hatte. — Welche brillanten Geschäfte hätte ich machen können, wenn ich wie die Bankiers solche Erze hätte regelmäßig kaufen wollen, deren mir fast täglich angeboten wurden! Mein deutsches Ehrlichkeitsgefühl sträubte sich aber dagegen, und selbst dies eine Mal, wo ich es unbewußt gethan, war ich froh, als ich das Corpus delicti aus dem Hause geschafft und versilbert hatte.

Noch brillantere Geschäfte und auf solider Basis hätte ich aber machen und ein großes Vermögen ohne Mühe in kurzer Zeit erwerben können, wenn ich einige Zeit früher nach Copiapo gekommen wäre. Alles Silber nämlich, welches in den Bergwerksdistrikten an der Oberfläche oder bei geringer Tiefe gefunden wurde, bestand theils aus gediegenem, theils aus Schwefelsilber (Metal calido), welches durch Amalgamirung gewonnen wurde. Bei etwas größerer Tiefe dagegen kam hauptsächlich nur Silber mit Arsenik und Antimon verbunden vor, welches wir unter „Fahlerz“ und „Roth und Schwarz Gültig Erz“ kennen. Da man diese letzteren Erze nicht kannte, hielt man sie für werthlos, und wenn in einer Mine ein solcher Gang noch so mächtig anstand, verließ man entweder die Mine ganz, oder man arbeitete auf diesem Gang weiter und stürzte das Erz als unbrauchbar auf die Halden.

Kurze Zeit, ehe ich nach Copiapo gekommen war, hatte ein Engländer den Gehalt dieser Erze entdeckt und in Folge dessen natürlich nicht allein alle diese verlassenen Minen wieder in Betrieb gesetzt, sondern auch die Halden gekauft und große Summen gewonnen. Ebenso verfuhr man mit den Rückständen der amalgamirten Erze „Relaves“ genannt, welche natürlich Arsenik und Antimon-Silber enthielten und

die man bis jetzt benutzt hatte, um damit einen Weg durch den Sumpf aufzuschütten und Straßen zu ebnen. Da diese letzteren Erze, die Arsenik- und Antimon-Verbindungen, nur durch Schmelzproceß zu benificiren waren, nannte man sie im Gegensatz zum „Metal calido“ (warmes Metall) „Metal frio“ (kaltes Metall), d. h. solches, welches erst durch Feuer zu benificiren war, und da es hier noch keine Schmelzereien gab, wurde nun sämmtliches „Metal frio“ sammt den „Relaves“ nach Europa versandt.

Im Ganzen wurden vom Jahre 1841—1849 folgende Metalle exportirt: Gold: 5,212,445 Pesos, Silber: 16,539,590 Pesos und Kupfer: 22,289,751 Pesos.

Kapitel VIII.

Einiges über die Berggesetze der Republik Chile.

Da die Gold-, Silber- und Kupferbergwerke der Provinz Atacama seit einer Reihe von Jahren jährlich viele Millionen Ausbeute liefern und in der Wüste, wie in den Cordilleren der Anden noch ein enormer Erzreichthum vorhanden ist, dessen Ausbeutung gewiß erfolgen würde, wenn diese Gegenden von Eisenbahnen durchschnitten wären, die den Transport von Wasser und Lebensmitteln nach den Bergwerken und den der Erze nach der Küste oder Copiapo ermöglichten, halte ich es für angemessen, den Leser mit einigen der wichtigsten Bergwerksgesetze bekannt zu machen, die in der Republik Chile gelten.

Im Allgemeinen ist das chilenische Bergrecht dem alten sächsischen gleich; es hat nur einige Abänderungen erlitten, welche durch andere Verhältnisse hervorgerufen waren.

Vorerst ist zu bemerken, daß obgleich im ersten Paragraph das Gesetz allen Fremden, d. h. Ausländern, den Betrieb des Bergbaues in Chile verbietet, diese Bestimmung später aufgehoben worden ist und der Ausländer dieselben Rechte wie der Eingeborene hat.

Weiterhin besagt das Gesetz Folgendes: Findet Jemand einen guten Gang oder ein Lager, dessen Bauwürdigkeit er sofort oder nach gemachter Analyse erkennt, so reicht er ein auf Stempelbogen von 2 Real = 1 Mark an den Intendenten der Provinz gerichtetes Gesuch, dem er eine Probestufe beilegt, bei dem öffentlichen Notar ein, welcher für die Gebühren von circa 1½ Pesos Jahr, Monat, Tag, Stunde, Minute und Secunde

der Präsentation darauf notirt und es dem Intendenten in der nächsten Amtsstunde zur Genehmigung vorlegt.

Da so viele Leute sich mit dem Aufsuchen von Minen beschäftigten, war die Anzahl der Gesuche so bedeutend, daß zwei Notare sich stets ablösten und Tag und Nacht ihr Büreau offen haben mußten. Dieselben verdienten durch solche Gesuche, Aufnahme-Gesuche bezüglich alter Minen, Verkäufe und Hypothekirung von Kuxen rc. gegen 15—20,000 Pesos jährlich.

Ein solches Gesuch wurde folgender Art abgefaßt:

„N. N., gebürtig aus N., von Profession Bergmann, wohnhaft in dieser Provinz, präsentire mich hiermit mit allem Respekt vor Ihnen und sage:

> daß ich in dem Bergwerksdistrikt X. in dem Gebirge Y. einen (Silber-, Gold- oder Kupfer-) Gang (Lager) entdeckt habe, laut beifolgender Probe, welcher von Süd nach Nord (Ost nach West) streicht (besondere Kennzeichen der Gegend), und da ich das nöthige Kapital, Werkzeug rc. besitze, um ihn ausbeuten zu können, bitte ich Sie, mir diesen Gang (Lager) laut gesetzlichen Bestimmungen zu verleihen.
>
> N. N."

Nachdem der Notar nun Jahr, Monat, Tag, Stunde, Minute und Sekunde der Präsentation darauf bemerkt, schreibt der Intendent darunter:

> „Ich gebe Ihnen hiermit die Concession für diesen Gang (Lager) mit dem Vorbehalt, daß die Rechte eines Anderen darunter nicht leiden.
>
> In den Zeitungen bekannt zu machen und ins Archiv einzutragen.
>
> Der Intendent der Provinz von Atacama."

Darauf wird das Gesuch publicirt und ins Archiv eingetragen, worauf es sich dann bald herausstellt, ob ein Anderer Rechte auf diesen Gang oder Lager besitzt, denn es kommt sehr oft vor, daß verschiedene Personen denselben Gang bereits gefunden, die Verleihung nachgesucht und unter obiger Klausel die Concession vom Intendenten erhalten haben. Dies ist namentlich der Fall, wenn ein reicher Gang gefunden worden, wo dann Alles hinströmt und man das Terrain weit im Umkreise muthet. Es kommt daher Alles darauf an, der Erste zu sein, welcher das Gesuch beim Notar präsentirt, weshalb auch auf demselben mit

solcher Genauigkeit Minute und Sekunde der Präsentation vermerkt wird. — Der erste Bittsteller erhält den Besitz und alle späteren können nicht die geringsten Ansprüche machen.

Laut Gesetz muß man nun binnen 90 Tagen in dem Gang oder Lager durch eine schwebende Strecke oder Seigerschacht 30 Fuß aufschließen und sich dann wiederum beim Intendenten melden und die Vermessung beantragen, um darnach seinen definitiven Besitztitel zu erhalten; hat man binnen der 90 Tage nicht die vorgeschriebenen Tiefe erreicht, so hat man sein Recht an den Gang oder Lager ohne Weiteres verloren, und kann ihn jeder Andere muthen.

Ist die Vermessung beantragt, so wird diese im Beisein des Intendenten und der Besitzer der Nachbarminen, damit Jeder seine Grenzen wahre, von einem Ingenieur vollzogen, wofür man 100—200 Pesos zu zahlen hat. Nachher kann man ungestört nach Belieben arbeiten, ohne je wieder eine Abgabe an den Staat zu zahlen und ohne daß sich derselbe um den Bau weiter kümmerte. Nur in dem Falle, wenn man die Grube 90 Tage ohne Arbeit oder ohne das vorschriftsmäßige Personal läßt, welches aus einem Steiger oder Verwalter, zwei Häuern, einem Schlepper und einem Koch, der zugleich für Holz und Wasser sorgen muß, besteht, können Andere die Grube beanspruchen und verliert der Besitzer das Recht.

Findet man einen Gang in einem Berge, wo bis dahin kein Bergbau getrieben wurde, so erhält man bei der Vermessung ein Grubenfeld von 1800 Fuß Länge und von 300 Fuß Breite, mithin 540,000 Qu.-Fuß. Existiren aber in diesem Berge oder in der Nähe schon Bergwerke, so erhält man nur ein Feld von 600 Fuß Länge und 300 Fuß Breite = 180,000 Quadrat-Fuß. Ist das Gesuch von zwei oder mehr Personen gezeichnet, so erhält jede Person 180,000 Quadrat-Fuß, Alle zusammen jedoch nie mehr als 540,000 Quadrat-Fuß auf dem Streichen eines Ganges. — Verlangt man ein Lager, so wird derselbe Flächeninhalt im Quadrat verliehen, ebenso bei Gängen, welche sehr flach einfallen. —

Wird in einer Mine 90 Tage nicht gearbeitet, so kann Jeder, wie vorerwähnt, bei dem Intendenten ein Gesuch einreichen und den Besitz verlangen. Ein solches Gesuch heißt „Denuncio“ und mittelst eben eines solchen verlangt man alte verlassene Minen. Der Intendent fordert dann den letzten Besitzer vor, und wenn diesem bewiesen wird, daß er 90 Tage nicht gearbeitet hat, so geht der Besitz sofort auf den neuen Bittsteller über. Ist der letzte Besitzer einer verlassenen Mine unbekannt,

so wird das „denuncio“ in den Zeitungen und an drei hintereinander folgenden Sonntagen, nach Beendigung der Hauptmesse, an der Kirchthür unter Trommelschlag bekannt gemacht. Macht nun Niemand Ansprüche darauf, so bekommt der Bittsteller den Besitz dieser Mine, wofür er dann 12 Pesos zu zahlen hat.

Ist eine Grube als reich erkannt, so wird natürlich sofort alles umliegende Terrain gemuthet und die neuen Nachbarn bemühen sich in schnellster Zeit in ihren Minen Tiefe zu erreichen, da ihnen das Gesetz erlaubt, von ihrer Mine aus in das Feld der reichen Nachbarn hinein zu arbeiten und so lange Erze daraus zu fördern, bis die Arbeiten der Hauptmine mit diesen zusammentreffen, worauf sie sich dann zurückziehen müssen. Sobald sie aber die Grenzen der Hauptmine passiren, müssen sie es dem Verwalter derselben anzeigen, welcher einen Beamten in die neue Nachbarmine sendet, um genau alles Erz zu notiren, welches da herausgefördert wird, indem die Hälfte des Erzes der Hauptmine für diese Concession entrichtet wird, und die Nebenmine die Kosten der Ausrichtung allein tragen muß.

Ebensowenig wie die Hauptmine niemals Fremden das Einfahren in ihre Grube gestattet, um nicht zu verrathen, wie der reiche Gang streicht, und die Beamten, wie die Bergleute das größte Geheimniß darüber bewahren, ebenso halten es auch die Nachbarminen sehr geheim, wo und in welcher Tiefe sie einen Angriff auf die reiche Grube machen, und so kommt es oft vor, daß die Hauptmine sich gegen vier Seiten hin vertheidigen und Gänge aufführen muß, um die Eindringlinge zurück zu treiben. Wer jedoch heimlich die Grenze der reichen Mine passiren und Erze fördern wollte, würde als Dieb bestraft werden.

Jede Mine ist in 24 Kuxe getheilt, und es kommt oft vor, daß bei einer reichen Mine mehr als 30 Mitbesitzer existiren, und ein Kux nicht allein in $1/4$ und $1/8$, sondern auch in $1/16$ $1/32$ und $1/64$ getheilt, und dabei ein Kux oft an 100,000 Pesos Werth hat. Einer der Besitzer hat die Direction über die Mine während 6 Monaten, in welcher Zeit kein anderer Mitbesitzer sich in die Verwaltung mischen darf, es sei denn, daß er betrogen, oder die Grube durch schlechte Verwaltung in große Verluste gebracht wird, in welchem Falle der Beeinträchtigte aber nur den Dirigenten verklagen kann. Alle sechs Monate wird ein neuer Director gewählt, und sind die Gewerken mit einem solchen besonders zufrieden, so bleibt er oft mehrere Jahre im Amt. Jeden Monat legt der Director seinen Mitgewerken Rechnung, und je nachdem sich die Grube in Ausbeute oder Zubuße befindet, vertheilt er den Ertrag oder

kassirt die Jeden betreffenden Unkosten ein. Bei vielen Gruben wird aber nur aller sechs Monate Rechnung abgeschlossen und regulirt.

Ist eine Grube in Zubuße und ein oder mehrere der Gewerken zahlen nicht pünktlich die Unkosten, so giebt man ihnen zunächst 90 Tage Zeit; haben sie bis dahin nicht den schuldigen Betrag und die weiter bis dahin aufgelaufenen Kosten erstattet, so verlieren sie sofort ihr Recht an der Mine, obgleich sie vielleicht große Summen hineingesteckt hatten, und die denuncirten Antheile gehen an die Mitbesitzer der Mine zu gleichen Theilen über, welche die darauf haftenden Kosten zahlen.

Verliert ein Bergwerksbesitzer sein Vermögen und muß sich bankerott erklären, so kann man ihm Alles nehmen, was er besitzt, und ihn in Schuldarrest bringen, nur das Eigenthum an seine Gruben verliert er nicht; die Masse des Concurses ist verpflichtet, entweder diese Gruben so lange arbeiten zu lassen, bis sie soviel Ertrag gegeben, daß alle Gläubiger bezahlt sind, wonach der Bergwerksbesitzer seine Gruben wieder vollständig zurück erhält, oder wenn die Gläubiger kein Interesse für diese Art Deckung haben, müssen sie dem Schuldner die Gruben vollständig frei lassen. Es kommen hierbei oft sehr interessante Fälle vor. Manchmal läßt die Masse Minen arbeiten, die nie etwas bringen, so daß die Gläubiger weit besser gethan hätten, wenn sie dem bankerotten Mann die Mine frei gelassen hätten, und wird auf diese Weise oft mehr als das Doppelte und Vierfache verloren. Andere Gruben hingegen, welche vom Concurs gearbeitet werden, geben bedeutende Schätze, welche der bankerotte Besitzer nie aufgeschlossen haben würde, da ihm das Capital fehlte, so kostspielige Baue zu unternehmen; er erhält nun, nachdem seine Gläubiger bezahlt sind, seine Grube viel reicher zurück und erwirbt ein bedeutendes Vermögen.

Kapitel IX.

Die Entdeckung der Silberbergwerke in Tres Puntas und meine Reise dahin.

Im Besitz der Kenntnisse aller hier vorkommenden Erze und ihrer Verbindungen ging mein nächster Wunsch dahin, die Bergwerksdistrikte selbst bereisen, und die so reichen Gruben persönlich befahren zu können, um die Art des Vorkommens der Erze zu studiren. Mein Gehülfe konnte in meiner Abwesenheit die Prüfung selbstständig machen, und so war ich durch Nichts gebunden das Anerbieten des Intendenten, nach dem reichen Minen-Distrikt „Tres Puntas“ zu reisen, um die Vermessung einer Mine auszuführen, wofür ich 200 Pesos und freie Reise erhalten würde, abzulehnen.

Bevor ich jedoch zur Beschreibung dieser meiner ersten Reise nach dem genannten Silber-Minen-Distrikt übergehe, will ich mittheilen, wie diese so reichen Minen, die so viele Millionen Silber geliefert haben, und noch liefern, entdeckt wurden.

Wie bereits erwähnt, lebten in Copiapo viele Personen, die sich lediglich mit Aufsuchen von reichen Metalladern beschäftigten. Nun besaß man Nachrichten von reichen Gängen und alten Minen von Gold, Silber und Kupfer, welche sich theils in gediegenem, theils wenigstens sehr reichem Zustand in der Wüste Atacama befinden sollten. Diese Schätze waren entweder von geflüchteten Verbrechern oder von Maulthier- und Eseltreibern entdeckt worden, welche dieselben aber oft, trotz der größten Anstrengungen und Mühen, nach jahrelangem Suchen nicht hatten wiederfinden können.

Da sich nun oft gezeigt hatte, daß solche „deroteros“ — dies war der Name von Nachrichten über Minen, die der Wiederentdeckung harrten — die oft sehr fabelhaft und übertrieben klangen, sich viele Jahre nach dem Tode des Finders als richtig heraus stellten, so war der Zweck der Cateadores nicht allein, neue Gänge anzuhauen oder zu suchen, sondern auch jenen „deroteros“, die gewöhnlich ziemlich genau aufgezeichnet und angegeben waren, nachzuspüren. Hunderte von Cateadores suchten oft solche reiche Adern viele Jahre lang, ohne dieselben zu finden, und endlich entdeckte man sie doch. Gewöhnlich beruhte das vergebliche Suchen auf Unwissenheit der ersten Finder in Bezug auf Himmelsgegend oder Entfernungen, oder daß der gesuchte Punkt viele Fuß hoch mit Wüstensand bedeckt war und erst nach Jahren eine andere Luftströmung denselben wieder entblößte und die Schätze enthüllte.

Ebenso kam es vor, daß Verbrecher auf der Flucht, trotzdem sie massive Silberstücke mitgebracht, sich des Orts nicht mehr genau entsinnen konnten, oder endlich, daß Maulthier- oder Eseltreiber, verirrt und dem Hungertode nahe, sich nicht genug für Schätze interessirten, um sich den Ort derselben genau zu merken.

Ein solcher „derotero“ existirte auch seit vielen Jahren bezüglich eines mächtigen Ganges gediegenen Silbers, welchen ein Eseltreiber in der Wüste Atacama gefunden und von dem er massive Stufen nach Copiapo gebracht hatte. Da der Finder jedoch für das gelöste Geld Bacchus so stark gehuldigt hatte, daß ihn der Schlag rührte und er darauf sogleich verschied, konnte er nur in unbestimmter Weise den Fundort bezeichnen. Sofort wurden unzählige Expeditionen dahin unternommen, doch alle blieben ohne den gewünschten Erfolg.

Im Jahre 1848 ereignete es sich nun, daß ein armer Eseltreiber, Osorio, welcher einige in der Wüste gelegene Bergwerke mit Wasser versehen hatte, wegen Ermattung seiner Thiere sich gezwungen sah, die Nacht im Freien zuzubringen. Da ein eisig kalter Wind über die mit Schnee bedeckten Cordilleren herniederbrauste, und der Mann sich am Fuße eines großen Felsens gelagert hatte, der ihm einigen Schutz bot, so zündete er ein kleines Feuer an, um sich die erstarrten Glieder zu erwärmen und seine Abendmahlzeit zu bereiten. Nachdem er sich seinen Thee gekocht, seinen Mehlbrei angerichtet, verzehrt und seine Cigarre geraucht hatte, entschlummerte er bald, in seine Decken gehüllt und umgeben von seinen treuen Eseln, lang ausgestreckt im tiefen Wüstensand. Als der Morgen graute und er sich zur Weiterreise rüstete,

sah er, eben im Begriff auf seinen Esel zu steigen, daß der Fels, soweit das Feuer gewirkt hatte, geschmolzen und das schönste Silber zu Tage gekommen war. Sofort füllte er seine Fäßchen mit dem kostbaren Metall und eilte nach einem an der Küste gelegenen Wirthshaus, wo er seine Stufen verhandelte und mehrere Tage in Saus und Braus lebte. So sehr sich der Wirth auch Mühe gab, das Geheimniß der reichen Erzquelle zu entdecken, konnte er es doch nicht erfahren. Als jedoch eines Tages mehrere arme Cateadores kamen, welche Osorio bestens bewirthete, versprach er in etwas trunkenem Zustande seinen Gästen, ihnen am nächsten Tage auch einige Stufen zu holen und war so unvorsichtig den Ort zu beschreiben, wo er das Silber gefunden hatte.

Am nächsten Morgen lag Osorio noch in festem Schlafe, als die Cateadores bereits aufgebrochen waren und im Galopp der Gegend zujagten, die er ihnen bezeichnet hatte. Nachdem sie lange hin und her geritten, die Spuren der Esel verfolgend, fanden sie nicht allein jenen Felsblock, bei welchem Osorio geschlafen, sondern auch etwa eine halbe Stunde davon entfernt noch einen Gang in gediegenem Silber. Der Finder des von Osorio entdeckten Silbers hieß Mateo Perez und nannte die Grube „Al fin hallada“ (Endlich entdeckte), während sein Gefährte Vicente Garin seine Grube „Buena Esperanza“ (Gute Hoffnung) nannte.

Nachdem Beide ihre Taschen mit Stufen gefüllt, jagten sie im Galopp nach dem 15 Meilen entfernten Copiapo, wo sie wie ihre Thiere im Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt ankamen und sofort zum Intendenten eilten, um die Muthung dieser Minen einzulegen und sich diesen Fund als Eigenthum zu sichern, was sie natürlich auch erreichten. Auf diese Weise kamen die beiden armen Leute in den Besitz dieser fabelhaft reichen Minen, welche eine Reihe von Jahren jede jährlich über eine Million Pesos Reinertrag gaben, während der gutmüthige Osorio nur mit einem Geschenk abgefunden wurde.

Die nun so reichen Leute hatten bei dem Suchen der Gänge einen Knaben mitgenommen, um die Maulthiere zu halten, und ihm dafür, wenn sie etwas fänden, einen Antheil versprochen. Da der Fund nun so bedeutend war, wollten sie den Knaben mit einer kleinen Geldsumme befriedigen, die Familie desselben aber leitete Proceß ein, der nach mehreren Jahren zu des Knaben Gunsten entschieden wurde, so daß demselben mehrere Kuxe sammt der Ausbeute derselben seit der Zeit der Entdeckung zuerkannt wurden, was bereits eine Summe von über 100,000 Pesos ausmachte.

Kaum waren die Besitztitel über die beiden reichen Funde vom Intendenten gezeichnet und jenen beiden Leuten übergeben, so lief die für Copiapo so wichtige Nachricht wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt und Alles jagte zu dem Notar in Bergwerkssachen, um die Muster wie die Muthungen zu sehen, und von da nach der Wüste, um in der Nähe dieser Gänge andere ähnliche zu suchen. Hunderte von Reitern, auf Pferden und Maulthieren oder auch nur auf Eseln sprengten nach dem neuen Minendistrikt, welcher Tres Puntas (drei Spitzen) genannt wurde, weil sich dort ein kleiner, etwa 800 Fuß hoher Gebirgszug, dessen drei Bergspitzen man von großer Ferne sehen konnte, inmitten der Wüste erhob. In eben so großer Eile waren alle Wagen und Karren zu enormen Preisen vermiethet, welche mit Lebensmitteln und Getränken versehen den Reitern folgten. — Binnen wenigen Stunden konnte man sicher in Copiapo selbst für schwerstes Geld keinen Wagen, Karren, Pferd, Maulthier oder Esel auftreiben, wogegen der 70 englische Meilen von Copiapo nach Tres Puntas sich erstreckende Weg mit einem fast ununterbrochenen Zuge von Wagen und Reitern bedeckt war. Selbst zu Fuß eilten Hunderte dahin, obgleich sie erst in zwei Tagen, nach furchtbaren Strapazen, an ihr Ziel gelangen konnten. Der Durst nach Reichthümern aber ließ alle Anstrengungen weniger fühlbar erscheinen.

Die zuerst in Tres Puntas Eingetroffenen untersuchten schleunigst das Terrain und jagten dann sofort nach Copiapo zurück, um sich die in der Nähe der Fundgruben gelegenen Grubenfelder, welche ihnen den besten Erfolg versprachen, durch Muthung und Besitztitel bei dem Intendenten zu sichern. So kam es, daß während der Hauptschwarm von Reitern kaum erst den halben Weg von Copiapo nach Tres Puntas zurückgelegt hatte, ihnen schon Hunderte begegneten, welche in Carrière um die Wette reitend nach Copiapo flogen. Oft brachen unter den Reitern Pferde und Maulthiere zusammen, oft auch gelangten sie, am ganzen Leibe blutend, eben nur glücklich bis Copiapo, wo sie vor dem Hause des Gouverneurs todt zu Boden fielen. Es handelte sich manchmal nur um eine Minute, da ein und derselbe Gang bisweilen von 50 Personen gemuthet wurde, und nur der den Besitztitel bekam, der zuerst gemuthet hatte, während die andern leer ausgingen.

War einmal der Reigen eröffnet, so traf zwei Tage und zwei Nächte lang ein fast ununterbrochener Zug von Reitern und Wagen vor dem Hause des Notars ein, wo jeder neue Ankömmling Muthung einlegte, so daß das Terrain von Tres Puntas bald im Umkreis von einer

Condorjagd.

Google

Meile mit Muthungen bedeckt war. Viele Menschen verunglückten bei diesem tollen Wettrennen, wo 70 englische Meilen (15 deutsche Meilen) auf einem Pferd in 7 Stunden zurückgelegt wurden. Unzählige Pferde und Maulthiere blieben von den großen, oft 10 Pfund schweren Sporen, deren Räderspitzen ihnen zolltief in die Seiten gestoßen wurden, gräßlich zerfleischt am Wege liegen. Dann schoß der Condor, dessen scharfes Auge seine Beute von den Gipfeln der Anden erspäht, mit unzähligen Aasgeiern nach den Thälern herunter und stürzte sich auf die unglücklichen Thiere, welche nicht mehr genug Kraft besaßen, um sich zu vertheidigen. Zuvörderst wurden sie von ihren gierigen Feinden des Augenlichts beraubt, dann in Stücke gerissen und verschlungen.

In den folgenden Tagen ließ das tolle Jagen nach, da fast alles umliegende Terrain gemuthet war. Um desto größere Karawanen von schwer beladenen Wagen zogen aber nun langsamen Schritts durch den tiefen Wüstensand gegen Tres Puntas, theils Lebensmittel und Getränke, theils aber auch ganze Ladungen leichter Dirnen enthaltend, welche mit ihren Harfen und Guitarren nach dem neuen Eldorado zogen, wo sie reiche Beute zu erwarten hatten. Unzählige Thierleichen und Skelette bezeichneten den Weg, an dessen Seiten der Condor und Aasgeier saßen, welche nun, von so viel Beute übersättigt, träg auf den Gerippen ausruhten, ohne sich erheben zu können und mit Lazos eingefangen wurden. —

Ein höchst interessantes Bild bot nun die Ebene dar, welche sich zwischen den beiden reichen Fundgruben „Al fin hallada“ und „Buena Esperanza“ ausbreitete. Diese Ebene, welche früher öde und leblos, nur von brennendem Sand und Steinen bedeckt war, zeigte sich nun mit Hunderten von Wagen und Zelten besetzt, zwischen denen sich Tausende von Menschen, Pferden, Maulthieren und Eseln in buntem Gewirr durcheinander bewegten. Um die Fundgruben selbst war ein großer Kreis von Wagen gebildet, von denen ein Theil Lebensmittel und Getränke aller Art, andere Musikchöre, Dirnen und Drehorgeln enthielten. Der ganze Platz war von Menschen überfüllt. Hier tanzte man den Nationaltanz, die Zambacueca, dazu rauschte die Musik der Blechinstrumente, dazwischen ertönten Drehorgel, Harfe, Guitarre und Gesang, das wüste Geschrei von Trunkenen und das Ausrufen aller möglichen Waaren.

Auch die Bankiers von Copiapo fehlten nicht. — Sie hatten große lederne Schläuche mit Gold mitgebracht, welches sie den Besitzern der reichen Fundgruben gegen Kuxe zu einem Spottpreis und gegen colossale

Zinsen vorschossen. Die plötzlich aus größter Armuth zu solchem Vermögen gekommenen Leute kauften ganze Ladungen von Lebensmitteln, besonders aber Champagner, Bier und Schnaps und traktirten damit alle Anwesenden.

Sobald die Nacht einbrach, wurde vor jedem Zelte Feuer angezündet und es begann Musik, Spiel, Tanz, Trinkgelage und Feuerwerk. Hier lagen auf der Erde neben einander ausgebreitet eine Menge Ponchos, auf ihnen Tausende in Gold und um sie herum die Spieler. Hier saß einer der Glücklichen des Tages; zu seiner Seite Dirnen mit Guitarren und seine Freunde; hunderte von leeren Flaschen gaben Zeugniß wieviel schon vertilgt worden war, und Dutzendweise wurden stets neue Flaschen geöffnet, während Truthähne, Schinken, Backwerk, Früchte 2c. im Ueberfluß herumlagen.

Einen so interessanten Anblick die Ebene an solchen Abenden dargeboten hatte, einen so komischen gewährte sie des Morgens bei den ersten Strahlen der Sonne, wo Hunderte von Männer, Frauen und Mädchen, nur in ihre Ponchos gehüllt, unter freiem Himmel im Sande ausgestreckt dalagen, theils einzeln, theils in Gruppen, um sich gegenseitig etwas vor der Kälte zu schützen. Spieler saßen mit bleichen, überwachten Gesichtern noch um die Haufen Goldes; berauschte Männer hatten aus Mitleid mit ihnen herrlich erscheinenden weiblichen Wesen ihre Decken getheilt und waren bei Tageslicht, ihren furchtbaren Irrthum erkennend, beschämt aus der Nähe einer alten braunen Schnapsverkäuferin geeilt. Hunderte, die Bacchus gehuldigt, jammerten und stöhnten, vom Frost erstarrt, in nicht zu sauberen Situationen und krochen nach den nun wieder angezündeten Feuern, um sich durch Thee zu stärken.

Kaum war aber die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen wieder am ewig blauen Himmel über den Gipfeln der Anden emporgestiegen, so belebte sich das Bild von Neuem und es begann dasselbe Treiben und Lärmen wie Tags zuvor.

So dauerte es noch mehrere Tage, doch mit dem Unterschied, daß jetzt bereits von Copiapo alle nöthigen Gegenstände hierher gebracht waren, welche natürlich mit kolossalen Preisen bezahlt wurden. Diejenigen, welche Anfangs Zelte besaßen, hatten bereits Hütten von Cannas oder Breterhäuser aufgeschlagen und die Zelte denen überlassen, die obdachlos waren. In den Häusern, Hütten und Zelten befanden sich jetzt schon Tische; es hatten sich unzählige Feldküchen und Kneipen, Tanzlocale und Spielhäuser etablirt, und so bildete sich nach und nach der Ort Tres Puntas,

der bei meiner Anwesenheit einige Tausend Seelen zählte und La Placilla genannt wurde.

Acht Tage hatte der Freudentaumel gedauert, wo Niemand an Arbeit dachte, Alles nur der schönen Gegenwart und besten Hoffnung lebte. Jeder hatte, sei es direct oder indirect, durch die Entdeckung so große Mineralschätze gewonnen oder mußte noch gewinnen.

Die Besitzer der reichen Fundgruben waren Millionäre, unzählige Andere, welche die Grubenfelder der Nachbarschaft gemuthet, ebenfalls sehr reich geworden. Die Bankiers, welche den neuen Minenbesitzern, die oft nicht eine Unze in der Tasche hatten, große Baarvorschüsse gemacht hatten, waren in Besitz von Antheilen an die reichsten Gruben für Spottpreise gekommen. — Viele hatten im Spiel den aufgeregten Parvenüs Kuxantheile oder große Summen abgewonnen; Dirnen waren aufs reichlichste beschenkt worden, und Unzählige hatten sich an den gespendeten Lebensmitteln und Champagner einige Tage ein Gutes gethan; kurz Alles war Freude, Jubel, Zufriedenheit und voll bester Hoffnung für die Zukunft, und dankte der Mutter Erde, welche ihre Schätze in solcher Fülle aufgeschlossen, wo man früher nichts als Sand und Stein gekannt.

Welche Reichthümer die Entdeckung dieses Bezirks spendete, war daraus zu ersehen, daß hier sofort über hundert Silberbergwerke in Angriff genommen wurden und die beiden großen Fundgruben allein während sechs auf einander folgenden Jahren jährlich über eine Million Pesos Ertrag gegeben, während andere, wie die Salvadora, auch später ebensoviel producirten und der Kux, deren jede Mine 24 hatte, mit 100,000 Pesos verkauft wurde.

Eine natürliche Folge dieser Entdeckung war es, daß nun alle Cateadores mit neuem Muth in die Wüste und in die Schluchten und Gebirge der Anden eindrangen.

So gut wie dieser Fund, der bereits vor so vielen Jahren aufgefunden, erst 1848 neu entdeckt wurde, so hatten sie nun auch im Vertrauen auf ähnliche Nachrichten Hoffnung, endlich ein gutes Resultat zu erreichen, und so geschah es auch, daß bald nachher an verschiedenen Stellen neue Silberdistricte entdeckt wurden.

Eine zweite Folge war die, daß die Bergleute vorzogen Minen zu suchen, statt in Minen zu arbeiten, in Folge dessen die Arbeiter aller Goldbergwerke diese Minen verließen und nach Tres Puntas eilten, wo sie besseren Verdienst und ein besseres Leben fanden. Dadurch kam der Goldbergbau Copiapo's, der früher so bedeutend gewesen war, von

nun an ganz in Verfall und blieben von unzähligen Goldgruben nur noch einige wenige im Betriebe.

Obgleich man in Folge der Hitze für gewöhnlich des Nachts reiste, trat ich meine Reise absichtlich des Morgens an, um die Gegend genau kennen zu lernen, die für mich ein großes Interesse hatte, weil es die erste Reise durch eine Wüste war.

Gegen fünf Uhr Morgens bestieg ich von einem meiner Freunde, dem Bergingenieur Felix Engelhard aus Cassel begleitet, eine leichte, zweirädrige Droschke, welche von vier breitgespannten Pferden gezogen ward. — Auf dem Sattelpferd nahm der Postillon seinen Platz und bald flogen wir durch die Straßen Copiapo's gegen Nord-Ost dahin.

Als wir die Stadt im Rücken hatten, passirten wir, stets dem Fluß aufwärts folgend, die Vorstadt San Fernando und den Pueblo indio (indianisches Dorf), wo sich zu beiden Seiten des Weges elende Lehmhütten zeigten, welche aber von den üppigsten Obst- und Blumengärten, Wiesen und Feldern umgeben waren.

Nachdem wir etwa 1 ½ Meile in gerader Richtung in stetem Galopp zurückgelegt hatten, wobei uns der Staub oft so vollständig einhüllte, daß wir nichts um uns herum erkennen konnten, erreichten wir eine Stelle, wo das Thal von Copiapo in ein breites Thal einmündete. Rechts, etwa eine halbe Meile entfernt, lag das Dorf Tierra Amarilla mit üppigen Feldern und Wiesen, durch die sich der Fluß Copiapo daherschlängelte; links dagegen bot das breite Thal einen trostlosen Anblick dar; soweit das Auge reichte, war nichts als ein Meer von Sand und Steingerölle zu erspähen und keine Spur von Vegetation war sichtbar. Diese öde Gegend hatten wir nun zu durchreisen. Der Postillon hielt hier an, und es erschien ein zweiter mit vier frischen Pferden. Als diese gewechselt, jagte der erstere mit den nun freien Pferden voran, während wir das breite Thal entlang im Galopp folgten. Wir nahmen Abschied vom Bach, von grünen Feldern und Gärten, die wir erst bei unserer Rückkehr wiedersehen sollten. Nunmehr begann die eigentliche Wüste.

Nach ungefähr zwei Meilen Fahrt fanden wir ein Breterhaus am Wege, um welches eine große Anzahl Wagen hielt und unzählige Maulthiere im Sande zerstreut umherlagen. Es war dies „Chule“, die erste Station, wo sich ein Brunnen befand, und alle, welche diesen Weg passirten, hielten hier an, um die ermatteten Thiere zu tränken. Chule liegt 2450 Fuß hoch über dem Meere.

Auch wir rasteten hier eine halbe Stunde. Gleich nach unserer Ankunft hörten wir ein fernes Läuten und Klingeln; wir bemerkten wie eben eine neue Karawane von Maulthieren mit Erz beladen die steilen Gebirgsschluchten herabkam und eiligen Schrittes sich der ersehnten Wasserstation näherte. An der Spitze marschirte ohne Last ein schönes weißes Thier, dessen Kopf mit rothen Bändern und Schleifen phantastisch geziert war und an dessen Hals eine schöne silberne Glocke und Klingel hing. Dieses den Zug anführende Thier wurde „Madrina" genannt; ihm folgten an 60 Maulthiere, welche stets eins hinter dem anderen bedächtig einherschritten und deren jedes an drei Centner Silbererz in ledernen großen Säcken trug. Den Schluß bildeten sechs Treiber, herkulische, von der Sonne schwarzgebrannte Gestalten, die ebenso gut beritten, wie bewaffnet waren, sowie ein Aufseher.

An der Station angekommen, sprangen die Treiber von ihren Pferden und beeilten sich, die Thiere ihrer Last zu entledigen. Dieselben begannen sofort ihren in Schweiß gebadeten Körper im Sande herumzuwälzen und erhielten dann ihre Ration Gerste, sowie, nachdem sie sich abgekühlt, etwas Wasser. Die Treiber holten ihre ledernen Beutel hervor, schütteten geröstetes Mehl in eine Holzschale, gossen etwas Wasser dazu und verzehrten mit Gier diesen erfrischenden Brei, fast die einzige Nahrung dieser Leute.

Die Wagen, welche hier hielten, waren je mit drei Pferden oder Maulthieren bespannt und mit schweren Säcken voll Silbererz beladen, welches nach Copiapo geführt wurde. Kutscher wie Aufseher waren ebenfalls bewaffnet.

Wie theuer das Leben in der Wüste war, konnten wir erfahren, als wir auch das Wasser für jedes Pferd mit $^1/_4$ Pesos bezahlen mußten.

Unsere Reise fortsetzend, gelangten wir bald aus dem Thal auf eine weite Ebene, wo sich uns eine imposante Ansicht darbot. Während wir hinter uns Tausende von Bergkuppen und Hügeln gewahrten, welche, mit Sand und Gerölle bedeckt, das Bild eines Feldes voller Maulwurfshaufen darboten, präsentirte sich uns rechts ganz in der Nähe die hohe Cordillere der Anden mit ihren zum Himmel anstrebenden Kuppeln, Felsenspitzen und schwarzen Abhängen. Vor uns und links, so weit das Auge reichte, erstreckte sich ein Sandmeer viele Meilen weit bis an die Ufer des Stillen Oceans. — Die Räder unseres Wagens schnitten oft einen Fuß tief in den Sand ein, so daß die Pferde nur im Schritt vorwärts kommen konnten. Wolken von Staub hüllten uns ein und die Strahlen der Sonne brannten so stark, daß wir fast bedauerten

nicht des Nachts gereist zu sein. Der Weg war oft vom Flugsand ganz verweht, und nur die unzähligen Gerippe von Pferden, Maulthieren und Eseln, welche im Sande stehend eingegraben waren, bezeichneten die Richtung, die wir zu nehmen hatten. Der Wirbelwind zog Massen von Flugsand an verschiedenen Stellen der Ebene oft über tausend Fuß hoch trichterförmig zum Himmel empor, und kaum war eine solche Säule verschwunden, so bildete sich schon an anderer Stelle eine neue; oft auch sah man mehrere zu gleicher Zeit. Wehe dem, der von einer solchen sogenannten Windsbraut erfaßt wurde; sie hob ihn in die Luft empor und schleuderte ihn dann zur Erde. — Die ganze Ebene schien sich gleich einem wogenden Meere zu bewegen. Man sah die verschiedensten Gegenstände, wie Schiffe u. dgl. herannahen, und erst beim Näherkommen erkannte man die Trugbilder der Wüste. In der großen weiten Fläche war kein Hälmchen zu sehen, kein Insekt oder lebendes Wesen anzutreffen, nur hier und da ein Condor oder ein Aasgeier, der ein gestürztes unglückliches Thier zerfleischte. Der Wind, anstatt Kühlung zu gewähren, war so heiß, daß er mehr erstickend als labend wirkte; die Luft war so trocken und so mit Elektricität geschwängert, daß man beim Reiben ihr Ausströmen wahrnehmen konnte.

Nach weiteren zwei Meilen Weges kamen wir in ein enges Felsenthal, an dessen beiden Seiten unzählige Kupferadern an den Abhängen herunter liefen und in schönsten blauen und grünen Farben gegen das schwarze Muttergestein abstachen. Als wir in diesem Felsenthal etwa eine Viertel Meile gefahren waren, erreichten wir ein Breterhaus — 3322 Fuß über dem Meere gelegen — welches die zweite Wasserstation war und Cachiyuyo de Llampos genannt wurde. Auch hier rasteten wir, um den ermüdeten Thieren einige Ruhe zu gewähren. — Wir wollten uns hier mit Speise und Trank stärken, fanden aber leider nur Anis-Schnaps und getrocknetes Fleisch, so daß wir es schon zu bereuen hatten, uns nicht in Copiapo verproviantirt zu haben.

Während wir beschäftigt waren, unser frugales Mahl einzunehmen, kam plötzlich ein in Schweiß gebadeter Mann in Carrière angesprengt, dessen Pferd gerade noch dies Haus erreichte, ehe es zusammenstürzte. In größter Verzweiflung suchte er jetzt ein neues Thier. Für ein Pferd, das nicht 10 Pesos werth war, zahlte er den Preis von 100 Pesos; er sattelte es sofort, und ohne nur einen Augenblick zu verlieren, jagte er den Weg gen Copiapo weiter.

Wir hatten kaum eine kurze Strecke langsam im tiefen Sande fahrend zurückgelegt, als uns ein zweiter Reiter und dann noch mehrere,

alle in Carrière an uns vorbeirasend, begegneten, deren Physiognomien kaum vor Staub zu erkennen waren. — Nach einer Meile Fahrt erreichten wir die Anhöhe Cuesta de Puquios, 5358 Fuß hoch über dem Meere gelegen, an deren Fuß sich die dritte Wasserstation, Puquios genannt, befindet. Auch hier rasteten wiederum viele Wagen und Maulthiere, theils mit Silber, theils mit Kupfererz belastet, und erfuhren wir, daß soeben in Tres Puntas wieder ein reicher Gang entdeckt worden sei, und die Reiter, die uns begegnet waren, um diesen reichen Fund Wette ritten.

Die hier befindliche Quelle war die stärkste. Sie spendete nicht allein den Durchreisenden und unzähligen Thieren das nöthige Wasser, sondern von hier aus wurde auch der sechs Meilen entfernte Ort Tres Puntas und die im Umkreise von einer Meile dort gelegenen Bergwerke mit Wasser versehen, welches auf Eseln in kleinen Fässern dahin gebracht wurde. Jedes Fäßchen enthielt ungefähr 12 Quart und kostete einen Peso.

Im Umkreis von ungefähr 20 Schritt um diese Quelle war auch etwas Vegetation zu sehen, es erhoben sich sogar neben den zwei Wirthshäusern mehrere Pappeln. Unzählige Esel lagen und sprangen hier umher, welche nicht allein zu dem so bedeutenden Wassertransport, sondern auch zum Transport der Kupfererze aus den reichen in der Nähe gelegenen Minen benutzt und nur mit Gerste gefüttert wurden.

Von hier aus erstreckte sich eine tiefe Schlucht gegen Osten, aus welcher man mir recht hübsche Muster von Lignit zeigte, der in bedeutender Mächtigkeit vorkam, aber nicht gebaut wurde. In dem einen der beiden Gasthäuser fanden wir zum Glück Kaffee, Eier, ja selbst ein Huhn zum Mittagessen vor. Das letztere kostete freilich fünf Pesos, und jedes Ei zwei Real.

Neu gestärkt bestiegen wir wieder unsern Wagen, um die letzten sechs Meilen zurückzulegen.

War der Weg bisher schlecht gewesen, so wurde er jetzt noch viel schlimmer, denn der Sand war so tief und das Terrain stieg so sehr an, daß wir öfters glaubten, wir würden an diesem Tage Tres Puntas nicht mehr erreichen. Auch Hitze und Staub waren noch unerträglicher als früher. Endlich nach mehreren Stunden erreichten wir eine Höhe, von welcher wir zur Entschädigung für unsere Strapazen eine herrliche Aussicht genossen.

Hinter uns zurückblickend, konnten wir einen großen Theil des Weges verfolgen, den wir heute zurückgelegt. Zur Rechten boten die

Anden ein höchst überraschendes Bild dar, indem ihre Vorberge die metallischen Substanzen bloslegten; hier erhob sich ein ganz rother Kegel, der aus fast gediegenem Eisenstein bestand, daneben ein ganz weißer, durch welchen sich breite Gänge vom schönsten grünen Malachit und blaue Kupfergänge zogen; etwas weiter rechts erhob sich ein hoher schwefelgelber Berg, neben ihm ein schwarzer mit weißen Quarzadern durchflochten.

In dieser Weise sah man mehr als 30 Berge in den verschiedenen intensiven Farben, von der Abendsonne beleuchtet, erglänzen. Gerade vor uns, etwa eine halbe Meile entfernt, erhob sich inmitten der Wüste ein etwa 800 Fuß hoher vereinzelter Gebirgszug, dessen drei Spitzen weit ins Land hinein zu sehen, und dessen Abhänge mit unzähligen Schächten und Minenhalden bedeckt waren.

Am Fuß dieses Gebirgszuges erhob sich terrassenförmig Tres Puntas, und von dort aus im Umkreise von einer halben Meile erstreckten sich bis an den Berg, auf dem wir angekommen waren, die unzähligen Bergwerke. Nachdem wir dies malerische Bild bis zum Untergange der Sonne mit wahrem Genuß betrachtet hatten, eilten wir dahin und quartierten uns in dem einzigen Wirthshause ein.

Tres Puntas liegt unter 26° 40′ S. B. und 6066 Fuß über dem Meere. Das Gasthaus stand an einem ungepflasterten Platz, auf welchem Schweine und Esel bunt durcheinander lagen und welcher mit Lumpen bedeckt war; zahlreiche Ochsenschädel und crepirte Hunde verpesteten die Luft. Unser Obdach war nur ein Breterhaus, in welches der eisige Abendwind durch große Spalten in den Wänden freien Zutritt fand. Nachdem wir uns gewaschen — wozu das Wasser zwei Real kostete — und zu Abend gespeist — für ein Beefsteak mit Eiern und Kartoffeln und Kaffee hatten wir 10 Peso zu zahlen — suchten wir sehr ermüdet von der Reise, in unsere Decken gehüllt, ein Plätzchen auf der Erde, um uns durch Schlaf zu den Arbeiten des nächsten Tages zu stärken.

Kaum waren wir jedoch eingeschlafen, so füllten sich nach und nach die Räume mit Beamten der Minen, mit Harfen- und Guitarrenmädchen; es begann Spiel, Gesang und Tanz und der Champagner floß in Strömen. So unangenehm wir hierdurch berührt waren, so konnten wir doch die zudringlichen Einladungen nicht umgehen und mußten Theil an diesem Gelage nehmen, welches bis gegen Morgen währte. Aber selbst dann, als Alles im Hause so still geworden war, konnten wir keinen Schlaf finden. Der ganze Ort und seine Nachbarschaft war durch Silberminen unterminirt, in denen bei Tag wie bei Nacht über

1000 Bergleute arbeiteten. Von dem anhaltenden Donner der Sprengschüsse und der fortwährenden Erderschütterungen wurden wir unwillkührlich immer wieder aufgeschreckt.

Zeitig am Morgen, als es noch eisig kalt war, begaben wir uns ins Freie und durchwanderten den Ort, um ihn näher kennen zu lernen. Derselbe bestand aus etwa 80 Hütten, welche theils aus Bretern, theils aus Palmenrinde erbaut waren. — War schon der Platz unsauber, so waren die Straßen noch schrecklicher. Man sank im Sande einen halben Fuß tief ein, und noch größere Massen von Lumpen, als wir gestern bemerkt, lagen überall umher. Bei näherer Betrachtung fand ich, daß diese Lumpen eigentlich nur schmutzige Wäsche waren; denn da ein neues baumwollenes Hemd hier 6 Real, ein Hemd aber in Folge des theuren Wassers 1 Peso zu waschen kostete, so herrschte allgemein die Gewohnheit, das Hemd, sobald es unrein, ebenso wie alle andere Wäsche auf die Straße zu werfen und ein neues zu kaufen. — Niemand dachte daran, die Straßen säubern zu lassen. — Da auch das Holz sehr theuer war, bediente man sich zu Einfriedungen und Zäunen der Ochsenschädel mit den Hörnern, welche übereinander geschichtet wurden, und da täglich neue Schädel vom Schlächter dazu geliefert wurden, bot dies nicht allein einen sehr widerwärtigen Anblick dar, sondern die Ausdünstung verpestete auch auf sehr unangenehme Art die Atmosphäre.

Die Häuser waren, wie in Copiapo, alle weiß angestrichen.

Es existirte hier auch eine Kapelle; da aber an diesem Orte wenig Moral herrschte und die Bevölkerung weder zur Messe noch zur Beichte kam, noch sich trauen oder die Kinder taufen ließ, so hatte sich der anfangs hier weilende Pater, um nicht zu verhungern, gezwungen gesehen, den Ort wieder zu verlassen.

Von dem weiblichen Geschlecht lebten an diesem kleinen Ort über Hundert leichtsinnige Dirnen, welche nicht allein aus der Republik Chile, sondern auch aus den Nachbarrepubliken nach diesem Eldorado geströmt waren. Dagegen gab es hier wenig verheirathete Frauen, indem die Kaufleute, Krämer, Schank- und Tanzlocalbesitzer diesen im Allgemeinen nicht zumuthen konnten, sie in diese Wüste unter solchen Abschaum von Menschen zu begleiten.

Den Hauptbestandtheil der Gebäude bildeten Verkaufsläden aller Art, wo Kleidungsstücke, Lebensmittel, Minenwerkzeug u. s. w. feilgeboten wurden. Andere Häuser waren Tanz- und Schanklokale, Spielhöllen und ein großer Theil war von Dirnen bewohnt. Die Bergleute wohnten alle in ihren Minen und kamen nur am Sonnabend hierher,

wo sie diesen Platz förmlich überflutheten und bis Sonntag Abend verweilten, um ihr sauerverdientes Geld hier durchzubringen.

Auch ein Richter war hier stationirt, der einen Offizier und zehn Soldaten zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu seiner Verfügung hatte; doch der Diener der Gerechtigkeit hatte wenig oder nichts zu thun; er lebte hauptsächlich nur dem Spiel und dem Weine.

Zu dieser Zeit wurden in diesem Bergwerksdistrikt 62 Silbergruben betrieben und in ihnen etwa 2000 Arbeiter beschäftigt.

Diese Arbeiter zu unterhalten erforderte ein ganz enormes Capital, da dieselben neben hohem Lohn, der beispielsweise bei einem Verwalter 103 Pesos, beim Steiger und Häuer 51 Pesos und beim geringsten Tagelöhner 30 Pesos monatlich betrug, freie Wohnung, Kost und Wasser erhielten, was zu beschaffen ja so unendlich viel Mühe und Geldkosten verursachte, da, wie erwähnt, Alles erst durch Maulthiere und Wagen hierher gebracht wurde.

Die Wohnungen waren allerdings weder luxuriös, noch kostspielig eingerichtet. Die Mauern derselben wurden durch aufeinander geschichtete Steine gebildet, auf welche man ein Gerüst von Latten befestigte, diese mit Schilf eindeckte, während man aus einigen Bretern Thüren, Verschläge, Tische und Bänke verfertigte.

Je nach Wichtigkeit und Größe der Grube befanden sich daselbst nun ein oder mehrere solcher Häuser, in welchen die Beamten wohnten, sowie Minenmaterial und Lebensmittel aufbewahrt wurden. Um diese herum erhoben sich je nach Anzahl der Arbeiter kleinere, ebenso construirte Wohnungen, in welchen die Bergleute zu je zwei, vier und 12 Personen zusammen lebten, auch gab es außerdem eine solche Hütte für die Schmiede, ein andere für die Küche.

So billig nun auch im Allgemeinen die Beherbergung der Arbeiter war, eine so enorme Ausgabe verursachte ihre Beköstigung, trotzdem daß dieselbe so einfach und billig war, wie nur irgend möglich. Jeder Bergmann erhielt des Morgens ein Pfund Weißbrod und 16 getrocknete Feigen, zu Mittag eine große Schüssel mit Fett eingemachte und mit viel spanischem Pfeffer gewürzte Bohnen, und des Abends einen Brei von Weizenschrot; außerdem jeden Sonntag 10 Unzen getrocknetes Fleisch.

Wollte man in Tres Puntas etwas Besseres als die gewöhnlichen Bohnen speisen, so war dies sehr kostspielig.

So kostete hier u. A. ein Pfund frisches Fleisch drei Mark, eine

Kartoffel 50 Pfg., eine Zwiebel 50 Pfg, eine Wassermelone vier Mark, eine Flasche Bier 6 Mark u. s. w.

Der Verwalter und die Beamten größerer Gruben erhielten eine besondere Geld-Entschädigung für ihre Beköstigung.

Um die übergroßen Ausgaben des Betriebes zu ermäßigen, war in den meisten Gruben ein Verkaufsladen etablirt, wo der betreffende Beamte den Arbeitern die ihnen nöthigen und wünschenswerthen Gegenstände für Rechnung der Mine zu sehr hohen Preisen unter Anrechnung auf ihren Verdienst verkaufte. Der Kaufbetrag wurde stets am Monatsschluß abgezogen, und kam es oft vor, daß der Arbeiter nicht allein den ganzen Betrag seines monatlichen Verdienstes in Waaren entnommen hatte, sondern daß er noch schuldig blieb. Für den Grubenbesitzer war dies am Vortheilhaftesten, indem derselbe an den Waaren 50% verdiente, andererseits den Betrag des Lohnes nicht baar auszuzahlen, und für den nächsten Monat auf die Arbeit dieses Schuldners mit Sicherheit zu rechnen hatte, denn jeder Arbeiter, der am Monatsschluß seinem Arbeitgeber schuldig blieb, war gesetzlich gezwungen in der Grube weiter zu arbeiten und durfte von einer anderen nicht aufgenommen werden. Leider kam es aber dennoch vor, daß Bergleute, die sehr viel an Waaren entnommen hatten und schuldig geblieben waren, sich nach anderen Bergwerksdistrikten flüchteten, wo sie der Arm der Gerechtigkeit nicht erreichte.

Wein, Bier, Schnaps und Liqueure durften in der Grube nicht verkauft werden, dagegen war es Sitte, daß jeder Bergmann, ehe er in die Grube fuhr, und ebenso wenn er herauskam seinen Thee genoß. Dieses Getränk wurde aus Paraguay-Thee in folgender Art bereitet:

Man schüttet den Thee in ein kleines Gefäß, gewöhnlich einen kleinen Flaschenkürbis, füllt dasselbe mit Zucker, gießt heißes Wasser darauf und schlürft dann das Getränk so heiß wie möglich vermittelst eines kleinen Rohres.

Ein Pfund Thee, ebenso wie jedes Pfund Zucker kostete vier Real. Die Arbeiter consumirten unglaublich viel Zucker und kam es sehr oft vor, daß ein Arbeiter seinen ganzen Lohn für Thee und Zucker verausgabt hatte. — Ueberhaupt ist die Republik Chile von allen Ländern der Erde dasjenige Land, welches im Verhältniß zu allen anderen den meisten Zucker consumirt.

Kaffee genoß der Bergmann wenig; wofür er aber sehr viel verausgabte waren Wassermelonen und Papiercigarren.

An beiden Artikeln verdienten die Minenbesitzer bedeutend, indem sie z. B. Wassermelonen in Copiapo das Stück zu einem Real kauften und Wagenladungen davon nach den Minen sandten, wo sie dieselben zu einem Peso das Stück verkaufen ließen. Auch geröstetes Mehl consumirten die Arbeiter in großer Quantität.

Da so unzählige Versuchsarbeiten in diesem Bergwerksdistrikte unternommen wurden, von denen man nicht wußte, ob das Resultat ein günstiges sein würde, suchte man so wenig als möglich Unkosten zu machen, bis sich ein Gang oder ein Lager als bauwürdig und gut herausgestellt hatte.

Weil nun aber das Gesetz in jeder Grube einen Verwalter, zwei Häuer und einen Schlepper, sowie einen Koch und einen Arbeiter vorschreibt, welcher die Grube mit Holz und Wasser versieht, und die Kosten für alle diese Leute sich ungefähr auf 500 Peso pro Monat beliefen, so suchte man sich gewöhnlich dadurch zu helfen, daß der Verwalter zugleich ein Häuer, der Häuer zugleich Schmied und der Schlepper zugleich Koch war, so daß auf diese Weise die Kosten ganz bedeutend ermäßigt wurden.

Von den im Bergwerksdistrikte Tres Puntas im Betriebe stehenden Silberbergwerken zeichneten sich die beiden Fundgruben „Buena Esperanza“ und „Al fin hallada“ immer noch durch einen fabelhaften Reichthum aus, indem jede von ihnen jährlich über eine Million Peso Reinertrag gab. Seit einigen Wochen aber hatte man auch in einer Nachbarmine der Letzteren, „Salvadora“ genannt, so mächtige Gänge fast gediegenen Silbers aufgeschlossen, daß es den Anschein gewann, als ob der Ertrag derselben sich als noch bedeutender herausstellen würde. — Da mir einer der Besitzer dieser reichen Mine Ordres an den Verwalter derselben mitgegeben und mich gebeten hatte, die Grube zu befahren und zu untersuchen, begab ich mich bald dahin.

Die „Salvadora“ befand sich nur etwa hundert Schritt von unserm Gasthaus. Das Gebäude dieser Grube war ein großer Breterschuppen, welcher durch Lattenverschläge in vier Räume getheilt war. Einen derselben bewohnte der Verwalter, einen zweiten die Beamten, der dritte enthielt die Vorrathskammer für Lebensmittel, und der vierte die Silberstufen. Nahe bei diesem Gebäude stand ein ganz ähnlicher Schuppen, in welchem sämmtliche Arbeiter wohnten; daneben befand sich die Küche und die Schmiede. Vor diesen Gebäuden erstreckte sich ein großer ebener Platz, umgeben von einer Mauer, die aber nur aus übereinander geschichteten Steinen bestand. In der Mitte dieses Platzes befand sich

der Eingang in die Mine, wo ein Beamter postirt war, welcher alle aus der Grube kommenden Arbeiter zu untersuchen hatte, ob sie etwa Silberstufen bei sich verborgen trügen. Um den Ausgang lagen die geförderten Erze aufgeschichtet, und mehrere Arbeiter, im Kreise umhersitzend, waren beschäftigt das Silber, welches hier gediegen vorkam, mit Hämmern von der Gebirgsmasse zu scheiden, und es in kleine Stücke zu zerschlagen.

Daneben saßen zwei Beamte, ihr Cigarrito rauchend und jede Bewegung der Arbeiter beobachtend, um das Stehlen reicher Erze zu verhindern. Hier lagen Erze im Werthe von wenigstens 13,000 Pesos, theils in Blöcken von fast gediegenem Silber von 3 bis 4 Centner, theils in bereits zerkleinertem Erz. Diese bestanden größtentheils aus Schwefelsilber, Roth- und Schwarz-Gültig Erz, Fahlerz, Arsenik, Antimonerz, Rosicler und Polybasit, hier in Kalk und Schwerspath vorkommend.

Wenn schon dieser Reichthum einen bedeutenden Eindruck auf mich gemacht hatte, der von Europa arme Silbererze zu sehen und zu verarbeiten gewöhnt war, so erstaunte ich noch mehr, als mich der Verwalter nun in die Silberkammer führte, wo ein Werth von vielleicht 30,000 Pesos in Silbererzen lag, und da sich viele Kabinetstücke unter diesen befanden, bedauerte ich nur, daß dieselben eingeschmolzen werden sollten.

Es war Sitte, daß man bei dem Besuch einer Grube stets eine reiche Stufe zum Geschenk erhielt, und so bot auch mir der Verwalter eine solche an und erlaubte mir sogar aus dieser Kammer eine kleine Sammlung der verschiedenen Mineralien auszusuchen, welches Anerbieten mir natürlich sehr angenehm war.

Die Tracht der Bergleute bestand durchgängig aus einem baumwollenen Hemde, über welches sie den Poncho trugen, und weißen sehr weiten Hosen bis an die Waden reichend, einem Ledergurt um den Leib, in welchem sie, wenn sie ausgingen, ein anderthalb Fuß langes Messer trugen, ein rothes Taschentuch um den Kopf gebunden und darauf einen kleinen Strohhut. Als Fußbekleidung dienten ihnen die sogenannten „Ojotas“ eine Art Schuhe, welche sie selbst fabricirten, indem sie den Fuß auf ein 2 Quadratfuß großes Stück einer frischen Ochsenhaut setzten und dasselbe über dem Fuß zusammenschnürten.

Um das Innere der Grube kennen zu lernen, stieg ich mit dem Verwalter auf einer Tagesstrecke in dieselbe hinab. Sie war im Zickzack angelegt und gegen 350 Fuß tief. Der reichste Kalkspathgang war 4½ Fuß mächtig, lief von Nord nach Süd, bei einer Differenz von 15°, und

bestand oft in dieser Mächtigkeit aus fast reinem Silber. Ich sah Blöcke davon am Boden liegen, welche an 6 Ctr. wogen und die man mit der Axt zerhieb, um sie herausfördern zu können. Zur Beleuchtung dienten Talglichter; jeder Bergmann führte ein solches an der Spitze seines Stockes eingeklemmt. Alle arbeiteten fast nackend. Nicht genug konnte ich die große Kraft und Muskelstärke der Häuer bewundern, welche mit einem 25 Pfund schweren Hammer oft 25 bis 30 Schläge hintereinander führten, ohne zu ruhen. Nicht minder als die Häuer zogen die Schlepper meine Aufmerksamkeit auf sich, die mit einem Ledersack, in welchem sie $1\frac{1}{2}$ Centner Erz trugen, oft 900 Fuß ganz steilen Weges singend hinaufstiegen und in 24 Stunden diese Tour an zwölfmal zurücklegten.

So wie bei den Häuern die Armmuskeln, waren bei den Schleppern die Waden herkulisch.

Die Arbeitszeit bestand nicht in bestimmten Stunden, sondern wechselte zwischen dem Häuer und Schlepper ab. Denn nachdem Ersterer seine Arbeit, die im Bohren und Sprengen bestand, verrichtet, trat er ab und überließ nun das Arbeitsfeld dem Schlepper, der die losgesprengten Erze und Felsstücken an die Oberfläche beförderte, und war die Stelle geräumt, so begann der Häuer wieder seine Thätigkeit. So war dies ein ununterbrochenes, Tag und Nacht, Woche für Woche währendes Arbeiten.

Der Bau der Grube war sehr einfach und den Verhältnissen angemessen; sie war ganz trocken, hatte keinen Stamm Holz nöthig und hatte gute Luft. Die Strecken waren 6 Fuß hoch und 5 Fuß breit.

Bis jetzt förderte man alles Erz in Säcken auf dem Rücken der Schlepper durch die Tagesstrecken; es war aber bereits ein senkrechter Schacht bis auf die tiefste Sohle abgeteuft und man war beschäftigt, einen Pferdegöpel aufzustellen, um die Erze vermöge desselben aus diesem zu fördern.

Trotz aller geschilderten Vorsichtsmaßregeln, die das Stehlen reicher Erze verhindern sollten, wurde, wie auf allen Gruben, so auch hier ganz fabelhaft gestohlen. Es war dies eine natürliche Folge davon, daß ein großer Theil der Arbeiter aus einem Auswurf von Menschen bestand, welche die Aufseher trotz aller Wachsamkeit hintergingen; sehr oft kam es auch vor, daß die Arbeiter mit den Aufsehern gemeinschaftliche Sache machten.

So war hier vor kurzer Zeit der Fall vorgekommen, daß die Arbeiter im Bündniß mit den Aufsehern heimlich eine kleine Strecke zu

Tage getrieben hatten, aus welcher sie des Nachts das reichste Erz in größten Quantitäten entführten. Bei Entdeckung dieses Raubes war es nicht möglich alle Beamten und Arbeiter zu bestrafen, da hier erstens keine Macht existirte, die Strafe an Allen zu vollziehen, zweitens aber die Grube dann ohne Arbeiter geblieben wäre; man jagte deshalb nur die Beamten weg und verfuhr strenger mit der Untersuchung und Aufsicht.

Da die Arbeiter nun nicht mehr so bedeutend stehlen konnten, während sie gewöhnt waren, ihre Bedürfnisse und die Kosten für ihren sonstigen Aufwand mit gestohlenen Erzen zu bezahlen, so hatte sich eine größere Anzahl verschworen, in einer Nacht die Grube und die Vorrathskammern auszuplündern. Dem zu begegnen hatte sich der Verwalter an die Behörde nach Copiapo gewandt und um ein Piquet erprobter Soldaten zum Schutze der Grube gebeten.

Als ich nach meinem Wirthshaus zurückkam — es war Sonnabend Abend, der letzte des Monats Mai 1852 und Zahltag — fand ich das Haus, wie den ganzen Ort von Bergleuten überfluthet. Alle Tanzlokale, Schnapsbuden, Spielhöllen und andere öffentlichen Häuser, wie alle Verkaufsläden waren von Bergleuten überfüllt, und in dem sonst so ruhigen Ort herrschte ein tolles Treiben.

Aus Neugierde besuchte ich mit meinem Freunde das größte der Tanzlokale, um die Nationaltänze zu sehen. Zwei Soldaten standen an der Thür unter Gewehr, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; sie waren aber natürlich nur der Spott von hunderten mit ihren großen Messern versehenen Arbeitern. Das Lokal bestand aus einem großen Zelte, in welchem an 400 Bergleute mit Dirnen zechten, sangen und spielten; auf einer Erhöhung, einer Art Bühne, tanzte stets ein Paar die Zamba cueca unter der rauschendsten Musik und dem Gebrüll der Menge, wobei die Dirnen natürlich alles aufboten, ihre Reize geltend zu machen. Unserer Situation ganz entsprechend, kamen wir uns wie unter Räubern und Mördern vor, und hielten uns daher nur am Eingang auf, um bald wieder das Freie gewinnen zu können. — Man bedenke nur die herkulischen Gestalten mit den stechenden schwarzen Augen, die rothen Tücher phantastisch um den mit rabenschwarzem Haar bedeckten Kopf, den rothen Poncho um die Achseln geschlungen, das lange, scharfe Messer im Gurt; dabei die von der Sonne gebräunten Gesichter, von Spiel, Tanz und Schnaps erhitzt — und man wird unsere Stimmung natürlich finden!

Kaum hatte man uns bemerkt und als Fremde erkannt, als uns auch sofort große Humpen voll Wein, Bier, Schnaps und Punsch zum Gruß gereicht und wir eingeladen wurden, neben der Tanzbühne Platz zu nehmen, welcher Einladung wir auch Folge leisteten.

Gern hätten wir daselbst länger verweilt, wenn uns nicht ein ernster Vorfall veranlaßt hätte, das Lokal zu verlassen. Ein betrunkener Verbrecher glaubte nämlich in meinem Freunde einen Richter aus Copiapo zu erkennen, der ihn einst lange in Ketten gehalten; er stürzte auf denselben zu und würde ihn sicher mit dem Messer durchbohrt haben, wenn nicht ein Anderer zum Schutze meines Freundes ihm zuvorgekommen wäre und ihm selbst ein Messer in die Brust gejagt, so daß er sofort zusammenstürzte. Der Schwerverwundete wurde sofort in's Freie geschleppt, um Tanz und Vergnügen nicht zu stören, während dem kühnen Vertheidiger ein furchtbares Hurrah gebracht wurde. Während dieses Lärmens hatten wir demselben unsererseits mit bestem Dank ein Geschenk gemacht und uns nach unserem Wirthshaus zurückgezogen.

Hier angelangt, erkannten wir sofort, daß wir aus dem Regen in die Traufe gekommen waren, denn das Haus war von Beamten überfüllt, welche beim Spiel Streit bekommen hatten. Während in dem von uns verlassenen Lokale nur ein Messer gezogen worden war, blitzten solche hier in den Händen Aller, die von beiden Parteien sich todtdrohend gegenüberstanden. Schnell nahmen wir unsere Decken und flüchteten nach der „Salvadora“, wo uns der Verwalter sehr freundlich aufnahm. An Schlafen war aber auch hier nicht zu denken, da der Ueberfall jede Stunde zu erwarten und die Hülfstruppen aus Copiapo noch nicht angekommen waren. Es war dies wahrlich auch keine angenehme Lage für uns, doch es half nichts, wir mußten wachen, um uns beim Angriff vertheidigen oder vor der Uebermacht der Räuber fliehen zu können, denn auf die Arbeiter der Grube war nicht zu rechnen.

So saßen wir denn mit dem Verwalter und an 12 Beamten gut bewaffnet die ganze Nacht hindurch in unsere Ponchos gehüllt um ein Feuer, jeden Augenblick den Angriff befürchtend. Dumpf erscholl der Lärm aus dem Ort zu uns herüber und zuweilen näherte sich eine Horde unter furchtbarem Gebrüll und unter der Drohung Alle zu morden, die in unserem Hause sich befänden, so daß wir schon den Moment des Ueberfalls gekommen glaubten und im Anschlag lagen, um die erste Salve zu geben, aber immer zogen sie sich wieder zurück. So verging die Nacht und bei Tagesanbruch wurde Alles still. Wir kamen mit einer durchwachten Nacht davon, während bei einem Angriff unser aller

Ein Vergnügungslokal in Tres Puntas.

Leben in großer Gefahr geschwebt hätte, denn sobald wir Salven gegeben hätten und Todte und Verwundete auf dem Platze geblieben wären, würde man unser Leben sicher nicht geschont haben.

Der Sonntagmorgen bot recht interessante Scenen dar. Unzählige Bergleute und Dirnen lagen auf dem Platz, wie in den Straßen im Sande in noch trunkenem Zustand umher, ihren Rausch ausschlafend, während die Beamten in unserem Wirthshaus theils noch um den mit Gold bedeckten Spieltisch saßen, theils zwischen Champagnerflaschen am Boden durcheinander lagen.

Sehr charakteristisch war die Sitte der Bergleute, daß Jeder am Montag Morgen nach dem Zahltag, wo die Arbeit wieder begann, durchaus ohne Geld sein mußte; hatte er nicht Alles am Sonntag verausgabt, so wurde er mit Verachtung behandelt. Nach dieser Sitte ist wohl leicht zu begreifen, wie es in diesem kleinen Ort zuging, wo Sonnabends an 1000 Bergleute eintrafen, von denen Jeder an zwei Unzen, viele 4 bis 6 Unzen Gold in den Taschen hatten, welche nun durchaus verausgabt werden mußten. Die Löhne wurden fast nur in Gold gezahlt; geprägtes Silber war sehr selten, und Kupfergeld gab es gar nicht. Zuerst kauften alle Bergleute neue Wäsche, Kleider, Ponchos, Hüte; Alles wurde im Laden sofort angezogen, und die alten Sachen auf die Straße geworfen. Das Weggeworfene häufte sich so massenhaft, daß es oft den ganzen Boden auf Platz und Straßen bedeckte. Nachdem sie sich selbst versorgt, kauften die Bergleute für ihre Dulcineen, welche dann ebenfalls ihre unreine Wäsche der Straße überlieferten.

Wie hochmüthig die Bergleute gegen den Kaufmann und wie verschwenderisch sie bei diesen Käufen verfuhren, setzte mich oft in Erstaunen. Ein Bergmann frug nie nach dem Preise dieses oder jenes Gegenstandes, sondern nur, wenn er Alles, was er bedurfte, ausgesucht hatte, nach dem Gesammtpreise und zahlte dann noch mehr, als gefordert worden war. Hatte er z. B. für 30 Mark ausgesucht, und der Kaufmann, den Stolz der Bergleute kennend, welche niemals handelten, ca. 50 Mark gefordert, so warf ihm der Bergmann hochmüthig 1 Unze (70 Mark) hin und entfernte sich, ohne den Mehrbetrag mitzunehmen — und dies war kein vereinzelter Fall, sondern entsprach der allgemeinen Sitte.

Auf dem Platz und in den Straßen sah man verschiedene Gruppen, welche sich am Raya-Spiel ergötzten. Dieses Spiel besteht darin, daß man einen Strich im Sande macht und von einem bestimmten Punkte aus Münzen dahin warf, wobei dann der, welcher den Strich trifft, die von den Anderen geworfenen Münzen, welche vor dem Strich liegen,

gewinnt. — Ich hatte dieses Spiel in meiner Jugend mit Bohnen gespielt; hier waren es viertel, halbe oder ganze Unzen, mit denen das Spiel ausgeführt wurde.

Als die Nacht einbrach, begab sich wieder Alles nach den öffentlichen Localen. Hatten des Morgens die Kaufleute und Krämer kolossale Einnahmen gemacht, so kamen nun die Dirnen an die Reihe, reiche Beute zu erjagen, indem sie den bereits betrunkenen Bergleuten das letzte Goldstück abnahmen. Wie Viele gab es da, welche sich des Morgens neue Kleider gekauft hatten und nun, da sie die Zeche nicht mehr bezahlen konnten, vom Wirth, der ihnen die neuen Kleider abnahm, halb nackt vor die Thüre gebracht wurden, wo sie sich die nöthigsten Bekleidungsstücke auf der Straße sammeln mußten, um ihre Blöße zu bedecken, und im Sande hingestreckt, den Rausch verschliefen und dann nach ihrer Mine zurückkehrten, um nach kurzem Freudengenuß einen langen Monat die so schwere und gefährliche Arbeit zu verrichten. Die, welche im Spiel gewonnen hatten und nicht mehr wußten, wie sie ihr Geld verausgaben sollten, ließen den Dirnen und ihren Freunden Punsch machen, wovon ein Humpen stets 1 Unze kostete, wiewohl er nur aus Glühwein, mit Liqueuren gemischt, bestand und dem Wirth nicht einmal 6 Mark zu stehen kam.

So interessant dieser Tag für mich nun auch gewesen war, so erregte doch die nun einbrechende Nacht und das von allen Seiten ertönende furchtbare Gebrüll von hunderten Betrunkener aufs Neue alle meine Besorgniß um die Grube Salvadora, wie um mich und meinen Freund. Im Wirthshaus war es unmöglich zu bleiben, und wir mußten, wohl oder übel, uns entschließen, wieder in jener Grube zu übernachten.

Plötzlich erscholl ein furchtbarer Lärm, und gleich darauf sahen wir, wie zwei herkulische Gestalten, von Hunderten unter gräßlichem Gebrüll gefolgt, aus einem der Tanzlokale auf den Platz stürmten. Es galt eine Herausforderung auf Leben und Tod — ein Bergmannsduell. Nachdem die Menge einen großen Kreis gebildet und die Kämpen Poncho, Hut und Hemd abgeworfen, setzten sich beide in der Mitte desselben neben einander. Man band sie zusammen, damit keiner aus Feigheit entfliehe, was gegen die bergmännische Ehre ein großer Verstoß gewesen wäre, und nun stürzten sich die Kämpfer auf ein gegebenes Zeichen wie Tiger auf einander los. Der Kampf blieb natürlich nicht lange unentschieden. Während der eine seinem Gegner das Messer bis ans Heft in die Brust stieß, hatte dieser ihm bereits den Leib so weit aufgeschlitzt, daß die Eingeweide herauskamen. Der erste blieb sofort auf dem

Platze und der zweite gab unter furchtbarem Schmerzen eine halbe Stunde später den Geist auf. Unter wildem Gebrüll und Bravorufen kehrte die Menge nach den Localen zurück, wo Tanz, Spiel, Gesang und Trunk einen neuen Aufschwung nahmen.

Entsetzt von diesem grausamen Duell, und uns im Freien sehr gefährdet fühlend, wo Trunkene an allen Ecken Streit führten und überall Messer blitzten, eilten wir nach der Salvadora, wo soeben zu unserer und besonders zu des Verwalters Freude ein neues Piquet Soldaten unter Führung eines Capitäns und zweier Lieutenants einrückte. Nachdem sich Führer und Mannschaft einigermaßen erquickt hatten, wollten sie sich höchst ermüdet von dem langen Marsche zur Ruhe begeben, aber gerade jetzt steigerte sich der Lärm auf dem Platze derart, daß sich der Capitän genöthigt sah, die Truppen einschreiten zu lassen und die Haupttumultuanten ins Gefängniß zu bringen, und so schien Ruhe und Ordnung wieder hergestellt zu sein. Gegen Mitternacht aber erscholl wiederum ein furchtbarer Lärm; Hunderte stürzten nach dem Gefängniß, entwaffneten die Wache und befreiten die Gefangenen. Der Capitän commandirte „Feuer“, allein die Soldaten, ihre Schwäche gegen eine solche Uebermacht fühlend, welche mit ihren langen Messern wie Dämonen über sie herstürzten, streckten die Waffen. Der Capitän und die Offiziere wurden in's Gefängniß gebracht und drang man nun gegen die Salvadora vor.

Unsere Lage wurde eine höchst kritische, denn die Truppen, anstatt die Grube zu schützen, erstürmten vereint mit den Bergleuten den Hof und schickten sich an mit zu rauben.

Eine weitere Vertheidigung war unter solchen Umständen unmöglich, und wir konnten mit den Beamten unser Leben nur dadurch retten, daß wir Alles im Stich ließen und der Plünderung preisgaben. Diese dauerte bis gegen Tagesanbruch. Jeder brachte soviel Erz als möglich bei Seite und vergrub es in der Nähe im Sande, um es bei passender Gelegenheit zu verkaufen. Die Hauptanführer des Raubes und die Soldaten aber beluden Maulthiere mit Erz und Lebensmitteln und flüchteten über die nahe Grenze.

Einen traurigen Anblick bot der nächste Morgen dar. Es herrschte fast eine Todtenstille, da alle Bergleute nach ihren Gruben heimgekehrt waren; nur Betrunkene lagen theils ganz bewußtlos, theils verwundet auf dem Platz und in den Straßen umher, unter ihnen so manche Dirne — und in den Localen selbst sah es noch schlimmer aus. Die Offiziere wurden nun sofort befreit und verwendeten die wenigen Sol-

daten, welche versicherten, nicht am Raube Theil genommen zu haben, einstweilen wieder zum Dienst.

Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte ich nicht daran denken andere Gruben zu befahren, und da ich seit drei Nächten wenig oder gar nicht geschlafen hatte und der Ruhe bedurfte, so ritt ich mit meinem Freunde nach der nur eine halbe Stunde von hier entfernten anderen Grube Buena Esperanza, welche ein mir befreundeter Engländer verwaltete und wo ruhige Zustände herrschten. So reich auch die Al fin hallada und jetzt die Salvadora geworden war, so wurden diese Minen doch von der Buena Esperanza übertroffen, die seit ihrer Entdeckung jährlich regelmäßig mehr als eine Million Pesos Reinertag aufzuweisen hatte.

So gerne ich diese Grube befahren hätte, erhielt ich doch keine Erlaubniß. — Da natürlich alles Grubenfeld weit im Umkreis von ihr schon gemuthet und Gänge im Betrieb waren, durch welche man hoffte den reichen Gang der Esperanza zu treffen, so bewahrte man das strengste Geheimniß über den Bau, in der Furcht, von den Nachbarminen aus im Betriebe gestört zu werden, was das Gesetz in der vorerwähnten Weise erlaubte.

Den nächsten Tag vollzog ich mit meinem Freunde Engelhard die Vermessung der Nachbarmine Buena Ventura, welche mir vom Intendenten übergeben war. Hierauf kehrte mein Begleiter mit den Plänen nach Copiapo zurück, während ich mich wieder nach der Salvadora begab, wo ich jetzt ruhigere Verhältnisse anzutreffen hoffte.

Ich hatte mich nicht getäuscht, es war bereits eine Compagnie Linientruppen von Copiapo eingetroffen und auch ein neuer Richter angekommen. Sofort wurden Haussuchungen vorgenommen, um die Diebe wie die gestohlenen Erze einzubringen. Dies war jedoch von sehr geringem Erfolge, da die Diebe theils auf ihren Gruben ruhig arbeiteten, theils über die Grenze geflüchtet waren und überdies Jeder, der Stufen besaß, dieselben in der Voraussicht einer Haussuchung längst vergraben hatte.

Um die Wiederholung derartiger Vorfälle zu verhüten, wurde eine Verordnung erlassen, wonach 1. alle Locale täglich, Sonnabend und Sonntag inbegriffen, Abends 9 Uhr geschlossen; 2. jeder Mann, der nicht an diesem Orte wohnte und nach 9 Uhr Abends betroffen wurde, arretirt und 3. alle Arbeiter, welche ohne besondere Erlaubniß ihres Verwalters an Wochentagen an diesen Ort kamen, ebenso Männer,

welche keine Arbeit hatten und alle, welche durch Tumult und Streit die öffentliche Ruhe störten, eingesperrt werden sollten.

Alle Gefangenen wurden je nach ihrem Vergehen eine bestimmte Zeit dazu verwendet, öffentliche Arbeiten zu verrichten; diejenigen, welche sich schwerer Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, kamen in den Cepo. Dieser bestand aus zwei etwa 15 Fuß langen schweren Balken, welche übereinander lagen. Jede drei Fuß von einander war da, wo die Balken sich berührten, eine fünfzöllige runde Oeffnung, die Hälfte davon in dem Unterbalken, die andere in dem oberen, derart eingesägt, daß sie genau zusammen paßten. Der Balken wurde nun, wenn ein Schuldiger kam, emporgehoben, der Unglückliche auf die Erde ausgestreckt und nun das eine seiner Beine derart in die Oeffnung gelegt, daß der Fuß auf der einen Seite des Balkens war, während sich der Körper auf der andern befand. Nun wurde der obere Balken niedergelassen und durch ein Schloß mit dem unteren verbunden, so daß der Schuldige gefangen war, denn die Oeffnung war nur so groß, daß das Gelenk wohl freien Spielraum hatte, er aber den Fuß nicht hindurchziehen konnte. So lagen oft fünf Schuldige während 6, 12 und 24 Stunden bei größter Hitze am Tage oder großer Kälte bei Nacht entweder auf dem Rücken oder auf dem Bauche ausgestreckt, und wer mehrere Tage Cepo erhielt, konnte beanspruchen, seine Lage aller 12 Stunden derartig zu ändern.

Diebe wurden auf den Bauch gelegt und erhielten nach jeder Mahlzeit zum Dessert eine Anzahl Hiebe.

Kapitel X.

Die geognostischen Verhältnisse und der große Mineralreichthum der Republik Chile.

Da die Republik Chile in ihren nördlichen Provinzen Atacama und Coquimbo so überaus reich an Gold und Silber und das reichste Land an Kupfer ist und all' dieser Mineralreichthum bis jetzt so enorme Summen ergeben hat, halte ich es für ebenso interessant wie nützlich, Einiges darüber in Verbindung mit meinen persönlichen Ansichten mitzutheilen.

Ganz unberechenbare Schätze liegen noch unverwerthet in den Bergen, in der Wüste wie in den Schluchten und Thälern der Cordilleren und in den bis jetzt noch undurchdringlichen Urwäldern des Südens, deren Ausbeutung wohl einer späteren Generation vorbehalten sein wird. —

Die Republik Chile, die sich vom 24. Breitengrad bis zum Cap Horn unter 55° 58′ 40″, also über 30 Breitengrade oder 450 deutsche Meilen von Nord nach Süd erstreckt, hat durchschnittlich nur eine Breite von 14 Meilen.

In ihrer ganzen Länge wird sie im Osten von den Cordilleren der Anden und im Westen, an den Ufern des Stillen Oceans, von der Küstencordillere durchzogen. —

Außerdem erhebt sich aber im Norden noch ein Gebirgszug, welcher sich von da bis zum 40. B. G. zwischen beiden vorerwähnten Gebirgs-

zügen erhebt und das Land bis dahin in zwei Längenthäler theilt; dieser ist die Mittelcordillere. — Vom 40. B. G. an erstreckt sich aber nur eine Ebene, die an der Küstencordillere endet. —

Die nördlichste Hälfte dieses Landes ist größtentheils Wüste, und nur wo kleine Bäche, die sich von den Cordilleren aus nach dem Ocean schlängeln und dem Boden die nöthige Fruchtbarkeit geben, existiren, Oasen gleich, kleine Districte, wo die Vegetation eine üppige zu nennen ist — sonst ist alles öde und kahl. —

Die andere nach Süden zu gelegene Hälfte dagegen ist von einer durchaus üppigen Vegetation, die von Grad zu Grad zunimmt und sich unter dem 38. B. G. bereits in undurchdringliche Urwälder verwandelt.

Die Cordilleren der Anden zeigen eine Reihe colossaler Berggipfel, von denen ich als die bedeutendsten den Copiapo, den Ramada und den Tupungato, jeder über 6000 Meter, und den Aconcagua, 6834 Meter über dem Meere gelegen, hervorhebe. — Ueber die Cordilleren führen viele Päße nach der Argentinischen Republik, wovon sich vier auf der riesigen Höhe von 4000 Meter befinden. — Der Hauptpaß, der besonders diese beiden Republiken verbindet, ist der 3927 Meter hoch gelegene Uspallata. —

Nächst Centralamerika ist die Republik Chile die vulkanreichste und erheben sich in der Gebirgskette der Cordilleren an zwanzig Vulcane, die sich über 16 Breitengrade ausdehnen. Davon befanden sich hauptsächlich der Villarica und Antuco in Thätigkeit, was in nächster Nähe zu beobachten ich oft Gelegenheit hatte. —

Was die geognostischen Verhältnisse der Cordilleren betrifft, bestehen sie hauptsächlich aus stratificirten und metamorphischen Formationen, die durch Eruption=Gestein gehoben sind, und fast die ganze Gebirgskette und ihre Gipfel bestehen aus geschichtetem Porphir. Die so überaus reichen Gänge und Lager von Silber und Kupfer kommen hauptsächlich in der Mittelcordillere vor. — Die Küstencordilleren dagegen, die sich gewöhnlich nur 8—1200 Fuß über dem Meere erhebt, besteht fast durchgängig aus Granit, welcher weiter nach Süden in Gneis= und Glimmerschiefer übergeht, wie theils aus Diorit, Syenit und Grünstein. — Sie ist gewöhnlich mit einer rothen Thonschicht bedeckt und von theils sehr mächtigen, theils schwächeren Quarzadern durchzogen und in ihr kommt hauptsächlich das Gold vor.

Letzteres ist in dieser Republik in allen Provinzen und in allen seinen Thälern, Gebirgsschluchten und Ebenen derart verbreitet, daß ein alter berühmter Geschichtschreiber dies Land, theils des Goldes, theils

seiner Flächenausdehnung wegen, eine Goldstange nannte. Das Gold kommt in den nördlichen Provinzen, hauptsächlich in der Mittelcordillere, in Quarzgängen metallisch vor, und in der Provinz Talca in Schwefel- und Kupferkies. Das Erz wurde bergmännisch gewonnen, in Trapichen gemahlen und dann mit Quecksilber ausgezogen.

Im Ganzen war dieser Bergbau aber, und besonders seit die reichen Silberadern entdeckt wurden und Bergwerksunternehmer und Bergleute in diese Distrikte strömten, sehr unbedeutend.

Im Süden dagegen kam es besonders in der Küstencordillere in Gneis und Glimmerschiefer vor. Am häufigsten aber fand sich das Gold im Diluvium der Ebene, die sich zwischen der Haupt- und Küstencordillere erstreckt.

Es hatte seinen Ursprung aus dem da vorkommenden verwitterten Granit und Quarz, was die begleitenden Granit-, Quarz- und Feldspaththeilchen deutlich bekundeten, und kam theils in größeren, theils in kleineren reinen Stücken vor, welche öfters Pfunde wogen; meistentheils in plattgedrückten Körnern, ferner in Blättchen und Staub.

Das Gold, was in diesen Distrikten als Waschgold vorkam, wurde auf die primitivste Art gewonnen, und um zu untersuchen, ob das Terrain goldhaltig, schüttete man etwas Sand oder Erde in ein krummgebogenes Ochsenhorn und wusch diese mit Wasser aus. War nun das Resultat ein gutes, so wandte man zwei Methoden an, um das Gold zu gewinnen, und zwar: kam das Gold an den Abhängen des Gebirgszuges vor, so grub man nur etwa einen Fuß breite und ebenso tiefe Canäle und leitete während der Regenzeit das Wasser hindurch, in welches man dann die goldhaltige Erde warf. Da das Gold nun in Folge der specifischen Schwere sofort zu Boden niederfiel, wurde jeden Tag das Wasser abgestellt und darauf der am Boden liegende Sand in einem großen flachen, etwa zwei Fuß im Durchmesser haltenden Holzteller ausgewaschen. In der Mitte desselben befand sich eine Vertiefung, in welcher sich das Gold durch Schwingungen, welche man dem Teller gab, ansammelte. — In der Ebene dagegen wurde die ausgegrabene Erde nur auf solchen Tellern ausgewaschen.

Das Gold kam ganz rein, ohne Beimischung vor und wurde in diesem Zustande verkauft. Es hatte einen Gehalt von 20—23 Karat und wurde für die Unze Waschgold gewöhnlich 60 Mark gezahlt.

Was das Silber betrifft, so ist die Republik Chile ebenfalls eines der reichsten Länder und kommt es hauptsächlich in der Provinz Atacama in den Bergwerksdistrikten Agua amarga, Chuchampes, Rosilla,

Sacramento, San Antonio ꝛc. vor; die reichsten Gruben befinden sich aber in den Bezirken Chanarzillo und Tres Puntas.

Der Hauptsilberreichthum erstreckt sich vom 27.—33. Breitengrad und befindet sich hauptsächlich in der Mittelcordillere in einer Höhe von 1000 Meter über dem Meere und höher hinauf. — Man fand es hier in allen nur denkbaren Verbindungen. — An der Oberfläche fand man es oft in gediegenem Zustande, und bei geringerer Tiefe als Chlorsilber und mit Schwefelverbindungen, und bei größerer Tiefe ging es in Arsenik und Antimon-Silber über.

An Kupfer ist nun die Republik Chile, wie vorerwähnt, das bis heute bekannt reichste Land der Erde. Dieses Metall kommt ebenfalls hauptsächlich in den nördlichsten Provinzen von Atacama und Coquimbo vor und zwar an der Küste entlang. — Aber auch im Innern des Landes existiren sehr reiche Distrikte.

Sowohl in allen drei Cordilleren, wie in den Ebenen und Thälern existirt es theils in Gängen, theils in Lagern. An der Oberfläche kam es oft in großen und kleinen Stücken ganz gediegen lose im Sande liegend vor, und in den Gängen und Lagern gewöhnlich als Schwefel-, Eisen- und Kupferkies. Bei größerer Tiefe enthielt er oft 50—80 Prozent. — Alle Verbindungen des Kupfers, die man sich nur denken kann waren hier, sowohl mit Gold, als auch mit Silber, Eisen und Schwefel, und binnen 1 bis 2 Tagen konnte man sich eine Sammlung von 100 der schönsten Stufen dadurch verschaffen, daß man die Erlaubniß von den Erzkäufern nachsuchte, auf den auf dem Bahnhof zu Copiapo befindlichen Erzhalden beliebig aussuchen zu dürfen.

Die Provinz Atacama ist ganz von Kupfer durchzogen und ganze Berge scheinen daraus zu bestehen, welche in den verschiedensten intensivsten Farben prangen.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Copiapo gab es noch keine Schmelzereien, und wurden daher nur Erze, die wenigstens 25 % enthielten, gekauft und versandt. — Später wurden ebensowohl in Copiapo wie in Caldera und im Süden der Republik Chile Schmelzereien errichtet, von denen Erze bis zu 12% angekauft und verschmolzen wurden, worauf natürlich ein ungeheuerer Aufschwung des Kupferbergbaues erfolgte und colossale Massen Kupfererze gewonnen wurden.

Man zahlte für den Centner 12procentiges Erz sechs Mark, für den Centner 25procentiges 12 bis 13 Mark, und für Erze über 25 % stets für jedes Procent 60 Pfennige mehr.

Was den Bergbau in dieser Republik im Allgemeinen betrifft, so kann man drei Epochen annehmen, nämlich das goldene, silberne und kupferne Zeitalter, denn seit dem Jahre 1533, wo der spanische Feldherr Diego Almagro, durch die Wüste Atacama vordringend, das Thal von Copiapo erreichte und Pedro de Valdivia alle Indianerstämme, die bis 1817 unter spanischer Herrschaft standen und das jetzige Territorium der Republik Chile bewohnten, unterwarf, waren so colossale Massen Goldes in diesem Lande gewonnen worden, daß man diese Periode wohl mit dem Namen das „goldene Zeitalter" bezeichnen kann.

Seit dem Jahre 1817 aber kam der Goldbergbau in Verfall, besonders seit 1832, wo die reichen Silberadern von Chanarzillo in der Provinz Atacama, wie die von Arqueros in der Provinz Coquimbo entdeckt wurden, und hörte fast ganz auf, als im Jahre 1848 die Silbergänge von Tres Puntas aufgefunden wurden, wohin jetzt alle Bergleute strömten. Vom Jahre 1832 bis 1856 waren so viele Millionen Pesos Silber in diesem Land gewonnen worden, daß diese Epoche mit Recht den Namen das „silberne Zeitalter" von Chile verdient.

Ebenso wie früher, als der Goldbergbau weniger ergiebiger wurde, Alles nach den Silberminen geeilt war, so wiederholte sich jetzt, als auch die Letzteren sehr im Ertrage nachließen, viele erschöpft, andere der großen Kosten wegen nicht mehr bauwürdig waren, während zu dieser Zeit gerade ein so großer Reichthum an Kupfer in der Provinz Atacama entdeckt worden war, ein ganz ähnliches Schauspiel. Ein großer Theil der Silbergruben wurde verlassen und Alles begab sich nach den Kupferminen, so daß der Silberbergbau sehr in Verfall gerieth, und da vom Jahre 1855 bis jetzt Millionen an Kupfer gewonnen wurden, so kann man diese Epoche in Chile mit Grund das „kupferne Zeitalter" nennen.

Kapitel XI.

Meine Silberbergwerke in Tres Puntas.

Ich benutzte nun meine Zeit ausschließlich dazu, das hier so reiche Terrain zu studiren und mich mit den Grubenfeldern bekannt zu machen, zu welchem Zwecke ich einen Plan dieses Bergwerksdistrikts aufnahm, in welchem ich alle Gruben, wie das muthmaßliche Streichen der reichen Silbergänge verzeichnete.

Die Arbeiten der Fundgrube Al fin hallada, sowie der Salvadora waren soweit vorgeschritten, daß man ungefähr bestimmen konnte, welches der reichste unter den verschiedenen sich hier kreuzenden Gängen war, und da ich nach meiner Aufnahme noch freies Feld an der unmittelbaren Markscheide vorfand, muthete ich sofort alle diese Felder und benannte die Gruben Germania, Prusia und San Pablo.

Nach kurzer Zeit lernte ich einen armen Bergmann, der vier andere Gruben, welche auch an die reichen grenzten, gemuthet hatte, sich aber nicht im Besitze des nöthigen Capitals befand, um dieselben allein bearbeiten zu lassen, kennen und schloß mit diesem einen Habilitations-Contract ab, d. h. ich verpflichtete mich auf ein Jahr, seine vier Minen, welche Consuelo, Sorpresa, Dolores und San Luis benannt waren, für meine Kosten zu bauen, wofür ich die Hälfte, also 12 Kuxe von jeder erhielt, und war ich nun sowohl durch meine Muthungen, wie durch diese Contracte Besitzer von sieben Grubenfeldern.

Diese waren so gelegen, daß sie wie mit einem Gürtel die reichen Minen umschlangen und ich sicher hoffen konnte, in einem dieser Felder die reichen Gänge der Salvadora zu schneiden, wie auch neue reiche Lager in dem großen Terrain zu entdecken.

Es war für mich sehr wichtig, die Muthungen so schnell als möglich dem Intendenten in Copiapo zu präsentiren, sowie die Contrakte gerichtlich abzumachen, und so miethete ich sofort Pferde und eilte, begleitet von meinem neuen Compagnon, auf demselben Weg, auf dem ich gekommen, nach Copiapo zurück, wo ich nach achtstündigem scharfen Ritte sehr ermüdet, ganz von Staub geschwärzt und unkenntlich Nachts 12 Uhr eintraf und meine Muthungen dem öffentlichen Notar übergab, der sie nun dem Intendenten vorzulegen hatte.

Am nächsten Morgen, nachdem meine Contracte gerichtlich abgeschlossen und meine Muthungen vom Intendenten genehmigt und unterzeichnet waren, verbreitete sich in Copiapo wie ein Lauffeuer das Gerücht, daß ich die Salvadora befahren und in Folge dessen mich in den Besitz der sieben angrenzenden Felder gebracht hätte, welche sicher alle so reich wie erstere sein würden. Alles eilte zum Notar, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und als man den Sachverhalt hatte bestätigen hören, wurde ich von den Bankiers und vielen anderen reichen Bergwerksbesitzern bestürmt, ihnen Kuxe aus meinen Gruben zu verkaufen, wozu sie mich jedoch nicht vermochten.

Ich besaß nun also 24 Kuxe an der Germania, 24 Kuxe an der Prusia und 24 Kuxe an der San Pablo durch Muthung; 12 Kuxe an der Consuelo, 12 Kuxe an der Dolores, 12 Kuxe an der Sorpresa und 12 Kuxe von der San Luis durch Habilitation, mithin zusammen 120 Kuxe.

Weil ich nun nach dem Gesetze jede dieser sieben Gruben binnen 90 Tagen 30 Fuß tief gearbeitet haben mußte, war es nöthig, sie so schnell als möglich in Betrieb zu setzen, und da diese Arbeiten bedeutende Kapitalien erforderten, verkaufte ich sofort mehrere Kuxe für den Werth von 10,000 Pesos, welches Kapital meiner Berechnung nach hinreichend war, die sieben Grubenfelder mit den nöthigen Häusern, Werkzeugen, Material u. s. w. zu versehen und die Betriebskosten der ersten drei Monate zu decken.

Jeder, der nicht Bergmann von Profession war und keine solche Passion für den Bergbau gehabt hätte wie ich, würde wahrscheinlich die 120 Kuxe sofort sämmtlich verkauft haben — man bot mir durch-

schnittlich 1000 Pesos pro Kux — und hätte sich mit einem Gewinn von 120,000 Pesos zurückgezogen — denn die Auslagen für die Muthung und Habilitationscontracte betrugen nur 50 Pesos. Ich dagegen engagirte sofort die nöthigen Beamten und Bergleute, kaufte alles zur Einrichtung nöthige Material, Geräthe, Werkzeuge, Lebensmittel u. s. w., ließ Alles verladen und ritt, von meinen Beamten begleitet, nach Tres Puntas zurück, um von meinen Feldern Besitz zu nehmen und die Arbeit zu beginnen. In vierzehn Tagen, die ich da verlebte, kam ich so weit, daß sich meine sieben Gruben in regelmäßigem Betrieb befanden. Da dieselben ganz dicht bei einander lagen, gewährte mir dies große Vortheile, denn statt sieben Beamte für diese sieben Gruben versahen zwei den Dienst, ebenso reichte eine Schmiede für alle sieben hin. Hierdurch wurden die Ausgaben bedeutend vermindert.

Nach 14 Tagen wurde in der Salvadora wieder ein neuer, reicher Fund gemacht, indem Silbererz in einer Strecke von der Sohle bis an die Fürste anstand, so daß den Besitzern 100,000 Pesos für jeden Kux geboten wurden, Niemand aber verkaufte.

Eine natürliche Folge hiervon war, daß als ich nach Copiapo zurückkehrte, um neue Lebensmittel einzukaufen und mich von der so angestrengten Arbeit einigermaßen zu erholen, man mich mehr wie je um Kuxe meiner Gruben bestürmte, und während man mir früher 1000 Pesos für den Kux geboten, offerirte man mir nun schon durchschnittlich 2000 pro Kux und für Kuxe der Consuelo sogar 5000 Pesos, so daß ich die 12 Kuxe in letzterer Mine allein mit 60,000 Pesos verkaufen konnte. —

Da ich jedoch das nöthige Kapital, um meine Gruben drei Monate arbeiten lassen zu können, besaß, der Werth derselben fortwährend stieg und ich fest überzeugt war, bald in einer meiner Gruben den so reichen Gang zu schneiden, ließ ich mich durch die Gebote nicht bewegen, größere Antheile zu verkaufen und begnügte mich nur noch einige Kuxe für 10,000 Pesos zu verkaufen.

Zu dieser Zeit gab es in Copiapo und in den Bergwerksdistrikten keinen Sachverständigen, der nicht die feste Ueberzeugung hegte, daß ich in einer meiner Gruben den so reichen Gang der Salvadora finden müsse und daß, sobald ich ihn schnitte, meine Grube ebenso wie die Salvadora, Al fin hallada und Esperanza jährlich eine Million Pesos Reinertrag geben werde. Ich galt deshalb jetzt schon für einen Millionär und die Bankiers und reichen Bergwerksbesitzer beeiferten sich, mich in

ihre Cirkel aufzunehmen und auf alle Weise zu honoriren, in der Hoffnung, mir vielleicht im Spiel Kuxe abgewinnen zu können.

Da Copiapo, seiner Lage in der Wüste halber, wenig oder nichts an höheren Genüssen darbot, lebten hier nur wenige destinguirte Familien und größtentheils nur Männer, deren Familien in Valparaiso oder Santiago, den Hauptstädten von Chile, wohnten. Die jetzt so reichen Bergwerksbesitzer hatten früher größtentheils den untern Ständen angehört und somit beschränkten sich die Zusammenkünfte nur darauf, daß gut gegessen, noch besser getrunken und außerordentlich stark gespielt wurde.

So befand ich mich eines Abends in der Gesellschaft von einigen zwanzig reichen Bergwerksbesitzern im Hause des reichsten Mannes von Copiapo, Blas Ossa, welcher damals schon an 8 Millionen Pesos Vermögen besaß, nur einige 30 Jahr alt und noch unverheirathet war. Nach dem Souper wurde natürlich vom Hausherrn sofort Bank gelegt und bald pointirten alle gegen einen Fond von etwa 10,000 Pesos. Da ich im Verhältniß zu den andern sehr wenig pointirte, rief mich der Hausherr bei einer Pause in ein Nebenzimmer, öffnete seinen großen eisernen Geldschrank, zeigte mir 1/4 Million, die er in Gold darin liegen hatte, und bat mich, wenn ich nicht genug Geld bei mir hätte, daraus soviel zu nehmen, als ich wünschte, um mich am Spiele besser betheiligen zu können. — Ich dankte ihm, da ich soviel, als ich mir zum Spiel ausgesetzt, bei mir trug und wir kehrten zu den Uebrigen zurück. —

Es war auch der erste Bankier Copiapos zugegen, ebenfalls ein unverheiratheter Mann, der bereits einige Millionen verdient hatte. Als der Wirth bemerkte, daß derselbe nicht spielte, fragte er ihn um die Ursache. Auf die Erklärung, daß ihm die Bank zu klein sei, antwortete der Hausherr übermüthig, er stelle sein ganzes Vermögen als Bankfond. Hiermit waren Alle einverstanden und es wurde nun nicht mehr mit Gold gespielt, sondern nur die Sätze notirt und der Gewinn und Verlust eines Jeden dem Conto ab- und zugeschrieben. Unter 500 Pesos kam jetzt kein Satz mehr vor, wohl aber viele Sätze zu 2—5000 Pesos, und als es schon sehr spät war und man die Sitzung aufheben wollte, setzte der Bankier zum Schlusse noch 8000 Unzen, mithin 138,000 Pesos auf 2 Karten, welche er beide verlor. Hiernach gingen wir auseinander.

Ich hatte anfangs mit Unglück, später aber glücklicher gespielt, und als ich zu Hause meine Baarschaft zählte, hatte ich über 1000 Pesos gewonnen, obgleich ich mich an dem großen Spiel, wo nur notirt wurden, gar nicht betheiligt hatte.

So geschah es einst, daß derselbe Blas Ossa dem Intendenten seine sämmtlichen Bergwerke, seine Besitzung, seine Häuser, ja selbst seine Pferde und Wagen in einer Nacht abgewann. Der nun nur auf seinen Gehalt angewiesene Intendent reiste darauf nach Valparaiso, borgte eine Summe und erschien bald wieder Revanche fordernd in Copiapo. Blas Ossa gewährte ihm dieselbe sofort, und mit nur 2000 Pesos gewann der Intendent in einer Nacht nicht allein Alles zurück, was er verloren hatte, sondern noch an 20,000 Pesos dazu.

Sehr häufig wurde auch um Kuxe in den Minen gespielt und oft wanderte ein ganzes Vermögen aus einer Hand in die andere; während die einen bald verarmten, erwarben andere bald großes Vermögen.

Kapitel XII.

Beschreibung eines starken Erdbebens in Copiapo.

Als ich mich eines Abends bei einem reichen Bergwerksbesitzer zur Tertulia (d. h. Spielgesellschaft) befand, war ich Zeuge eines sonderbaren Vorfalls. Plötzlich sprangen alle Gäste auf, sie erblaßten, zitterten als ob sie durch ein Gespenst erschreckt worden, und unter dem Schrei: „Temblor, temblor, ave Maria purisima“ und „misericordia“ stürzten sie, alles Gold im Stiche lassend, nach der Thüre. Höchst erstaunt über diesen Vorgang und die Herren für abergläubisch und furchtsam haltend, stand ich auf, um meinen Hut zu nehmen und ins Freie zu folgen.

Kaum hatte ich mich erhoben, so hörte ich ein dumpfes, starkes Getöse, das ich Anfangs für Donner hielt, aber bald bemerkte ich deutlich, daß es aus dem Innern der Erde erdröhnte, denn sofort darnach erzitterte und erbebte die Erde, daß die Fenster klirrten, die Lampen im Saal fingen an zu schwanken, die Wände und Decken knarrten heftig, auch der Boden fing an, sich unter meinen Füßen zu bewegen, und eine Art wellenförmiger Bewegung belehrte mich zur Genüge, daß ein Erdbeben statthabe.

Ich eilte nach der Thür, doch ehe ich sie noch erreichen konnte folgten plötzlich zwei so starke verticale Stöße auf einander, daß alle Flaschen, Gläser, Teller und Goldstücke von den Tischen herabfielen, die Möbel umgestürzt wurden, Bilder und Spiegel um mich herflogen und ich selbst niederfiel. Mit größter Anstrengung, gleich einem Betrunkenen

schwankend, erreichte ich endlich die Thüre und trat ins Freie, wo soeben wieder eine mehr oscillirende Bewegung des Fußbodens eintrat.

Hunderte von Menschen beiderlei Geschlechts und jedes Alters, größtentheils nur mit dem Hemd bekleidet, knieten auf den Straßen und schrieen, gegen die Brust sich schlagend: „Jesus, Maria, Purisima, misericordia, misericordia!“ Unzählige Gruppen waren hier zusammen geschaart, Kinder, am Halse der Eltern hängend, beteten laut ein Vater Unser, während alle Glocken, durch das Schwanken der Erde in Bewegung gesetzt, auf unheimliche Weise erklangen; hier hörte man Angstgeschrei und Hilferufe von Kindern, Greisen und Kranken aus den Häusern erschallen, dort sah man von allen Seiten Flüchtlinge einherstürzen oder Ohnmächtige herbeitragen. Die Pferde wieherten und stampften wüthend den Boden, instinktmäßig die drohende Gefahr erkennend und sich zu befreien suchend, die Hunde heulten furchtbar, die Hähne krähten, und unter gräßlichem Krächzen umflatterten uns Eulen und andere Nachtvögel; dazu erdröhnte es dumpf und donnerähnlich aus den Tiefen der Erde zu uns herauf, und Stoß auf Stoß folgte, oft selbst Knieende durch einander werfend. Dabei war es in den höheren Regionen ganz still, kein Lüftchen rührte sich, der Mond erglänzte silberweiß am klaren Himmelszelt und beleuchtete die schreckliche Scene, und dazu war eine so schwüle Atmosphäre, daß man kaum Athem schöpfen konnte.

Nach und nach schien sich das entsetzliche Element zu beruhigen, die Stöße wurden schwächer, bis sie endlich fast ganz nachließen und man nur noch eine schwache zitternde Bewegung des Bodens wahrnehmen konnte. Während nun die Einen heiße Dankgebete gen Himmel richteten, stürzten Andere nach den Häusern zurück, um theils Greise, Kranke oder Kinder, theils Habseligkeiten oder die dringendst nöthige Kleidung heraus zu schaffen. Kaum aber hatten sie sich in ihre Wohnungen begeben, als ein neuer furchtbarer Donner aus dem Innern der Erde erscholl, welchem sofort ein so starker Stoß folgte, daß Alles zur Erde stürzte.

Allgemeines Angstgeschrei ertönte wiederum, alle Häuser und Mauern wankten, mehrere stürzten zusammen und hüllten den ganzen Platz in eine so dichte Staubwolke, daß das Licht des Mondes verdunkelt wurde und man keinen Gegenstand erkennen konnte, wodurch natürlich eine totale Verwirrung entstand.

Inmitten dieser Finsterniß erscholl nun noch plötzlich mit donnernder Stimme der Ruf: „Rette sich wer kann, das Feuer bricht aus der

Erde, Alles zu verschlingen.“ Und wirklich leuchtete der Himmel blutroth über uns und die ganze Stadt schien in Flammen zu stehen. Ein herzzerreißendes Angstgeschrei erscholl jetzt fast aus jedem Munde. Alles erhob sich wie elektrisirt und stürmte bei dem hellen Schein nach den Bergen zu. — Plötzlich erscholl ein starker Knall in der Luft und Alles war wieder in finstere Nacht gehüllt. — Ein großer Aerolith war über der Stadt geplatzt. — Die Stöße und Schwankungen ließen nach, die Staubwolken zertheilten sich, und der Mond erhellte wiederum den Platz mit seinem fahlen Lichte; es trat auch nach und nach wieder Ruhe ein und die Ohnmächtigen und vom Schrecken halb Erstarrten erholten sich.

Ein heftiger Stoß und das Erscheinen und Platzen des Aeroliths bezeichneten das Ende dieses Erdbebens. Die so stark gespannten Dämpfe im Innern der Erde schienen sich einen Ausweg gebahnt zu haben, wodurch der so heftige Stoß verursacht worden war, denn ein starkes Leuchten und Blitzen in der hohen Andenkette ließ vermuthen, daß ein neuer Vulcan sich da gebildet oder daß die gepreßten Gase der Unterwelt die mächtige Lavakruste eines alten Feuerspeiers durchbrochen hatten und dieser nun seine Feuermassen gen Himmel schleuderte.

Obgleich nun für den Augenblick in dem Innern der Erde Ruhe eingetreten zu sein schien und das entfesselte wilde Element in seine Schranken gebannt war, hatte Niemand die Gewißheit, ob Alles ruhig bleiben werde und sich nicht das schreckliche Schauspiel wiederholen könne — vielleicht sogar in verstärktem Maße. Niemand wagte daher den Rest der Nacht in den Häusern zuzubringen, Alles bivouakirte, und eine Stunde später lag ein großer Theil der Bevölkerung Copiapo's in Decken und Ponchos gehüllt auf dem Platze wie auf den Straßen in tiefem Schlafe.

So gern ich nun sofort nach meiner Wohnung geeilt wäre, um die Verwüstung zu sehen, die das Erdbeben angerichtet haben müsse, war ich doch gezwungen es aufzugeben, da alle Straßen so sehr mit Betten und Möbeln angefüllt waren, daß es mir nur mit großer Mühe und Anstrengung gelungen sein würde, mich hindurch zu arbeiten. Ich zog daher vor, hier zu bleiben und zu übernachten, wo ich ja nöthigenfalls auch Hülfe leisten konnte.

Kaum erschien der junge Tag und erhob sich die Sonne, als ein sehr reges Treiben begann. Die Gefahr war vorüber und so kehrte Alles nach und nach in die Wohnungen zurück. Doch wie sah es da in den Häusern aus. — Ich betrat zuerst den Saal, wo uns das Erdbeben überascht hatte, um womöglich meinen Ueberzieher zu retten. Welch

ein Anblick bot sich mir dar! Die Wände waren an mehreren Stellen gesprungen, und die Tapeten hingen zerrissen daran herunter; ein großer krystallener Kronleuchter lag in tausend Stücken am Boden, daneben Backwerk, Früchte, zerschlagene Oellampen, welche ihren Inhalt über Kleidungsstücke ergossen hatten, zerbrochene Flaschen, Teller, Schüsseln mit Ueberresten des Abendbrods, Thee, Zucker, Rum, Spielkarten, Cigarren, Gold — Alles lag bunt durcheinander. Ein herrlicher Spiegel in Trümmern machte das Bild der Verwüstung vollständig.

Ich eilte nun nach Hause. Wenn auch mein Wohnhaus noch stand und die Mauern desselben nur wenig gelitten hatten, so fand ich doch Alles durcheinander geworfen am Boden liegend und viele Gegenstände zerbrochen. Am schlimmsten jedoch sah es in meinem chemischen Laboratorium aus, wo die verschiedenen Säuren sich über alle Gegenstände ergossen hatten.

Nachdem ich das Nöthigste in meinem Hause besorgt und geordnet, begab ich mich auf die Straßen, um die Verwüstungen zu sehen, welche das Erdbeben angerichtet hatte. Zu meiner nicht geringen Verwunderung waren im Verhältnisse nur sehr wenige und zwar nur alte Häuser und Mauern eingestürzt, und die Zahl der Verwundeten war auch nicht bedeutend, was darin seinen Grund hatte, daß die Bewohner instinktmäßig vor dem ersten Stoße die Häuser verlassen und sich in ihre Gärten flüchten und die meisten Häuser aus Lehm derart construirt waren, daß nur ein großes Erdbeben sie zerstören konnte, während dies nur ein kleines war.

Nachmittags war Alles wieder in Ordnung. Jeder ging seinen Geschäften nach, und es war, als wenn nichts vorgefallen wäre. Diese Ruhe bildete einen mächtigen Contrast gegen den letzten Abend, wo so allgemeine Verzweiflung herrschte. Unstreitig trug zu diesem Gleichmuth der Umstand sehr viel bei, daß die Bewohner Copiapos von Jugend auf die schreckliche Geisel der Erdbeben gewöhnt sind.

Kapitel XIII.

Das Chilenische Reisepferd.

Meine sieben Silberbergwerke waren nun unter meiner persönlichen Leitung in regelmäßigem Betriebe und hatte ich meinen dauernden Wohnsitz daselbst genommen. Nur aller 14 Tage ritt ich nach Copiapo, um meine Correspondenz aus Europa abzuholen und Briefe dahin zu befördern, wie etwaige Einkäufe zu machen, und kehrte am zweiten Tage gewöhnlich nach Tres Puntas zurück.

Diese Reisen machte ich stets zu Pferd, und wie dauerhaft und gut das chilenische Reisepferd ist, geht daraus hervor, daß ich oft diese Tour von 15 deutschen Meilen in 7—8 Stunden mit nur einem Pferd zurücklegte. Daß man nur so kurze Zeit braucht, liegt allerdings auch in den speciellen Verhältnissen. Denn erstens durchläuft der ganze Weg eine allmählig geneigte sandige Ebene, in der weder Berge noch Thäler zu passiren, noch andere Hindernisse vorhanden sind. Sodann machte man diese Reise gewöhnlich des Nachts, wo man nicht so sehr von Hitze und Durst zu leiden hat. Drittens sind die Reisepferde so gewöhnt, daß sie sich, sobald man in Copiapo aufsteigt, sofort in Galopp setzen und in diesem Tempo den Weg bis zur nächsten Wasserstation zurücklegen; dann wird etwas gerastet, die Pferde bekommen Gerste und Wasser, worauf wiederum die Tour bis zur nächsten Wasserstation im Galopp zurückgelegt wird, und so geht es fort, bis man in Tres Puntas eintrifft.

Auch die praktische und bequeme Art des Sattels trägt zur Erleichterung der Reise wesentlich bei. Dieser besteht nämlich aus einer einfachen hölzernen Pritsche, an welche die Steigbügel befestigt sind und wird erst, nachdem man drei bis vier Schaffelle auf das Pferd gelegt, darauf geschnallt. Auf diesen Sattel legte man nun noch sechs solche Schaffelle und befestigt sie durch einen Gurt. Dann erst steigt man auf, so daß man förmlich bis an den Leib mit Fellen bedeckt ist und sehr weich sitzt. Die Steigbügel bestehen aus Schuhen von Holz, welche jedenfalls praktischer sind als unsere modernen, indem sie den ganzen Fuß ausruhen lassen und man beim Sturz sofort die Füße herausziehen kann. Die Candare war nach europäischer Art, aber statt der breiten einfachen Riemen der Zügel waren diese rund und von geflochtenem Leder, so daß sie viel sicherer zu handhaben waren; sie liefen in einen langen Strick aus, der als Peitsche diente. Ueber den Sattel legte man hinter sich zu beiden Seiten des Pferdes herunterhängende Taschen, in denen man den Proviant unterbrachte, und vorn in den Halftern steckten die Revolver und ein langes Messer.

Unglaublich wird es vielleicht dem Europäer erscheinen, wenn er hört, daß man im Galopp schlafen könne, und doch verhält es sich so; nicht allein die Eingeborenen können dies, sondern auch ich habe oft Galopp reitend geschlafen.

Es gab von Copiapo nach Tres Puntas noch einen zweiten nur ca. 12 Meilen langen Weg „del Inca“ genannt, weil es der alte Weg der Incas war, der sich schnurgrade durch die Wüste zog. Auf diesem war aber kein Wasser, kein Haus und kein Halteplatz, auch kein Bergwerk, und man mußte, wenn man sich in diese Wüste wagte, das nöthige Wasser mit sich nehmen.

Kapitel XIV.

Eine Hinrichtung politischer Verbrecher in Copiapo.

Einmal als ich des Morgens in Copiapo eintraf, bemerkte ich eine große Aufregung unter den Bewohnern, die alle dem Hauptplatze zuströmten.

Derselbe war, als ich ihn erreichte, so sehr von Menschen überfüllt, daß ich halten mußte, und nun entdeckte ich den Grund der ganzen Bewegung. Soeben öffneten sich die Thore des an diesem Platz gelegenen Gefängnisses, ein Bataillon Soldaten rückte aus demselben und formirte, die Menge zurückdrängend, einen großen Kreis. Jetzt erschien ein Zug nach Art einer Prozession, an deren Spitze die Richter und Notare einherschritten, hinter ihnen sieben junge Leute, jeder von einem Geistlichen geführt, ein Crucifix in den Händen haltend und betend, dahinter wieder eine Compagnie Soldaten.

Die jungen Leute waren wegen politischer Umtriebe zum Tode verurtheilt und wurden jetzt zur Richtstatt geführt, um da erschossen zu werden. Ich erblickte auch auf der anderen Seite des Platzes an einer Mauer eine lange Bank, wo der Henker mit seinen Genossen die Opfer erwartete.

Unter dem Geläute der Sünderglocke und dem dumpfen Rasseln der Trommeln bewegte sich der Zug langsam nach dieser Stätte, wo nun die Unglücklichen neben einander Platz nahmen. Es wurde das Todesurtheil vorgelesen, die Geistlichen näherten sich zum letzten Mal den Verurtheilten und ertheilten ihnen den Segen.

Die Menge hatte lautlos zugesehen, und auch die Opfer waren sehr ruhig und ergeben. Als aber jetzt der Henker sich näherte, um ihnen die Augen zu verbinden, entstand ein anfangs leises, dann immer stärkeres Gemurmel unter der Menge, das sich allmählig bis zum ärgsten Lärm steigerte, indem Alles „Misericordia“ und „Perdon“ schrie, so daß endlich das Militär einschreiten mußte.

Auch die Unglücklichen verloren ihre Ruhe und die Geistlichen boten Alles auf, um die Execution noch eine Weile zu verschieben, da sie erfahren hatten, daß die Unglücklichen vom Präsidenten begnadigt würden. Diese Nachricht sollte ihnen aber erst auf dem Richtplatz verkündet werden, und das Volk wie die Unglücklichen selbst rechneten sicher darauf, allein die Ordre war noch nicht beim Gericht eingetroffen. —

Nach einer Viertelstunde rückte Kavallerie an und säuberte den Platz, die Glocken läuteten auf's Neue, der Henker verband den Opfern die Augen, die Trommeln rasselten und es erscholl das Commando „Feuer“, worauf eine starke Detonation erfolgte, daß alle Fenster erzitterten. Eine dichte Pulverwolke verhüllte die Scene; als diese sich theilte, sah man einige der Opfer in ihrem Blut am Boden liegen, andere saßen verwundet und vom Blut triefend auf der Bank und zwei waren noch unversehrt. Sofort wurde eine zweite Salve gegeben, und von den Unglücklichen lebte keiner mehr. Da plötzlich kam ein Offizier, durch die Menge sich Bahn brechend, und aus aller Kraft „Perdon, Perdon del Presidente“ rufend, brachte er die Begnadigung — aber es war zu spät. —

Herzzerreißend war der Anblick, als das Militär sich in die Kaserne zurückzog und nun die Angehörigen der Opfer, greise Eltern, Brüder, Schwestern und Frauen in Verzweiflung sich auf die noch warmen Opfer stürzten, ihre Taschentücher zum Andenken mit dem Blute der Erschossenen benetzten und Rache schworen.

Und wirklich hielt Copiapo den Schwur, denn einige Jahre später, 1859, brach die Revolution aus.

Kapitel XV.

Reise nach Valparaiso und großer Enthusiasmus für Silberminen.

Als ich in Erfahrung gebracht, daß man Lebensmittel und Material für die Minen in Valparaiso weit besser und billiger kaufen konnte als in Copiapo, beschloß ich, mit dem Dampfer nach Valparaiso zu reisen und begab mich daher auf der Eisenbahn nach dem Hafen von Caldera, wo ich mich auf dem Dampfer „Santiago" einschiffte. Er war von Passagieren überfüllt, welche theils aus Europa und Nord-Amerika, sowie von der Westküste Süd-Amerikas kamen, theils aber auch erst von Copiapo aus mitreisten.

Nachdem wir in der ersten Nacht im Hafen von Huasco, am nächsten Tag in Coquimbo angelaufen waren, erreichten wir am dritten Tage früh neun Uhr den Hafen von Valparaiso.

Als der in der Nähe dieses Hafens auf dem Küstengebirge angebrachte Telegraph der Bevölkerung die Ankunft des Dampfers anzeigte, war Alles nach der Muelle gestürzt, so daß wir, an's Land gekommen, uns kaum durch die Menge hindurchdrängen konnten.

Mein Erscheinen an diesem Orte übte auf die Bevölkerung eine große Wirkung aus, da die Nachrichten von den neu entdeckten reichen

Silberminen die Bevölkerung in eine fieberhafte Aufregung versetzt hatte. Vor kaum fünf Monaten war ich mit nur 200 Pesos nach Copiapo gereist, und nun kam ich der allgemeinen Schätzung nach als Millionär zurück. —

Nicht allein meine Bekannten, sondern auch die Chefs aller Handelshäuser bestürmten mich so sehr mit Fragen und Offerten, daß ich, aus einem Kreis in den anderen gezogen, eine volle Stunde brauchte, um nach dem ganz nahe gelegenen Hotel de Chile zu gelangen, wohin mir mehr als 30 Personen folgten.

Während der nächsten Zeit war ich, wie man zu sagen pflegt, „der Mann des Tages“ in Valparaiso. Alles wetteiferte mir Besuch abzustatten, mir zu Ehren Diners, Dejeunes und Soupers zu geben, deren Hauptzweck gewöhnlich war, mir einige Kuxe abzuhandeln. Ein reiches Kaufmannshaus besonders interessirte sich sehr, Antheile von meinen Minen zu erlangen und verkaufte ich diesem einige Kuxe für den Preis von 15,000 Pesos, und zwar, da ich selbst nicht wußte, in welcher von meinen Gruben ich den reichen Gang schneiden würde, von jeder derselben einen kleinen Antheil. Ebenso veräußerte ich auch an verschiedene andere Handelshäuser noch einige Antheile für 15,000 Pesos.

Ich hatte nun wiederum die beste Gelegenheit, alle meine Antheile und zwar zu bedeutend höherem Werthe wie früher zu verkaufen, obgleich ich seitdem schon für 50,000 Pesos veräußert hatte. Der Grund war, daß man an diesem Orte allgemein die feste Ueberzeugung hatte, meine Minen würden binnen kurzer Zeit Millionen bringen, und boten daher viele Personen Alles auf, um sich an denselben betheiligen zu können, wenn es auch nur mit einem Bruchtheil eines Kuxes gewesen wäre. Allein in der festen Hoffnung, daß ich bald einen der reichen Gänge in meinen Gruben schneiden würde, beschloß ich, keinen Antheil ferner abzugeben, und obgleich man mir nun, als ich öffentlich erklärte, man möge mich nicht weiter mit Offerten belästigen, bedeutend höhere Preise anbot, änderte ich meinen Entschluß nicht.

Ich verlebte nun einige Zeit in Valparaiso in Saus und Braus. Um mich zu revanchiren gab auch ich viele Diners und Soupers, bei welchen lucullisch gespeist, tapfer getrunken und nach Landessitte stets stark gespielt wurde.

Ich erhielt Besuche von den hochgestelltesten Persönlichkeiten und von Vielen, welche hofften, mir vielleicht im Spiele einige Kuxe

abgewinnen zu können; außerdem machten die bekanntesten Spieler nicht allein dieser Republik, sondern auch mehrere aus Peru Jagd auf mich, ohne jedoch ihr Ziel zu erreichen. — Auch wurde ich viel in Familien eingeladen, wo ich sehr angenehme Abende verlebte.

Als ich mich nach einigen Tagen mit dem Dampfer wieder nach Copiapo begab, ergab sich, daß nicht einmal die Hälfte der Passagiere untergebracht werden konnte, denn Alles wollte jetzt dahin reisen oder sandte Agenten dahin, um Minenantheile dort zu kaufen. Trotz der Ueberfüllung des Schiffes wollte Niemand zurückbleiben, und so machten Unzählige die Reise auf Deck unter freiem Himmel mit.

Kapitel XVI.

Feier der Unabhängigkeit Chiles in Copiapo. — Ein Eisenbahn-Unglück. — Das Weihnachtsfest.

Am 16. September kehrte ich wieder von Tres Puntas nach Copiapo zurück und mit mir ein großer Theil der Beamten wie Bergleute, da am 18. die Feier der Unabhängigkeit der Republik, welche durch Volksfeste von achttägiger Dauer begangen wurde, begann. Schon am 17. herrschte sehr reges Treiben, alle Läden und öffentlichen Häuser waren von Bergleuten überfüllt, welche in Gruppen singend die Straßen durchzogen, und am Abend erscholl fast aus jedem Haus Musik und Gesang und wurde bis tief in die Nacht hinein getrunken, getanzt und gespielt. —

Kurz vor Tagesanbruch des 18. Septembers strömte fast die ganze Bevölkerung und unzählige Fremde festlich geschmückt nach dem Hauptplatz, in dessen Mitte eine Tribüne errichtet war, welche mit den Porträts und Büsten der chilenischen Generäle des Befreiungskrieges, sowie mit dem Verzeichniß aller gegen die Spanier gewonnenen Schlachten und mit kostbaren Blumenguirlanden geschmückt war. Auf dieser Tribüne war die Militärmusik aufgestellt und darum fünfzig junge weißgekleidete Mädchen mit Schärpen in den Nationalfarben, roth, weiß und blau, gruppirt. Um das Ganze herum hatte ein Bataillon Militair einen Kreis gebildet, innerhalb dessen mehrere Geschütze aufgestellt waren.

In dem Moment, wo die Sonne an dem blauen Himmelszelt hinter den mit Schnee bedeckten Cordilleren der Anden emporstieg und mit ihren ersten Strahlen diesen Platz traf, erdröhnte der Donner der Geschütze, alle Glocken der Kirchen und Kapellen wurden geläutet, die große Nationalflagge wurde am Regierungspalast aufgehißt, welchem Beispiel alle Häuser bis zur ärmsten Hütte folgten, und nun stimmten die Mädchen, von der Militärmusik begleitet, die Nationalhymne an, während die Salven der Geschütze Luft und Fenster erzittern machten. Um 11 Uhr fand große Parade der hier in Garnison stehenden Linientruppen, sowie der Nationalgarden und Polizeisoldaten statt, hierauf große Messe, welcher natürlich der Intendent und alle Beamten beiwohnten. —

Während des Nachmittags spielten abwechselnd zwei Musikchöre in der Alameda, und am Abend fand großes Feuerwerk, Festvorstellung im Theater und darauf Ball statt. Während die Nacht hindurch Musik und Gesang aus fast jedem Hause erscholl, wogte ein Meer von Menschen in der Alameda einher, wo unzählige Breterbuden, Tanz- und Trinklocale, Restaurationen, Spielhöllen und Verkaufsbuden von Früchten und Blumen aufgeschlagen waren.

Die Polizei durfte in diesen Tagen nur bei Verbrechen einschreiten; Trunkenheit war erlaubt; und hätte man alle Berauschten arretiren wollen, so hätte man sie sicher nicht unterbringen können. Fast die ganze Woche verfloß in Festlichkeiten aller Art, wobei namentlich viel gesungen und getanzt, dem Bacchus unmäßig geopfert und viel gespielt wurde. Leider ereignete sich am Schluß aber ein schreckliches Unglück, welches auch mir leicht mein Leben hätte kosten können.

Ich hatte mich nämlich auf der Bahn nach dem Hafen von Caldera begeben, um einige Freunde, die von Valparaiso zu mir zu Besuch kamen, vom Dampfer abzuholen. Als der Zug beinahe die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und mit größter Geschwindigkeit auf der nach dem Hafen zu geneigten Bahn dahin brauste, hörte man plötzlich ein donnerähnliches Geräusch, dem sofort ein so furchtbarer Stoß folgte, daß sämmtliche Passagiere theils gegen einander, theils gegen die Wände geschleudert, mehrere sofort getödtet, viele schwer, andere leichter verwundet wurden. Dem so starken Stoß folgten sofort soviel andere, als sich Wagen hinter uns befanden. — Ein furchtbares Geschrei erscholl vorerst, welchem das Hülferufen Verwundeter und das Aechzen Sterbender folgte. Ein mit schweren Bausteinen beladener Wagen war nämlich durch den Wind auf der geneigten Bahn, ohne daß es Jemand

bemerkt hatte, vom Bahnhof in Copiapo fortgetrieben worden und infolge Steigung des Terrains auf den Schienen stehen geblieben. Der Locomotivführer hatte ihn einer Curve wegen nicht bemerken können und so war unser Zug auf diesen Wagen gestoßen.

Die Locomotive und die ersten hinter ihr folgenden Personenwagen waren total zertrümmert und aus den Schienen geworfen; der übrige Theil des Zuges stand still. Die in den ersten Wagen befindlichen Personen waren schrecklich verstümmelt; in dem meinigen war die vordere Wand eingestoßen worden und hatte die zunächst Sitzenden schwer verwundet; ich selbst wurde gegen den Sitz geschleudert und kam mit einer starken Contusion davon.

Am 24. December, einem Tage, wo Jeder sich so gern im Kreise seiner Familie oder von Freunden befindet, um den Weihnachtsabend zu feiern, hatten auch wir Alle in Copiapo lebenden Deutschen uns versammelt und einen Christbaum geschmückt.

Zu diesem Fest waren, ebenso wie bei der Feier der Unabhängigkeit, Tausende von Bergleuten aus ihren Distrikten nach Copiapo geströmt.

Auf dem Hauptplatz wie in der Alameda, wo unzählige Buden errichtet waren, in welchen Liqueure und Lebensmittel verkauft wurden, wogte in der so herrlichen Sommernacht eine gedrängte Volksmenge, überall erscholl Musik, Gesang, überall wurde im Freien der hübsche Nationaltanz getanzt und herrschte während der ganzen Nacht ein frohes aber auch oft wildes Treiben.

Kapitel XVII.

1853.

Ein gutes Wechselgeschäft.

Das Jahr 1852 war in fast allen Häusern, wie auf dem Hauptplatz Copiapos unter Musik, Tanz, Spiel und Trinkgelagen beschlossen und das neue ebenso begonnen worden.

Die Festlichkeiten dauerten bis Tagesanbruch, und als die Sonne hinter den Anden emporstieg, boten sich dem Beobachter als natürliche Folgen der Festfeier interessante Gruppen dar; denn während viele Männer mit blassen, überwachten, wie von Leidenschaft erhitzten Gesichtern noch um die mit Gold bedeckten Spieltische saßen, hatte Bacchus vielen Anderen eine schwere Niederlage bereitet. — Der erste Tag des neuen Jahres begann mit einem sehr heftigen Erdbeben und darauf machte sich eine fast unerträgliche Hitze bemerkbar.

Gern wäre ich auf einige Tage nach dem Hafen von Caldera gegangen, um mich für die ferneren Strapazen durch einige Seebäder zu stärken, leider aber riefen mich meine Geschäfte so dringend nach meinen Bergwerken in Tres Puntas, daß ich schon am nächsten Morgen dahin aufbrechen mußte.

Bei den Auslohnungen der Bergleute in Tres Puntas hatte ich oft bitter empfunden, daß fast kein Silbergeld und nur sehr wenig Viertel und Halbe Goldunzen coursirten, so daß ich wie die Grubenverwalter gezwungen war, die Bergleute stets mit ganzen Unzen auszuzahlen. Natürlich erlitten wir hierbei bedeutende Verluste, indem wir

stets den Bergleuten mehr als sie verdient hatten auszahlen und den Mehrbetrag als Vorschuß auf den nächsten Monat in Anrechnung bringen mußten.

Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen, hatte ich 600 Unzen in Gold nach Valparaiso gesandt, diese mir dort gegen eine Prämie von 2 Real an der Unze umwechseln lassen und dafür nun 10,200 Pesos in Silbergeld erhalten.

Diese Summe sicher nach Tres Puntas zu bringen war ich gezwungen anstatt wie gewöhnlich diesen Ritt während der Nacht zu unternehmen diesmal am Tage bei der colossalen Hitze durch die Wüste zu reiten, da an den letzten Tagen Raubanfälle auf diesem Wege stattgefunden hatten. Ich schloß mich deshalb mehreren Grubenverwaltern, die auch nach Tres Puntas reisten, an. Vierzehn an der Zahl, sämmtlich gut bewaffnet, erreichten wir gegen Abend glücklich, wenn auch sehr erschöpft, von der Sonne gebräunt, von Staub geschwärzt und fast unkenntlich das Ziel unserer Reise, ohne von unsern Waffen Gebrauch gemacht zu haben, indem die in den Felsenschluchten von Cachijujo lauernden Räuber, unsere Uebermacht erkennend, bei unserer Annäherung schnell flohen und sich in dem Felsengebirge verbargen.

Kaum war es bekannt geworden, daß ich so viel Silbergeld mitgebracht habe, so beeilten sich die Grubenverwalter bei mir gegen Goldunzen Silbergeld einzutauschen und bald hatte ich mein sämmtliches Silber verwechselt, und zwar derart, daß ich an der Unze 3 Pesos verdiente, an den 600 Unzen also einen reinen Gewinn von 1800 Pesos hatte. Zu verwundern war, daß ein so sicheres und so einfaches Geschäft, wobei so viel zu verdienen war, nicht schon von Anderen vor mir gemacht worden war. Es lag dies aber hauptsächlich daran, daß die Beamten, welche hier lebten, eben so leichtsinnig wirthschafteten, wie die Bergleute, und sich deshalb nie im Besitz von Geld, sondern stets im Vorschuß bei ihren Dienstherren befanden, die Bergwerksbesitzer aber sich mit solchen kleinlichen Geschäften nicht abgaben, und die hier lebenden Kaufleute und Krämer an ihren Waaren einen so kolossalen Verdienst hatten, daß sie sich nach einer anderen Geldquelle gar nicht umzusehen brauchten. Dies so lukrative Geschäft war aber auch nur einmal zu machen; denn als ich das nächste Mal wieder 5000 Pesos in Silber nach Tres Puntas brachte, hatten bereits auch andere diese Spekulation gemacht und erhielt ich nur $1\frac{1}{2}$ Pesos = 6 Mark für jede Unze.

Kapitel XVIII.

Die alten Goldminen von Chanchuquin und Jesus Maria.

Den Monat Mai verlebte ich in Copiapo und benutzte diese Zeit die in unmittelbarer Nähe dieser Stadt befindlichen alten Goldbergwerke, denen Copiapo seinen Ursprung verdankte und aus denen die Indianer so große Quantitäten Gold gewonnen hatten, einer genauen Erforschung zu unterwerfen. Dicht am Bahnhof, nördlich von der Stadt, erhob sich ein hoher, steiler, vegetationsloser, nur mit Sand und Steingerölle bedeckter, einige Meilen sich hinziehender Gebirgszug, an dessen Abhängen sich vom Gipfel bis zum Fuß unzählige Löcher befanden. Aus diesen hatten die alten Indianer das Gold gewonnen. Ich untersuchte viele derselben, die gewöhnlich nur die Tiefe von 10 bis 20 Fuß hatten, und fand ich in ihnen goldhaltige Quarzgänge.

Die alten Ureinwohner, welche kein Eisen, wohl aber das Kupfer kannten, hatten diese Gänge mit Werkzeugen aus diesem Metall bearbeitet. Natürlich hatten sie nun mit Meisel und Hammer aus gediegenem Kupfer keine harten Gänge bearbeiten können, und daher kam es, daß sie dieselben nur so weit verfolgten, als sie durch den Einfluß der Atmosphäre verwittert waren und sie dann verließen, weshalb alle diese Gruben nur so wenig Tiefe hatten.

Da sie aus diesem Grunde nur den edlen Gang, dagegen vom tauben Gestein so wenig als möglich herausarbeiteten, waren diese Strecken, die man nur Löcher nennen konnte, so schmal und niedrig, daß man auf dem Bauche hinein- und ebenso rückwärts wieder herauskriechen mußte.

Obgleich viele alte Bergleute behaupteten, daß sich die Wände der Gruben in Folge der Zeit und der so häufigen Erdbeben so verengt hätten, hatte ich doch untrügliche Beweise, daß die Gruben von den Indianern aus Mangel an den nöthigen Instrumenten so niedrig und so schmal ausgearbeitet worden waren. Es sprach besonders hierfür, daß sich gar keine Halden vor diesen Gruben befanden und die Indianer nur das herausgeschlagene goldhaltige Erz nach dem Fluß getragen und dort zu Staub zermalmt und ausgewaschen hatten.

Eine dieser Gruben, die mir alten Nachrichten zufolge als sehr reich bezeichnet worden war, interessirte mich besonders und ich beschloß sie näher zu erforschen.

Von einigen Bergleuten begleitet, begab ich mich eines Tages dahin, um sie zu befahren, obwohl mir meine Begleiter das Unternehmen als ein sehr gewagtes und gefährliches auszumalen sich bemühten. Vor dem Eingang befand sich keine Halde und nur eine runde Oeffnung in der Erde zeigte die Grube an, in welche ich nur auf dem Bauche kriechend gelangen konnte. Ich untersuchte vorerst das mehr an der Oberfläche befindliche Gestein, ob sich dasselbe bei meinem Eindringen loslösen oder auch hinter mir zustürzen könne, so daß ich auf diese Weise leicht erschlagen oder lebendig begraben werden konnte, fand jedoch dasselbe ziemlich fest. Es war ein mächtiger Quarzgang, welcher zwar selbst kein Gold enthielt, wohl aber war ein schmales daneben laufendes sogenanntes Saalband (Guia) als goldführend ausgebeutet worden. Ich befestigte mir ein Licht am Kopfe, versah mich mit einem Hammer sowie mit etwas Rum und Chocolade, und nachdem mir die Leute versprochen hatten, daß sie mich, wenn der Gang zusammenbrechen sollte, sofort mit den in Bereitschaft gehaltenen Werkzeugen ausgraben würden, kroch ich auf allen Vieren hinein.

Kaum war ich zehn Fuß weit vorgedrungen, als sich der Gang erweiterte und ich ein merkwürdiges Geräusch vernahm. Ich rührte mich nicht und horchte, aber Alles war still. Ich kroch vorsichtig weiter — da sprang plötzlich etwas vor mir auf, und vielen Staub verursachend, eilte es nach dem Innern. — In einem so engen Raum, wo ich nur kriechen, den Kopf nur nach vorn halten und die Hände nicht zur Vertheidigung gebrauchen konnte, mußte mir jede Begegnung, und sei es auch nur die einer Ratte, unangenehm sein, allein ich wollte meinen Plan nicht aufgeben. Ich wartete also, bis sich der Staub gesetzt hatte, und als mein Licht wieder heller brannte, kroch ich vorsichtig immer weiter und legte so noch an 40 Fuß zurück. An der auf diese

Weise erreichten Stelle schien ein besonders reicher Goldfund gemacht worden zu sein, denn der Gang wurde jetzt immer breiter und höher, so daß ich bald aufrecht sitzen, ja nach weiterem Vordringen endlich sogar stehen konnte.

Vorsichtig und langsam den Boden, die Wände und Decke genau prüfend, drang ich immer weiter vor, da sprang plötzlich blitzschnell ein Thier auf mich zu, mein Licht verlöschte und ich konnte eben nur bemerken, daß es erschreckt nach dem Ausgange floh, und im Begriff, mir Feuer anzumachen, eilte ein zweites solches Thier an mir vorüber.

Als Bergmann gewöhnt und darauf vorbereitet, beim Besuch alter Gruben nicht allein schlechte Luft zu finden, sondern auch durch Eulen, Fledermäuse, Füchse, Ratten und Mäuse behelligt zu werden, wurde ich dadurch nicht erschreckt, und ohne zu wissen, welches Thier mich aufgeschreckt, verfolgte ich meinen Weg. — Weiter eindringend, gewahrte ich eine Art Nische, die in die rechte Wand gehauen war; als ich dieselbe jedoch näher betrachtete, prallte ich so heftig und unwillkührlich zurück, daß ich mich stark an den Kopf stieß und mein Licht fallen ließ, denn in der Vertiefung lag — ein Mensch ausgestreckt.

Auf alle Arten der erwähnten Thiere, selbst auf ein Erdbeben und Zusammenbrechen der Grube wäre ich vorbereitet gewesen, aber hier einen Menschen zu finden, dies erschreckte mich.

Während ich Licht zu machen suchte, überlegte ich, daß es kein lebender Mensch sein könnte, da sich die Thiere in der Höhle aufgehalten hatten; andererseits konnte es auch kein Leichnam sein, da ich nicht den geringsten Leichengeruch verspürte; und als endlich mein Licht den Ort beleuchtete, erkannte ich denn auch, daß es ein in alte Lumpen gehülltes, auf Schilf gebettetes menschliches Gerippe oder vielmehr eine Mumie war, welche mich angrinste.

Ich untersuchte den Ort näher, konnte aber nicht das Geringste entdecken, was mir über die Person, deren Ueberreste hier lagen, hätte Aufschluß geben können. Diese konnte nicht verunglückt sein, denn das Skelett lag ruhig wie in einem Bett in dieser Nische; sie konnte nicht verhungert sein, denn die Grube war offen; der Ort war auch gewiß kein Begräbnißplatz der Indianer, denn es fehlte jede Gabe, während ich in den von mir anderweits ausgegrabenen Ruhestätten von Indianern solche stets gefunden hatte. Selbst die Frage, ob die Leiche durch ein Verbrechen hierher gelangt sein könne, war kaum bejahend zu beantworten, denn warum sollte man einen Leichnam mit solchen Schwierig-

keiten bis hier hineingezogen haben, anstatt ihn einfach in den tiefen Sand an der Oberfläche zu vergraben?

Langsam und vorsichtig drang ich in dem Gange immer weiter vor, und während er bis jetzt ganz eben gewesen, war er nun mit Steinen bedeckt und plötzlich befand ich mich am Ende desselben. Ich begann eine genaue Untersuchung, besonders um zu erfahren, ob dieser Gang nicht fortsetze und ob es sich lohne, denselben in Betrieb zu setzen, erkannte jedoch sehr bald, daß er nur bis hierher reich gewesen, und da er weiter kein Gold mehr führte, verlassen worden war. Als ich auch die am Boden liegenden Steine einer möglichst genauen Untersuchung unterzog, fand ich mehrere Stücke von reichem Goldgehalt, ferner zwei Meißel und einen zehn Pfund schweren, obgleich schon sehr abgenutzten Hammer, beide Werkzeuge aus gediegenem Kupfer. Als ich nichts von Interesse weiter wahrnahm, sammelte ich mehrere der Goldstufen und kroch mit diesen und den Werkzeugen wieder zu meinen Begleitern hinaus, welche bereits in großer Sorge um mich gewesen waren, jedoch nicht den Muth gehabt hatten, mir nachzufolgen. Von ihnen erfuhr ich, daß die entflohenen Thiere Füchse gewesen, welche ihnen Schrecken eingejagt hatten, da diese plötzlich aus der Höhle hervorgesprungen und mitten zwischen ihnen hindurch gejagt waren.

An den nördlichen Abhängen dieses Gebirgszuges lag das alte Mineral von Chanchuquin und befanden sich da ebenfalls eine große Anzahl theils Gold- theils Silbergruben, welche früher mit sehr gutem Erfolge bearbeitet worden waren und deren große hier befindlichen Halden tauben Gesteins eine bedeutende Tiefe derselben bekundeten, welche jedoch, seitdem die überaus reichen Silberminen von Charnarzillo und Tres Puntas entdeckt worden waren, verlassen und nur einzelne noch zeitweise bearbeitet wurden. Ich befuhr viele von diesen Gruben, konnte mich aber, obgleich ich in mehreren reiche Gänge antraf, nicht entschließen, einen derselben in Betrieb zu setzen, da der ganze Bezirk als „brechero“ verrufen war, d. h. als ein solcher, wo das Erz nur nesterweise vorkommt, und wenn man reiches Erz findet, dies sich stets bald wieder verliert und man dann oft lange in taubem Gestein arbeiten muß, ehe man wieder auf reiches Erz stößt.

Auf der entgegengesetzten Seite von Copiapo, also gegen Süden, zog sich der ebenso hohe, wie steile und vegetationsleere Gebirgszug hin, welchen ich schon bei meiner Ankunft in Copiapo besucht hatte. Derselbe wurde durch eine Schlucht, die „Quebrada del Rosario“, in zwei

gleiche Theile geschieden und hier lag der alte reiche Golddistrikt von Jesus Maria. Zu beiden Seiten dieser Schlucht befanden sich unzählige alte Goldminen, welche früher von den Indianern betrieben worden, die nun sämmtlich jedoch, wenn sie auch von den Spaniern noch eine Zeit lang in Betrieb gehalten wurden, seit der Entdeckung der so reichen Silberminen verlassen waren. — Auch hier soll eine Goldader überaus reich gewesen sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, da sich ein aus der ältesten Zeit herstammender großer Tunnel am Ende dieser Schlucht befindet.

Kapitel XIX.

Die Syrenen im Hafen von Caldera.

Während meines Aufenthaltes in Copiapo hatte ich oft gehört, daß die Fischer in Caldera sogenannte Meerjungfern oder Syrenen gehört haben wollten; ja einige hatten sogar behauptet, solche gesehen zu haben. Diese Syrenen sollten vom Kopf bis an den Leib weibliche Figur haben; dann sollte der Körper in einer Flosse endigen und somit dies Geschöpf halb Weib halb Fisch sein. Da sich nun das Gerücht verbreitet hatte, daß in Caldera wiederum Stimmen von Syrenen gehört würden, begaben sich viele Familien sofort mit der Eisenbahn dahin, um sich von dem Dasein der fabelhaften Geschöpfe selbst zu überzeugen. Auch ich reiste dahin und schloß mich einer bekannten Familie an, um die Ursache dieses Aberglaubens zu erforschen, sowie zugleich, um in Gesellschaft liebenswürdiger und hübscher Frauen und Mädchen einen Abend auf dem Wasser zuzubringen und mich an der Seebrise zu erfrischen.

Obgleich der Ort Caldera nicht mehr mit dem kleinen Neste zu vergleichen war, welches ich bei meiner Ankunft im Jahre 1852 angetroffen hatte, wo sich daselbst nur ein Regierungsgebäude, einige Fischerhütten und ein elendes Gasthaus befanden, während nun bereits ein Hauptplatz, mehrere Straßen mit freundlichen Häusern, eine Kirche und eine Menge Verkaufsläden, sowie vier Hotels hier entstanden waren, und dieser Ort an 4000 Einwohner zählte, so war doch bei der Menge

von Personen, die von Copiapo hierher gekommen waren, nur mit großer Mühe für die Familie und für mich ein Quartier zu bekommen. Ebenso waren sämmtliche Boote bereits zu sehr hohen Preisen vermiethet, so daß ich nur für Gold und viele gute Worte endlich noch einen Kahn erhielt. —

Da die Hotels wie die Fischer durch diesen Andrang von Personen eine reiche Ernte machten, nahm ich von vornherein an, daß die Nachricht von den Syrenen nichts als eine gewöhnliche Speculation sei, um Menschen nach dem Hafen zu locken und auszubeuten. Der Gesang der Syrenen war erst am Abend beim Aufgehen des Vollmondes zu hören, und so benutzte ich wie viele Herren und Damen die Zeit, uns durch ein Seebad zu erfrischen, während welcher Zeit in allen Hotels Bank gelegt und gespielt wurde.

Gegen 10 Uhr meldeten die Fischer, daß es Zeit zum Einschiffen sei, und Alles begab sich nun auf die größeren und kleineren Fahrzeuge, und während auf dem Lande ein so reges, geräuschvolles Treiben stattgefunden hatte, begann nun die lautloseste Stille zu herrschen.

Es war ein herrlicher Sommerabend, kein Lüftchen wehte, das Meer war ganz ruhig und nur leise hörte man am Ufer die schwachen Wellen sich brechen. Bald stieg der volle Mond in seiner ganzen Pracht hinter den stolzen Anden empor und beleuchtete mit seinem magischen Licht unsere Kähne und Gondeln, welche lautlos und still, förmlich geisterhaft über den glatten Meeresspiegel des Hafens dahin glitten und man kaum den Schlag der Ruder vernahm.

Wohl ein halbes Stündchen waren wir langsam hin- und hergefahren, da gab man von dem einen der Boote, auf welchem sich der Gouverneur von Copiapo mit seiner Familie, sowie der Hafencapitän von Caldera befand, das Zeichen, anzuhalten und zu horchen. Zu unserm Erstaunen hörte man — erst ganz schwach, dann aber immer stärker eine melodische, wahrhaft geisterhafte Musik. Bisweilen hörte man nur eine oder wenige Stimmen, dann fiel eine Menge im Chor und in schönsten Accorden ein.

Auf mich machte diese Musik den Eindruck, als wenn eine Menge Aeolsharfen zugleich vom Wind erfaßt ertönten, während es bald wieder wie entfernter Orgelton erklang. Wir lauschten den Tönen wohl eine halbe Stunde, und es entspann sich unter den Anwesenden natürlich ein Meinungsaustausch über die Ursache dieser eigenthümlichen Musik.

Der größere Theil war der Ansicht, daß die Töne durch das Vor- und Zurücktreten des Meeres in größere und kleinere unter dem Wasserspiegel am Ufer befindliche Höhlen hervorgebracht würden. Manche aber glaubten wirklich an die Syrenen und boten all' ihre Sehkraft auf, eine zu entdecken. Natürlich wurde dies zu Scherzen ausgebeutet, und öfters erscholl der Ruf, daß eine solche Seejungfer sich über dem Wasser zeige, worauf eiligst viele Boote nach der bezeichneten Stelle ruderten, wo sie natürlich mit Gelächter empfangen wurden. Gewöhnlich war statt der Syrenen ein Seehund zu sehen, welcher neugierig die nächtlichen Besucher anblickte.

Die herrliche Nacht lud zum Bleiben ein und so verweilten viele der einzelnen Gesellschaften in ihren Böten noch länger auf dem Wasser und ließen sich von den Wellen schaukeln. Viele junge Damen hatten ihre Guitarren mitgebracht, auf denen bald hübsche Barcarolen vorgetragen wurden. Auf diese Weise verliefen die Stunden auf's Angenehmste.

Am anderen Morgen fuhren wir mit der Eisenbahn nach Copiapo zurück, wo nun Vielen zum Scherz erzählt wurde, daß wir die Syrenen nicht allein gehört, sondern auch gesehen hätten, und mögen wohl auf diese Art die Nachrichten von den Syrenen ihren Ursprung gefunden haben.

Meine Meinung in Bezug auf jene Musik ist die, daß sie von lebenden Wesen, wenn auch nicht von Syrenen, aber doch von Fischen oder anderen Seethieren herstammt, und bin ich in dieser Hinsicht mit der Ansicht des Vicomte Onffroy de Thoron, welcher ein Werk über die Republik Ecuador schrieb, einverstanden, dessen Aeußerung darüber unter der Rubrik „Singende Fische" im „Globus" Band X Seite 312 mitgetheilt wird. Dieselbe lautet folgendermaßen: „Als ich die Bai von Pailon untersuchte, welche im Norden der Provinz Esmeralda liegt, steuerte ich einst gegen Abend am Strande hin. Da drangen plötzlich befremdliche andauernde Töne an mein Ohr. Ich fragte den Ruderer meines Bootes, ob er nichts höre und erhielt zur Antwort: Man sagt, daß es Fische sind, die singen, und man nennt sie Syrenen oder Musikos. — Bald nachher hörte ich eine Menge Stimmen, die zusammen ein harmonisches Ganzes bildeten und vollkommen so klangen, als vernähme man aus einiger Entfernung Orgeltöne. Ich ließ das Boot anhalten, um ungestört zu horchen. Mein Ruderer schüttelte den Kopf und sprach: Herr, ich meinerseits glaube nicht, daß Fische so singen können. Das sind las animas de los antiguos (die Geister der Dahingeschiedenen). — Die Pailonbay hat Salzwasser, während der

Fluß nur während der Fluthzeit Brackwasser führt, im Uebrigen aber süß ist. Die Fische singen mehrere Stunden hintereinander, ohne an die Oberfläche des Wassers zu kommen, und durch das fortwährende Vibriren des Tones in der Luft entstehen geheimnißvolle Klänge. — Der singende Fisch ist etwa 10 Zoll lang, von weißer Farbe und mit bläulichen Flecken in der Rückengegend versehen. So sieht wenigstens der Fisch aus, welchen man während des Gesanges an der Angel fängt. Der Gesang beginnt gegen Sonnenuntergang und dauert während der Nacht fort."

Kapitel XX.

Ein Regentag in Copiapo.

Mitte Juli zogen sich plötzlich schwere schwarze Wolkenmassen am Himmel zusammen und bald ergoß sich ein starker wolkenbruchähnlicher Regen, was hier umsomehr von Bedeutung ist, als man in Copiapo Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat stets nur den schönsten blauen Himmel wahrnimmt und es nur einmal im Jahre regnet.

Ein Regentag hatte hier eine wahrhaft zauberhafte Wirkung; denn nach demselben entsproßte selbst dem sandigsten Boden ein üppiges Grün, und garantirte eine reiche Ernte von Luzerne, Mais, Wassermelonen, Kürbisen, Zwiebeln und Früchten verschiedener Art; es war daher ein Fest- und Freudentag für die Bewohner Copiapos, an welchem Niemand arbeitete, alle Läden geschlossen waren und man sich nur dem Vergnügen hingab.

Weniger vortheilhaft war der Regen freilich für die Häuser, da ja fast ganz Copiapo nur aus Lehmhäusern bestand, deren Dächer aus einer Schilfdecke und etwas darüber gestrichenem Lehm hergestellt waren, es daher in alle Häuser einregnete und dazu der in den Straßen einherfluthende Strom von Wasser in die Wohnungen drang.

Zum Glück dauerte der Regen nicht lange, sonst hätte er bedeutende Verwüstungen angerichtet. Die ganze Stadt gewährte danach einen kläglichen, fast komischen Anblick, indem laut polizeilicher Verordnung alle Häuser weiß angestrichen sind und bei diesem Regen der auf den Dächern befindliche Lehm überall an den Wänden heruntergelaufen war. —

Als sich das Wasser verlaufen hatte, begann ein sehr reges, geräuschvolles Treiben, aus den meisten Häusern erscholl Musik, es wurde

gesungen, gezecht und gespielt, auf den Hauptplätzen wurde Feuerwerk abgebrannt und geschossen und diese Festlichkeiten währten die ganze Nacht hindurch.

Am nächsten Morgen ritt ich in Begleitung einiger Freunde nach Tres Puntas, und glücklich dort angelangt, waren wir nicht wenig überrascht, in der Plazilla 3 Fuß hohen Schnee zu finden, welcher sogar mehrere Tage liegen blieb, und da es sehr unfreundlich und kalt war, verweilten wir nur so lange als nöthig, um die interessantesten Gruben zu besichtigen und kehrten schon nach zwei Tagen nach Copiapo zurück. Hier fanden wir das ganze Thal sowie die Bergabhänge, wo man fast nichts als Sand und Steingerölle zu sehen gewohnt war, in Folge des Regens mit jungem Grün bedeckt. Leider dauerte dies aber nur kurze Zeit; denn die sengenden Sonnenstrahlen hatten bald die zarten Halme verbrannt, so daß die Gegend wieder ihren alten grauen öden Anblick gewährte. —

In einer der nächsten Nächte, wo ich Besuch von Freunden aus Valparaiso hatte, fand wieder ein starkes Erdbeben statt. Alles stürzte, größtentheils im Hemd, hinaus in die Gärten und auf die Straßen und auch wir hatten kaum unsere Betten verlassen, als ein starker unterirdischer Donner erdröhnte, dem ein so heftiger horizontaler Stoß folgte, daß einer meiner Freunde niederstürzte, wonach dann Schwankungen des Bodens begannen, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; noch ein weiterer Stoß, und dasselbe war zu Ende. — Zaghaft begab sich die Bevölkerung Copiapos wieder in ihre Häuser, meine Gäste hatten jedoch einen solchen Schrecken bekommen, daß sie sich schleunigst ankleideten und nicht zu vermögen waren, sich wieder zur Ruhe zu begeben.

Als wir am andern Morgen beim Frühstück saßen, hörten wir plötzlich einen und dann noch vier auf einander folgende Schüsse aus dem Nachbarhause, in welchem ein mir befreundeter Engländer wohnte. Neugierig traten wir in dasselbe ein und fanden im Hausflur ein kaum 17 Jahr altes sehr hübsches Mädchen in ihrem Blute liegen. Dasselbe hatte ein Verhältniß mit dem Engländer gehabt und hatte sich aus Eifersucht mit einem Revolver getödtet. Sie hatte sich anfangs eine Kugel durch die Brust geschossen, und da diese nicht tödtlich gewirkt, die andern vier Läufe ebenfalls gegen sich entladen; — wahrlich viel Muth für ein so junges Mädchen.

Kapitel XXI.

Gefährliche Situation in einer Silbergrube während eines starken Erdbebens.

Während der ersten Tage des Septembers ritt ich wiederum nach Tres Puntas, und als ich eben sehr ermüdet in der Mine Cobriza angelangt war, ereignete sich das Unglück, daß sich drei Bergleute, denen aus Unvorsichtigkeit beim Sprengen Feuer in ihren Pulvervorrath gekommen war, auf eine schreckliche Weise verbrannten, so daß ihr Leben oder wenigstens der Verlust ihres Augenlichtes zu befürchten war. Durch fortwährendes Waschen mit Oel gelang es endlich, ihnen beides zu erhalten, es gewährten diese Unglücklichen aber einen wahrhaft schrecklichen Anblick. Da dieselben in meinem Zimmer lagen, übergab ich ihre Pflege dem Verwalter und den Arbeitern, welche in Folge des Vorfalls ihre Arbeit sistirt hatten, um ihren Unglücksgenossen beizustehen, ergriff ein Grubenlicht und stieg in den Schacht hinab, um die Mine zu besichtigen. Längere Zeit hatte ich mich darin aufgehalten und die verschiedenen Arbeiten besucht, bis ich, es mochte gegen Mitternacht sein, aus dieser Tiefe wieder empor zu klettern begann.

Als ich ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und eben quer über einen senkrechten Schacht auf einem mit Einschnitten versehenen Balken balanciren wollte, erdröhnte plötzlich auf eine Schrecken und Grausen erregende Art das Innere der Erde, und ein bald darauf erfolgender kurzer perpendikulärer Stoß, der mich zu Boden warf, verkündete mir nur zu deutlich, daß wiederum ein Erdbeben stattfand. — Ich hatte bei dem Fall mein Grubenlicht verloren, welches erloschen

war, und ich befand mich nun in voller Finsterniß ganz allein in dieser Grube, wenig Schritte vor dem tiefen Schacht.

Das Gefährliche meiner Lage wohl erkennend, daß mich ein zweiter Stoß leicht auf dem steilen Felsboden hinschieben und in den Schacht hinabstürzen könnte, klammerte ich mich mit wahrhaft fieberhafter Angst an eine vorspringende Felsspitze.

Der Stoß ließ nicht lange auf sich warten. Wiederum erdröhnte die Erde und es trat nun eine oscillirende Bewegung ein, welche mich während einer Minute wie in einer Wiege hin und her warf. Hiernach aber wurden die Schwankungen immer schwächer und hörten endlich ganz auf, so daß ich mich der Hoffnung hingab, daß das Erdbeben vorüber sei.

Ich hatte mich jedoch bitter getäuscht, und die vorangegangenen Stöße waren nur das Vorspiel einer für mich verzweiflungsvollen Lage gewesen, denn plötzlich erscholl aus den Tiefen der Erde ein so furchtbares donnerähnliches Getöse, ein solches Krachen, Geprassel und Dröhnen, als wenn sie berste, Felsen gespalten und in eine enorme Tiefe gestürzt würden und zerschellten, so daß ich fast betäubt war. Hierauf folgte ein so starker horizontaler Stoß, daß ich von meinem Anhaltspunkt gewaltsam losgerissen wurde und in's gleiten kam.

In der größten Angst bot ich alles Mögliche auf, mich fest zu halten, doch vergebens! Ein neuer mächtiger Stoß erfolgte und ich rollte unaufhaltsam nach dem Schachte.

Schon schwebte mein halber Körper über demselben und ein Schrei des Entsetzens entfuhr meiner Brust. Da, o gütige Vorsehung, erfaßte ich den Balken, der über den Schacht führte, und ihn krampfhaft mit beiden Armen umklammernd, hing ich nun über der Grausen erregenden Tiefe. Ich bot alle meine Kräfte auf, mich aus dieser schrecklichen Lage auf den Balken zu schwingen, es war aber vergebens; ich besaß nicht die genügende Kraft. — Ein schrecklicher Augenblick für mich! Ich empfand nur zu deutlich, wie meine Kräfte schwanden, und nur Secunden konnte ich mich noch halten, dann mußte ich loslassen und in die bodenlose Tiefe stürzen.

Ich empfahl Gott meine Seele und bat ihn nur um einen schnellen Tod, denn zu oft hatte ich ja leider Gelegenheit gehabt, Bergleute zu sehen, welche in Schächte gestürzt, und da diese nicht ausgezimmert, von einer vorstehenden Felsspitze zur anderen geschleudert worden waren und unten ganz verstümmelt, mit zerbrochenen Rippen, Armen und Beinen ankamen, dann noch lebend an die Oberfläche geschafft, hier endlich

unter furchtbaren Schmerzen dahinschieden. Noch einmal, das letzte Mal versuchte ich in der Todesangst mit wahrhaft übermenschlicher Kraft mich zu erheben, und o Glück, es gelang! Mir einen kühnen Schwung gebend, von welchem Leben und Tod abhing, erreichte mein Fuß eine vorstehende Felsspitze. In der Furcht, daß auch diese meine letzte Hoffnung schwinden möge und der Stein mich nicht tragen würde, wagte ich zuerst nur die Fußspitze, dann erst allmählig den ganzen Fuß darauf zu setzen, doch zum Glück erhielt sie mich.

Während ich Gott noch so eben — denn die ganze Katastrophe war nur das Werk weniger Minuten — um einen schnellen Tod gebeten hatte, flehte ich ihn jetzt um Rettung an; doch sie wollte nicht erscheinen, im Gegentheil sollte sich meine Lage noch verschlimmern. Ein nochmaliges Donnern und Tosen erscholl aus dem Innern der Erde, ein heftiger Stoß folgte wiederum, so daß ich Alles aufbieten mußte, meinen Standpunkt nicht zu verlieren, und nicht genug damit, hatte das Erdbeben zu meinem Schrecken eine Menge centnerschwerer großer Steine, welche sich an den Seiten der steil hinaufführenden Strecke befanden, derart erschüttert, daß sie unter Krachen und Donnern mit furchtbarer Schnelligkeit von oben herab auf mich zugerollt kamen und dicht neben mir in den Schacht stürzten und einer davon mich verwundete.

Zu meinem unerwarteten Glück ging aber auch diese Gefahr an mir vorüber, die wild aufgeregten Elemente beruhigten sich, das Dröhnen und Donnern, so wie die Erschütterungen wurden allmählig schwächer und hörten bald ganz auf. Es war aber auch die höchste Zeit, denn in Folge des durch die Verwundung sich einstellenden Blutverlustes nahmen meine Kräfte fühlbar ab, so daß, wenn nicht bald Rettung kam, um mich aus der grauenvollen Lage zu befreien, ich verloren war. —

Da weder mein Verwalter noch die Bergleute, welche wußten, daß ich mich allein in der Grube befand, Anstalten machten, mich aufzusuchen, so tauchte der furchtbare Verdacht in mir auf, die Grube sei verschüttet, wo mir dann nur die Wahl blieb, meine Arme loszulassen, in den Abgrund zu stürzen und mich zerschmettern zu lassen, oder einen qualvollen Hungertod zu sterben.

Nach einigen weiteren Minuten, welche ich nie vergessen werde, hörte ich endlich menschliche Stimmen, welche näher und näher kamen, ich sah dann ein mattes Licht, und bald stand mein Verwalter und die Bergleute neben mir, welche mich, da ich vor Schreck und Todesangst nicht fähig war aufwärts zu steigen, aus der Grube emportrugen. —

Kapitel XXII.

Demonstration gegen die Jesuiten.

Am 23. December war bereits ein großer Theil der Bergleute aus der Wüste Atacama wie aus den Gebirgsschluchten der Cordilleren zur Weihnachtsfeier nach Copiapo gekommen und herrschte in allen Straßen ein reges Leben und Treiben, besonders aber in den Verkaufsläden, Restaurationen und Vergnügungslocalen.

Zu gleicher Zeit waren aber auch eine Menge Ausländer, darunter auch mehrere Deutsche, mit dem Dampfer von Valparaiso nach hier gekommen, theils um sich an den Silberminen zu betheiligen, theils um in denselben zu arbeiten, und außerdem auch mehrere Jesuitenpatres aus der Hauptstadt Santiago.

Am nächsten Morgen verbreitete sich plötzlich wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Stadt, daß die eben eingetroffenen Jesuiten gekommen seien, um das Volk gegen die Ausländer, besonders die Protestanten und Juden aufzureizen, resp. dieselben zu vertreiben. — Da sich bereits auch schon große Menschenmassen auf dem Hauptplatze angesammelt, welche brüllten und tobten, hatte einer der angesehensten Bergwerksbesitzer mich und mehrere meiner Landsleute schnell zu sich holen lassen, um uns zu schützen.

Zu Mittag wurde an den Thüren der Kirche und an allen Straßenecken ein Edict des Erzbischofs von Santiago angeschlagen, und da Tausende von diesen Exemplaren auf den Straßen vertheilt wurden,

brachte man auch uns bald ein solches, welches ich bis heute noch zum Andenken bewahrt habe. Es lautete folgendermaßen:

„Wir befehlen hiermit allen Gläubigen bei Strafe unseres Zornes, daß sie sofort bei uns oder bei unseren Geistlichen alle Diejenigen anzeigen, welche Ketzer oder verdächtig sind, solche zu sein, oder welche Gebräuche ändern wollen, und bitten in dem Herrn, daß Jeder, welcher uns etwas Derartiges mitzutheilen hat, sich aller Freundschaft und Blutsbanden entschlage und nur darauf achte, was zum Ruhme Gottes ist.“

Bald darauf erfuhren wir, daß bereits alle Fremden in Copiapo notirt und die Liste den Jesuiten übergeben sei, die nun den Pöbel reizen würden, uns zu vertreiben oder zu ermorden.

Es war ein kluger Plan der Jesuiten, zu dieser Zeit, wo alle Bergleute, Räuber und Gesindel sich hier in Schaaren herumtrieben und ein großer Theil, deren man sich als Werkzeuge bedienen wollte, sich im trunkenen Zustande befand, dies Edict zu veröffentlichen.

Bald nach Mittag erschien die tägliche Zeitung „Copiapino“, welche dies Edict in ihren Spalten auch aufgenommen, demselben jedoch nachstehende Aufforderung beigefügt hatte:

„Da das Edikt alle Vernunft, die Civilisation und den Ruhm Gottes auf's tödtlichste verletzt, dessen Majestät heuchlerisch angerufen wird, und da es andererseits so sehr gegen die ganze Gesellschaft verstößt, unmenschlich und barbarisch ist, so ladet man hiermit alle Personen, welche ein gesundes Herz haben, ein, sich Sonntag, den 25. December, Nachmittag 6 Uhr auf dem Bahnhof dieser Stadt zu versammeln, wo dies Edict öffentlich verbrannt werden wird zum Zeichen des Abscheues gegen eine solche Handlungsweise und zum Beweis, daß Copiapo nicht zugiebt und nie zugeben wird, daß hier die Scheiterhaufen des Santo Officio brennen.“

War dieser Artikel nun allerdings auch günstig für uns, was konnte er gegen eine von den Jesuiten fanatisirte betrunkene Horde helfen?

Als bei unserm Wirth die Nachricht einlief, daß der Hauptplatz und die Straßen von Menschen überfüllt seien und ein furchtbarer Lärm stattfinde, so daß wir zuletzt selbst das Gebrüll der Menge hörten, fing unsere Lage doch an etwas kritisch zu werden und fürchteten wir besonders auch, daß der Hausherr, der als Freund der Fremden bekannt war, durch unsere Aufnahme leiden werde.

Plötzlich hörten wir mehrere Schüsse, Tausende von Stimmen erschollen und einer der Diener des Hauses, der zum Kundschaften ausgesandt war, stürzte in die Wohnung herein. Wir Alle glaubten natürlich, daß er uns den Sturm auf das Haus anzeigen werde, doch zu unserer freudigen Ueberraschung theilte er uns mit, daß die Bürger Copiapos, nachdem sie den „Copiapino" gelesen, derart gegen den Erzbischof und die Jesuiten aufgebracht seien, daß sie nicht erst am folgenden Tage, sondern sofort auf dem Platze der Cathedrale das Edict verbrennen wollten und das Volk bereits die Exemplare desselben von den Ecken abgerissen, bespieen und mit Füßen getreten habe. Bald darauf erschien auch eine aus den ersten Bürgern von Copiapo bestehende Deputation bei uns, welche alle hier anwesenden Fremden einlud, in vollem Vertrauen nach dem Platz zu kommen, welcher Einladung wir sofort folgten und da angelangt mit einem donnernden „Viva" begrüßt wurden. —

Von allen Seiten strömten nun die Leute herbei und brachten Exemplare des Edicts, um sie hier zu verbrennen. Es wurde sofort eine Art Bühne errichtet, vor welcher bald ein großer Stoß derselben am Boden lag, und eben wollte ein Redner diese Bühne besteigen, als Militär anrückte, um den Platz zu säubern. Die aufgebrachte Menge wich aber nicht einen Schritt und das Militär hätte von den Waffen Gebrauch machen müssen, um sich einen Weg zu schaffen.

Als der Intendent erfuhr, daß er ohne Gewalt nichts ausrichten könne, kam er selbst und erklärte, daß auch er sich gegen das Edict erkläre, da er aber den Act, den die Bürger Copiapos vornehmen wollten, auf dem Platze nicht dulden dürfe, so bitte er die Gesellschaft, sich zu zerstreuen, und wenn sie ihr Vorhaben ausführen wollten, sich außerhalb der Stadt zu versammeln, damit ihn keine Verantwortlichkeit träfe. Auf diese Rede hin wurde dem Intendenten ein Hurrah gebracht und nun begab sich ein aus mehreren Tausend Menschen bestehender Zug nach dem Bahnhof, wo die Edicte aufgeschichtet und eine Rednerbühne improvisirt wurde.

Bald darauf wurden diese Edicte angezündet, und während die Glocken, deren sich das Volk bemächtigt hatte, laut von allen Seiten ertönten, trat hier ringsum eine Todtenstille ein, bis diese Papiere zu Asche verbrannt waren. Nun ergriff ein Bürger Copiapos das Wort. Er dankte Allen, daß sie seiner Einladung Folge geleistet und wies nach, daß die Ausländer durchaus nicht als Feinde, sondern als Freunde hierher gekommen seien. „Auf diesen Schienen", rief er mit starker Stimme, daß es weithin von allen Anwesenden gehört werden konnte, „auf denen

Aufklärung, Licht und Fortschritt in jeder Beziehung in unsere Stadt gekommen, verbrennen wir frei und offen im Namen der Stadt Copiapo dieses barbarische Edict, um dem Erzbischof und den Jesuiten unsere Verachtung und den Ausländern unsere Achtung zu bezeugen. Mögen erstere einsehen lernen, welcher Sinn in Copiapo im Jahr 1853 herrscht." Stürmischer Beifall folgte dieser Rede.

Ein anderer Bürger betrat darauf die Bühne und sagte: „Die Geschichte der Republik Chile zählt zwei Glanzpunkte, die unvergeßlich sein werden. Diese sind der 18. September, der Tag der Befreiung von der spanischen Herrschaft, und dieser 24. December, der Tag, wo einst Gott seinen Sohn sandte und wo wir jetzt das Joch der Pfaffen abschütteln und Licht, Freiheit und Fortschritt an die Stelle treten." Auch dieser Rede folgte wiederum stürmischer Beifall.

Darauf betrat ein dritter Redner die Bühne.

Nachdem er zur Freundschaft und Liebe ermahnt und den Wunsch ausgesprochen, daß jeder Ausländer hier sein zweites Vaterland und Heimath finden möge, brachte er ein Hoch auf die Ausländer aus, welches mit einem donnernden Viva-Rufen der Menge beantwortet wurde. Hierauf vertheilte sich die Menge, um sich den Vergnügungen des Weihnachtsfestes zu überlassen, und nach einigen Stunden erscholl aus allen Häusern Musik und Gesang, und die Ausländer, jetzt besonders gefeiert, tanzten mit den Töchtern und tranken mit den Söhnen der Stadt. —

Am Abend wurde auf dem Hauptplatz ein Feuerwerk abgebrannt und im Theater auf Verlangen der Bevölkerung „Carl II., der Behexte" gegeben. Das sehr zahlreich anwesende Publikum brach bei jeder Stelle, in der die Jesuiten stark angegriffen wurden, in stürmischen Applaus aus.

Die Festlichkeiten dauerten mehrere Tage, und „Carl II" wurde vier Abende bei ausverkauftem Hause gegeben. Die Jesuiten begaben sich schleunigst wieder nach Valparaiso resp. Santiago zurück und hatte der Erzbischof durch diesen brutalen Schritt sein Ansehen sehr untergraben. Dagegen muß ich zu Ehren des Stadtpfarrers in Copiapo, eines wahrhaft guten Seelenhirten, erwähnen, daß derselbe über das Edict ebenfalls sehr entrüstet war, und um seine Gesinnung offen und frei kund zu geben, mich an demselben Tage besuchte, um mich nebst einigen Ausländern zu sich einzuladen, welcher Einladung wir gern Folge leisteten.

Kapitel XXIII.

Mein Leben in den Silberbergwerken der Wüste Atacama.

Eineinhalb Jahr war bereits verflossen, seit ich meine sieben Silberbergwerke in Betrieb gesetzt; sie hatten infolge ununterbrochener angestrengter Arbeit auch bereits alle eine entsprechende Tiefe erreicht, aber bis jetzt noch nicht den geringsten Ertrag gegeben. Die Formation war jedoch derart, daß man jeden Augenblick einen reichen Fund zu machen erwarten konnte.

Da nun aber in meinen so reichen Nachbarminen nicht festgestellt werden konnte, welcher der so fabelhaft reiche Gang unter den vielen, welche dies Terrain durchschnitten, sei, so konnte ich auch nicht wissen, in welcher von meinen Gruben, die die ersteren wie mit einem Gürtel umschlangen, sich der reiche Gang befinde.

Ich hatte deshalb meine Gruben bis jetzt nur so schwach als möglich gearbeitet und nur 300 Pesos für jede pro Monat festgesetzt, welcher Betrag für meine sieben Gruben pro Monat 2100 Pesos, und für die verflossenen 18 Monate 37,800 Pesos betrug, welches Kapital ich, wie erwähnt, durch Verkauf von Kuxen gewonnen.

Bis jetzt hatte ich den Betrieb meiner Gruben selbst geleitet, und war stets gegen Ende des Monats nach Copiapo geritten, um die Gelder zur Auszahlung der Bergleute von meinem Bankier zu holen, wie Minenmaterial und Lebensmittel einzukaufen, und war zum ersten des Monats zur Auszahlung stets nach Tres Puntas zurückgekehrt.

Einfahrt in ein Silberbergwerk.

Digitized by Google

Aus den bereits vorher gemachten Mittheilungen über diesen Ort, wie die Menschenklassen, welche da lebten, wird sich der Leser leicht eine Idee machen können, welches Leben ich da führen mußte. Nur mein Enthusiasmus für Bergbau und meine Liebe zu meinen Gruben konnten mich veranlassen, ein solches Leben voller Entbehrungen so lange Zeit auszuhalten.

Ich befand mich in dieser schrecklichen Wüste, wo kein Baum, kein Strauch, kein Halm, kein lebendes Wesen existirte, umgeben von dem Auswurf der Menschheit, in einem Klima, wo die Sonnenstrahlen am Tage so heiß herniederbrannten und in den Nächten der von den schneebedeckten Anden herabwehende Wind mich selbst in meiner Hütte erstarren machte; wo die scharfe das Athmen erschwerende Luft oft starken Kopfschmerz und der so schroffe Temperaturwechsel von Tag und Nacht mir die heftigsten rheumatischen Schmerzen verursachte, und dazu kam noch die Tag für Tag, Monat für Monat nur aus Brod, Kaffee, getrockneten Feigen und Bohnen bestehende Nahrung, da frisches Fleisch sehr selten, und dann gewöhnlich nicht frisch und nur zu enormen Preisen zu haben, das Wasser dazu oft schlecht und ungenießbar war.

Bedenke man außerdem die Strapazen der persönlichen Leitung meiner sämmtlichen Gruben, in welchen ich bei Tag wie bei Nacht die Arbeiten bestimmen und controliren, und um in diese hinein und wieder heraus zu gelangen, an plumpen an den Wänden eingelegten, nur mit Einschnitten versehenen Baumstämmen entlang klettern oder auf schmalen durch Talg befleckten Stegen über schwindelnde Abgründe balanciren mußte, wobei ich noch einen Stab mit dem Licht trug. Zu all' dem kamen nun noch die so sehr anstrengenden wie gefährlichen Ritte durch die Wüste, welche ich jeden Monat unternahm, und schließlich welche Scenen mußte ich unter diesen verwilderten rohen Menschen erleben und wie oft war mein Eigenthum, wie oft sogar mein Leben in Gefahr! —

Nur meine Liebe zu meinem Beruf und zu meinen Gruben konnten mich all diese Beschwerden ertragen und weniger hart fühlen lassen.

Und dennoch wie zufrieden fühlte ich mich trotzdem oft in meiner einfachen Hütte, wenn ich des Nachts auf meinem Lager ausruhend um mich herum und unter mir in den Tiefen der Erde diese so unausgesetzte Thätigkeit wahrnahm, wenn der taktmäßige Schlag der Hämmer der Häuer an mein Ohr drang und Schuß auf Schuß der Sprengarbeit erfolgte. —

Wie oft eilte ich aus meinem Bett in den Schacht hinab, um zu sehen, welchen Erfolg der letzte Schuß gehabt und damit vielleicht ein reicher Gang blosgelegt sei.

Die Liebe des wahren Bergmanns zu seiner Grube gleicht der Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde und die Aufregung desselben ist unstreitig mit der des vor einem mit Gold bedeckten Tische sitzenden Spielers zu vergleichen, wo es sich um Vermögen, ja oft um Sein oder Nichtsein handelt.

In Folge dieser so angestrengten Thätigkeit war mein Gesundheitszustand nun aber derart angegriffen, daß, so schwer es mir auch wurde, ich einsah, daß ich die Verwaltung in andere Hände geben müsse. Ich engagirte daher den Ingenieur Louis Schnakenberg aus Cassel und später den Ingenieur Friedrich Krause aus Sachsen als Betriebsführer und übergab die Verwaltung dem reichen Handelshause Louis Osthaus in Valparaiso, welches sich hauptsächlich in meinen Minen betheiligt hatte, und dieses sandte als Bevollmächtigten Herrn Hugo Jenquel aus Hamburg nach Copiapo. — Ich begab mich mit dem nächsten Dampfer nach Valparaiso. —

Kapitel XXIV.

1854.

Reise nach den Silberbergwerken von Chanarzillo.

Von Monat zu Monat waren in der Wüste Atacama neue reiche Metalladern entdeckt, und in Folge dessen unzählige Minen in Angriff genommen worden.

Die glänzenden Resultate, welche in diesen verschiedenen Bergwerksbezirken erzielt wurden, hatten nicht allein in Copiapo, sondern auch in Valparaiso und Santiago, deren Bevölkerung mit mehreren Millionen Pesos an den Minen betheiligt war, den größten Enthusiasmus hervorgerufen. Mehr als je streiften Cateadores in den Schluchten der Anden und in der Wüste umher, und es bildeten sich größere Compagnien, welche kostspielige Expeditionen ausrüsteten, um diese Regionen nach allen Richtungen hin zu durchforschen. Eine natürliche Folge hiervon war, daß, während früher nur fast alle Monate neue Gold-, Silber- oder Kupferadern entdeckt wurden, man nun fast täglich von solchen neuen Funden hörte, und daß jetzt nicht allein ein unglaublich reges Leben und Treiben, sondern ein förmliches Minenfieber herrschte, schnell reich zu werden.

Bei einem solchen Aufschwunge des Bergbaues, und da so große Summen aus den Gruben gewonnen wurden, blühte natürlich auch der Handel. Während die Bergwerksbesitzer ihre Gelder in die Minen wendeten, wodurch sie allerdings sehr oft in kurzer Zeit ein bedeutendes

Vermögen erwarben, aber dagegen auch manchmal verloren, wurden von Valparaiso Waaren aller Art in großen Quantitäten nach Copiapo gebracht, an denen Versender wie Wiederverkäufer auf eine bei weitem sichere Weise, wenn auch nicht so schnell, ebenfalls große Summen verdienten. Da aber die Hauptbergwerksdistrikte, nämlich das im Jahr 1832 entdeckte von Chanarzillo, wie das 1848 aufgefundene von Tres Puntas, ersteres 10 Meilen und letzteres 16 Meilen von Copiapo entfernt lagen, so war es unstreitig eine der wichtigsten, wie zugleich der gewinnbringendsten Unternehmungen, diese Punkte mit Copiapo durch Eisenbahnen zu verbinden. — Auf diese Art konnte man einerseits Wasser, Lebensmittel, Arbeitskräfte und alles nöthige Material billig und schnell nach den Minen senden, wie auch andererseits die gewonnenen Erze bedeutend billiger als jetzt, nicht allein nach Copiapo, sondern direct von den Gruben bis nach dem Hafen von Caldera, wo sie verschifft wurden, bringen. — Diese Eisenbahnprojecte waren aber nicht allein für das Mineral von Chanarzillo und Tres Puntas, sondern für das ganze Terrain, welches von den neuen Bahnen durchschnitten wurde und in welchem sich unzählige edle Metalladern und bereits im Bau begriffene Gänge befanden, von höchstem Werth. Bald wurden die Linien nach beiden Punkten abgesteckt und vermessen, und da die nach Chanarzillo keine Terrainschwierigkeiten darbot und die Kosten nur auf eine geringe Summe veranschlagt waren, beschloß dieselbe Compagnie, welcher die von Copiapo nach Caldera führende Bahn gehörte, diese bis dahin zu verlängern.

Seit zwei Jahren lebte ich nun in dieser Provinz und hatte nicht Zeit gehabt, das reiche und interessante Mineral von Chanarzillo zu besuchen, da dieses jetzt aber durch die projectirte Eisenbahn so sehr an Wichtigkeit gewann und sich so viele Speculationen darboten, z. B. alte Minen zu denunziren oder alte Halden anzukaufen, um deren Erze mit der Eisenbahn nach dem Hafen zu versenden, u. s. w., beeilte ich mich dahin zu reisen, um mich auch da an den Bergwerken zu betheiligen.

Es war gegen Ende Januar, als ich, nur von meinem Diener begleitet, von Copiapo in nördlicher Richtung meine Reise zu Pferde antrat. Ich hatte zuerst denselben Weg einzuschlagen, auf welchem ich stets nach Tres Puntas ritt, welcher den Fluß aufwärts durch die Vorstadt San Fernando, dann durch den Pueblo indio bis an einen Punkt führte, wo ein breites Thal sich von Süd nach Nord erstreckte. Während ich mich von hier aus, um nach Tres Puntas zu gelangen,

nördlich wenden mußte, ritt ich nun in südlicher Richtung am Ufer des Flusses weiter aufwärts, der, so weit seine Feuchtigkeit reichte, das Thal in üppigste Fluren verwandelte. Die hohen Bergabhänge waren zu beiden Seiten durchaus kahl und ohne Vegetation, unzählige Kupfergänge von den schönsten grünen und blauen Farben durchkreuzten das schwarze Muttergestein und gaben der Landschaft ein interessantes Gepräge. Tierraamarilla, wohin ich nun gelangte, war ein kleines Dorf, dessen Bewohner, etwa 400 an der Zahl, theils Landwirthschaft trieben, theils in den daselbst befindlichen Kupferbergwerken beschäftigt waren, und führte das bedeutendste in der Nähe gelegene Kupferbergwerk den Namen Alcaparosa.

Dem Flusse immer aufwärts folgend, erreichte ich bald einen Ort, welcher den Namen Punta del cobre (Kupferberg) führte, in dessen Nähe sich die reichen, im Betrieb befindlichen Kupfergruben von Ojancos befanden; von da gelangte ich nach dem kleinen Dorfe Mal Passo, sodann nach Nantuco, in dessen Umgegend die reichen, im Bau begriffenen Kupferminen von Checo lagen, dann nach Cerillos, Totoralillo und endlich nach Portrero Seco, wo ich bei einem Freunde, welcher Verwalter eines bedeutenden Amalgamirwerkes war, das durch die Wasserkraft des kleinen Flusses getrieben wurde, übernachtete.

Am nächsten Morgen verließ ich Portrero Seco, und von da mich südlich wendend, schied ich aus diesem Thale und begann das Gebirge zu überschreiten, wo nun alle Vegetation aufhörte. Ich passirte zuerst eine lange sehr enge Felsschlucht, gelangte dann an einen steilen hohen Berg, auf welche der Weg in vielen Schlangenwindungen hinanführte, kam dann wieder herab in ein tiefes ödes Thal, und nach einstündigem Ritte durch dasselbe erreichte ich das Städtchen Chanarzillo, auch Plazilla de Juan Godoi genannt, wo ich in einem kleinen Gasthause einkehrte. Dieser Ort, welcher an 4000 Einwohner zählte, liegt ungefähr zehn Meilen von Copiapo und 4473 Fuß über dem Meere, dicht am Fuße des sich steil erhebenden Berges von Chanarzillo, einem Vorberge der Cordillere der Anden, welcher, ganz kahl und vegetationslos, vom Gipfel bis zum Fuße mit Hunderten in Betrieb befindlichen Silbergruben bedeckt war. Aber nicht allein in diesem Berge, sondern auch in der Ebene befanden sich rings um diesen Ort in unmittelbarer Nähe, ja selbst in den Straßen desselben Silberbergwerke, und im Umkreise von einigen Meilen noch viele andere Bergwerksdistrikte wie z. B. Bandurias, Cerro blanco und andere mehr, welche eine reiche Ausbeute an Silber lieferten.

Der Bergwerksdistrikt Chanarzillo war im Jahre 1832 durch einen armen Cateador, Namens Juan Godoi entdeckt worden, welcher an dem Abhange des Berges auf der Oberfläche große Klumpen fast gediegenen Silbers vorfand, sofort Muthung einlegte, seine Gerechtsame aber bald an die Familie Gallo in Copiapo für eine kleine Summe verkaufte, diese bald verprasste und später in Armuth starb, während die Familie Gallo mehre Millionen Pesos allein aus dieser Fundgrube gewann, die selbst jetzt noch bedeutende Erträge lieferte.

Nach jenem reichen Funde waren die Bergleute massenhaft hierher geströmt, hatten das umliegende Terrain untersucht und unzählige reiche Silbergänge gefunden, welche sofort in Betrieb gesetzt wurden. Bald fanden sich Krämer und Kaufleute hier ein, eine Anzahl Wirthshäuser, Tanzlokale, Spielhöllen wurden errichtet und aus der ganzen Republik kamen Dirnen nach dem neuen Eldorado, und so entstand dieser Ort. Da dieses Bergwerk seit 1839 unausgesetzt alljährlich eine Ausbeute von Millionen von Pesos lieferte, hatte man im Jahre 1851 dem Entdecker Juan Godoi auf dem Hauptplatze von Copiapo das erwähnte Denkmal in Bronce errichtet.

Der Ort Chanarzillo war Tres Puntas ziemlich gleich; der Platz, an welchem das Gasthaus stand, war mit tiefem Sand bedeckt. Es lag hier in den Straßen so viel Unrath, besonders viele schmutzige Wäsche, Ochsenschädel, zerbrochene Flaschen, todte Hunde rc., daß es Ekel verursachte. Ebenso wohnten die Bergleute alle in den Minen, nur von Sonnabend Abend bis Montag früh überflutheten Tausende diesen Ort, wo dann Musik und Gesang aus fast allen Häusern erscholl und unmäßig getrunken und gespielt wurde, bis das so schwer verdiente Geld vergeudet war.

Da sich in der Nähe dieses Orts Wasser befand, die nahen Schluchten der Anden auch Brennmaterial gewährten und das Thal, durch welches ich geritten war, sowie der von hier nicht sehr entfernte Hafen von Huasco Fische und andere Meeresproducte, und die ohnweit von da gelegenen Orte Freirina und Vallenar Gemüse und Obst boten, so waren die Lebensmittel hier billiger als in Tres Puntas, mithin auch die Löhne niedriger und der Bergbau überhaupt nicht so kostspielig. —

Es gewährte einen interessanten Anblick, wenn man von diesem Platze aus den sich von hier so steil erhebenden Berg von Chanarzillo betrachtete, welcher ganz kahl und vegetationslos von mehr als hundert einzeln stehenden Häusern bedeckt war, deren jedes einer besonderen Silbergrube angehörte. — Vor jedem Hause thürmten sich große

Halden Steine auf und überall herrschte ein geschäftiges Treiben. Nur wenige dieser Minen besaßen perpentikuläre Schächte, aus welchen das Erz vermittels Pferdegöpel herausgewunden wurde. Aus allen übrigen wurde es oft aus einer Tiefe von 1000 bis 2000 Fuß von den Schleppern in Ledersäcken auf dem Rücken auf den in schräger Richtung im Zick=Zack bis oben führenden Strecken herausgetragen.

An allen Theilen des Berges sah man diese Schlepper mit ihrer Last plötzlich aus den Höhlen emporsteigen, das Erz auf dem vor dem Hause befindlichen Platze ausschütten, oder das taube Gestein den Berg herabrollen und dann gleich Gnomen eben so schnell als sie gekommen wieder in den Höhlen verschwinden. — Vor den Häusern saßen Arbeiter, die das Silbererz zerkleinerten, und an vielen Orten war man beschäftigt, neu entdeckte Adern zu entblößen und dabei Hütten aufzuschlagen. Heerden von Eseln mit Wasser beladen und von ihren Treibern begleitet kletterten den Berg hinan, um die Gruben damit zu versorgen, ebenso lange Züge von Maulthieren mit Minenmaterial und Lebensmitteln versehen. Diesem Zuge entgegen, den Berg herab, kamen langsamen Schritts Heerden von 60 bis 100 Maulthieren mit Silbererzen beladen, gefolgt von einer Menge bewaffneter Hüter und geführt von der Madrina, welche mit Bändern festlich geschmückt und mit Glöckchen und Klingeln behangen war. — Guanacos erschienen hier und da an den Abhängen der Nebenberge, während der Condor im Gefolge der Aasgeier hoch in den Lüften über dem Städtchen kreiste und oft mit Gier darniederschoß, um Beute nach seinem Horst zu tragen.

Gegend Abend versammelten sich in dem Wirthshause viele Grubenverwalter; man begann zu spielen und zu zechen; mit Anbruch der Nacht erschienen Dirnen mit Harfen und Guitarren, Musik erklang, es wurde gesungen und getanzt, der Champagner floß in Strömen und Orgien währten bis zum Morgen.

Am folgenden Tage früh besuchte ich einen hier etablirten deutschen Kaufmann Piderit, einen Verwandten meines Arztes in Valparaiso, bei welchem sich auch ein anderer Deutscher, Herr Lübren aus Bremen, befand, welcher mir sehr interessante Mittheilungen über die Gruben, den Platz und seine Verhältnisse, sowie über die Bewohner machte; auch lernte ich hier sieben deutsche Bergleute kennen, die fast alle aus dem Harz stammten. Sie hatten hauptsächlich die perpentikulären Schächte ab=

zuteufen, oder waren ihrer Ehrlichkeit wegen beschäftigt wo das Silber gediegen vorkam; bei freier Wohnung und Kost erhielten sie monatlich 100 Pesos.

Gegen Mittag stieg ich, von mehreren dieser deutschen Bergleute begleitet, den Berg hinan, um mich in Bezug auf die geologischen und mineralogischen Verhältnisse dieses Minendistrikts und über das Vorkommen des Silbers, die Bearbeitung der Gruben u. dgl. m. zu orientiren, und nachdem ich nicht allein diesen, sondern mehrere Tage damit zugebracht, auch mehrere neue Grubenfelder gemuthet hatte, kehrte ich auf demselben Wege wieder nach Copiapo zurück.

Kapitel XXV.

Ein Mordanfall auf meine Person in Tres Puntas.

Bald nach meiner Rückkehr aus Chanarzillo wurden wieder neue reiche Silberadern in Tres Puntas entdeckt. Ich begab mich sofort dahin und konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch mehrere neue Grubenantheile zu kaufen, unter welchen besonders die „Cobriza“ zu großen Hoffnungen berechtigte, in welcher ich mehrere Kuxe nahm und jeden mit 4000 Pesos bezahlte.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen erfuhr ich hier, daß in meiner Abwesenheit ein Argentiner Namens Roman unter falschen Vorspiegelungen meine Arbeiter aus meiner Mine „Presidenta“ entfernt und Besitz von ihr genommen hatte. Am nächsten Morgen — es war der 1. Mai — begab ich mich sofort und zwar allein nach derselben, wo mich der Eindringling auf meine Frage, mit welchem Recht er Besitz von meinem Eigenthum genommen, zu ermorden drohte, wenn ich mich nicht sofort entfernte. Da ich mich jedoch in meinem guten Recht nicht einschüchtern ließ und verharrte, so brachte er mir mit einem großen Steine so schwere Verletzungen am Kopfe bei, daß ich sofort betäubt blutend zu Boden sank. Nicht zufrieden hiermit, und gleich dem Tiger, wenn er Blut gesehen, seine Wuth verdoppelnd, brachte er mir noch mehrere Wunden bei und schleuderte mich dann über die 50 Fuß hohe Steinhalde hinunter, an deren Fuß ich für todt liegen blieb.

Da meine anderen Silberbergwerke in der Nähe waren, eilten bald meine Beamten und Arbeiter mit ihren Minenwerkzeugen und Messern

mir zu Hilfe. Nach kurzer Gegenwehr gelang es ihnen den wüthenden Menschen zu entwaffnen, es erschien auch bald der Richter des Orts mit Soldaten, welche ihn nach dem Gefängniß brachten, wo er in Eisen geschmiedet wurde, während man mich inzwischen für todt nach meiner Mine Consuelo trug.

Ein herbeigeholter Arzt erklärte, nachdem er mich gewaschen und die Wunden untersucht hatte, daß ich zwar noch lebe, aber die Verletzungen so schwer seien, daß ich bald sterben müsse. Ich hatte vier klaffende Wunden am Kopfe, das Nasenbein zerschmettert und das Blut quoll in Folge einer schweren inneren Verletzung aus dem Halse, abgesehen von vielen kleineren Verwundungen, so daß der Arzt viele Mühe hatte, eine Verblutung zu verhindern.

Mein Bergwerksdirector Krause hatte sofort einen Boten nach Copiapo gesandt, um einen Wagen herbeizuholen und mich lebendig oder todt auf demselben dahin zu bringen. Der Wagen traf am andern Tage ein, und wurde ich, trotzdem ich noch in vollkommener Lethargie, ohne Bewußtsein lag, auf diesen gebracht, und in Begleitung des Arztes erreichten wir, im Schritt fahrend, am andern Tag Copiapo.

Am nächsten Tage nach meiner Ankunft strömte ein großer Theil der Bevölkerung dieser Stadt, theils aus Sympathie, theils aus Neugierde nach meinem Hause, da die Zeitung „el Copiapino“ schon über den Mordanfall, sowie über meinen angeblich bereits erfolgten Tod berichtet, und mir einen ehrenvollen Nekrolog gewidmet hatte, und wunderte man sich nicht wenig, als man erfuhr, daß ich aus der langen Lethargie wieder erwacht war.

Fast vier Wochen lag ich schwer darnieder, dann erst begann sich mein Zustand zu bessern.

Kapitel XXVI.

Großer Enthusiasmus für Silberbergbau in Valparaiso.

Nachdem ich mich wieder etwas gekräftigt, begab ich mich mit dem Dampfer „Lima“ nach Valparaiso.

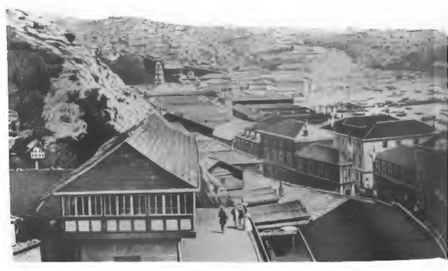
Zu dieser Zeit waren wiederum sehr reiche Silberadern entdeckt worden und so befand sich die Bevölkerung dieser Stadt, und besonders die ausländischen Handlungshäuser, die sich an den Silberminen sehr stark betheiligt hatten, in einer wahrhaft fieberhaften Spannung. Kaum war das Signal auf der Börse gegeben worden, daß unser Dampfer in Sicht sei, so hatte sich ein großer Theil der Bevölkerung förmlich nach dem Landungsplatze gestürzt. Der Kaufmann schloß den Laden, der Arzt verließ seine Kranken, der Lehrer beendete die Schule, der Offizier verließ seine Soldaten, der Seemann das Schiff, der Schmied den Ambos, Schneider, Schuhmacher und andere Professionisten ihre Werkstatt, Maurer und Zimmerleute ihr Gerüst, um nach dem Hafen zu eilen und das ankommende Schiff zu erwarten.

Wie vor der Ziehung einer Lotterie, so wurden hier, noch bevor man die neuesten Nachrichten erhielt, ganze Gruben oder Antheile verkauft, und so kam es vor, daß solche, welche soeben zu colossalen Preisen veräußert worden, sich mit dieser Post als fast werthlos ergaben, oft aber auch, daß solche, welche man eben für einen sehr geringen Preis losgeschlagen, sehr reich und werthvoll geworden und die Käufer in wenigen Augenblicken zu Vermögen gekommen waren.

Als wir in den Hafen einliefen, kamen uns schon unzählige Personen auf Böten entgegen gefahren, um die neuesten Nachrichten nur einige Minuten eher in Empfang zu nehmen. Jeder hoffte ja mit diesem Dampfer gute Nachrichten zu erhalten, vielleicht ein Vermögen erlangt zu haben. — Viele wußten, daß ich in der letzten Zeit sowohl in Chanarzillo, wie in Tres Puntas gewesen war, und so drängte sich bei der Landung Alles besonders um mich, so daß ich von Hundert Fragen zugleich bestürmt wurde. Hier ergriff mich ein Engländer und fragte mich nach den Gruben „Queen Victoria", „Nelson" oder „Wellington", dort bestürmte mich ein Franzose mit den Fragen über die „Napoleona", „Marschall Ney", „Graf Chambord", hier fragten Deutsche über die „Germania", „Alemania", „Silesia" u. s. w., da endlich Andere über Minen, welche reich und berühmt sein sollten, ich dieselben aber, trotzdem ich gut in den Bergwerksdistrikten orientirt war, gar nicht kannte, ja welche oft gar nicht existirten. —

Der Enthusiasmus für Minen und Minenschwindel hatte seinen Kulminationspunkt erreicht. Täglich wurden Minen oder Kuxe für bedeutende Summen verkauft, fast jeder Kaufmann, Arzt, Beamte, Geistliche, Offizier, Professionist, ja selbst Dirnen besaßen Minenantheile, und ganz ruhige solide Leute wurden von diesem Minenfieber so ergriffen, daß sie für enorme Preise oft Kuxe von Gruben kauften, welche sie gar nicht kannten. Selbst als geizig bekannte Personen, welche sich nie den geringsten Genuß gewährten, öffneten ihre Geldschränke und vertauschten ihre mit Gold gefüllten Säcke mit Minenkuxen, welche ihnen oft nichts als Kosten und Verluste brachten.

Ungemein schwierig war oft meine Lage, wenn ich bei Minenkäufen zu Rathe gezogen wurde und es von meiner Ansicht abhing, ob ein Geschäft gemacht wurde oder nicht, wobei es sich öfter um bedeutende Summen handelte. Es kam ja nur zu oft vor, daß Minen, die wenig oder nichts versprachen, plötzlich sehr reich wurden, sehr oft aber auch, daß Minen, welche reich und deren Kuxe mit großen Summen bezahlt wurden, plötzlich erschöpft waren. — Ich vermied es, wo ich nur konnte, meinen Rath zu ertheilen, indem mir daraus kein Nutzen, sondern nur Feindschaft und Schaden erwachsen konnte. Zwei Mal jedoch, wo es sich um 50,000 und 120,000 Pesos handelte, von welchen Beträgen mir die Verkäufer 10 Procent zugesagt hatten, wenn das Geschäft zu Stande komme, wo ich aber wußte, daß es Schwindelgeschäfte waren, konnte ich nicht umhin, dem Käufer abzurathen. Die Folge davon war, daß ich mir die Verkäufer, die in Chile einflußreiche Personen



Phot. u. Druck von Mil

Valpar

(von Nord nach

Google

Hoffmann, Dresden.

raiso

Süd gesehen).

Digitized by Google

waren, zu ewigen Feinden machte, die mir bis zum letzten Augenblicke, wo ich in der Republik lebte, stets allen nur möglichen Schaden zufügten, während die Häuser, denen ich durch meinen Rath jene Summen gerettet, kaum ein Wort des Dankes für mich hatten. Wenn ich für den Ankauf gesprochen hätte, so wären jene Herren meine Freunde gewesen und hätten mir durch ihre Stellung und Einfluß sehr viel nützen können, während ich nebenbei noch 17,000 Pesos in der Tasche gehabt hätte.

Ich speculirte nie darauf, durch Kuxe Geld zu verdienen, denn hätte ich dies gewollt, so würde ich leicht für 200,000 Pesos haben verkaufen und mich mit diesem Capital nach Europa zurückziehen können; aber mit Lust und Liebe Bergmann, und im Vertrauen zu meinen Gruben verwendete ich selbst die Gelder, die ich aus Europa erhielt, dazu, verkaufte Kuxe meiner Minen zurückzukaufen, wobei ich öfter den doppelten und dreifachen Werth bezahlte.

Mit jedem neuen Dampfer kamen zahlreiche Personen von Copiapo hierher, um Minenantheile zu verkaufen, und wenn es schwer hielt, baares Geld zu bekommen, so nahmen sie Waaren aller Art in Zahlung. Dies war den Kaufleuten bei Weitem angenehmer, da sie noch an den Waaren verdienten, und sehr Viele, welche bis jetzt der Versuchung widerstanden hatten, Minen zu kaufen, betheiligten sich nun lebhaft daran, wobei sie oft ihre alten Ladenhüter gut anbrachten. Die Copiapiner kehrten dann mit Waaren aller Art beladen und froh, ihre Kuxe verkauft zu haben, nach kurzem Aufenthalt nach Copiapo zurück, wo sie dann Geschäfte etablirten und an den mitgebrachten Artikeln zuweilen noch bedeutend verdienten.

Während des letzten Jahres hatten in Valparaiso auch bedeutende lokale Verbesserungen stattgefunden. Namentlich war die früher hervorstehende Felsparthie des Küstengebirges, das sogenannte „Cap Horn", weggesprengt worden, deren schroffe Felsmassen sich unmittelbar in's Meer erstreckt hatten. Durch das gewonnene Material, welches in den Hafen gestürzt worden, war ein Terrain geschaffen, auf welchem man nun längs dem Meere eine 20 Fuß breite, 800 Fuß lange mit Glas bedeckte Colonade, Passage Waddington genannt, errichtet hatte. Ich miethete in ihr zwei an einander stoßende schöne hohe Räume und da der Bau noch nicht vollendet war, richtete ich mir diese ganz nach meinem Geschmack zu einer angenehmen und eleganten Privatwohnung ein. Ich konnte wahrlich keine bessere Wahl treffen, denn einestheils

lag diese Wohnung inmitten des wichtigsten Theiles der Stadt, anderntheils war diese deshalb so angenehm, daß die Vorderseite meiner Zimmer nach der Passage zu lagen, wo sich die ersten Luxusläden und Café's, sowie die Hauptpromenade der feinen Welt befanden, längs der hinteren Seite dagegen befand sich ein Balkon, von welchem man eine herrliche Aussicht über den ganzen Hafen genoß und von dem eine Treppe in das unter meinen Fenstern gelegene Seebadetablissement führte. — Wie interessant war es, wenn ich am Morgen eines heißen Sommertages, meinen Mokka schlürfend und meine Havanna rauchend, von diesem Balkon aus den Hafen betrachtete. — So malerisch und anziehend dieses Bild am Tage war, ebenso interessant war der Aufenthalt auf meinem Balkon des Abends, wenn die Sonne gleich einem großen Feuerball im Westen langsam in den Wellen des Stillen Oceans darnieder sank und dann der Mond über den Anden emporsteigend mit seinem magischen Lichte diesen Hafen beleuchtete.

Wie oft versammelte sich an solchen Abenden die feine Damenwelt auf diesem Balkon, um den melodisch-herrlichen Tönen zu lauschen, die ich und besonders der früher erwähnte Pianist W. Deichert meinem trefflichen Instrument — ein Piano mit Orgel, das ich für Tausend Pesos gekauft hatte — zu entlocken verstand.

Kapitel XXVII.

Entdeckung reicher Silbererze in Valparaiso.

Vierzehn Tage verweilte ich bereits in Valparaiso und stärkte meine Gesundheit durch Seebäder, als mich eines Tages ein schlichter Mann besuchte und mir mittheilte, daß er in einer der Schluchten von Valparaiso, welche sich vom Hafen nach dem Gebirge hinziehen, mehrere sehr reiche Silberstufen gefunden habe, und da er nichts von Minen verstand, mich ersuchte, diesen Gang in seinem wie in meinem Namen zu gleichen Theilen zu muthen. Dabei zeigte er mir zugleich mehrere reiche Silberstufen, woran ich sofort an der Gangart und dem Muttergestein erkannte, daß sie wirklich von diesem Gebirge stammten und nicht Erze aus irgend einer Mine aus den Distrikten von Santiago oder aus den nördlichen Provinzen seien. Ich begab mich sofort mit ihm an den Fundort, wo ich selbst noch einige kleine Stücke fand, welche deutlich bewiesen, daß sie vom Ausgehenden eines Ganges, und nicht aus einer gearbeiteten Mine stammten. Infolge dessen nahm ich den mir gemachten Vorschlag an, legte sofort Muthung ein, und unterm 11. December erhielt ich meinen Besitztitel ausgefertigt.

Ich hatte, um mir das Terrain zu sichern, einen Quarzgang gemuthet, welcher sich in der Nähe des Fundsorts des Silbers befand, und hatte nun Zeit, mit Ruhe die reiche Ader zu suchen. Am nächsten Morgen begann ich mit einigen tüchtigen Bergleuten die Schlucht zu untersuchen. Kaum hatte sich jedoch die Nachricht von diesem Funde in

Valparaiso verbreitet, als Hunderte nach der Schlucht und den umliegenden Hügeln strömten, um ebenfalls Silbergänge oder die Fortsetzung dieses Ganges ausfindig zu machen.

Vierzehn Tage lang durchforschte ich die Schlucht vom Meer bis zu ihrem Ursprung hoch in den Küstencordilleren, ohne jedoch den reichen Gang zu finden, und gab dann meine Untersuchungen auf, da das Ausgehende desselben jedenfalls unter einem der vielen dort befindlichen Häuser zu Tage komme, was zu ermitteln sehr schwierig war, habe aber heute noch die Ueberzeugung, daß in dieser Schlucht ein reicher Silbergang existirt, welcher einst vielleicht durch Zufall aufgedeckt werden dürfte.

Durch diesen Fund war die Bevölkerung von Valparaiso allarmirt und man suchte nun in allen Schluchten und an allen Abhängen edle Gänge. — Gegen Ende des Monats erschien wiederum ein Mann mit Silbererzen bei mir und theilte mit mit, daß er sie im Almendral in der Straße del Retamo gefunden, wo ein Gang aus diesem Metall inmitten der Straße zwischen den Häusern sich befinde. Ich eilte sofort dahin, und als ich schon im Vorübergehen Erze anstehen sah, legte ich sofort Muthung ein. Sobald ich meine Titel erhalten, begab ich mich mit einigen Arbeitern dahin, um den Gang zu entblößen, und erstaunte nicht wenig als sich herausstellte, daß die Erze zwar sehr reich, aber nur lose in der Erde lagen, und weder ein Gang noch Lager zu finden war. Bei genau eingezogener Erkundigung erfuhr ich nun, daß in dem Hause, vor welchem sich diese Erze befanden, früher der Besitzer einer reichen Silbergrube in San Felipe gewohnt, welcher in einem Schuppen einige Centner Erz aufbewahrt, und da dieser gestorben, der neue Inwohner, den Werth der Erze nicht kennend, diese zur Ausbesserung der ungepflasterten Straße benutzt hatte.

Kapitel XXVIII.

Der Schiffbruch des Dampfer „Quito".

Am 29. Juni, an einem herrlichen Wintermorgen, begab ich mich an Bord des schönsten und größten Dampfers der Pacific Steam Navigation Company „Quito", um nach Copiapo zu reisen. Er war bereits von Passagieren überfüllt, unter denen ich viele bekannte Familien, welche theils nur nach dem Norden der Republik, theils nach den Nachbarstaaten oder Europa reisten, antraf. Unter den ersteren befand sich auch eine den vornehmsten Kreisen von Valparaiso angehörende Dame mit ihren zwei Töchtern, in deren Hause ich sehr angenehme Tage verlebt hatte, und da sie ihr Gatte nur bis an Bord hatte begleiten können, empfahl er sie meinem Schutz.

Um ein Uhr Mittags verließen wir den Hafen, und vom heitersten Wetter und guten Winde begünstigt, flog der stolze „Quito" in die wogende See hinaus.

Sämmtliche Passagiere der ersten Classe, mit Ausnahme der Spieler, welche wie gewöhnlich während der ganzen Reise um den mit Gold bedeckten Spieltisch im Salon saßen, befanden sich auf Deck, wo viel geselliges Treiben und große Heiterkeit herrschte. Als Beschützer der hübschen Schwestern, welche, nur 16 und 17 Frühlinge zählend, sowohl durch ihr Vermögen und ihren Rang, wie durch ihre Schönheit zu den gefeiertsten Damen von Valparaiso gerechnet wurden und nun

in reizendem Reisecostüm durch ihr liebenswürdiges Benehmen die Sympathien aller Mitpassagiere im höchsten Grad erwarben, erregte ich hier nicht geringen Neid.

Die folgende Nacht war still, die See ruhig und der junge Morgen versammelte bald wieder unseren heiteren Kreis auf Deck. Unter Scherz, Spiel und Musik erreichten wir gegen Mittag den Hafen von Coquimbo, den wir nach einstündigem Aufenthalt wieder verließen. So schön der Morgen auch gewesen, so fing jetzt doch der Himmel an sich mit schweren schwarzen Wolken zu umziehen, welche nach und nach den ganzen Horizont bedeckten. Bald fielen einzelne schwere Tropfen, denen ein starker anhaltender Regen folgte, welcher alle Passagiere in die Salons trieb. Der Wind fing nun auch an mächtig zu wehen, die Wellen wuchsen von Stunde zu Stunde und das Schiff begann bald so zu schaukeln, daß alle Passagiere nach ihren Kajüten eilten. Die Seevögel, welche uns ängstlich umflogen, bekundeten dem erfahrenen Seemann, daß ein Sturm bevorstehe. — Der Tag neigte sich zu Ende, als der Wind immer mehr in Sturm ausartete; haushohe Wellen rollten dumpf brausend daher und das Schwanken und Stoßen des Dampfers nahm so zu, daß die Passagiere und Gegenstände, welche nicht gut befestigt waren, hin und hergeschleudert wurden, während der Regen fortwährend vom Himmel herabstürzte. Aus allen Kajüten erschollen bald die kläglichsten Laute, zum unverkennbarsten Beweise, daß die von Neptun geforderten Opfer ihm von den Passagieren, wenn auch oft nach furchtbarem Sträuben und Kampfe, sehr reichlich dargebracht wurden, und da auch meine Schützlinge auf schreckliche Art heimgesucht wurden, bot ich den Stewards einmal über das andere mal Geld, ihnen beizustehen und zu helfen. Leider waren diesmal aber so viele Passagiere und besonders so viele Damen an Bord, daß die Stewards, von allen Kajüten aus zugleich verlangt, sich darauf beschränken mußten, nur die dringendst nöthige Hülfe zu leisten.

Es war inzwischen vollständig Nacht geworden. Immer höher ging und immer stärker tobte das Meer, immer mehr schwankte und stieß das Schiff, furchtbar heulte der Sturm und wie aus Schleußen ergossen sich die Wassermassen vom Himmel, so daß sich die Zustände und Leiden der Passagiere derart verschlimmerten, daß viele bereits fast bewußtlos in ihren Kajüten hin- und hergerollt wurden, andere in Verzweiflung zu sterben wünschten, wieder andere tobten, schrieen, weinten und den Stewards für jede Hülfsleistung goldene Berge versprachen.

Auch die Dame, welche meinem Schutz empfohlen war, ließ mich bald, alle Etiquette nicht achtend, in ihrer traurigen und verzweifelten Lage zu sich rufen, um ihr und ihren Töchtern beizustehen. Sofort eilte ich nach der Kajüte derselben, doch welch' ein Anblick bot sich mir hier dar! Da lag die so leidende Frau stöhnend und die Hände ringend in dem untersten Bett des kleinen Raumes und beschwor mich, mich ihrer armen Töchter anzunehmen, weil sie nicht mehr im Stande sei, das Geringste für sie zu thun und sicher zu sterben glaube. Da lagen die armen Mädchen nur im Hemd in fast bewußtlosem Zustand, inmitten der Kajüte am Fußboden und wurden bei jeder Schwankung des Schiffs hin- und hergerollt. Wer hätte wohl in diesen Gestalten des Jammers und Elends, und in solcher Situation die Zierden der Residenz, die Glanzpunkte vom Deck wiedererkannt, um welche sich noch am heutigen Tage Alles gedrängt hatte, um nur einen Blick zu erhaschen?!

Nachdem ich vorerst die armen Mädchen bei dem furchtbaren Schwanken des Schiffs mit größter Mühe nach einem Sopha getragen und sodann das kleine Fenster geöffnet hatte, damit frische Luft hereindringe, während zugleich der Steward die Kajüte reinigte, widmete ich all' meine Sorge der so schwer leidenden Mutter und es gelang mir nach Anwendung verschiedener Mittel, ihr einige Erleichterung zu verschaffen, worauf sie bald in einen fast todähnlichen Schlaf verfiel. — Da es unmöglich war, die Töchter in ihre Betten zu bringen, indem sich diese über demjenigen der Mutter befanden, riß ich die Decken herab, und sie auf dem Fußboden ausbreitend, bereitete ich ihnen ein bestmögliches Lager, in welches ich nun die fast Bewußtlosen trug. Einerseits gegen die Wand gelehnt, andererseits gegen die Koffer gestemmt, setzte ich mich nun zwischen die Mädchen, und die Köpfchen beider gegen meine Brust legend, hielt ich sie fest umschlungen, damit sie nicht bei dem so starken Schwanken des Schiffs gegen die Wände geschleudert würden. Die Zwischenpausen, in welchen das Schaukeln etwas nachließ, benutzte ich, die Leidenden durch verschiedene Stärkungsmittel neu zu beleben.

Mehr als drei Stunden saß ich so, theils pflegend, theils in Betrachtung dieser lieblichen Wesen versunken. Da lagen sie mit engelsgleichen, unschuldigen und so blassen Zügen in meinen Armen, mich mit ihren kleinen Händen stets fester umklammernd, wenn die Wellen stärker tobten. Nur von Zeit zu Zeit schlugen sie die matten, von langen seidenartigen Wimpern beschatteten Augen dankbar zu mir auf, um sie

bald wieder zu schließen, — bis sie endlich entschliefen. So still es nun zu meiner Freude in dieser Kajüte geworden war, so schrecklich erscholl fortwährend das Klagen, Stöhnen, Weinen und Jammern, ja das oft förmliche Gebrüll der Schwerkranken aus dem untern gemeinschaftlichen Schlafsalon, in welchem über hundert Personen lagen, von denen die Natur ihre Rechte forderte und wo die Atmosphäre derartig war, daß der Gesündeste seekrank werden mußte. Wie glücklich war ich, nicht gezwungen zu sein, in diesem schrecklichen Raume zu weilen und mich statt dessen in meinem kleinen Paradiese zu befinden. Doch ich sollte bald auf die rauheste Weise aus meinem Eden vertrieben werden. —

Der Sturm heulte immer furchtbarer, immer mächtigere Wellen hoben den Dampfer oft mit unglaublicher Gewalt zu einer schwindelnden Höhe empor, von der er im nächsten Augenblick unter Krachen und Donner wieder wie in einen Abgrund darniederstürzte, bald stürmten die Wogen mit solcher Heftigkeit gegen eine Seite desselben, daß er sich ganz auf die andere legte, bald wurde er von einer mächtigen Sturzwelle, die sich über ihn ergoß, für einen Augenblick förmlich im Meere vergraben und dadurch eine starke Erschütterung verursacht. Alle Segel waren natürlich eingezogen, die Maschine arbeitete mit voller Kraft gegen das entfesselte Element und eine dicke schwere Rauchmasse entquoll den Schornsteinen, aus welchem zuweilen hohe Flammen herausschlugen und die kolossalen Wasserberge und Untiefen des Meeres beleuchteten. Der Capitän konnte nur vermöge des Sprachrohrs seine Befehle ertheilen und Offiziere und Matrosen waren nur mit großer Schwierigkeit im Stande, die Ordres zu vollziehen, da sie jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt waren, durch eine tückische Welle vom Deck geschleudert oder weggespült zu werden. Die Thüren zu den Kajüten und den untern Schiffsräumen waren fest geschlossen und kein Passagier durfte auf Deck.

Während eines solchen Kampfes gegen das tobende Element war es nicht möglich den richtigen Curs des Schiffes einzuhalten, und da diese Wasserwogen den Dampfer mit solcher Gewalt dem Lande zudrängten, war jeden Augenblick ein Stranden zu befürchten.

Die Nacht war finster, nur manchmal erglänzte zwischen den schwarzen Wolkenmassen, die vom Sturme gejagt pfeilschnell am Himmelszelt dahinflogen, für einen Augenblick des Mondes fahles Licht, um im nächsten Moment wieder hinter einer anderen Wolke zu verschwinden.

Trotzdem daß der Capitän und die Offiziere mit größter Aufmerksamkeit solche helle Augenblicke wahrnahmen, um durch die dunkle Nacht vielleicht die Küste zu erblicken, waren alle ihre Bemühungen erfolglos gewesen. Da auf einmal aber erscholl plötzlich donnernd der Ruf des Capitäns durch das Sprachrohr: „Wenden!“ denn ganz dicht vor sich hatte er zu seiner größten Bestürzung eine hohe schwarze Felswand aus den Fluthen emporsteigen sehen.

Im Augenblick wurde der Befehl ausgeführt, doch ehe noch der schwere Dampfer den neuen Curs hatte beginnen können, erfaßte ihn eine haushohe Welle, hob ihn erst hoch empor, stürzte ihn dann unter furchtbarem Krachen hernieder, und ein schrecklicher Stoß, der nun erfolgte und fast alle Passagiere aus den Betten schleuderte — auch mich warf er sammt meinen Schützlingen gegen die Thüre — bekundete nur zu deutlich, daß wir auf ein Felsenriff gerathen und gescheitert waren. — Ein Schrei des Entsetzens erscholl aus jeder Brust! Gleich darauf erfolgte ein zweiter, fast eben so starker Stoß, dann wurde die Thür nach dem Deck aufgerissen, und die mächtige Stimme des Capitäns ließ sich durch das Sprachrohr zu uns herab vernehmen: „Rette sich wer kann, das Schiff ist gestrandet, es sinkt!“

Es ist mir unmöglich, den Eindruck zu schildern, welchen diese furchtbaren Worte auf alle Passagiere machten und welche Scenen sich jetzt darboten. Ein Schrei der höchsten Angst und Verzweiflung erscholl zuerst aus allen Cojen und wurde dann wie ein Echo von mehr als hundert Stimmen aus dem unteren Schiffsraume beantwortet. Viele Passagiere, welche schon durch die Seekrankheit geschwächt waren, fielen in Ohnmacht, die anderen, ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters, stürzten meist nur mit dem Hemd bekleidet, nach der Thür. Hier galt es für Jeden der Erste zu sein, denn eine Minute später konnte der Dampfer schon sinken, und dadurch wurde der Andrang ein so mächtiger, daß im nächsten Augenblick der Ausgang vollständig versperrt war. Es entstand ein so gewaltiges Drängen und Kämpfen, daß nur Einzelne nach und nach und größtentheils verwundet sich aus diesem Knäul entwirren konnten.

Während dieses schrecklichen Zustandes hob sich das Schiff nochmals, und auf's Neue darniederstürzend, brach es mit furchtbarer Gewalt gegen die Klippen geschleudert Mitten entzwei und zwar der Art, daß das Feuer der Kessel sich über einen Theil des Deckes ver-

breitete, wo nun die gierige, vom Sturm angefachte Flamme auf dem getheerten Boden dahinleckte.

Hatten wir bis jetzt mit Sturm und Wellen zu kämpfen, so traten uns nun noch zwei andere Elemente furchtbar drohend entgegen: die Klippen und das Feuer. Trotz dieser schrecklichen Gefahr gelang es immer noch nicht den Ausgang aus den Kajüten und dem unteren Schiffsraum frei zu bekommen, so daß Alle den Tod im Wasser oder Feuer sicher voraussahen. Alle Passagiere, welche vor der Verstopfung des Ausganges auf das Deck gelangt waren und die Annäherung der Flammen sahen, sprangen sofort erschreckt in die See, um sich durch Schwimmen an's Land zu retten. Es wurden die Böte ausgesetzt, in welche die unerschrockenen Matrosen Frauen und Kinder trugen, um sie mit eigener Lebensgefahr in Sicherheit zu bringen.

So schrecklich einerseits das immer weiter greifende Feuer war, so bot es doch andererseits den Vortheil, daß es mit grellem Lichte nicht nur die Unglücksscene, sondern auch die Ufer der Küste beleuchtete und so der Capitän genau erkennen konnte, daß der Dampfer, wenn auch Mitten entzwei gebrochen, doch nur zwischen einzeln stehenden Felsen eingeklemmt lag, der Strand in der Nähe aber ganz eben und sandig war. Sofort erscholl ein zweiter Ruf durch das Sprachrohr: „Ruhe, Ruhe! Wir sind gerettet!" Alles dies war die Handlung eines Augenblicks. Die Offiziere begannen nun vorerst die Treppe nach den inneren Räumen frei zu machen, was ihnen endlich nach großer Anstrengung gelang. Nun stürzten alle Passagiere je zwei und zwei nach dem Deck und von da in die Böte, um so schnell als möglich der drohenden Gefahr zu entweichen, während Niemand daran dachte, auch nur ein Kleidungsstück mitzunehmen.

Sobald es mir möglich war, trug ich erst die eine, dann die andere meiner Schutzbefohlenen, nur in Betttücher gehüllt, auf's Deck, von wo ich sie mit Hülfe zweier Matrosen glücklich an's Land brachte und dann nochmals nach dem Schiff zurückeilte, um auch die Mutter, sowie Decken und die nöthigsten Kleider zu retten. Als auch dies mit großer Anstrengung und mit Hülfe zweier Matrosen ausgeführt war, bereitete ich meinen Schützlingen ein Lager im Dünensand, wo dieselben nach den furchtbaren Anstrengungen und Leiden dieser Schreckensnacht bald in tiefen Schlaf verfielen.

Welch' interessantes Bild, welch' ergreifende Scenen boten sich nun am Strande dar! Hier lagen die Glieder einer Familie glücklich wieder

vereint, im Sande knieend dem Höchsten die innigsten Dankgebete darbringend, dort sah man Gruppen beschäftigt, Ohnmächtige wieder in's Leben zurückzurufen, da andere, Verwundete zu verbinden. Während ein Theil der Passagiere betete, jammerte und weinte, jauchzte, schrie und frohlockte der andere, und wendete man den Blick zum Meere, so sah man die Matrosen noch in die untersten Räume des schon halb gesunkenen Schiffes stürzen und triumphirend mit der den Wellen und dem Feuer abgejagten Beute nach den Kähnen zurückkehren, die sie nun beladen nach dem Strande steuerten, nicht achtend der Wellen, die sich über sie ergossen und sie jeden Augenblick gegen die Klippen schleudern konnten.

Bis zum letzten Augenblick hielt der pflichttreue Capitän auf seinem Posten aus, mit Unerschrockenheit und Ruhe die letzten Befehle ertheilend; erst als sein Standpunkt ganz unhaltbar wurde, verließ er für immer traurig das Schiff.

Da lag nun der herrliche „Quito", der Stolz des Stillen Oceans, all seines Schmuckes und Glanzes beraubt, und das Wrack ragte nur noch gleich einem Gerippe aus den Fluthen und den grauen Felsenklippen hervor. Unausgesetzt erscholl das Getöse des Meeres, welches seine Wasserberge nach den Felsen schleuderte, an denen sie donnernd zerschellten und dieselben hoch mit Schaum und Gischt überströmten. Unter dieses Tosen mischte sich das Heulen des Sturmes und das Angstgeschrei aufgeschreckter unzähliger Möven, während gegen die rabenschwarze Nacht das helllodernde Feuer grell abstach und mit seinem hellen Lichte die Gruppen am Ufer und den nun zertrümmerten „Quito" beleuchtete.

Als diese schreckliche Nacht sich ihrem Ende nahte und der junge Morgen zu grauen begann, ließ der Sturm nach, der Himmel heiterte sich auf, das Meer hörte auf zu toben, und als die Sonne, hinter den majestätischen Anden emporsteigend, mit ihren ersten Strahlen den Schauplatz der Katastrophe beleuchtete, waren nicht allein alle Passagiere, sondern auch alle Güter gerettet und die Mannschaft nur noch beschäftigt, das Feuer zu löschen, was ihr ebenfalls bald gelang. Von Menschenleben war nur eins zu beklagen, und zwar das eines sehr bekannten Spielers, der sich, nachdem er viele Tausende von Pesos in Gold an sich genommen, ins Meer gestürzt hatte, um schwimmend aus

Land zu kommen. Die Schwere des Goldes hatte ihn sinken gemacht, und so war er ertrunken. Verletzt waren viele Passagiere, meist in dem Momente, als alle zugleich nach der Thüre geströmt waren.

Während die vergangene Nacht ein Bild des Entsetzens und Schreckens geboten hatte, wies der Morgen vielfach höchst komische und lächerliche Scenen auf. Der größte Theil der Passagiere beiderlei Geschlechts, in Decken oder Betttücher gehüllt, saß, lag und wandelte am Strande und letztere schienen mit ihren blassen Gesichtern der Geisterwelt anzugehören. Erst als es hell wurde, begann man die geretteten Passagiergüter unter die rechtmäßigen Eigenthümer zu vertheilen.

Ein Glück war es, daß auch Wasser und Proviant gerettet worden war. Bald flackerten unzählige Feuer den Strand entlang, um welche sich die vor Kälte erstarrten Passagiere schaarten, denen der Schiffskoch mit seinen Trabanten Kaffee, Thee, Rum und Brod übergab.

Sofort wurden Boten nach dem Hafen von Huasco gesandt, den Untergang des „Quito" zu melden und Hilfe herbeizuholen. Ehe diese jedoch kam, wurde gegen Mittag ein Dampfer auf offener See bemerkt. Obgleich derselbe sehr entfernt von der Küste seinen Curs steuerte, wurde alles Mögliche aufgeboten, die Aufmerksamkeit desselben auf uns zu ziehen. Zu diesem Zwecke wurden viele Betttücher an einander geheftet, die man dann, an einen der geretteten Masten befestigt, auf dem Felsen aufpflanzte und so im Winde flattern ließ, und dabei aus dem geretteten Böller fortwährend Nothschüsse abfeuerte.

Aber alle Mühe schien umsonst, der Dampfer entfernte sich weiter und weiter von uns, so daß wir die Hoffnung durch ihn gerettet zu werden aufgaben. Da gewahrten wir endlich zu allgemeinem Jubel, daß er uns bemerkt hatte, denn schnell sahen wir ihn wenden, er steuerte direct auf uns zu, und binnen kurzer Zeit lag er nahe vor uns an der Küste. Nun wurden die Boote ausgesetzt und der Capitän erschien bei uns. Innerhalb zwei Stunden befanden wir uns Alle an Bord, und nur die Offiziere und Mannschaften des „Quito" blieben zurück. Für diese wurden Lebensmittel und alles was sie sonst brauchten zurückgelassen.

Am Abend verließen wir den uns allen so denkwürdig gewordenen Ort, der so leicht unser aller Grab hätte werden können, und am Morgen langten wir in Coquimbo, den nächsten Tag — den 2. Juli — in Valparaiso wieder an.

Es entstand große Aufregung, als sich die Nachricht dieses Schiffbruches wie ein Lauffeuer verbreitete. Alles stürzte nach dem Landungsplatz, um sich nach der Rettung und dem Befinden der Angehörigen und Freunde zu erkundigen.

Zwei Tage später begab ich mich wieder nach Copiapo zurück.

Kapitel XXIX.

Valparaiso 1855.

Die Bevölkerung von Valparaiso war in der letzten Zeit bedeutend gewachsen, nahm täglich zu und zählte bereits 80,000 Seelen, und ebenso hatte die Stadt während dieser Zeit sehr bedeutende Verbesserungen und Verschönerungen erfahren. Schon erhob sich der eine Theil des neuen Zollhauses, ein dreistöckiges Gebäude von 200 Fuß Länge, während ein zweiter Flügel von gleicher Größe bald vollendet war, welcher Bau über eine Million Pesos kostete und dem südlichsten Theile des Hafens zur großen Zierde gereichte. Ferner erhoben sich nun an der Plaza de Orden, wo früher nichts als kleine Hütten standen, schöne dreistöckige massive Häuser. Aber auch viele der Hügel um Valparaiso hatten sich sehr zum Vortheil verändert und besonders auf dem Cerro alegre war ein ganz neuer Stadttheil entstanden, welchen man, da er nur von Ausländern, besonders Engländern bewohnt wurde, das Englische Viertel nannte.

Ebenso wie sich Valparaiso durch Bauten vergrößert und verschönert hatte, waren aber auch in anderer Beziehung merkliche Verbesserungen eingetreten.

So fuhren jetzt jeden Monat mehrere Dampfer von Valparaiso nach den südlichen Provinzen der Republik bis Puerto Montt. Diese Reise wurde in acht Tagen zurückgelegt. Nach zweitägigem Aufenthalt an dem Endziel machten die Dampfer dieselbe Tour wieder nach

Die Feuerwehr in Valparaiso.

Google

Valparaiso zurück, so daß dadurch die so wichtigen südlichen Provinzen mit Valparaiso in nähere Geschäftsverbindung treten konnten. Dies war namentlich auch für die deutsche Emigration in Valdivia wie in Puerto Montt von hohem Interesse; früher hatte man oft einen Monat bedurft, um auf einem Segelschiff von dort nach Valparaiso zu gelangen.

Ferner war es für Valparaiso bei den so häufigen Feuersbrünsten von größter Wichtigkeit, daß sich eine Feuerwehr gebildet hatte, welche aus sechs Compagnien, und zwar aus einer chilenischen, einer deutschen, einer englischen, einer französischen, einer italienischen und einer spanischen bestand. Sie besaßen sehr gute Dampfspritzen und sämmtliche Mitglieder waren Freiwillige. Jede Compagnie hatte besondere Uniform, Offiziere und Commandanten, sowie Feuerwachen, welche sämmtlich durch Telegraphen verbunden waren, um bei Ausbruch eines Feuers sofort und zu gleicher Zeit allen das Signal geben zu können. Die Gesammtzahl der Feuerwehr bestand aus 1000 Mann. Der Obercommandant sämmtlicher Compagnien war der preußische General-Consul J. G. Fehrmann, welcher sich mit seinem Stellvertreter, dem deutschen Arzt Dr. Ried, die größte Mühe gegeben hatte, diese Institute hier ins Leben zu rufen.

Da in letzter Zeit sehr viele Deutsche von Europa nach Valparaiso gekommen waren, hatte sich auch das Local des deutschen Clubs auf der Plaza de Municipalidad allmählig als zu klein erwiesen. Es war deshalb auf der Calle de Cabo ein größeres Local gemiethet worden, dessen Räume theilweise die Aussicht nach der genannten Hauptstraße hatten, während sich anstoßend an die Zimmer der Hinterseite ein schöner Balcon nach dem Hafen befand. Dort war ein ausgezeichnetes Fernrohr aufgestellt, mittelst dessen man den ganzen Hafen und die Schiffe bis in die hohe See hinaus beobachten konnte. Außer einem schönen Speisesaal mit trefflichem Buffet, wo die feinsten Delicatessen und Weine, sowie Erfrischungen aller Art zu haben waren, besaß der Club, der bereits mehrere hundert deutsche Mitglieder zählte, zwei schöne Billards, einen Musiksaal mit einem sehr guten Flügel und einer großen Auswahl von Musikalien, mehrere Spielzimmer, sowie eine reiche Bibliothek, in der viele deutsche Klassiker, die neuesten Werke aller Fächer in deutscher, englischer, französischer und spanischer Sprache, sowie an zehn Zeitungen zu finden waren.

Zu dieser Zeit hatte sich noch ein zweiter deutscher Verein gebildet, der aus Professionisten bestand, ebenfalls ein schönes Local inne hatte,

und in ähnlicher Weise wie der erste Club eine gute Bibliothek, Billard, Flügel und Zeitungen besaß. Unter den zahlreichen Deutschen waren hauptsächlich junge Kaufleute vertreten. Ein Theil derselben waren Juden, und viele unter ihnen Freimaurer, weshalb denn auch bald eine Loge gegründet wurde. Verschiedene Fabriken wurden angelegt, neue Geschäfte etablirt, das geschäftliche Leben nahm von Monat zu Monat zu, und in den Straßen des Hafens, wie in den Café's hörte man sehr viel deutsch sprechen.

Im März kam auch eine aus ungefähr 50 Personen bestehende französische Opern- und Ballet-Gesellschaft nach Valparaiso, welche großes Interesse erregte und längere Zeit bei erhöhten Preisen und stets ausverkauftem Hause Vorstellungen gab. Leider hatte Valparaiso diesen Genuß aber nur kurze Zeit. Die sehr hübschen und graziösen Tänzerinnen gefielen so sehr, daß ihnen bald von ihren Verehrern Tausende von Pesos angeboten wurden, wenn sie die Bühne verlassen wollten. Diesen Offerten konnten sie nicht widerstehen, und drei reiche Bergwerksbesitzer führten jeder eine der Töchter Terpsichores im Triumph nach Copiapo. Verlockt durch die glänzenden Verhältnisse, in welchen nun diese ehemaligen Tänzerinnen lebten, konnten mehrere andere Damen dieser Gesellschaft der Verführung auch nicht länger widerstehen, und so kam es, daß sich Oper und Ballet zum Bedauern Valparaiso's bald ganz auflöste.

Kapitel XXX.

Unglücksstage in Valparaiso.

In einer sehr stürmischen finsteren Herbstnacht wurde ich plötzlich durch anhaltendes starkes Getöse aus dem Schlaf erweckt, und bald erkannte ich, daß ein Wolkenbruch stattfinde und colossale Wassermassen vom Himmel niederströmten. Bei Anbruch des Tages hörte zwar der so starke Regen auf und das Wasser verlief sich schnell, hatte jedoch in manchen Straßen solche Massen Sandes und Steingerölle von dem Gebirge herabgeschwemmt, daß die Communikation in einigen derselben vollständig unterbrochen war. Dagegen artete der starke Nordwind bald in Sturm aus, welcher diesem gegen Norden ganz offenen Hafen stets sehr gefährlich war. Fast von allen Schiffen warf man Nothanker aus und unter größten Anstrengungen suchten die Ruderknechte ihre mit Waaren beladenen Lantschen und Kähne noch glücklich an das Land zu bringen.

Immer mehr tobte der Sturm, immer höher gingen die Wellen und aufs Neue begann der Himmel neue Wassermassen zu ergießen und bot sich mir nun ein zwar höchst interessantes, aber zugleich schreckliches Schauspiel dar. Fast alle im Hafen befindlichen Schiffe wurden von den hohen anstürmenden Wellen mit solcher Gewalt gehoben und stürzten dann in die Tiefe nieder, daß viele aufeinander geschleudert wurden, viele mit ihrem Bugspriet durch das Takelwerk der andern drangen und sich verstrickten, Masten und Raaen brachen, Schanzkleidungen zertrümmert, Segel in Fetzen gerissen, unzählige Fässer und

anderes Schiffsmaterial über Bord gespült wurden und eine große Anzahl von Lantschen und Booten, sich mit Wasser füllend, versanken. Um die Verwüstung vollkommen zu machen und das Unglück zu erhöhen, rissen vielen Schiffen die Ankerketten und wurden sie nun unaufhaltsam nach dem Strande getrieben und ganz besonders nach dem vor meinen Fenstern befindlichen berüchtigten Felsen Cap Horn.

Es war wahrlich ein ergreifender Anblick, diese Schiffe zu beobachten, welche, trotzdem die Mannschaft derselben mit fast übermenschlichen Kräften arbeitete, um denselben eine andere Richtung zu geben, stets dem Strande näher und näher kamen, und dabei war es sehr erschütternd, auf ihnen Frauen und Kinder zu sehen, welche in Verzweiflung und Todesangst ihre Arme nach Hülfe ausstreckten, die man ihnen trotz dem größten Muth nicht zu bringen vermochte.

Der größte Theil der Bevölkerung Valparaisos befand sich auf den umliegenden Hügeln, um von diesen aus dies furchtbare Schauspiel, diesen Kampf der Menschen gegen das entfesselte Element zu beobachten. Tausende standen aber auch am Strande, um wenn irgend möglich Hülfe zu leisten, und mit größter Lebensgefahr wagten sich öfter Männer, theils in Booten, theils schwimmend in die hohen Wellen. Unter donnerndem Hurrah, welches am Strande erscholl und von allen Bergen wiederhallte, wurden sie begrüßt, wenn es ihnen gelang den Wellen ein Opfer zu entreißen. Leider mußten aber auch einige dieser braven Männer ihren Muth mit dem Leben bezahlen. Zum großen Glück legte sich jedoch nun der Sturm nach und nach und während der Nacht beruhigte er sich vollends.

Der nächste Morgen bot ein Bild der größten Verwüstung dar. Sieben Schiffe lagen zertrümmert am Strande, mehr als 50 derselben hatten größere und kleinere Schäden erlitten, viele Mannschaften hatten ihr Leben verloren, vieles Frachtgut war untergegangen, Häuser waren beschädigt, Waarenlager unter Wasser gesetzt, der Strand mit Trümmern aller Art bedeckt und dem Ufer entlang wurden Leichen aufgefischt. Es kamen aber auch merkwürdige Rettungen dabei vor, und Schiffe, welche man für sicher verloren glaubte, erhielten sich und ebenso unerwartet war die Rettung vieler Menschen. Am nächsten Abend fand die Beerdigung der unglücklichen Opfer statt, welchen ein langer Zug nach dem Friedhofe folgte und alle Behörden und Deputationen aller Schiffe vertreten waren.

Einige Tage nach diesem Sturm ereignete sich ein Unglück anderer Art in Valparaiso, welches Alles mit Schrecken und Grauen erfüllte. Der katholische Kirchhof nämlich, der sich, wie bereits erwähnt, auf dem Plateau des Hügels Cerro del Panteon einige Hundert Fuß hoch über Valparaiso befand, war derart durch den stattgehabten Wolkenbruch zerrissen und das Erdreich erweicht worden, daß ein mehr als 50 Gräber umfassender Theil, auf welchem man gerade in letzter Zeit Todte beerdigt hatte, abgerutscht und an 150 Fuße tief auf die unterhalb gelegenen Häuser der Straße Elias gestürzt war. Als ich dieses donnerähnliche Getöse vernahm, eilte ich sofort an diese Unglücksstätte. Welch schrecklicher Anblick! Mehrere Häuser waren total zertrümmert, andere verschüttet, und nur den fast übermenschlichen Anstrengungen der Feuerwehr war es zu danken, daß viele der Bewohner der verschütteten Häuser gerettet, während die in den zertrümmerten größtentheils todt oder schwer verwundet aus denselben herausgezogen wurden. Was jedoch den schrecklichsten Eindruck machte, waren die vielen geborstenen Särge und die noch nicht verwesten Leichen, welche nun umher lagen und einen entsetzlichen Geruch verbreiteten.

Ebenso rutschte am nächsten Tage ein durch den Wolkenbruch losgelöstes Terrain des Hügels Cerro de la Cordillera ab und stürzte unter Donner und Krachen auf die Straße Planchada herab, in welcher sie zum Glück nur einige Höfe und kleine Hinterhäuser verschüttete.

Nach dem donnerähnlichen Geräusch, welches der Sturz dieser Erdmasse wie vieler Steine verursacht hatte, waren sofort viele Menschen dahin geeilt und auch ich begab mich eiligst an Ort und Stelle und war Zeuge eines schrecklichen unvergeßlichen Dramas. Bei dieser Kathastrophe hatten allerdings bis jetzt keine Menschen ihr Leben verloren, waren auch nicht verschüttet oder verwundet worden, allein es befanden sich nun mehr als dreißig Menschen in der furchtbaren Lage, daß ihrer dies schreckliche Loos wartete.

Auf dem abgerutschten Terrain hatte nämlich ein großes zweistöckiges hölzernes Haus gestanden, welches vollkommen seinen Grund und Boden verloren hatte und nur noch von einigen starken in den Felsen befestigten Balken über der senkrecht fast 300 Fuß tiefen Straße ohne jede andere Verbindung mit dem Berge hing und jeden Augenblick zu befürchten war, daß es nachgeben und in die Tiefe stürzen müsse. Männer, Frauen und Kinder streckten in größter Verzweiflung und Todesangst ihre Arme aus den Fenstern dieses Hauses um Hülfe flehend uns entgegen, während es bis jetzt, trotz angestrengtester Arbeit der

braven Feuerwehr wie unzähliger anderer unerschrockener Leute, nicht gelang, irgend wie nach diesem isolirten Hause zu gelangen. — Dabei rollte Stein auf Stein herab, Balken auf Balken krachte, und jedesmal, wenn etwas brach und herabstürzte, erscholl ein Schrei des Entsetzens aus der geängsteten Brust der Unglücklichen, die ihre Todesstunde gekommen wähnten, welcher Schrei wie ein Echo von den Tausenden unten in den Straßen dicht gedrängten Zuschauern dieser Katastrophe beantwortet wurde, und ich gestehe, daß auch mir der Angstschweiß in großen Tropfen von der Stirn fiel. Fast eine halbe Stunde war ich Zeuge dieser schrecklichen Scene gewesen, in welcher Zeit die unglücklichen Bewohner dieses Hauses bereits mit dem Leben abgeschlossen hatten, da erscholl ein neues furchtbares Krachen, große Erd- und Steinmassen stürzten wieder herab, Balken zerbrachen und ein herzzerreißender Schrei erscholl nun aus jeder Brust, denn das Haus wankte — und neigte sich. — Zum großen Glück wurde es jedoch nochmals, obgleich in schräger Lage, von anderen Balken gehalten. —

Bald darauf bemerkten wir aber zwei der Kühnen der Feuerwehr, welche trotz eigener größter Lebensgefahr glücklich bis in dies Haus geklettert waren und mit einem wahren Sturm von Vivas von den Tausenden von Zuschauern begrüßt wurden. Nachdem sie eiligst einen Steg nach dem Berge hergestellt hatten, brachten sie mit Hülfe ihrer Kameraden die ohnmächtigen Frauen wie Kinder und Männer glücklich nach dem Berge, während welcher Zeit der Jubel und das Bravo-Rufen der Volksmenge kein Ende nehmen wollte — und so wurden sämmtliche Bewohner dieses Hauses gerettet. Es war aber die höchste Zeit gewesen, daß Hülfe kam, denn kaum waren zehn Minuten verflossen, daß die muthige Feuerwehr dies Haus verließ, als es auch unter furchtbarem Donner, Krachen und Geprassel in die Tiefe darnieder stürzte, wo bereits alle Vorkehrungen getroffen waren, daß es den möglichst geringen Schaden verursache.

Kapitel XXXI.

Der Verfall des Silberbergbaues in der Wüste Atacama. Demoralisation in Copiapo.

Während die Silberminen in den nördlichen Provinzen bis zu Anfang dieses Jahres überaus reich gewesen waren, durch dieselben viele Menschen Vermögen erworben und die Kaufleute von Valparaiso große Summen verdient hatten, war die Ausbeute seit jenem Zeitpunkt eine bedeutend geringere geworden. Ganz besonders waren die Minen von Tres Puntas zurückgegangen, welche in letztvergangener Zeit durch ihren großen Reichthum so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten. Die reichsten der dortigen Minen gaben seit Anfang dieses Jahres weniger Ertrag, sonst als gut bekannte lieferten fast nichts mehr, und viele, die für große Summen verkauft waren, stellten sich als so schlecht heraus, daß sie selbst beim besten Betrieb und bei Verwendung größeren Kapitals keine Hoffnung gewährten, in ihnen Silber zu finden. Alle Illusionen schwanden, die nackte Wahrheit, ein klares Sachverhältniß trat an die Stelle aller Uebertreibung und des Schwindels, und die natürliche Folge davon war, daß der Werth aller Gruben außerordentlich herabging und selbst die werthvollsten in Mißcredit kamen.

So wie früher die Einwohnerschaft von Valparaiso und ganz besonders die großen Handelshäuser vom Minenfieber und Schwindel erfaßt colossale Summen für Minen und Minenantheile bezahlt hatten, so beeiferte sich jetzt Jeder, bei diesem allgemeinen Mißtrauen seine Antheile so schnell als möglich wieder los zu werden. Handelte es sich

ja nicht allein um den Kaufpreis, sondern besonders um die Zubuße für die Betriebskosten, welche gewöhnlich mehr Kapital erforderten, als der Kauf der Antheile selbst. Viele Gruben und Kuxe wurden anfangs zur Hälfte, später sogar für den vierten Theil wieder losgeschlagen. Manche verschenkten ihre Antheile oder gaben sie einfach auf, um nur nicht noch Betriebskosten bezahlen zu müssen. Die natürlichen Folgen davon waren, daß eine große Anzahl Silberminen liegen blieb, ferner viele Bergwerksbesitzer, die kein Vermögen weiter hatten als ihre Gruben, jetzt, da die Mitgewerken nicht zahlten, bankerott wurden, daß dadurch wieder eine Anzahl von Kaufleuten in Copiapo, denen die Bergwerksbesitzer schuldeten, sich fallit erklären mußten, in Folge dessen wieder große Handlungshäuser in Valparaiso zu Grunde gerichtet wurden, und die Arbeiter, die nun keine Beschäftigung fanden, massenhaft die Silberminen verließen. Mit einem Worte, die Silberbergwerke, besonders die von Tres Puntas, waren discreditirt. Auch meine sämmtlichen Gruben verfielen diesem Loos, und während ich sie früher für mehr als 200,000 Pesos hätte verkaufen können, konnte ich sie nicht einmal für die darin verbauten Gelder veräußern. Dabei wurde der Betrieb derselben bei der zunehmenden Tiefe täglich kostspieliger, und um nur die monatliche Zubuße zu beschaffen, war ich öfters genöthigt Anleihen zu hohen Zinsen zu machen und Kuxe dabei als Sicherheit zu verpfänden.

Im April reiste ich nach Copiapo, um mich mit meinen Mitgewerken über den unter den obwaltenden Verhältnissen für mich gebotenen schwächeren Betrieb meiner Gruben zu verständigen. Allein jene Herren, die im Besitz von Kapital und weniger Antheilen waren, ließen mit aller Energie weiter arbeiten, um schneller die nöthige Tiefe zu erreichen.

Seit einigen Monaten war ich nicht mehr in Copiapo gewesen. Große Veränderungen waren seitdem dort eingetreten, zwar nicht in Bezug auf Bauten und Verschönerungen, wohl aber in Bezug auf die Bevölkerung. — Viele meiner Bekannten, welche ich bei meiner letzten Abreise als reich verlassen hatte, waren in Folge des Verfalles des Silberbergbaues ruinirt und hatten kaum die nöthigen Mittel, um sich und ihre Familien zu erhalten; viele derselben befanden sich im Schuldarrest oder waren landesflüchtig. Mehrere Bergwerksbesitzer hatten während dieser Zeit ihr bedeutendes Vermögen im Spiel verloren, sich und ihre Familien in Armuth und Noth gestürzt und in Folge dessen das Leben genommen. Auch mehrere Kaufleute waren bankerott geworden, während andere Copiapo heimlich verlassen hatten; andere

befanden sich im Schuldgefängniß. Ein großer Theil der Einwohner, die ihr Vermögen verloren hatten, suchten nun mit dem Rest im Spiel ihr Heil. Unzählige, die demselben früher nur aus Passion und zum Zeitvertreib gefröhnt hatten, machten es nun zum Geschäft.

Die ersten Spieler der Republik Chile, wie auch Peruaner und Argentiner hielten sich jetzt in Copiapo auf, und da sie das Falschspielen prächtig verstanden, so machten sie reiche Beute und schleppten große Summen von hier weg. In allen Hotels und Cafés wurde Tag und Nacht Bank gehalten, wo die weniger Bemittelten spielten, und waren diese Räume stets überfüllt. Viele Personen, welche früher eine Rolle gespielt und mit Leichtigkeit Geld erworben und ausgegeben hatten, sannen nun, wo die Zeiten sich geändert und sie weder arbeiten konnten noch wollten, auf Betrug, um Geld zu verdienen.

Da sich der Spieler, welcher sein Geld verloren hat, gewöhnlich auf jede beliebige Weise wieder neues zu verschaffen weiß, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, hörte man täglich von neuem Schwindel und Betrug. —

Wer einen anderen gründlich betrog, den nannte man „vivo", d. h. klug, er stand groß da und hatte Credit; denn man nahm an, daß ein so schlauer Mann auch wissen würde sich Geld zu verschaffen, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. Wer ehrlich war, hieß „tonto", d. h. dumm, der hatte keinen Credit, denn der Bankier nahm an, daß er mit seiner Ehrlichkeit unter so vielen Betrügern bald ruinirt sein müsse. So nannte man mich sehr oft „tonto", weil ich keine gestohlenen Erze kaufte, welche mir so massenhaft angeboten wurden, daß ich an denselben jährlich recht gut einige 20,000 Pesos verdienen konnte, welche die beiden ersten Bankiers, ebenso mein Landsmann David Lewingston kauften und enormes Geld dabei gewannen; auch wurde ich deshalb „tonto" genannt, weil ich die früher erwähnten bewußten Käufe von den Silberminen nicht befürwortet hatte.

Nach Valparaiso wurden zu dieser Zeit für große Summen Gruben verkauft, welche gar nichts werth waren, oder gar nicht existirten. — Es gab Leute, welche unter Vorzeigung ihres Besitztitels ihre Grube erst in Copiapo, dann in Valparaiso und endlich in Santiago, also dreimal verkauften und mit dem dreifach erhaltenen Werth dann nach Peru flüchteten. Es kam vor, daß, wenn Gruben verkauft wurden, vor der Besichtigung durch den Käufer der Verkäufer Silber in den Gang geschossen hatte, und wenn ersterer den Kalkspath damit bedeckt sah, im größten Vertrauen Summen für die ver-

meintlichen Silbergänge zahlte. Durch geschmolzenes Zink, Nickel und andere Metalle, worein man Steine geworfen, so daß sie sich damit überzogen, wurden Silbererze so täuschend nachgeahmt, daß Bankiers und genaue Kenner des Metalls betrogen wurden und große Summen verloren.

Ein Chemiker, von Rothschild hierher gesandt, um Erzeinkäufe zu machen, der eine bedeutende Summe im Spiele verloren hatte, arrangirte sich mit dem Verkäufer der Erze derart, daß er ihm ein Zeugniß über sehr reiche Erze ausstellte, welche er verladen habe, während es doch nur ganz arme waren, und theilte sich mit jenem in den Gewinn. Als das Schiff nach Europa kam, hatte es nicht den Werth an Erz, um die Fracht zu decken, der Chemiker aber war inzwischen mit 30,000 Pesos nach Californien geflüchtet.

Ein Fall, der auch viel Aufsehen machte, war folgender: Ein Bergwerksbesitzer, welcher eine sehr reiche Mine besaß, hatte sich, um seine Schulden nicht zu bezahlen, bankerott erklärt und an einen seiner Freunde zum Schein diese Grube verkauft, unter der Bedingung, daß später, wenn sein Concurs geordnet sei, er sie ihm wiedergebe. Nachdem dieser Mann alle seine Gläubiger betrogen und darauf seine Angelegenheiten so geordnet hatte, daß ihm Niemand etwas anhaben konnte, verlangte er seine reiche Mine zurück. Sein Freund jedoch, sehr „vivo“, behauptete, daß er ihm ja die Mine verkauft habe, und präsentirte das betreffende gerichtliche Document, und obgleich Jedermann wußte, daß der Käufer nicht 1000 geschweige 100,000 Pesos im Vermögen gehabt, um diese reiche Grube zu kaufen, so konnte der ehemalige Besitzer doch nichts machen, indem sonst herausgekommen wäre, daß er Güter verheimlicht und falschen Bankerott gemacht habe, wofür er mit Kettenstrafe belegt worden wäre. Auf diese Weise behielt sie der angebliche Käufer und erwarb ein bedeutendes Vermögen, während der ursprüngliche Verkäufer in Noth und Elend starb. — Auch noch in anderer Richtung fand ich Copiapo nicht zu seinem Vortheil verändert, denn es wurde falsch gespielt, falsche Wechsel wurden gemacht, kurz das alte Copiapo war nicht wieder zu erkennen.

Kapitel XXXII.

Das Schuldgefängniß in Copiapo und seine Bewohner.

Nachdem ich einige Tage in Copiapo verweilt, sollte auch ich an dem allgemeinen Unstern, welcher über Copiapo waltete, Theil haben. Einer der ersten Bankiers nämlich, welcher mir eine größere Summe vorgeschossen hatte, kündigte mir plötzlich, trotz unseres Abkommens, diese Summe, hoffend, da er wußte, daß ich kein Geld flüssig hatte, daß ich ihm einen meiner besten Kuxe zu einem Spottpreis lassen würde. Nun aber hatte ich, wie erwähnt, einige meiner Kuxe verpfändet und es war mir daher, wenn ich jenes Opfer auch hätte bringen wollen, unmöglich, ihm zu willfahren. Da er mich jedoch zwingen wollte, ihm einen Kux zu cediren, so ließ er mich nach dem Schuldgefängniß bringen.

Es machte einen furchtbaren Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde, als das große eiserne Gitterthor des Gefängnisses sich knarrend hinter mir schloß und ich mich inmitten des Gefängnißhofes befand, wo sofort unzählige Verbrecher, Diebe, Falschmünzer, Betrüger, Räuber und Mörder, theils in Eisen geschmiedet, theils mit schweren Ketten belastet mich neugierig umstanden und mit ihren scheußlichen Physiognomien, auf denen alle Laster grell ausgeprägt waren, mich angafften und ihre Freude zu erkennen gaben, daß ein anständiger Mann in ihre Gesellschaft gekommen sei. — Vor Schaam und Wuth

wußte ich nicht wohin ich mich wenden sollte, bald jedoch trat der Inspector des Gefängnisses ein, führte mich durch einen Gang in einen anderen Hof, wo ich nur anständig gekleidete Herren sah, und wies mir ein Zimmer an, in welches mir auch bald mein Diener meine Betten und das Nöthigste zu meiner Bequemlichkeit brachte. Ich war froh, von jener schlechten Gesellschaft befreit zu sein; ich hatte ein Zimmer für mich allein und durfte meinen Diener behalten.

Die Schuldgesetze der Republik waren sehr streng. Nicht allein wenn ein Wechsel oder Schuldschein fällig war, sondern überhaupt, wenn Jemand etwas schuldete und der Gläubiger sein Geld verlangte, hatte er nur den Schuldner zum Richter zu citiren, um da seine Schuld gerichtlich anerkennen zu lassen. Erschien der Schuldner und bekannte die Richtigkeit der Forderung, so wurde er gefragt, ob er bezahlen könne und wolle; wenn er das nicht konnte oder wollte, so wurde sofort Execution über ihn verhängt und gepfändet, und reichten die gepfändeten Sachen nicht hin, um die Schuld zu decken, so wurde der Schuldner in den Arrest gebracht. Es war dabei ganz gleich, ob die eingeklagte Summe eine große oder kleine war. Erschien der Schuldner nicht auf die erste Vorladung, so wurde er für den nächsten Tag auf's Neue vorgeladen, und erschien er auch da nicht, so wurde sofort Execution resp. Schuldarrest über ihn verhängt und die Polizei beauftragt, ihn zu arretiren.

Für die dortigen Verhältnisse war diese Gerichtspflege wohl passend und praktisch; ihr dankte man hauptsächlich den großen allgemeinen Credit, welcher in dieser Republik herrschte. Doch wurde das Gesetz natürlich auch sehr oft gemißbraucht, manchmal aus Speculation, größtentheils aber um sich zu rächen. Es war ja nichts leichter, als Jemand in Schuldarrest zu bringen, wenn auch nur auf wenige Tage oder gar Stunden.

Laut Gesetz dauerte die Haft für jede Schuld sechs Monate. Hatte Jemand diese Zeit im Schuldarrest zugebracht, so wurde er freigelassen, doch hatte der Gläubiger das Recht, wenn der Schuldner vom Tage seiner Freiheit an binnen sechs Monaten nicht bezahlte, ihn wiederum auf sechs Monate einsperren zu lassen. — Während der Zeit, wo der Schuldner saß, hatte der Gläubiger die Verpflichtung, jeden Sonnabend in Person oder durch einen Stellvertreter im Gefängniß zu erscheinen und in Gegenwart des Inspectors seinem Schuldner 7 Realen als Kostgeld zu zahlen, somit also einen Real = 50 Pf. pro Tag, was aber

den dortigen Preisen entsprechend nur soviel als 10 Pf. pro Tag betragen würde. Er durfte im Voraus nie mehr bezahlen, erschien er aber an einem Sonnabend nicht, und blieb der Gefangene bis Abends 8 Uhr ohne dies Kostgeld, so wurde er sofort in Freiheit gesetzt. —

Es gab hier einen großen Hof, in welchem sich viele Zimmer für Schuldgefangene befanden. In zwei andern Höfen waren die für Criminalgefangene, in einem dritten die Kaserne und die Wache, so wie eine Kapelle, wo alle Sonntage Messe gelesen wurde. Jeden Sonntag, Dienstag und Freitag konnten die Schuldgefangenen von 11 bis 4 Uhr Besuche empfangen. Den Tag über waren sie nicht allein auf ihren Hof angewiesen, sondern konnten alle Höfe, die Kaserne, den Exercirplatz u. s. w. besuchen; nur durften sie nicht auf die Straße.

Als ich mich von dem ersten Schrecken meiner Verhaftung einigermaßen erholt und mein Zimmer bestmöglichst eingerichtet hatte, kamen viele meiner Mitgefangenen mich zu trösten, mir ihre Dienste anzubieten und mich zu zerstreuen, und ich war erfreut, so manche meiner Bekannten unter ihnen zu treffen, theils Bergwerksbesitzer, theils Kaufleute, welche auch Opfer des Verfalls der Silberbergwerke geworden waren. Außer diesen befanden sich hier aber auch wegen leichtsinniger Schulden junge Leute von guter Familie, welche Tag und Nacht hindurch spielten und tranken.

Eines Nachmittags wurde ich zu meinem Nachbar eingeladen, welcher ein feines Diner gab, wobei die besten Weine, Champagner, Backwerk und Früchte aller Art, wie Eis nicht fehlten; ein anderer lud mich zum Abend ein, und ich fand bei ihm mehr als 14 Personen um einen mit Gold bedeckten Tisch sitzend und spielend. Als ich mich von dort auf mein Zimmer zurückbegab fand ich es hier gar nicht so übel, als ich anfangs geglaubt hatte.

Nach einigen Tagen machte ich mit einigen meiner Leidensgefährten, welche in Bezug auf Oertlichkeit, sowie auf Persönlichkeiten sehr gut orientirt waren und fast eines jeden Gefangenen Lebensgeschichte und Verhaftungsgrund kannten, einen Spaziergang durch alle Höfe. — Wir waren im Ganzen einige fünfzig Schuldgefangene. Ein großer Theil waren gleich mir Opfer der Bankiers, bei denen sie für hohe Zinsen Geld geliehen hatten, und da sie bei den ungünstigen Zeiten nicht im Stande waren im Augenblick die Beträge zurückzuzahlen, in das Schuldgefängniß wandern mußten.

So saß z. B. ein älterer Mann hier, welcher eine Silbergrube besaß, die ihm jährlich über 20,000 Pesos lieferte. Er schuldete einem Bankier 10,000 Pesos, welche er geliehen hatte, um eine Spielschuld zu bezahlen. Nach kurzer Frist hatte der Bankier die Rückerstattung der geliehenen Summe oder die Hälfte jener Mine verlangt, und da nun der Schuldner die Summe nicht besaß, noch weniger aber Lust hatte, seine halbe Grube zu opfern, so hatte er vorgezogen in den Schuldarrest zu gehen.

Auf solche und ähnliche Art waren Viele in das Schuldgefängniß gekommen. Hier saß ein Mann, welcher eine sehr gute Speculation vorgehabt, die jedoch auch ein anderer, der mehr Kapital besaß, machen wollte. Der Letztere kaufte nun rasch alle Forderungen an den ersteren auf und präsentirte ihm dieselben auf einmal. Da dieser nun nicht sogleich zahlen konnte, so brachte ihn sein Gegner in Schuldarrest. Konnte er dann auch binnen ein paar Tagen zahlen, so war doch, bis er herauskam, der Zeitpunkt für die Ausführung der Speculation vorüber und der andere hatte das Geschäft bereits gemacht. —

Da lag vom Kummer halb verzehrt und todtenblaß ein junger Mann, der eine reizende junge Frau besaß. Ein reicher Wüstling, der sein Auge auf sie geworfen und durch den Gatten incommodirt wurde, kaufte die Documente des Letzteren auf und ließ ihn verhaften, um nun ungestört die Frau besuchen und als Preis der Freiheit ihres Mannes den Sieg über ihre Tugend erringen zu können. — Hier befand sich ein junger Mann, der sich um ein reiches Mädchen, dort ein anderer, der sich um eine Anstellung beworben hatte; auch von ihnen waren von ihren Concurrenten die Schuld-Documente aufgekauft und die Zahlungsunfähigen hierher gebracht worden, und während sie sich hier befanden, heirathete der eine Concurrent das Mädchen, der andere bekam die Stelle. — Da gab es Mehrere, welche einen Gegner beleidigt hatten, der dann aus Rache ihre Schulden bezahlt und sich so zu ihrem Gläubiger gemacht hatte, nur um sie einsperren zu lassen und jeden Sonnabend das Vergnügen zu haben, ihnen ein Real per Tag zu zahlen, wohl wissend, daß er sein Geld nie wieder bekommen würde. Auch wurde mir ein sehr hübscher junger Mann gezeigt, den eine reiche Wittwe aus Rache wegen verschmähter Liebe hatte verhaften lassen, welche ihm die Freiheit nur geben wollte, wenn er sie heirathe.

Nachdem ich mich in Bezug auf meine Leidensgefährten orientirt hatte, erkundigte ich mich auch nach anderen Gefangenen in den andern Höfen. — Ich fand hier einen jungen gebildeten Mann, welcher

früher ein großes Vermögen besessen, dies aber verspielt hatte und ganz verarmt war, dann aber eine sehr reiche Silbermine fand und über das Glück verrückt geworden war. Er war einstweilen hier untergebracht, während seine Grube, die ihm eine jährliche Revenüe von 30,000 Pesos eintrug, für ihn verwaltet wurde. Ferner gab es da wegen Falschmünzerei, falscher Wechsel, Bigamie, Unterschlagung von Geldern, Meineids und Betrugs in Criminal Untersuchung befindliche Individuen, welche aber unseren Hof nie betreten durften.

Begierig auch die anderen Criminal Gefangenen zu sehen, begaben wir uns in den dritten Hof, wo wir einige sechzig vorfanden, welche während der Nacht in zwei große Räume eingesperrt wurden. Das Aussehen derselben bekundete genügend, wer und was sie waren, nämlich größtentheils Gefangene, welche sich blutige Verbrechen hatten zu Schulden kommen lassen. Die vielen in Eisen geschmiedeten und mit schweren Ketten behangenen erkannte man bald als die Mörder. Unter diesen zeichnete sich einer besonders aus, welcher bereits sieben Mordthaten begangen zu haben eingestanden hatte und mit größter Ruhe sein Todesurtheil erwartete. Am Tage vor seiner Hinrichtung zog er vor, anstatt sich vom Geistlichen zum Tode vorbereiten zu lassen, recht gut zu essen und zu trinken und gute Cigarren zu rauchen.

Räuber und Diebe gab es fast gar nicht unter diesen Criminal Gefangenen, wohl aber waren sonst ziemlich alle Verbrechen vertreten. So gab ein Subject auf die Frage des Richters nach seiner Profession an, er sei „jurero“ (Schwörer), und da der Richter diese Industrie nicht kannte, erklärte er, daß er bei Prozessen stets als Zeuge geholt würde, um Sachen, welche er nie gesehen oder gehört habe, als von ihm gesehen oder gehört zu beschwören.

Auch der Scharfrichter befand sich unter diesen Gefangenen. Er war ein zum Tode verurtheilter Mörder, welcher unter der Bedingung begnadigt worden war, daß er Zeitlebens Gefangener bleibe und bei Hinrichtungen das Amt des Henkers übernehme. Eine entsetzliche Begnadigung! —

So schrecklich es mir gewesen war, in das Schuldgefängniß zu kommen, so hatte ich mich doch bereits den ersten Tag überzeugt, daß es nicht so schlimm war, und besonders, daß man dadurch nicht entehrt wurde, und glaube ich, daß nicht gar zu viele Personen in Copiapo existirten, die nicht schon einmal, wenn auch nur auf Stunden, sei es

aus Rache oder einer momentanen Verlegenheit wegen, eine Versetzung hierher erhalten hatten.

Was unser Haus betraf, so konnte man es wahrlich kaum als Gefängniß bezeichnen, denn hier wurde Alles genossen, was das Leben nur bieten konnte, und wenn Jemand dasselbe besuchte, der seine Eigenschaft nicht kannte, so hätte er es wahrscheinlich für ein Hotel gehalten, in welchem der Wirth alles Mögliche aufbietet, um seine Gäste gut zu unterhalten. Besonders wäre dies sicher der Eindruck gewesen, wenn Jemand an einem Tage kam, wo wir Besuche empfingen, wo Mütter ihren Söhnen Leckerbissen aller Art brachten, ein Flor von jungen Damen den Tag über im Hause weilte, um ihren Vätern, Gatten, Brüdern oder Freunden den Aufenthalt angenehmer und die Schuldgefangenschaft vergessen zu machen. An solchen Tagen machten wir Alle feine Toilette, erhielten duftende Blumensträuße, die herrlichsten Früchte, Eis und Backwerk und verbrachten die Stunden auf das Angenehmste. Die Tage, an denen wir allein waren, wurden theils mit Lectüre, theils mit Spiel hingebracht, und nicht wenig trug zur Unterhaltung auch die Abwechselung der Persönlichkeiten bei, indem täglich neue Leidensgefährten eintrafen.

Der Sonnabend war unstreitig der unangenehmste Tag, denn an diesem mußte man aus der Hand seines Gläubigers den Real per Tag als Kostgeld für die nächste Woche in Empfang nehmen. Dabei war es Sitte, die Hand sofort nach Empfang des Geldes umzudrehen, so daß dasselbe vor die Füße des Gläubigers fiel, wo es die Schließer aufnahmen, die auf diese Weise stets eine herrliche Ernte hatten.

Sehr spaßhaft war es dabei aber auch oft, wenn die Wucherer geprellt wurden, indem die Schuldner zuweilen zu verhindern wußten, daß ihre Gläubiger ihnen am Sonnabend die sieben Realen brachte, so daß dann die Schuldner sofort in Freiheit gesetzt werden mußten. Ich erinnere mich in dieser Beziehung noch an den Jubel, welcher an einem Sonnabend herrschte und von der ganzen Bevölkerung Copiapos getheilt wurde. Ein sehr berüchtigter Wucherer nämlich, welcher zu gleicher Zeit sechs Personen, darunter arme ehrliche Familienväter, im Schuldgefängniß hielt, hatte an diesem Tage eine Depesche aus Caldera erhalten, worin er aufgefordert wurde, nicht eine Minute zu verlieren und sofort nach dem Hafen zu kommen, indem es sich um ein Geschäft handele, wo er eine große Summe verdienen könne.

Freudigst überrascht durch diese Nachricht und ohne an seine Schuldner zu denken, fuhr der Mann sofort nach Caldera, wo er bis zum Abend den vermeintlichen Auftraggeber voll Begierde erwartete. Zu seinem größten Erstaunen fand er denselben aber nicht und kehrte am anderen Morgen nach Copiapo zurück, wo er sofort nach dem Gefängniß eilte, um seinen Schuldnern das Kostgeld zu zahlen. Jedoch alle sechs waren bereits in Freiheit gesetzt, und unter schallendem Gelächter mußte der Geprellte zu dem großen Geschäft im Hafen Glückwünsche entgegennehmen.

Noch mehr Freude und zugleich das größte Erstaunen verursachte es, als einer der reichsten Bankiers von Copiapo, welcher einige Millionen Pesos Vermögen besaß — derselbe, welcher mich ins Schuldgefängniß gebracht hatte — von einem eben so reichen Concurrenten angeklagt, einen bedeutendes Quantum gestohlener Erze aus den Gruben des Letzteren heimlich angekauft zu haben, verhaftet wurde, und ich so das Vergnügen hatte, meinen Gläubiger bei mir im Gefängniß zu empfangen. Da der neue Ankömmling nun auch seinerseits sofort gegen seinen Ankläger die gleiche Beschuldigung erhob, bedeutende Quantitäten gestohlener Erze seiner Grube heimlich angekauft zu haben, so wurde auch der zweite Millionär verhaftet, und so befanden sich nun die reichsten Leute der Provinz als meine Schicksalsgenossen im Gefängniß. Die Haft beider Herren dauerte freilich nur einige Stunden; sie zogen es jetzt vor, sich gütlich zu arrangiren, als länger im Gefängniß zu bleiben, und nachdem jeder 500 Dollar an das Hospital gezahlt hatte, wurden sie in Freiheit gesetzt.

Während es bei uns so lebhaft zuging, herrschte auch im Criminalgefängniß viel Bewegung. Fast täglich wurden neue Verbrecher eingebracht und eingeschmiedet, andere entlassen. Diejenigen, welche zu mehr als einem Jahr Gefängniß verurtheilt waren, wurden nach Valparaiso geschickt, von wo sie nach der Insel Juan Fernandez gebracht wurden, um dort ihre Strafe abzubüßen.

Eine Woche war ich bereits Gast des „Hotel Universo“, wie man das Schuldgefängniß spottweise nannte, und noch einige Tage hätte ich bleiben müssen, bis das nöthige Geld von Valparaiso für mich ankommen konnte, um meine Schuld zu zahlen, wenn nicht so viel Passagiere in unserem Hotel angekommen wären, daß kein Platz mehr vorhanden war und eine Ordre des Intendenten verfügt hätte, daß sämmtliche Schuldgefangene in Freiheit zu setzen seien.

Denn sowie alle vorhandenen Zellen besetzt sind und für Neuankommende kein Platz mehr vorhanden ist, werden Alle entlassen, und so geht das „Füllen" wieder von Neuem los.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel diese Nachricht begrüßt wurde und welches Leben auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude herrschte, als einige 60 Bewohner des Hotel Universo mit Sack und Pack auszogen.

Bald nach dieser Schuldhaft kamen die Tage der Feier der Unabhängigkeit, die ich hier wie früher verlebte, dann ging ich nach Valparaiso zurück, um da mit meinen Freunden den Jahreswechsel zu feiern.

Kapitel XXXIII.

1856.

Unglücksfälle in Valparaiso.

Wenn schon das verflossene Jahr für mich ein zum Theil trübes und verlustreiches gewesen war, kam im neuen eine fast ununterbrochene Kette von Unglücksfällen, welche mich theils direct, theils indirekt berührten.

Schon in den ersten Tagen des Januar fand eine große Feuersbrunst statt, bei welcher trotz dem Muth und den ausgezeichneten Leistungen der Feuerwehr fast eine ganze Straße niederbrannte. — Am Ende des Monats brach eine zweite aus, deren Entstehung und traurigen Abschluß ich nachstehend kurz wiedergebe.

Ein unverheiratheter, wohlhabender Kaufmann, der ein zartes Verhältniß mit einem jungen, hübschen Mädchen unterhielt, war eines Sonntags nach der Wohnung derselben gekommen, hatte dort aber erfahren, daß seine Freundin mit einem anderen Herrn eine Landparthie unternommen habe. Hierüber war seine Eifersucht derart entbrannt, daß er, um sich zu rächen, ein sehr werthvolles Kleid, welches er ihr einige Tage vorher verehrt, in das im Zimmer befindliche Kohlenbecken warf und dann das Zimmer verließ.

Zum Unglück hatte die Flamme des brennenden Kleides andere Gegenstände erreicht, in kurzer Zeit stand das Zimmer, und ehe Hülfe kam, das zweistöckige Haus in Flammen. Binnen einer Stunde hatte

sich das Feuer auch den Nachbargebäuden mitgetheilt und gegen Abend waren drei Häuser niedergebrannt und mehrere Menschen hatten ihr Leben in den Flammen verloren. Der unglückliche Anstifter des Brandes war sofort zum Chef der Polizei geeilt, hatte sich als Urheber des Brandes angezeigt und sein Vermögen zur Verfügung gestellt, um die Verunglückten nach Kräften zu entschädigen. Er wurde sofort in Haft gebracht und schon am nächsten Morgen wurde ihm das über ihn gefällte Urtheil mitgetheilt, wonach er wegen Brandstiftung am nächsten Tage erschossen werden sollte.

Unzählige Bittschriften gingen sofort nicht allein seitens seiner Verwandten, sondern auch von der Kaufmannschaft Valparaisos nach Santiago an den Präsidenten Manuel Montt, um eine Milderung der Strafe zu erbitten, und allgemein rechnete man mit Sicherheit auf Begnadigung.

Die Hinrichtung war auf 12 Uhr Mittags festgesetzt und schon am Morgen bewegte sich eine große Volksmenge nach dem Richtplatz, und als der Henker erschien, um daselbst die Bank aufzurichten, auf welcher der Unglückliche erschossen werden sollte, gab sich große Unzufriedenheit unter der Menge kund. Je näher die Zeit der Hinrichtung heranrückte, desto mehr wuchs die Menschenmenge an, und da noch keine Nachricht von einer Begnadigung anlangte, entstand lautes Murren. Als es endlich 12 Uhr schlug, die Thore des Gefängnisses sich öffneten, ein Piquet Militär die Menge mit Kolbenstößen barsch zurückdrängte, Spalier bildete und der Unglückliche in Begleitung des Geistlichen erschien, da konnte sich die Wuth des Volkes nicht länger halten; es entstand ein furchtbares Gebrüll und ein so starkes Drängen, daß anzunehmen war, die Menge wolle das Opfer befreien, weshalb eine in Bereitschaft gehaltene neue Compagnie anrückte, unter deren Schutz man den unglücklichen Mann nach der Richtstatt brachte.

Als jedoch die Execution vor sich gehen sollte, nahm das Volk, welches sich mit Steinen bewaffnet hatte, eine äußerst drohende Haltung an. Einer aus der Menge rief, er wisse, daß die Begnadigung erfolgt sei und jeden Augenblick die Nachricht an den Gouverneur eintreffen müsse, infolge dessen der Richter wie der Commandant der Truppen eine Viertelstunde Frist gewährte.

Man kann sich denken, mit welcher Spannung das Volk in lautloser Stille diese Zeit abwartete und wie schrecklich diese Frist dem so geängstigten zwischen Leben und Tod schwebenden Opfer sein mußte. In der festen Hoffnung, daß die Begnadigung noch eintreffen werde,

hielt er sich anfangs noch aufrecht, als jedoch zehn Minuten verflossen waren, ohne daß die ersehnte Rettung kam, kniete er nieder, um Gott um Hülfe anzuflehen. Ehe er sein Gebet vollendet, schlug die verhängnißvolle Stunde. — Es erscholl das Commando: „Antreten!“ wonach die Geistlichen den schon halbtodten Mann aufhoben und ihn nach der Bank führten. Nachdem er nochmals das Crucifix geküßt, zogen sie sich zurück und überließen ihn dem Henker, welcher ihm nun die Augen verband. Kaum war dieser aus dem Bereich der Kugeln, so erscholl das Commando: „Feuer!“ eine starke Salve krachte, der Platz war in Pulverdampf gehüllt und als sich dieser verzog, lag der Unglückliche von vielen Kugeln durchbohrt am Boden. Ein furchtbares Gebrüll erhob sich jetzt wiederum aus den Reihen der Menge und Viele schworen bei dem blutigen Leichnam ihres Mitbürgers Rache und Sturz des Präsidenten. Da aber bald noch mehr Truppen anrückten und die Menge auseinander gedrängt wurde, kam es zu keinen weiteren Demonstrationen; ich eilte nach Hause, um nicht einige Kolbenstöße zu erhalten, welche die Soldaten mit großer Freigebigkeit austheilten.

Der Monat Februar begann mit einigen sehr starken Erdbeben, und am vierten ereignete sich wieder ein fürchterliches Unglück. — Als ich an diesem Tage im Hotel de Chile an der Table d'hote saß, verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß auf dem im Hafen vor Anker liegenden Kriegsdampfer „Cazador“, welcher am Vormittag eine Compagnie Soldaten mit ihren Frauen und Kindern aufgenommen hatte, um sie nach einer Garnison in einer südlichen Provinz zu bringen, Feuer ausgebrochen sei. Alles stürzte nach dem Strande oder nach den Hügeln, um sich von da aus von der Wahrheit des Gerüchtes zu überzeugen.

Auch ich gehörte zu den Letzteren, und als ich auf dem Cerro Alegre angekommen war, erblickte ich in der That eine schwarze hohe Rauchsäule aus dem Schiff emporsteigen. Später sah ich sogar schon Flammen aus einigen Luken herauszüngeln; doch gelang es den auf Böten mit Spritzen herbeigeeilten Mannschaften des wilden Elementes Herr zu werden, und da man das Feuer nun vollkommen zu ersticken hoffte, dachte man nicht daran die Truppen auszuschiffen. Sobald jedoch der Rauch gestattete, in den unteren Schiffsraum einzudringen, kam man zu der Ueberzeugung, daß das Feuer zwar oben gelöscht sei, unten aber furchtbar wüthe und sich bereits in die Nähe der Pulverkammer verbreitet habe.

Da man einsah, daß man dahin mit den Spritzen nicht dringen könne, erscholl denn bald der Ruf: „Rette sich wer kann, das Schiff fliegt in die Luft", worauf sämmtliche in der Nähe befindlichen Boote im Augenblick mit möglichster Schnelligkeit davonruderten. Noch ehe sich ein Theil der Bemannung nach den Böten des Schiffes stürzen konnte, hatte das Feuer die Pulverkammer erfaßt, in welcher über hundert Centner lagen, und unter furchtbarem Donner und Krachen flog das Schiff in die Luft, mit ihm an 500 Menschen. — Menschen, Balken, Breter, Masten, in die Höhe geschleudert, stürzten theils in's Meer, theils auf den Rumpf des Schiffes zurück. Unzählige Opfer bedeckten die Oberfläche des Wassers und schrieen um Hülfe. Hunderte, die nicht zerfleischt, verbrannt oder zerrissen waren, fanden nun in den Wellen ihren Tod, trotzdem man sich nach Kräften bemühte, sie zu retten. Ich fuhr auf einem Boot an die Unglücksstätte; doch welch' einen Anblick gewährte der noch rauchende Rumpf des Schiffes! Da lagen unkenntliche Fleischmassen, Körper ohne Kopf, Beine, Arme wild durcheinander, dort schrieen, klagten und jammerten Verstümmelte und Halbtodte.

Ich beeilte mich, an's Land zurückzukehren, aber auch der Strand bot ein schreckliches Bild dar, indem hier viele Leichen und Verwundete, aus den Wellen gefischt, umherlagen, deren Zahl fortwährend durch Neuaufgefundene vermehrt wurde. Bis auf bedeutende Entfernung fand man menschliche Glieder am Ufer zerstreut. Die Zahl der Todten betrug 358, es starben aber später noch viele von den Schwerverwundeten. Es kamen aber auch Fälle merkwürdiger Rettung vor, und mehrere Personen, welche hoch in die Luft gesprengt worden und in's Meer gestürzt waren, schwammen an's Land, wo sie unversehrt anlangten.

Tags darauf fand die feierliche Beerdigung der Opfer statt, an welcher sich nicht allein alle Militär- und Civilbehörden, sowie ein unabsehbarer Zug von Bewohnern Valparaiso's betheiligten, sondern auch alle ausländischen Consuln, sowie Deputationen aller hier im Hafen liegenden Schiffe diesem großartigen Leichenzuge beiwohnten.

Die Erschütterung bei der Explosion war so stark gewesen, daß Tausende von Fensterscheiben in Valparaiso gesprungen und in den dicht am Hafen stehenden Gebäuden die meisten Fensterkreuze durch den Luftdruck eingedrückt worden waren.

Am 29. Juni wurde in Valparaiso das Peter-Pauls-Fest — Sanct Peter ist der Schutzpatron der Fischer — mit großem Pomp gefeiert. Am Morgen des Festtages begab sich der Bischof in Begleitung vieler Geistlichen aus der Hauptkirche unter Musik in feierlicher Procession, welcher sich eine große Volksmenge anschloß, nach der Plaza de Intendencia. Hier lag ein großes, festlich geschmücktes, mit einem Baldachin versehenes Fahrzeug, auf welchem er mit dem Allerheiligsten und vielen Geistlichen sich einschiffte. Im Augenblick, wo er das Fahrzeug betrat, erscholl der Donner der Geschütze, und unter Musik und Geläut aller Glocken lief die Gondel vom Stapel. Derselben folgten hunderte von festlich geschmückten Booten, in denen die Fischer saßen.

So umfuhr die Procession beinahe eine Stunde lang segnend den großen Hafen, worauf sie ans Land und in die Hauptkirche zurückkehrte. — Nachmittags fand zur Feier ein Wettfahren von Booten statt, an welchem mehr als ein Dutzend theilnahmen. Unzählige Zuschauer fuhren ebenfalls auf Böoten im Hafen umher und viele Tausende standen am Ufer. Am Abend schloß ein brillantes Wasserfeuerwerk, sowie Musik, Tanz und Trinkgelage das Fest.

Kapitel XXXIV.

Verlust meiner Silberbergwerke in Tres Puntas.

Nachdem ich einige Monate in Valparaiso verlebt und während der letzten sechs Monate die Betriebskosten in meinen Silberbergwerken in Tres Puntas zu einer bedeutenden Summe angewachsen waren und es mir nun weder möglich war, Kuxe nur für die Selbstkosten zu verkaufen, noch Kapitalien darauf aufzunehmen, traf mich der so harte Schlag, daß mir in Folge Nichtzahlung dieser Kosten meine sämmtlichen Antheile an den Silbergruben in Tres Puntas von dem vorerwähnten Handelshaus Osthaus denunzirt worden waren und sich meine Mitbesitzer in diese getheilt hatten.

Man kann sich wohl leicht denken, in welcher Verzweiflung ich mich befand. Wo ich so colossale Opfer an Zeit, Gesundheit und Geld gebracht, alle Entbehrungen, die größten Strapazen und Gefahr mit Ruhe ertragen, mich nun vollkommen ruinirt zu sehen, das war ein harter Schlag und aus dem so reichen Bergwerksbesitzer, dem vermeintlichen Millionär, war nun ein armer Mann geworden!

Mit Resignation wandte ich meinem Wirkungskreis den Rücken und schiffte mich sofort mit dem nächsten Dampfer, dem „Santiago", nach Copiapo ein; aber auch selbst hier verfolgte mich das Unglück; denn in der Nähe der Felsenriffe, wo der „Quito" begraben lag, scheiderten wir. Zum Glück gingen Menschenleben nicht verloren, aber

fast alle Passagiere und ich verloren die Koffer. Danach begab ich mich zu Lande nach Copiapo.

So schwierig auch meine Lage war, so hatte sich doch wenigstens mein Gesundheitszustand gebessert, und was, trotz all' der traurigen Erfahrungen, welche ich bis jetzt gemacht, eine Hauptsache, war meine Energie und mein Muth war ungebrochen.

Da jetzt die Eisenbahn von Copiapo nach Chanarzillo bis zur Station Pabellon dem Verkehr übergeben war, faßte ich den Entschluß, mehrere der alten verlassenen Silberbergwerke in Chanarzillo zu untersuchen, ob ihre weniger werthvollen Erze nun bei billiger Fracht per Bahn nach dem Hafen guten Gewinn haben könnten. Gedacht gethan! Nachdem ich einige Zeit dort zugebracht und viele Gruben befahren hatte, denuncirte ich mehrere, von denen ich überzeugt war, daß sie bei gutem Betrieb günstige Resultate geben müßten, und begab mich wieder nach Copiapo zurück.

Nachdem ich da meine Besitztitel erhalten, schiffte ich mich nach Valparaiso ein, um daselbst eine neue Compagnie für die Ausbeutung dieser Silbergruben zu bilden. — Leider herrschte in Valparaiso aber eine solche Furcht neue Kapitalien in Bergwerken anzulegen, daß es mir trotz größter Anstrengung nicht gelang, und mußte ich daher dieses Unternehmen ganz aufgeben.

Da nun in der Provinz so bedeutende Kupferadern entdeckt waren, und dieser Bergbau so bedeutenden Aufschwung nahm, ich auch zu dieser Zeit ein kleines Kapital aus Europa erhalten hatte, beschloß ich, nach Copiapo zurückzukehren, um nun den Kupferbergbau zu treiben, zu welchem Zwecke ich mich mit dem nächsten Dampfer einschiffte.

Dort angekommen, miethete ich mir eine Wohnung, kaufte ein gutes Reisepferd und begann nun die interessantesten Kupferbergwerke, wie eine sehr große Anzahl mir zum Kauf angebotener Kupferadern zu besichtigen.

Nachdem ich beinahe einen Monat dazu verwendet, kaufte ich einen reichen Kupfergang, muthete das umliegende Terrain und setzte diese Gruben alle in Betrieb. Binnen einigen Monaten gestalteten sie sich so reich, daß sie zu den schönsten Hoffnungen berechtigten und ich nun durch sie bald wieder ein kleines Vermögen zu erwerben sicher erwartete.

Mein Glück hatte aber den Neid eines Individuums erweckt und auf die schändlichste Weise sollten mir bald meine Gruben entrissen werden. Jenes Subjekt, ein Freund des Intendenten, verlangte plötzlich dieselben, indem er behauptete, ein besseres Recht daran zu haben, als der Mann, welcher mir dieselben verkauft hatte. Obgleich ich durch Zeugen mein Recht bewies und einige Monate lang prozessirte, wurde ich doch verurtheilt meine Minen zu übergeben und an den Mann, welcher mir diese Gruben verkauft hatte, zum Schadenersatz verwiesen, der aber nicht existirte.

Jedermann kann sich wohl denken, mit welchen Gefühlen ich nun auch diese mir rechtmäßig gehörenden Minen verließ. Ich stand nun ärmer und verlassener da als je, total ruinirt und war es mir wahrlich schwer, nach diesem so harten Schlag die nöthige Ruhe und Fassung zu bewahren.

Um keinen Preis wollte ich, daß meine Familie mein neues Unglück erführe, noch weniger wollte ich neue Summen von ihr verlangen, und so beschloß ich auf's Gerathewohl in die Welt zu reisen, denn der Aufenthalt in Copiapo und Valparaiso, wo ich früher mit Vermögen aufgetreten und allgemein gefeiert worden, war mir in meiner jetzigen Lage schrecklich, und um das Land verlassen zu können, besaß ich keine Mittel.

Kapitel XXXV.

Mein Grab in der Wüste Atacama.

Am nächsten Morgen sattelte ich früh mein Pferd und jagte hinaus in die Wüste, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen. Ich bedurfte vor Allem der Einsamkeit und Ruhe, um neue Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Mein Pferd, auf welchem ich oft die Reise von Copiapo nach Tres Puntas gemacht hatte, galoppirte natürlich den ihm so bekannten Weg entlang. Doch, was wollte ich in Tres Puntas? Sollte ich zu dem großen Schmerz, den ich erlitten, noch alte Wunden aufreißen und meine Silberbergwerke, für welche ich so große Opfer gebracht, die einst meine Hoffnungen, mein Alles gewesen, nun in fremden Händen sehen? Unmöglich! Auf dem halben Weg in Cachijuju hielt ich an und begab mich in das kleine, inmitten der Wüste gelegene einsame Wirthshaus, in welchem ich auf meinen früheren Reisen so oft gerastet hatte und dessen Wirth ich gut kannte.

Bis spät in die Nacht hinein plauderte ich mit demselben, welcher herzlichen Antheil an meinem Schicksal nahm und mir zum Beweise, wie sehr er zu meinem Glücke beitragen wolle, Mittheilungen über eine überaus reiche Kupferader machte, die er in Ermanglung der nöthigen Mittel bis jetzt nicht bearbeitet habe. Wir wurden einig, daß ich den nächsten Morgen dahin reiten, sie besichtigen, und wenn ich dieselbe bauwürdig befunden, sie in seinem wie meinem Namen zu gleichen Theilen

muthen solle, dann wollten wir einige Kuxe verkaufen, um das nöthige Betriebscapital zu beschaffen, und ich sollte hierauf die Leitung der Bearbeitung übernehmen. Ich hatte daher am nächsten Morgen nichts Eiligeres zu thun, als mein Pferd zu satteln und den Weg einzuschlagen, den mir der Wirth beschrieben und der durch die öde Sandwüste den wilden Felsschluchten der Cordilleren zu führte.

Anfangs fand ich alle die angegebenen Zeichen, welche mir als Wegweiser dienten; als ich jedoch in die Kreuz- und Querschluchten der Vorberge der Anden eingedrungen war, mußte ich mit der größten Aufmerksamkeit vordringen, um keines derselben zu übersehen, und mir zugleich neue machen, um den Rückweg aus diesem Labyrinth später wieder zu finden, zu welchem Zwecke ich mir stets Steine übereinander legte.

Der Wirth hatte mir so detaillirte Notizen gegeben, daß ich nicht irren konnte, und ich freute mich, wie ich stets einen nach den anderen der beschriebenen Punkte erreichte und mich meinem Ziele näherte.

Nachdem ich bereits einige Stunden in diesen Schluchten dahin geritten war, bemerkte ich plötzlich, daß die mir gegebenen Merkmale nicht mehr stimmten. Ich glaubte Anfangs eins derselben übersehen zu haben und ritt daher getrost vorwärts. Nachdem ich wohl eine halbe Stunde weiter eingedrungen war, erkannte ich, daß ich entschieden den rechten Weg verfehlt hatte und mich genöthigt sah umzukehren.

Mit größter Vorsicht ritt ich nun, stets die von mir gemachten Zeichen beobachtend, zurück, an einer Stelle jedoch, die von größter Wichtigkeit war, weil sich dort vier Schluchten kreuzten, fand ich selbst mein Zeichen nicht mehr und befand mich nun in der größten Verlegenheit, welche Richtung ich einschlagen solle, indem auf den felsigen Pfaden auch nicht eine Spur der Hufe meines Pferdes zu entdecken war. Unter diesen Umständen schien mir das beste zu sein, dem Pferde die Wahl zu überlassen, welches gewiß den Weg kannte, den es gekommen war, und dieses bog denn auch bald in eine der Schluchten ein. Wohl eine halbe Stunde war ich in dieser dahin geritten, als ich zu meiner nicht geringen Verwunderung etwas Vegetation vor mir erblickte, sowie bald einen kleinen Quell, an welchem zwei Guanacos ruhig lagen, aber durch den so unerwarteten Besuch erschreckt schleunigst die Flucht ergriffen, während mein Pferd begierig dahin drängte, um sich an einem kühlen Trunke zu erfrischen.

So lieb dieser Fund meinem Pferde sein mochte, so unangenehm war er für mich, denn es war nun klar, daß mein Thier instinktmäßig

dem Wasser nachgegangen war und ich mich auf einem falschen Wege befand, was um so trostloser für mich war, als die Sonne nur noch die höchsten Gipfel der Cordilleren beleuchtete, während es in den Schluchten zu Dunkeln begann.

Ich eilte nun so schnell als möglich zurück und erreichte auch glücklich den Platz wieder, wo die Schluchten sich kreuzten, doch hatte ich nun immer noch zwischen zwei Schluchten zu wählen. Auf gut Glück wählte ich eine. Um nun die von mir gemachten Zeichen zu erkennen, zog ich vor, von hier aus zu Fuß zu gehen und mein Pferd zu führen, da es zu gefährlich war, sich der Verirrung in diesen Schluchten auszusetzen.

Nachdem ich wiederum eine bedeutende Strecke zurückgelegt, befand ich mich plötzlich auf einem runden, von schroffen Felswänden umgebenen Platze. Ich erkannte nur zu deutlich, wiederum eine falsche Richtung eingeschlagen zu haben und daß auch dieses nicht der Weg war, auf welchem ich von Cachijuju gekommen, und da es inzwischen finster geworden und mein Pferd sehr ermüdet war, beschloß ich, die Nacht hier zuzubringen und am frühen Morgen den Rückweg nach dem Wirthshaus zu suchen, denn ich war ohne Lebensmittel und ohne Futter für mein Pferd. Ich sattelte es ab, und wohl fühlend, daß es hier kein Abendfutter zu erwarten habe, streckte es sich bald im Sande aus.

Obgleich der Tag heiß gewesen, wurde die Nacht eisig kalt. Ich bereitete mir mein Lager aus dem chilenischen Reitzeug, was sich dazu sehr trefflich eignet, und den Sattel als Kopfkissen, die Schaffelle als weiche Unterlage, und den Poncho als Decke benutzend, verfiel ich bald in tiefen Schlaf.

Kaum hatte ich jedoch einige Stunden geruht, als ich ganz eigenthümliche Töne vernahm, und obgleich die Nacht ziemlich finster war, erkannte ich bald ein ganzes Rudel der kleinen schwarz und weiß gefleckten, dem Iltis ähnlichen Chinchillas, welches aus einer Schlucht auf mich zu kamen. Mein Pferd, von diesen Thieren scheu gemacht, sprang sofort auf, und ehe ich mich erheben und es halten konnte, sprengte es zu meiner größten Bestürzung den Weg nach dem Thale zu. Obgleich ohne Fußbekleidung, eilte ich demselben, dem Schall folgend, in die dunkle Nacht hinein nach, doch kaum hatte ich einige 50 Schritte zurückgelegt, als ich plötzlich abglitt und in einen Abgrund stürzte. War derselbe auch nicht so tief, wie ich gefürchtet, denn es war nur eine senkrechte Felswand von 15 Fuß Höhe, so bekundete mir doch ein heftiger Schmerz, daß ich eine schwere Verletzung davon getragen haben

müsse. Ich zündete ein Wachskerzchen an und ersah zu meinem nicht geringen Schrecken, daß mir fast die halbe Ferse des rechten Fußes wie mit einem Messer abgeschnitten war. Da mehrere Adern verletzt waren, floß das Blut in Strömen, und ich sah ein, daß ich, wenn ich die Wunde nicht verbinde, verbluten müsse. Mit größter Anstrengung und unter großem Schmerz preßte ich daher die zerschnittenen Theile an einander, netzte einige Cigarrenblätter mit Speichel und schlug sie darum, und nachdem ich mein Hemd in Stücke gerissen und den Fuß damit bestmöglichst umschnürt hatte, gelang es mir endlich das Blut zu stillen. Die Schmerzen freilich steigerten sich, und es begann zuerst der Fuß, dann das Bein anzuschwellen.

So lag ich hier in eiskalter finsterer Nacht auf harten Fels gebettet', schwer verwundet, mit furchtbaren Schmerzen, ohne Lebensmittel, ohne Wasser, verirrt in der grausigen Felsenschlucht, meines Pferdes beraubt, unfähig selbst nur zu kriechen, und wohl wissend, daß fünf Meilen im Umkreis kein Weg vorüberführte, noch eine menschliche Wohnung zu treffen war. Ich war dem furchtbaren Hungertode so gut wie sicher verfallen. — Bei Ueberlegung der Situation, in welcher ich mich befand, schwankte ich anfangs, ob ich nicht besser thue, die Binde wieder zu lösen und das Blut strömen zu lassen, um auf diese Art einen sanften Tod zu finden; allein, obgleich mir nicht der geringste Hoffnungsstrahl leuchtete, siegte die Liebe zum Leben, und unter den größten körperlichen, wie geistigen Qualen erwartete ich den Morgen.

Als endlich der junge Tag hereinbrach und die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Gipfel der majestätischen Anden vergoldete, war ich von Frost ganz erstarrt, und bot nun Alles auf, mich bis zu meinem Lager zurückzuschleppen. Doch vergebens!

War ich in der verflossenen Nacht vor Kälte fast erstarrt, so mußte ich nun, als die Sonne höher stieg und ihre senkrechten versengenden Strahlen mich, den zwischen den Felsen Gebetteten, trafen, die furchtbare Hitze von einigen dreißig Graden ertragen, infolge dessen sich auch bald ein Wundfieber einstellte und ich fürchterlich vom Durst gequält wurde. In der Furcht, daß das Fieber mich bald meiner Sinne berauben würde, schrieb ich eiligst einige Zeilen des Lebewohls an meine Familie in Europa in meine Brieftasche, ferner einige Zeilen an den preußischen Generalconsul Fehrmann in Valparaiso, sowie einen Zettel, auf welchem ich meinen Namen und das Datum angab und den Finder ersuchte, diese Papiere dem Gouverneur zu überbringen. Es war die höchste Zeit gewesen; denn kaum hatte ich die Briefe beendet,

als das Fieber so zunahm, daß es mir die Sinne oft verdunkelte, dabei empfand ich die heftigsten Schmerzen und einen brennenden Durst, und wenn ich bei ruhigem Blute an meine Lage dachte, war sie wahrlich geeignet mich wahnsinnig zu machen.

Zum Glück verfiel ich bald in eine Art von Lethargie, wohl aus Schwäche infolge des gehabten Blutverlustes; doch bald wechselte dieser Zustand mit einem Fiebertraum, in welchem ich mich von scheußlichen Gestalten verfolgt sah, was jedenfalls die wunderbaren Felsgebilde verursacht hatten, welche sich um mich herum erhoben und theils Menschen und Thieren, theils Kirchen, Thürmen u. s. w. ähnelten. Bald jedoch stieß ich einen heftigen Schrei aus, der mich selbst aus meinen Träumen weckte, — ich hatte den Tod gesehen, wie er mich grinsend betrachtete, dann seine lange Arme nach mir ausstreckte und mich mit der Sense verwundete, um mich zu tödten. Jetzt kam ich vollkommen zur Besinnung, sah angstvoll um mich und erkannte sehr bald die Ursache meines Entsetzens. Welch' schrecklicher Zufall! Ich befand mich nämlich neben den Ueberresten eines Leidensgefährten, ein menschliches Gerippe lag neben mir, an welchem noch Reste von Kleidern in Fetzen herumhingen — sicher die Leiche eines Verirrten, der hier den Hungertod erlitten hatte.

Als die Sonne im Westen in den Wellen des Stillen Oceans versank und mit ihren letzten Strahlen die so malerischen Abhänge und zackigen Felsenspitzen der Anden beleuchtete, ließ die Hitze nach und ein erfrischender kalter Wind wehte in die Schluchten hernieder. Das Fieber verließ mich jetzt, ich gewann die nöthige Ruhe über meine Lage nachzudenken, und da ich keine Rettung zu hoffen hatte, konnte ich mich wenigstens auf eine würdige Weise zum Tode vorbereiten.

Als ich so im tiefsten Schmerze meinen Betrachtungen mich hingab, so jung und auf so schreckliche Art sterben zu müssen, machte mir das plötzliche Erscheinen eines großen Condors, welcher wahrscheinlich von den Gipfeln der Gebirge aus sein Opfer erspäht hatte, und von dem von mir verlorenen Blut instinktmäßig angezogen war, einen wahrhaft schauderhaften Eindruck, denn das Raubthier galt mir als der sichere Vorbote meines Todes.

Nachdem er mich erst in großen, dann in immer kleineren Bogen lange umkreist hatte, ließ er sich in meiner unmittelbaren Nähe auf einem Felsen nieder, von wo er mich scharf beobachtete. Er schien sich vorgenommen zu haben, den Moment meiner Entkräftung abzuwarten, wo er es wagen könne, einen Kampf mit mir zu bestehen, seine Krallen mir in die Brust zu schlagen, mir die Augen auszuhacken und dann

den Leib zu zerfleischen und die Eingeweide herauszufressen. — Ich hatte ja oft dieses schreckliche Schauspiel auf meinen Reisen in der Wüste mit angesehen, wo das gefräßige Thier gestürzte Pferde oder Maulthiere, die nicht mehr die Kraft sich zu vertheidigen besaßen, lebendig verzehrte!

Es war nur zu gewiß, daß dieses schreckliche Loos auch mir bevorstehe; denn ehe eine halbe Stunde verflossen, schwebten mehr als zehn dieser schrecklichen Thiere mit einem Gefolge von kleinen Aasgeiern über meinem Haupte, nach und nach sich in meiner Nähe niederlassend, um an der Beute Theil zu nehmen.

Wenn ich mich auch mit Ergebung in das Loos gefügt hatte, hier zu enden, so war es mir doch ein schrecklicher Gedanke, die letzten Augenblicke meines Lebens im Kampfe mit diesen Thieren hinzubringen, von denselben zerrissen und verschlungen zu werden. Der natürliche Trieb der Selbsthaltung beseelte mich und gab mir, trotz der größten Schmerzen, die Kraft mehrere große flache Steine in der Nähe einer Felsenspalte zusammenzutragen und so zu ordnen, daß wenn ich mich nun in diese legte, sie eine Art Sarg bildeten, welchen ich mit großen Steinen so bedecken konnte, daß ich vor den Vögeln geschützt war und ruhig zum ewigen Schlaf eingehen konnte.

Als ich die traurige Arbeit vollendet hatte, mein eigenes Grab zu bestellen, saß ich noch lange vor dieser meiner künftigen Ruhestätte, trotzdem die Nacht hereingebrochen war und ein schneidend kalter Wind die wilden Gebirgsschluchten durchbrauste. Der Himmel, der sonst stets wolkenlos war, so daß an ihm das südliche Kreuz und all die andern Sternbilder im schönsten Blau prächtig erglänzten, war heute mit schweren schwarzen Wolken bedeckt, gleich als ob er meinen tiefen Schmerz theilte und mit mir trauerte. — Nachdem ich in Gedanken meine Vergangenheit durchlebt und alle lieblichen Bilder an meiner Seele hatte vorüberziehen lassen, aller meiner Lieben gedacht, und mich durch ein inbrünstiges Gebet, worin ich Gott um Rettung oder schnellen Tod anflehte, gestärkt hatte, legte ich mich in mein steinernes Bett, und nachdem ich es vorsichtig so mit den Steinen geschlossen, daß ich für immer ungestört ruhen konnte, entschlief ich sanft.

Bereits einige Stunden hatte ich geruht, und mich durch Schlaf erquickt, als ich durch mehrere Stöße eines starken Erdbebens erweckt wurde. Da mein Lager sehr hart war und der Hunger mich furchtbar zu quälen begann — seit 36 Stunden hatte ich nichts genossen — verließ ich meine Ruhestätte, setzte mich davor nieder und hing meinen

Gedanken nach. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als ich ein Geräusch zu vernehmen glaubte. Ich horchte, doch es war Alles still. Ich nahm an, daß einer der Raubvögel das Geräusch verursacht hatte und versank aufs Neue in meine Träumereien. Doch nun wiederholte sich dasselbe und es schien mir sogar näher zu kommen. Ich glaubte zu träumen, und um mich von meinem wachen Zustande zu überzeugen, erfaßte ich Gegenstände um mich herum und erkannte, daß ich meiner Sinne vollkommen mächtig war. Ich horchte weiter, mein Herz schlug, als ob es zerspringen sollte, das Geräusch näherte sich immer mehr und mehr, und es war nicht das Gekreisch von Raubvögeln, nicht das Vorüberjagen einer Heerde Guanacos, nicht das Geschrei von Chinchillas, auch nicht der Hufschlag meines zurückkehrenden Pferdes, nein, ich vernahm nun ganz deutlich ein anhaltendes gewisses Knarren. Noch einige Secunden lauschte ich, und da ich nun auch das Geräusch noch deutlicher vernahm, hoffte ich auf Rettung, und nicht mehr meiner Freude Meister, schrie ich aus Leibeskräften: „Socorro, Socorro, Socorro! por amor de Dios! me muero!“ (Hülfe, Hülfe, um Gottes Willen, ich sterbe!) „Socorro por Maria santissima estoi herido a muerte!“ (Hülfe um der Mutter Gottes willen, ich bin zum Tode verwundet.) Zugleich auch sprang ich auf, und theils auf den Knieen rutschend, theils auf einem Bein hüpfend, schleppte ich mich mit übermenschlicher Anstrengung und Kraft der Richtung zu, woher der Schall zu mir gedrungen war.

Ich hatte für meine Lage eine unmöglich erscheinende Strecke in finsterer Nacht zurückgelegt, als ich anhielt und lauschte. — Welches Glück! Ich vernahm nun deutlich und zwar unweit von mir wirklich ein Geräusch. Es war ein Wagen, aber zu meinem größten Schrecken bemerkte ich zugleich, daß der Fuhrmann die Pferde nach Kräften antrieb, um davon zu kommen und sich immer mehr und mehr von mir entfernte, anstatt mir zu antworten.

Man versetze sich in meine Lage, um mit mir zu fühlen! Vor wenigen Minuten hatte ich mit dem Leben bereits abgeschlossen, mit Ergebung hatte ich einem furchtbaren Tode entgegen gesehen und in inbrünstigem Gebet Gott um Hülfe oder schnellen Tod gebeten: da war wie ein Bote vom Himmel dieser Wagen in meiner Nähe erschienen, und jetzt, während ich kaum noch die Zeit gehabt mein Glück zu erfassen und neue Hoffnung auf Rettung vom Hungertode zu schöpfen, sah ich diesen Hoffnungsstrahl ebenso schnell wieder verschwinden, wie er erschienen. In der größten Verzweiflung und Todesangst, weder Schmerzen

noch Schwäche fühlend, raste ich der Richtung zu, von wo das Geräusch drang; ich bat, schrie, brüllte — doch alles vergebens, man hielt nicht an.

Mit übermenschlicher Anstrengung verdoppelte ich meinen Lauf, ich stürzte mehrmals, verwundete mich jeden Augenblick an den spitzen Steinen, aber der Selbsterhaltungstrieb hatte mich gegen jeden Schmerz gestählt; und so oft ich auch fiel, erhob ich mich immer wieder und raste dem Wagen nach, bis ich ihn endlich beinahe erreichte, da er schwer beladen glücklicherweise nur sehr langsam fahren konnte. Jetzt rief ich nochmals mit aller Kraft in die finstere Nacht hinein und endlich vernahm ich die Stimme des Führers, welcher im kläglichsten Ton mich bat, ihn zu schonen, da er kein Silber, sondern nur Holz geladen habe. —

Man wird mein Erstaunen begreifen, als ich, der selbst so sehr der Hülfe Bedürftige, um Gnade angefleht wurde. Da jedoch der Führer bei seinem Bittrufe seine Pferde immer weiter antrieb, um aus meinem Bereich zu kommen und sich jetzt bei mir ein furchtbarer Schmerz einstellte, so daß ich meine letzten Kräfte schwinden fühlte und bei längerer Anstrengung sicher verloren gewesen wäre, war meine Rettung nur durch Geistesgegenwart zu erreichen. Daher rasch die Rolle eines Räubers übernehmend, für welchen mich der Fuhrmann offenbar hielt, brüllte ich ihm zu: „parra te o te mato“ (Halte oder ich tödte dich) — und durch diese Worte eingeschüchtert, hielt der Mann wirklich an. Unter den größten Schmerzen schleppte ich mich, meine letzten Kräfte aufbietend, glücklich bis an den Wagen, in diesem Momente jedoch verließen sie mich in Folge des großen Blutverlustes, indem nicht allein meine Wunde wieder aufgebrochen war, sondern ich mich auch am Kopf schwer verletzt hatte.

Wie sehr erstaunte der an allen Gliedern zitternde Führer des Wagens, als er mich, den er für einen Räuber gehalten, in einem so traurigen Zustand am Boden liegend und um Hülfe bittend sah. Nachdem ich mich nur etwas erholt und ihm kurz von meinem Unglück Nachricht gegeben hatte, beeilte er sich ein Feuer anzumachen, meine Wunden auszuwaschen und zu verbinden; dann reichte er mir etwas Schnaps und Brot zur Stärkung, wickelte mich in seine Decken, hob mich auf den Wagen und trieb nun seine Pferde an, um mich so schnell als möglich nach Copiapo zu bringen, wo mir Hülfe zu Theil werden konnte. —

Zwölf spanische Meilen = (beinahe acht deutsche) hatten wir bis dahin zurückzulegen. — Es ist kaum zu beschreiben, welche Schmerzen ich auf dieser Reise, auf einem harten Wagen liegend, welcher auf einem

sehr unebenen Boden über große Steine dahinrollte, auszuhalten hatte, besonders da während dieser Fahrt zugleich ein eisig kalter Wind von den mit Schnee bedeckten Anden herabwehte, so daß, als ich endlich in Copiapo anlangte, ich mehr todt als lebendig vom Wagen gehoben wurde. Ich verfiel sofort in ein Fieber, und nur der Umsicht des mir befreundeten Dr. Wilhelm Gottschalk verdankte ich es, daß ich mein Leben und noch mein Bein erhielt und es nicht nöthig ward, dasselbe zu amputiren.

Während meiner Krankheit hatte mich mein Retter öfters besucht, und da ich eine kleine Summe Geldes aus Valparaiso erhalten hatte, hielt ich es für meine erste Pflicht, denselben nach besten Kräften zu belohnen, welcher mir jedoch zu meinem großen Erstaunen erklärte, daß er, so arm er auch sei, nicht das Geringste für seine mir geleisteten Dienste annehmen würde.

Meine Rettung, sagte er, sei eine so wunderbare gewesen, daß sie mit Gold nicht aufzuwiegen wäre; im Umkreise von mehreren Meilen von dem Punkte, wo ich verunglückt war, führe kein Weg vorüber, noch weniger befinde sich eine Grube oder eine menschliche Wohnung in jenem Umkreis und er selbst begebe sich nur aller Jahre einmal in dieser Richtung nach einer Gebirgsschlucht, wo er jedesmal soviel Wurzeln sammle, als für eine Wagenladung hinreiche. Jene Schlucht kenne und besuche außer ihm Niemand, ich würde also, wenn er nicht gerade an diesem Tage dahin gefahren wäre, unbedingt verhungert sein. — Hätte ich nach dieser so wunderbaren Rettung nicht Grund gehabt, den unter der Bevölkerung Copiapos verbreiteten Glauben, daß mich die Vorsehung zu etwas Besonderen erhalten habe, zu theilen? —

Kapitel XXXVI.

1857.

Die reichen Gold- und Kupferbergwerke in Cachijuju.

Nachdem ich meine Gesundheit wieder erlangt hatte, ritt ich auf demselben Pferde, welches mich so treulos in der Wüste verlassen, sich aber in meinem Stall in Copiapo wieder eingefunden hatte, nochmals nach Cachijuju, um nun in Begleitung des Wirthes die Kupferader aufzusuchen. Dieser aber hatte während meiner Krankheit nicht blos die Ader, sondern auch das Wirthshaus verkauft und ich fand daher bereits einen neuen Wirth vor. Da mir nun aber der frühere Besitzer dieses Hauses bei meiner letzten Anwesenheit nicht allein von der nun verkauften Ader, sondern auch von reichen Gängen in dem Gebirge von Cachijuju Mittheilung gemacht hatte, beschloß ich eine Zeit lang hier zu verweilen, um sowohl die in der Nähe gelegenen Goldminen der Indianer, welche die reichsten im Lande gewesen, zu untersuchen, als auch einige Kupfergänge anzusehen, welche man mir unter sehr vortheilhaften Bedingungen zum Kauf angeboten hatte.

Der Gebirgszug von Cachijuju erstreckte sich von hier westwärts nach dem Meere zu und war etwa eine halbe Meile lang, 600 Fuß hoch, vollständig isolirt und nach allen Himmelsgegenden von einem mehrere Meilen sich erstreckenden Sandmeer eingeschlossen, welches sich gegen Osten bis an die Anden, gegen Norden bis an die Höhen von Puquios hinaufzog, im Westen aber an den Stillen Ocean grenzte, und nur nach

Westen erhob sich ein an 500 Fuß hoher alleinstehender Sandberg, in welchem sich nach alten Traditionen ungeheuere Schätze von Gold befinden sollten.

Am nächsten Morgen ritt ich den südlichen Abhang des Gebirges von Cachijuju entlang und besuchte zuerst eine im Betrieb befindliche Kupfermine „Cuatro amigos“ (Vier Freunde), in welcher ein mächtiger Gang von Schwarzkupfererz gearbeitet wurde, und nachdem ich einige hundert Schritt von dort am Abhang in westlicher Richtung weiter geritten war, gelangte ich zu den alten, durch ihren Reichthum so berühmt gewesenen Goldminen der Indianer, welche aber längst verlassen waren.

Obgleich in wenig Ländern der Erde so viel Eisen vorkommt wie in der Wüste Atacama, so kannten und benutzten dies die alten Indianer doch nicht. Wohl aber verwendeten sie wie erwähnt das Kupfer, aus dem sie sich ihre Hämmer, Meißel rc. anfertigten. — Vermöge dieser Werkzeuge hatten sie die so reiche Goldader an der Oberfläche über 1000 Schritt verfolgt, bis sie auf Wasser gestoßen waren und dieses sie weiter einzudringen verhindert hatte. Wie tief dieser nur fünf Fuß breite, an 1000 Schritt lange Spalt sein mußte, bewiesen die großen Halden, welche sich längs desselben befanden. Ebenso bezeugten die vielen alten, aus übereinander geschichteten Steinen bestehenden Indianerwohnungen, welche noch zu beiden Seiten dieser Mine zu sehen waren, wie groß die Zahl der Indianer gewesen sein mußte, die einst hier gelebt und die Gruben bearbeitet hatten. Unzählige alte Töpfe, theilweise noch gut erhalten und mit Zierrathen versehen, größtentheils aber in Bruchstücken, lagen in diesen alten Wohnungen umher, ebenso Pfeilspitzen von Topas, Achatkugeln u. dergl. m. Fast vor jeder Wohnung befand sich ein großer Stein, zum Theil schon tief ausgearbeitet, auf welchem die Indianer den Quarz zerrieben und so das Gold gewonnen hatten.

In einer dieser alten Wohnungen fand ich zu meiner Freude zwei zehn Pfund schwere Hämmer aus gediegenem Kupfer und einen Meißel. Was mich aber ganz besonders interessirte, war ein in der größten dieser Wohnungen vorgefundener Stein von grauer Farbe und 3 Fuß Durchmesser, welcher auf einem anderen lag. Berührte man ihn nur etwas, so ertönte er, und sobald man mit einem Stein dagegen schlug, war der Schall so stark, daß man den Klang meilenweit hören und in der Nähe befindliche Personen fast betäuben konnte. Es war dies die Glocke der alten Indianer gewesen, welche aus Klingstein bestand.

Da der große Reichthum dieser Gruben keine Fabel, sondern es nachgewiesen war, daß, als die Wasser in dieselben hereinbrachen und

die Indianer sie verlassen mußten, der Gang an manchen Stellen einige Zoll mächtig aus gediegenem Golde bestanden hatte, und andere ebenfalls sehr viel Gold eingesprengt enthielten, so hielt ich es wohl für der Mühe werth, diesen alten Bau und das ganze Gebirge zu erforschen und zu sehen, ob es nicht möglich sein dürfte, vermöge eines Stollens das Wasser abzuziehen und die alten Arbeiten zugänglich zu machen. Ich verweilte daher mehrere Tage daselbst, indem ich stets des Morgens mit etwas Lebensmitteln versehen das Wirthshaus von Cachijuju verließ, den Tag über in dem Gebirge herumstreifte und des Abends nach der Herberge zurückkehrte.

Leider ergaben meine Nachforschungen und Untersuchungen kein günstiges Resultat, denn es hätte ein Stollen von sehr weiter Entfernung hierher geführt werden müssen, um das Wasser zu lösen, und dies würde sehr kostspielig gewesen sein und vielleicht auch ohne Nutzen, da man die Tiefe der alten Arbeit nicht bestimmen konnte. Welche Kosten aber eine hier aufgestellte Dampfmaschine verursachen mußte, war wohl leicht zu berechnen, wenn man bedenkt, daß der Centner Holz drei Pesos kostete und der Preis einer Tonne Steinkohlen à 20 Centner im Hafen von Caldera 40 Pesos betrug und diese per Eisenbahn nun erst nach Copiapo und von da auf Maulthieren nach der Grube hätte geschafft werden müssen.

Ich mußte daher die Hoffnung in dieser Mine ein neues und großes Vermögen zu erwerben aufgeben und mich darauf beschränken, reiche Kupfererzadern aufzusuchen.

Ich hatte nun mehrere Tage dazu verwandt, all die Abhänge und Schluchten der Südseite dieses Gebirgszuges zu durchforschen, in welchem ich mehrere mächtige reiche Kupfergänge, theils aus Schwarz-, theils aus Rothkupfererz bestehend, entdeckte, und begab mich darauf nach dem nördlichen Theil desselben. — Abgesehen von der Hoffnung, hier noch andere Kupfergänge zu finden, interessirte mich diese Gegend auch wegen eines Deroteros, den ich besaß; nämlich einer alten Nachricht von einem großen Schatze von Gold, welchen die Indianer, als sie von den Spaniern unterworfen wurden, hier vergraben und wahrscheinlich für ihre Götter bestimmt hatten, und den bei Todesstrafe Niemand anrühren oder verrathen durfte.

Mehrere Tage hatte ich bereits dies Gebirge auch auf dieser Seite durchforscht, doch erfolglos! Als ich eines Abends im höchsten Grad erschöpft von der Anstrengung, wie von den glühenden Sonnenstrahlen nach dem Thale zurückkehrte, wo ich mein Maulthier

angebunden hatte, um mich nach dem Wirthshaus zurück zu begeben, fand ich leider nur den Zaum um den Stein geschlungen, das Maulthier jedoch war verschwunden. In der Meinung, daß das Thier nach dem Wirthshause gelaufen sei, wollte auch ich meine Schritte dahin lenken — es war nur eine Stunde entfernt — als ich bemerkte, daß die Spuren desselben nach der entgegengesetzten Richtung hinwiesen, welche ich verfolgte.

Mehrere Male hatte ich dieselbe verloren aber stets wiedergefunden, und schließlich führte mich der Weg in eine enge Schlucht, zu deren beiden Seiten sich hohe senkrechte Felswände erhoben. Als ich weiter eingedrungen war, wurde dieselbe stets enger und die Felsenwände ragten höher empor; ich erblickte einige Vegetation, welche, je weiter ich vordrang, desto üppiger wurde, bis ich an einen Quell kam, welcher von Algarobobäumen beschattet wurde, unter denen mein Maulesel sich gemüthlich gelagert hatte.

Als ich mich hier auch niedergelassen und durch einen Trunk erquickt hatte, bemerkte ich, daß die Felsschlucht sich von hier aus weiter fortzog und noch enger wurde, und mit Freude erkannte ich, daß dies die von so vielen schon gesuchte Schlucht sein mußte, in deren Nähe der Schatz liegen sollte, indem ich an einer der senkrechten Wände, wie es in dem Derotero angegeben war, viele Zeichen und Hieroglyphen wahrnahm. Ich erkannte unter den vielen unverständlichen rothen Zeichnungen und Figuren mehrere menschliche, ebenso auch mehrere Guanacos wie Condors, was mich aber besonders interessirte, eine Hand, welche nach der Verengung der Schlucht zeigte, was mich glauben machte, daß der Schatz da liegen müsse.

So ermüdet ich auch gewesen war, fühlte ich mich nun angesichts dieser Zeichen wieder frisch und neu belebt, und sprang von Fels zu Fels, von Stein zu Stein, in der Hoffnung, noch ein Zeichen zu bemerken, was mir in Bezug des Schatzes Aufschluß geben könne. Da jedoch die Nacht einbrach, war ich gezwungen, nach dem Wirthshaus zurück zu reiten, und konnte erst am nächsten Tage meine Untersuchungen fortsetzen.

Trotz der größten Mühe und Anstrengung konnte ich jedoch auch während der folgenden Tage nichts entdecken, obgleich ich die Schlucht von Anfang bis zu Ende untersuchte: sei es daß nach Jahrhunderten, wo dieser Schatz hier liegen sollte, und den so häufigen starken Erdbeben die Erdoberfläche derart verändert war, oder daß überhaupt keiner sich da mehr befand und sich nie einer befunden hatte.

Sehr interessant war aber für mich ein in der Nähe inmitten der Sandebene sich erhebender etwa 100 Fuß hoher isolirter Hügel. Auf diesem erhoben sich einige sechszig aus übereinander geschichteten Steinen gebildete Wohnungen der alten Indianer, in welchen ich ebenfalls viel altes Geschirr, Pfeilspitzen und große Steine vorfand, auf welch' letzteren sie, um das Gold zu gewinnen, den Quarz gemahlen hatten. Nur konnte ich nicht begreifen, wie sie diesen Hügel inmitten des brennenden Sandes der Wüste als Wohnungsplatz gewählt hatten, und blieb nur die Vermuthung übrig, daß früher hier ein Bach oder eine Quelle geflossen sei, die aber durch die häufigen Erdbeben versiegt war.

Unweit davon entdeckte ich einen Gang von Topas, welcher eine Mächtigkeit von fünf Fuß hatte, aber nur einige Fuß tief gearbeitet war, aus dessen Gestein sich die Indianer ihre Pfeilspitzen gemacht hatten.

Kapitel XXXVII.

Raubanfall in der Schlucht von Llampos.

Mehrere Wochen hatte ich diesen Gebirgszug durchforscht, auch gute Kupferadern gefunden. Ich bestieg daher eines Morgens mein Pferd, um mich nach Copiapo zu begeben und meine Muthungen darauf einzulegen. —

Nachdem ich bei größter Hitze einen Theil der Wüste durchjagt hatte, erreichte ich die Felsenschlucht bei Llampos, in welcher ich, einigermaßen gegen die brennenden Sonnenstrahlen geschützt, mein Pferd im Schritt gehen ließ. Plötzlich sprengte ein gesatteltes Maulthier ohne Reiter mir entgegen, und da die Schlucht sehr eng war, hielt ich es an und befestigte es an einen Lazo, um es bis zur nächsten Wasserstation mitzunehmen. Kaum war ich jedoch einige Hundert Schritt weiter geritten, so hörte ich einen Hülferuf. Trotzdem derselbe ganz in meiner Nähe erscholl, konnte ich nicht unterscheiden, ob er vor, hinter oder über mir in den Felsen erklungen. Sofort parirte ich mein Pferd, zog den Revolver aus dem Halfter und horchte, doch alles war still. Ich ritt vorsichtig, nach allen Seiten mich umschauend, langsam vorwärts bis an eine Stelle, wo die Schlucht eine Biegung machte und von wo man einen großen Theil derselben übersehen konnte, aber auch hier hörte und sah ich nichts, als einige Condors und Aasgeier, welche ein gefallenes Maulthier, das noch nicht verendet, gräßlich zerfleischten.

Gern würde ich meinen Revolver auf diese gierigen Thiere abgefeuert haben, wenn ich nicht dadurch meine Anwesenheit verrathen

14*

hätte; ich beschränkte mich also darauf, das arme Maulthier mit dem Messer zu tödten.

Schon glaubte ich mich geirrt und den Schrei eines Aasgeiers für einen Hülferuf gehalten zu haben, als ich ganz deutlich nicht allein wieder klagende Töne, sondern auch die Stimmen mehrerer Männer vernahm. — Ich lauschte und erkannte nun, daß diese Stimmen aus einer über mir befindlichen Felsspalte erschollen. Schnell faßte ich einen Entschluß: ich schwang mich aus dem Sattel, und nachdem ich die Zügel meines Pferdes um einen großen Stein geschlungen, erkletterte ich, in der Rechten den Revolver, die Felswand. Mit größter Vorsicht und so geräuschlos als nur möglich näherte ich mich der Spalte, doch welch' trauriger Anblick bot sich mir hier dar! Da lag ein älterer Mann, anscheinend guten Standes, von unzähligen Messerstichen durchbohrt, in seinem Blut am Boden. — Ein Zucken und Strecken der Glieder bekundete deutlich, daß er soeben verschied.

Dem Unglücklichen war demnach nicht mehr zu helfen, und ich hatte nun nur noch an die Verfolgung der Mörder, wie an meine eigene Sicherheit zu denken. Ich eilte schnell zu meinem Pferd zurück, damit sich die Mörder nicht desselben bemächtigten. Kaum war ich jedoch bei diesem angelangt und hatte mich in den Sattel geworfen, als ein Hagel von Steinen von den Räubern nach mir geschleudert wurde. Diese anzugreifen oder mich gegen sie zu vertheidigen war unmöglich und nur durch die eiligste Flucht konnte ich mein Leben retten. Ich drückte meinem Pferd die langen Sporen mit solcher Gewalt in die Seiten, daß es hoch aufsprang und wie ein Pfeil mit mir dahin geschossen wäre, wenn sich nicht das Maulthier dagegen gesträubt hätte, welches nicht vom Platze weichen wollte. — Es war aber nun kein Augenblick zu verlieren, wenn ich nicht von einem der mächtigen Steine, wie sie die herkulischen Arme der Räuber herabschleuderten, zerschmettert werden sollte. Kaum hatte ich Zeit gehabt, den Lazo zu durchschneiden und meinem Pferde nochmals die Sporen in die Seiten zu bohren, als mich bereits ein Stein traf, glücklicherweise aber nur leicht verwundete, während ein größerer sofort das Maulthier zu Boden streckte. Eiligst jagte ich nun dem Ausgang der Felsenschlucht zu; an einer Stelle aber, wo sich dieselbe verengte, gewahrte ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß mehrere Räuber sich über dem Engpaß postirt hatten und mich mit Felsstücken ruhig erwarteten, um durch sichern Wurf mich zu tödten.

Ich befand mich in einer förmlichen Falle; zu beiden Seiten erhoben sich hohe unübersteigbare, schroffe Felswände, vor und hinter mir die Räuber, welche in den Felsspalten so geschützt waren, daß meine Kugeln sie nicht treffen konnten. Der Engpaß war nur zwölf Fuß breit, und durch ihn mußte ich unbedingt hindurch.

Lange hatte ich nicht Zeit, mich zu bedenken, denn schon nahten die Verfolger, welche mich nun auch von hinten angriffen und mich den vorn aufgestellten entgegentrieben. Schnell schwang ich mich aus dem Sattel, und mich an dem Zügel meines Pferdes festhaltend, trieb ich es an und sprang an seiner Seite gebückt und derart durch dasselbe gegen die Räuber einigermaßen geschützt, meinen Revolver abfeuernd dem Hohlwege zu — und gelangte glücklich in's Freie.

Ich bestieg nun eiligst mein an vielen Stellen blutendes Pferd und jagte mit ihm so schnell als möglich durch die Wüste bis nach der Station von Chule, während ich im Reiten auf's Neue den Revolver lud. Da ich in diesem kleinen, ganz einsam liegenden Wirthshaus aber weder Maulthiertreiber noch Karrenführer fand, sondern nur die alte Wirthin, und die Räuber diesen Ort binnen einer Stunde erreichen konnten, es auch schon dunkel war, beeilte ich mich mein Thier durch einen Trunk zu stärken und ihm und mir die Wunden etwas auszuwaschen, und jagte nach Copiapo.

Nachdem ich dem Intendenten sofort diesen Mord gemeldet, wurde schleunigst ein Piquet Cavallerie zur Aufsuchung der Mörder entsandt, während ich mich sehr ermattet wie auch vom Blutverlust geschwächt nach meiner Wohnung begab.

Am Nachmittag des nächsten Tages kehrte das Militär zurück, ohne die Räuber entdeckt zu haben, welche sich bei dessen Annäherung in's Gebirge geflüchtet hatten, brachten aber den Leichnam des unglücklichen Opfers mit, welchem der Condor und die Aasgeier bereits die Augen ausgehackt, wie die Eingeweide herausgefressen hatten.

Es stellte sich bald heraus, daß der Ermordete ein Grubenverwalter aus Tres Puntas war, welcher sich so unvorsichtiger Weise mit einigen Tausend Pesos, zur Auszahlung seiner Bergleute bestimmt, allein und selbst ohne Waffen nach Tres Puntas hatte begeben wollen.

Kapitel XXXVIII.

Meine Kupferbergwerke in Cachijuju.

Da ich zu dieser Zeit ein neues kleines Kapital von Europa erhalten, engagirte ich sofort Bergleute, kaufte das nöthige Minenmaterial und Lebensmittel und begab mich nach Cachijuju, um die gefundenen Kupferadern zu bearbeiten.

Binnen wenigen Tagen waren die nöthigen Baulichkeiten vollendet, und bald herrschte in diesem früher ganz einsamen Gebirge ein reges Leben und Treiben. Die bei Tag wie bei Nacht fortwährend erfolgenden Schüsse der Sprengarbeit, welche aus den Gebirgsschluchten erdröhnten, bekundeten einen gut organisirten starken Betrieb.

Da die hier gefundenen Kupfererzgänge sehr mächtig und reich waren, lag es in meinem Interesse, so viel als möglich derselben in Betrieb zu setzen, zu welchem Zweck ich noch mehrere muthete und in Angriff nahm.

Die hauptsächlich hier vorkommenden Erze enthielten 30—50 Procent Kupfer, zugleich aber auch Silber und Antimon; sie hatten Farbe und Glanz wie Stahl, weshalb sie Silberstahl genannt wurden. Aber auch Gold kam viel in diesem Erz, theils in Körnern, theils in Nadelform eingesprengt vor, so daß aus einem Centner Erz öfter Gold im Werth von 30 Pesos mit dem Hammer herausgeschlagen wurde. Bei allem Reichthum waren diese Gänge aber auch unbeständig, und während dieselben zuweilen bis fünf Fuß Mächtigkeit in diesem reichen Erze anstanden, verringerte sich ihre Stärke öfter bis auf einige Zoll.

Mehrere Monate lang lebte ich in diesem meinen neuen Wirkungskreise, und nur am Ende des Monats begab ich mich wie früher für einen Tag nach Copiapo, wohin ich die gewonnenen Erze brachte, sie dort verkaufte und das nöthige Material sowie die Lebensmittel für die Gruben beschaffte.

Als ich eines Tages wieder hinkam, herrschte daselbst allgemein große Aufregung. Der Intendent dieser Provinz war nämlich in einem Zeitungsartikel hart angegriffen und seine Ehre verletzt worden, in Folge dessen er, von Polizeisoldaten begleitet, in die Druckerei gedrungen war, die Redakteure verhaftet und jedem von diesen durch den Scharfrichter 50 Peitschenhiebe hatte verabfolgen lassen. Auf diese Art war nun allerdings seinen Racheburst gekühlt und seine Gegner entehrt, aber die natürliche Folge war auch, daß er sofort wegen Ueberschreitung seiner Befugnisse abgesetzt, verhaftet und nach der Residenz gebracht wurde.

Bis gegen Mitte October leitete ich persönlich den Betrieb meiner neuen Kupfergruben, welche sich täglich besserten und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten; da verbreitete sich die Schreckenspost von Europa zu uns herüber, daß die Kupferpreise plötzlich beinahe um die Hälfte gefallen waren. Bedenkt man, daß die Provinz Atacama zu dieser Zeit fast ausschließlich vom Kupferbergbau lebte, so wird man begreifen, wie schrecklich es auf dieselbe einwirken mußte, daß während jetzt für den Centner Erz von 25 Procent 32 Real = 4 Pesos bezahlt worden waren, nun nur noch 2 Pesos geboten wurden. Die natürliche Folge war, daß sofort der größte Theil sämmtlicher Kupferbergwerke den Betrieb einstellte, indem es zu dem jetzigen Preise nicht einmal möglich war, die schon geförderten Erze mit Gewinn nach Copiapo zu bringen, geschweige die Gruben zu bearbeiten. Sehr viel Bergwerksbesitzer mußten sich sofort bankerott erklären und ihnen folgte der größte Theil der Kaufleute Copiapos, sodaß die ganze Provinz ruinirt war.

Durch diesen neuen harten, unvorhergesehenen Schlag, welcher wie ein Blitz aus heiterem Himmel hernieder gezückt war — und zwar gerade in einer Zeit, wo der Kupferbergbau Segen und Reichthum in hohem Maße spendete und Jedermann sich der schönsten Hoffnungen für die Zukunft hingab — war ich wie der größte Theil der Bewohner dieser Provinz vollkommen zu Grunde gerichtet. Ich mußte nicht allein meine Kupferbergwerke aufgeben, sondern verlor auch alle meine Antheile an meinen Silberminen, welche ich meinen Gläubigern als Zahlung über-

wies. Wie vielen meiner Freunde, welche bedeutendes Vermögen besessen, dasselbe in den Kupferbergwerken angelegt und nun Alles verloren hatten, war auch mir kaum das Nöthigste zu meinem Lebensunterhalt übrig geblieben.

Es war bekannt, daß Niemand wohl mehr gearbeitet hatte als ich und mein Landsmann Jenquel, und auch dieser, da er Verpflichtungen zu erfüllen und nicht die Mittel besaß abzuwarten, bis das Kupfer steige, verlor seine Kupfergruben, welche an 100,000 Pesos Werth hatten. Täglich erklärten sich 10—20 Bergwerksbesitzer bankerott, und die natürliche Folge war, daß auch die Kaufleute in Copiapo ihren Verpflichtungen an die Handelshäuser in Valparaiso nicht nachkommen konnten und auch fallit wurden, und dadurch gingen nun wieder andere Handelshäuser in Valparaiso und Handelshäuser in Hamburg zu Grunde. Der einzige Bergwerksbesitzer meiner Landsleute, welcher diese Krisis aushalten konnte, war Herr Heinrich Paulsen, dessen Kupfermine in Ladrillos ohnweit Copiapo ihm bereits an 200,000 Pesos ergeben hatte und nun monatlich an 500 Centner Erz zu 20 Procent ausgebeutet wurden, an welchen er nun natürlich auch monatlich einige Tausend Pesos weniger verdiente.

Dieser allgemeine Ruin influirte natürlich nun auch auf die neu gegründeten Kupferschmelzereien, und meine Freunde Engelhardt und Gockel machten mit 137,000 Pesos bankerott, und wurde das schöne Etablissement für nur 6000 Pesos verkauft. Der früher erwähnte David Lewingston aus Posen, dessen Vermögen enorm angewachsen war und welcher ebenfalls großartige Schmelz-Etablissements in Caldera gegründet hatte, machte mit 600,000 Pesos bankerott und flüchtete sich nach der Argentinischen Republik, und ebenso gingen noch mehrere andere große Schmelz-Etablissements in Caldera zu Grunde.

Kapitel XXXIX.

1858.

Der Derotero de los Candeleros.

An die Unbeständigkeit des Glücks und an Verluste gewöhnt, ertrug ich auch diesen so harten und ganz unerwarteten Schlag mit Ruhe, und so rath- und mittellos ich auch nun dastand, verlor ich den Muth und die Energie nicht, mir nochmals einen anderen Wirkungskreis zu schaffen. Ich beschloß daher Cateador zu werden, d. h. alte reiche Minen, die man bis jetzt noch nicht wiedergefunden hatte, aufzusuchen. Was mich zu diesem so sehr mühsamen und beschwerlichen Berufe besonders veranlaßte, war eine Nachricht, welche ich von einer einige Fuß mächtigen Ader gediegenen Silbers besaß, welche sich in der unmittelbaren Nähe von Copiapo befinden sollte.

In Copiapo war allgemein bekannt, daß in früherer Zeit eine in dem in der Nähe gelegenen indianischen Dorf wohnende Christin indianischer Abkunft eines Tages zu den Mönchen des Klosters San Francisco de la Selva gekommen war und denselben für die Kirche mehrere Eselladungen fast gediegenen Silbererzes mit der Bestimmung geschenkt hatte, daß dafür Messen für ihren verstorbenen Mann gelesen werden sollten. Als die Geistlichen das reiche Silbererz im Besitz einer so armen Indianerin sahen, hatten sie natürlich Alles aufgeboten, um zu erfahren, woher es stamme. Da jedoch die Indianer seit ihrer Unterjochung durch die Spanier niemals Schätze an Weiße verriethen, wes-

halb so große Reichthümer verloren gegangen sind und noch verloren gehen, konnten die Mönche von dieser Frau nur Folgendes erfahren:

„Ihr Mann habe einen, einige Fuß mächtigen Gang gediegenen Silbers in der Nähe von Copiapo besessen; so oft er Geld gebraucht, habe er sich dahin begeben, mit der Brechstange das Silber abgesprengt, seine Satteltaschen damit gefüllt und nach Hause gebracht und dann das Erz verwerthet. Eine Tages sei ein Freund ihres Mannes bei ihm zum Besuch gewesen und da er Silber gesehen, habe er ihn gebeten, ihm aus der Noth zu helfen. Ihr Mann sei hierauf mit seinem Freunde nach der Mine geritten, und als dieser den großen Reichthum erkannt, habe er ihren Mann erschlagen, seine Satteltaschen mit Silbererz gefüllt und sei dann aus Furcht vor Entdeckung des Mordes verschwunden. Sie selbst kenne diese Mine nicht und bringe der Kirche, was sie an Erz besessen."

Die Mönche ließen nun aus dem überreichten Silber zwei große massive Candelaber anfertigen — welche sich heute noch in dem Kloster San Francisco befinden — und danach nannte man jene Nachricht „el derotero de los candeleros" (Candelaber).

Obwohl sich die Mönche zuerst die größte Mühe gegeben hatten, den reichen Gang selbst ausfindig zu machen, was ihnen aber nicht gelungen war, hatten sie diese Nachricht einigen Cateadoren von Copiapo mitgetheilt. Von diesen wurde nun mit größtem Eifer in den nächsten Bergen nachgeforscht. Dabei war ausbedungen, daß bei Entdeckung des Ganges die Kirche den halben Antheil haben solle.

Da Copiapo in einem tief eingeschnittenen, von Ost nach West laufenden Thale liegt und sowohl in dem nördlich wie südlich gelegenen Gebirge von Rosario Silber vorkam, so war es sehr schwer den Ort des Silberlagers ausfindig zu machen.

Nachdem auch die Cateadores lange gesucht hatten, ohne ein günstiges Resultat zu erzielen, machten sie die Nachricht allgemein bekannt. Hunderte von Cateadores durchforschten nun die Gebirge, viele Jahre lang sah man die Abhänge von ihnen besucht, und tausend und abertausend Löcher bekundeten, wie fleißig diesem reichen Gange nachgeforscht worden war. Leider aber war alle Mühe vergebens.

Viele Jahre waren bereits verflossen, als einst ein Geistlicher aus der Argentinischen Republik nach Copiapo kam und heimlich während längerer Zeit die südlich von Copiapo gelegenen Berge und Schluchten durchforschte. Da er jedoch kein gutes Resultat erzielt zu haben schien, hatte er sich an einen der tüchtigsten Cateadores in Copiapo

gewandt, und nachdem er ihm unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit um seine Unterstützung ersucht hatte, theilte er ihm Nachstehendes mit:

In einer sehr finsteren stürmischen Nacht sei er zu einem Sterbenden geholt worden, welcher ihm Folgendes Geständniß ablegte: „Ich bin aus Pueblo Indio bei Copiapo gebürtig. Ein Freund von mir besaß daselbst heimlich eine sehr reiche Silberader. Einst bat ich ihn mir etwas Erz zu geben, er versprach es mir und wir ritten eine Strecke von Copiapo bergan, dann hielten wir, er befahl mir auf seine Rückkunft zu warten, worauf er sich eine Strecke entfernte, und nachdem er eine Steinplatte gehoben, in einer engen Oeffnung verschwand. Ich hörte sodann, wie er mit der mitgenommenen Brechstange arbeitete. Als ich den Berg etwas weiter hinauf gestiegen war, erblickte ich von da direct unter mir Copiapo und sah, wie sich eben eine Prozession mit vielen Lichtern nach der Kirche San Francisco begab. Darauf kehrte ich zurück, und da mein Freund noch nicht kam, schlich ich mich sachte an die Stelle, wohin er gegangen war und erblickte in der Höhlung einen einige Fuß mächtigen Gang fast gediegenen Silbers. Von Neid und Habsucht verführt, erschlug ich meinen Freund, füllte meine Satteltaschen mit dem Erz, bedeckte die Oeffnung, und aus Furcht vor Entdeckung des Mordes floh ich nach hier, wo ich viele Jahre gelebt habe. Da ich mein Ende nahe fühle, möchte ich mein Gewissen einigermaßen beschwichtigen und übergebe Ihnen hiermit genau verzeichnet den Derotero, wo sich dieser reiche Gang befindet; ich bitte ihn für die Kirche zu nehmen, um dafür Messen für meine arme Seele lesen zu lassen. Der Derotero lautete:

„Gehe von Copiapo über den Fluß zu den Algarobobäumen, wo der Indianer sein Maulthier ließ — gehe in die Schlucht, welche sich gegenüber dem Kloster von San Francisco befindet — da wirst du nach einem Bergpasse kommen, von wo aus du auch das Kloster San Franzisco sehen wirst — der Portesuelo ist auf der Südseite — und bist du da angekommen, wirst du auf der andern Seite des Portesuelos und nach Süden zu das Erdreich dunkelgelb gefärbt und einen Gang in der Mitte des Abhanges finden; es befinden sich da viele Bruchstücke dieses Ganges; folge nun der Schlucht bis dahin, wo sie ein Knie macht und steige dann aufwärts, bis du einen steilen Fels erreichst, gehe etwas zurück und passire am Abhange diesen und folge nun der Schlucht bis du zu einem scharfkantigen Felsengebirge kommst, biege da um dasselbe, und in einer Entfernung von etwa 225 Fuß

befindet sich der gesuchte Gang. Er ist sehr mächtig, aus gediegenem Silber, zwei kleine Löcher sind auf ihm gemacht, wo er entblößt war, aber wieder zugedeckt ist. Es sieht aus, als wenn sich ein Maulthier darauf gewälzt hätte. Wenn du weiter gehst, kommst du zu einigen Churques-Sträuchern, unter deren ersten der Indier seine Brechstange vergraben hatte, mit welcher er das Erz sprengte. Von diesen Sträuchern etwa 500 Fuß entfernt läuft ein anderer Gang, welcher den ersten kreuzt, wo sich auch viel Bruchstücke von schwarzem Gestein des Ganges vorfinden. Das Silber gleicht den Reifen eines Fasses."

Der Cateador bot nun Alles auf, diesen Gang zu entdecken, da es ihm jedoch auch nicht gelang, reiste der Geistliche unverrichteter Sache wieder nach der Argentinischen Republik zurück.

Der Zufall wollte nun, daß ich hiervon Nachricht erhielt, und nachdem ich dem Cateador versprochen hatte, wenn ich den Gang fände, ihm einen Theil, und einen andern Theil der Kirche abzutreten, wurde ich in das Geheimniß eingeweiht. Ich zog vorerst die bestmöglichen Nachrichten über diesen Derotero ein, besuchte zu diesem Zweck die Mönche in San Franzisco, sah dort die Candelaber und bekam eine so feste Ueberzeugung von der Existenz dieses reichen Ganges, daß ich schon am nächsten Tage meine Nachforschungen begann und dieselben einige dreißig Tage lang ununterbrochen fortsetzte.

So zog ich nun, der frühere vermeintliche Millionär, jeden Morgen bei Tagesanbruch mit einer kleinen Spitzhaue versehen, einen Beutel mit Brot und Käse und ein großes Horn mit Wasser gefüllt über der Schulter, zu Fuß nach dem südlich von Copiapo direct von der Stadt aus sich steil erhebenden Gebirge von Rosario, untersuchte dort während des ganzen Tages die Schluchten, Abhänge und Felsen, und kehrte des Abends im höchsten Grade ermüdet nach der Stadt zurück.

Es ist schwer zu schildern, in welcher Aufregung ich mich während dieser Zeit befand, allein so anstrengend und mühsam die mir gestellte Aufgabe war, bei deren Lösung ich besonders durch Hitze bedeutend litt, war ich doch froh und zufrieden. Man bedenke nur, daß ich die vorstehenden genauen Nachrichten über den reichen Gang besaß und in dieselben ein vollkommenes Vertrauen setzte, welches sich zum Enthusiasmus steigern mußte, wenn ich nach und nach die angegebenen Zeichen entdeckte, die mich meinem Ziele näher brachten. Bedenke man ferner, daß ich, wenn ich den reichen Gang wirklich fand, plötzlich Millionär werden konnte, denn wenn die Grube auch für den Augenblick nicht jene Summe in Silber lieferte, so konnte ich doch, sobald ich den Gang

gemuthet hatte, mit Leichtigkeit Kuxe davon an die Bankiers und reichen Bergwerksbesitzer Copiapos für so hohe Summen verkaufen.

Ebenso konnte aber auch der Gang wie in Tres Puntas und Charnarzillo fortsetzen und während mehrerer Jahre jährlich eine Million Reinertrag geben. — Wenn man sich bei all diesen Erwägungen in meine Lage versetzt und bedenkt, daß ich früher ein großes Vermögen erworben, dasselbe aber wieder verloren hatte, und mich nun ohne alle Mittel befand, so wird man leicht beurtheilen können, mit welcher Spannung ich mein jetziges Ziel verfolgte und dabei weder die große Hitze noch Strapazen aller Art scheute. Jeden Gang hieb ich an, jeden Stein hob ich auf und prüfte ihn, immer in der Hoffnung, daß er dem reichen Gange angehöre. Oft glaubte ich bereits ein reiches Erz in der Hand zu haben, welches sich aber bald als taub herausstellte. Meine aufgeregte Phantasie spiegelte mir manches Falsche vor, und die Hitze in diesen kahlen Felsenschluchten, wo kein Baum, kein Strauch, kein Halm und kein lebendes Wesen außer mir sich befand, trug auch dazu bei, meine Sinne zu verwirren. Ich sah jetzt ein wie leicht man, was in Copiapo öfters vorkam, bei solcher aufregenden Arbeit und besonders bei der Erwartung eines reichen Fundes den Verstand einbüßen könne.

Aus diesem Grunde erkläre ich mir auch die vielen Sagen, welche in Copiapo in Bezug auf reiche Gänge einliefen, wo die Finder Riesen, Zwerge, Ungeheuer u. s. w. gesehen zu haben versicherten. Einmal werden die Nerven in solchen Fällen sehr aufgeregt, und andrerseits mögen die Trugbilder der Wüste und der herrschende Aberglaube das ihrige dazu beitragen.

Seit drei Wochen hatte ich bereits das Gebirge durchforscht, viele der im Derotero angegebenen Zeichen auch bereits gefunden, aber in der Nähe des Ortes, wo der reiche Gang sein sollte, konnte ich nichts entdecken. Es war besonders deshalb so schwierig, den Gang zu finden, da gerade dieser Theil der Abhänge mit tiefem Flugsand bedeckt war, und außerdem hatte sich der Mörder, der ein ungebildeter Mann gewesen war, in Bezug auf Himmelsgegend und Distanz leicht irren können. —

Schon fing ich an in meinem Eifer etwas nachzulassen, als mich eines Abends ein Geistlicher besuchte, welcher, von meinen Nachforschungen in Kenntniß gesetzt, mir im größten Vertrauen die Mittheilung machte, daß kürzlich eine alte Frau gestorben sei, welche den Ort genau gekannt habe, wo sich der reiche Gang befinde, und ihm für die Kirche das Geheimniß anvertraut habe. Sofort habe er nach der Stelle gesucht und

mehrere Tage dazu verwandt und ihn doch nicht finden können. Und so habe er die fast Sterbende mit Vorwürfen überhäuft, in ihrer letzten Stunde nicht die Wahrheit gesagt zu haben, worauf die Frau ihm nochmals geschworen, daß sich der Gang dort, wo sie gesagt, befinde, und am nächsten Morgen sei sie gestorben. Nach nochmaligem langen Suchen sei er aber nicht glücklicher gewesen als das erste Mal, und da er die feste Ueberzeugung habe, daß der Gang sich in der Nähe befinden müsse, so wolle er mir seine Nachricht mittheilen, damit ich die Spur verfolge.

Er erzählte mir nun Folgendes: Die Verstorbene hatte eine Indianerin, welche später eine kleine Hütte und Ziegenheerden in der Quebrada de Rosario besaß, als Amme gehabt, und als diese auf dem Sterbebette gelegen, ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, daß sie in diesem Gebirge einen Gang gediegenen Silbers wisse, von welchem sie stets, wenn sie Geld brauchte, Erze herausgesprengt, die Oeffnung aber immer wieder verdeckt habe. Sie hatte ihr nun gegen das Versprechen, die Stelle nie Jemandem zu verrathen, dieselbe genau angegeben, damit sie, wenn sie Geld bedürfe, sich von dort heimlich Silber holen könne. Bald nachher war sie gestorben. Die Frau hatte nun auch von dort heimlich Silber geholt, das Loch aber stets mit Steingerölle und Sand wieder verdeckt, und eine Menge Silbergeräth, welches sie, da sie keine Verwandten hatte, der Kirche vermacht, wäre Zeugniß für die Richtigkeit ihrer Angabe. —

Die Beschreibung war folgende: „Wenn man von dem Punkte, wo der alte Thurm des Klosters San Francisco stand, nach Süden sieht, wird man drei Bergspitzen wahrnehmen. Die höchste ist die des Indianers; man ersteige sie, und man wird sehen, daß von der höchsten Spitze nach Süden zu, und zwar in gerader Linie vom Kloster San Francisco und in einer Distanz von 40—60 Schritt von diesem Gebirge ein Silbergang von Ost nach West in Kalkspath läuft. Der Ort, wo er sich befindet, ist mit vielem Sand bedeckt. Früher befand sich da ein Algarobobaum, aber jetzt wird er wohl nicht mehr vorhanden sein. Der Gang ist an zwei Stellen erschürft, aber wieder zugedeckt. Weiter gegen Süden befinden sich einige alte verlassene Goldgruben."

Nachdem ich dem Geistlichen versprochen hatte, wenn ich den Gang fände, mit ihm zu theilen, begab ich mich schon am nächsten Tage an die bezeichnete Stelle. Man kann sich vorstellen, mit welchem neu erstärkten Eifer ich meine Arbeiten ausführte, als ich erkannte, daß mich die neue Nachricht gerade auf denselben Punkt führte, wo ich die Spur des anderen Derotero verloren hatte, daß es mithin dieselbe Mine und

daß die vom Geistlichen bezeichnete Amme wahrscheinlich dieselbe Indianerin gewesen war, welche der Kirche einst das Silber gebracht hatte, woraus die Candelaber gemacht worden waren.

Noch vierzehn Tage lang suchte ich Tag für Tag, doch leider vergebens. Da die Hitze täglich unerträglicher wurde und ich zu erkranken fürchtete, verschob ich die Fortsetzung der Aufsuchung auf spätere Zeit — leider aber gestalteten sich die Verhältnisse derart, daß ich keine Gelegenheit mehr hatte, an diesen Ort zu kommen.

Ich bin aber von der Existenz dieses reichen Ganges fest überzeugt und übergebe daher diese Nachricht hiermit der Oeffentlichkeit. Vielleicht ist einer meiner Leser glücklicher als ich.

Kapitel XL.

Brand der Passage Waddington.

Einige Tage später fand wiederum ein sehr starkes Erdbeben statt. Auch erregte ein großer Komet viel Aufmerksamkeit und Interesse, welchen wir bei dem zu dieser Jahreszeit stets völlig wolkenlosen Himmel und so klarer durchsichtiger Atmosphäre während mehrerer Tage genau zu beobachten Gelegenheit hatten.

Da meine Gesundheit bei dem so angestrengten Aufsuchen der Silberader sehr gelitten hatte, begab ich mich Mitte November noch Caldera und schiffte mich nach Valparaiso ein, um neues Kapital aufzutreiben und mich durch Seebäder zu kräftigen. Allein da sollte mich nach den schweren Verlusten, welche mich dies Jahr bereits betroffen, ein neuer harter Schlag vollends zu Grunde richten.

Als wir uns dem Hafen von Valparaiso näherten, erblickten wir den Himmel blutroth gefärbt, und mächtige, von da aufsteigende Rauchwolken ließen keinen Zweifel übrig, daß eine große Feuersbrunst statthabe. Es herrschte natürlich große Aufregung auf unserem Schiffe, und mit verdoppelter Dampfkraft flogen wir förmlich in den Hafen hinein.

Zu meiner Bestürzung und größten Schreck sah ich bald, daß die ganze Straße de Cabo in Flammen stand, und die herrliche Passage Waddington, wo ich meine Wohnung hatte, wie die Passage Cousino bereits ein Raub der Flammen geworden, und da sie nur aus Holz construirt waren, ein kolossales Feuermeer zum Himmel aufloderte. Sobald wir nur gelandet, eilte ich so schnell als nur möglich nach der

Brandstätte. Welch ein trauriger Anblick bot sich mir dar! Die Passagen Waddington und Cousino existirten nicht mehr, und da das Feuer so schnell um sich gegriffen hatte, war auch nicht das Geringste gerettet worden — ich hatte dabei Alles verloren. Abgesehen von dem Verlust an Geldeswerth, hatte ich meine Briefschaften, Documente, Bilder und Andenken aus der Heimath verloren, und was mich besonders schmerzte, war der Verlust all meiner Sammlungen, besonders sehr werthvoller Gold-, Silber- und Kupferstufen.

Diese Sammlung war die Frucht siebenjähriger Arbeit gewesen und hatte nicht allein einen bedeutenden pecuniären, sondern auch wissenschaftlichen Werth. Wie oft hatte ich nicht schwierige und lästige Reisen in die Wüste und in die Schluchten der Anden unternommen, um mir eine interessante Stufe zu verschaffen und meine Sammlung zu completiren; was für herrliche reiche Erze hatte ich von den reichen Bergwerksbesitzern als Geschenk erhalten, welches Kapital hatte ich nicht verwendet, um Sammlungen anzukaufen, welche ich trotz oft größter Geldverlegenheiten als einzige Errungenschaft siebenjähriger harter Arbeit mir reservirt hatte. — Alles war dahin!! und alles was der schon so Geprüfte behalten hatte, war die Geistesruhe und daß er sich an den brennenden Balken seiner Wohnung eine Cigarre anzünden konnte.

Die Verluste dieser Feuersbrunst wurden in Valparaiso auf 5,000,000 Pesos taxirt, wovon für nur etwa 2,000,000 Pesos versichert war. Fünfzehn deutsche und einige französische Geschäftslocale waren niedergebrannt und viele hatten ihr Vermögen verloren. — Da ich meiner Privatwohnung hier beraubt war, so verlebte ich einige Wochen im Hotel de Chile, während welcher Zeit ich Seebäder nahm, und kehrte Ende December nach Copiapo zurück, um meine Nachforschungen nach der Silberader fortzusetzen.

Kapitel XLI.

1859.

Die Revolutionen in Copiapo und Valparaiso.

Das Jahr 1858 war verflossen. In demselben hatte ich so herbe Erfahrungen, gemacht und so große Verluste erlitten und trotz der größten Anstrengungen und Strapazen nichts erreicht; ich stand allein, arm und verlassen da, und wohin ich auch blickte, bot sich nicht die geringste Aussicht auf bessere Zeiten und Copiapo ging offenbar der Noth, dem Elend und einem totalen Ruin entgegen. Wenn schon durch den Verfall des Silberbergbaues viele Bergwerksbesitzer und Kaufleute ihr Vermögen verloren hatten, so richtete nun die schreckliche Kupferkrisis vollends Alles zu Grunde. Mehr als 300 Kupferminen waren verlassen, da sie bei den gedrückten Preisen nicht bearbeitet werden konnten; alle Schmelzereien gingen ein. Ein großer Theil der Bergwerksbesitzer und Kaufleute, die früher bedeutendes Vermögen besessen, hatten jetzt kaum soviel, um sich und ihre Familie zu erhalten; eine große Anzahl derselben lag im Schuldgefängniß und herrschte eine totale Geschäftslosigkeit. Dazu kam noch, daß unzählige Bergleute ohne Arbeit in Banden unter großem Tumult die Straßen Copiapos durchzogen, allerlei Excesse begingen und Raub und Mord überhand nahmen, sowie daß der größte Theil der Bevölkerung der gegenwärtigen Regierung feindlich gesinnt war, und besonders die wohlhabendsten und einflußreichsten Bewohner Copiapos im Verein mit der Presse nach Kräften darauf hinarbeiteten, eine Revolution heraufzubeschwören.

Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß, als die zuletzt eingetroffene Post vom Süden die Nachricht brachte, daß sowohl in Santiago und Valparaiso, wie in Talca eine Revolution ausgebrochen, dieselbe jedoch an allen drei Orten von der Regierung unterdrückt worden sei, auch Copiapo, der Hauptsitz der Feinde der Regierung, natürlich nicht zurückstehen wollte. Kaum war daher die Kunde wie ein Lauffeuer durch die Stadt gedrungen, so zogen bald Tausende theils gut, theils schlecht bewaffnet unter Anführung eines der reichsten und mächtigsten Bergwerksbesitzers Don Pedro Leon Gallo unter dem Rufe: „Nieder mit der Regierung!“ nach dem Hauptplatze, wo sie die Regierungsgebäude mit Sturm nahmen und das Militär zu ihnen überging. Sofort wurden die Gefängnisse geöffnet, alle Gefangenen befreit und die Menge bestmöglichst im Zeughause bewaffnet, währenddem alle Glocken geläutet wurden, fortwährend Freudensalven erschollen und Tausende im trunkenen Zustande mit Gebrüll durch die Straßen zogen. —

Am nächsten Morgen proclamirte sich Pedro Leon Gallo als Intendent der Provinz, und als er in einer feurigen Ansprache alle Patrioten aufforderte, zu seinen Fahnen zu eilen, um unter seiner Führung nach der Hauptstadt Santiago zu marschiren und die Regierung zu stürzen, hielt es jeder junge Mann von Bildung für eine Schande zurück zu bleiben, und aus dem Volke stellten sich Tausende.

Um nun aber diesen Feldzug zu unternehmen, bedurfte man natürlich bedeutender Geldmittel wie Waffen, und da sich in den erstürmten Regierungskassen nur kleine Summen vorfanden, stellte Pedro Leon Gallo, wie mehrere andere reiche Bergwerksbesitzer einen großen Theil ihres Vermögens zur Disposition, und alles Silber, was in den Minen vorräthig war und aus den Amalgamirwerken gewonnen wurde, schmolz man sofort ein und prägte Münzen daraus.

Von den Waffen war bereits im Geheimen eine bedeutende Anzahl vorhanden, wohl genug für einen Aufstand in Copiapo, — aber nicht genug um sämmtliche Truppen zum Marsch nach Santiago auszurüsten. Es wurden deshalb in aller Eile bei Tag und Nacht alte Gewehre reparirt, Lanzen und Sensen geschmiedet, Patronen gemacht, Kanonen gegossen, alle Schneider und Schuhmacher engagirt, um Uniformen und Fußbekleidung anzufertigen, während die ersten Damen der Stadt sich beeilten, kostbare Fahnen und Schärpen zu sticken. Zugleich wurden alle Pferde, Maulthiere und Esel in der ganzen Provinz für die Kavallerie und Artillerie eingezogen, sowie alle Wagen, um die Lebensmittel, Kriegsmaterial, Gepäck und Wasser zu transportiren,

denn das Heer hatte ja den größten Theil des Weges durch die Wüste zurückzulegen.

Vierzehn Tage waren während diesen Vorbereitungen verflossen, und das Heer war schon recht gut uniformirt, bewaffnet und einexercirt, auch die nöthigen Lebensmittel und Kriegsmaterial waren angeschafft, als die Nachricht kam, daß die Regierung mehrere Dampfer mit Truppen von Valparaiso abgesandt habe, um Copiapo wieder zu unterwerfen. Auf diese Nachricht wurde sofort Generalmarsch geschlagen und eine Revue über das Heer gehalten, und nachdem unter dem Läuten der Glocken und Kanonendonner die Fahnen in der Kathedrale eingeweiht worden waren, verließ die Armee Copiapo und marschirte einige Meilen bis zu dem Punkt Pinchincha, wo es sich verschanzte.

Es herrschte ein colossaler Enthusiasmus, und der Zudrang von Kampflustigen war so groß, daß viele Hunderte nur mit Knitteln bewaffnet mitzogen, um sobald einer der Kämpfenden fiel, sofort vorzuspringen und sich seiner Waffen bemächtigend seine Stelle auszufüllen.

Pedro Leon Gallo, der Chef des Heeres, und seine Freunde opferten einen großen Theil ihres Vermögens, theils aus Haß gegen die Regierung, theils aus Eitelkeit und in der festen Ueberzeugung den Präsidenten Manuel Montt zu stürzen und sich für ihre Opfer gehörig zu entschädigen; auch hatten sie die beste Aussicht dieses Ziel zu erreichen, wenn sie mit ihrem Heer bis Santiago dringen konnten, was das Signal zum nochmaligen Aufstande der ganzen Republik gewesen wäre, welchen die Regierung dann nicht hätte unterdrücken können.

Als die Truppen Copiapo verlassen, begann Diebstahl, Raub und Mord in Copiapo immer häufiger zu werden, und da keine Polizei, kein Richter und kein Schutz vorhanden war, und Jeder, der etwas besaß, für sein Eigenthum zu fürchten hatte, was besonders die Ausländer betraf, so traten diese sämmtlich zusammen und bildeten mehrere Compagnien, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, und auch ich trat in eine dieser Compagnien ein. Wir bewaffneten uns bestmöglichst, hauptsächlich mit Revolvern, und richteten das Theater zur Hauptwache ein, in welcher während des Tages eine Compagnie den Dienst versah, des Nachts jedoch stets alle vier Compagnien sich versammelten, von denen je zwei in den Straßen patrouillirten. Dank dieser Einrichtung konnten wir, nachdem wir verschiedene Missethäter exemplarisch bestraft hatten, Ruhe und Ordnung wieder herstellen.

Als ich eines Abends gegen 11 Uhr mit einer Compagnie in eine Quergasse einbog, erscholl aus einem Hause großer Lärm und wildes

Gebrüll. Da wir, um Exzesse zu vermeiden, verordnet hatten, daß um 10 Uhr alle Schanklokale geschlossen würden, trat ich in dasselbe ein, welches von Menschen schlechtester Klasse und Physiognomien überfüllt war, welche tanzten, sangen, spielten und tüchtig zechten und in welchem eine wirklich schreckliche Atmosphäre herrschte. Sofort befahl ich Ruhe und erklärte Alle zu Gefangenen, worauf mehrere mit Messern auf mich zustürzten, welche jedoch, als sie meine Compagnie mit gezogenen Revolvern eintreten sahen, schleunigst mit ihren Kameraden und Dirnen durch eine Hinterthür und durch die Fenster die Flucht ergriffen. Ich untersuchte das Local hierauf näher und fand im Hintergrunde desselben eine mit vielen Bändern und Blumen verzierte Kindesleiche ausgestellt, welche derart die Luft verpestete, daß ich schnell zurücktrat.

Ich kannte nun zwar die allgemeine chilenische Sitte, daß wenn ein Kind starb, die Familie die Leiche desselben wie hier mit Blumen und Bändern geschmückt ausstellte und Verwandte und Freunde einlud, um zu feiern, daß ein Engel nach dem Himmel fahre, wobei getanzt, gesungen und tüchtig getrunken wurde — aber ich kannte auch das Gesetz, daß jede Leiche wegen der großen Hitze binnen 24 Stunden beerdigt werden müsse; dies hatte man mit dieser Leiche nicht gethan. Leider wurde diese eigenthümliche Sitte oft mißbraucht, indem die Wirthe von Schanklokalen die Kindsleichen armer Leute mietheten, ein Engelfest anzeigten und je nach gehabter Einnahme die Eltern bezahlten. — So war es auch hier der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß die unnatürlichen Eltern die Leiche ihres Kindes bereits in der vierten Nacht vermiethet hatten und diese effectiv schon in Verwesung übergegangen war, weshalb ich die Eltern wie den Wirth verhaftete und einige Tage einsperren ließ.

Einige Tage später, als sich Pedro Leon Gallo mit seinen Truppen in Pichincha verschanzt hatte, langten die Regierungstruppen auf einem Kriegsdampfer im Hafen von Caldera an. Sie hatten erwartet, daß ihnen das Landen durch die Revolutionäre streitig gemacht werden würde und wunderten sich nicht wenig, als sie den Ort fast ganz verlassen fanden. Bald darauf jedoch, als die Truppen ausgeschifft waren, erkannte der Commandant derselben, daß Gallo sehr richtig gehandelt, daß er, nachdem er alle Locomotiven, wie alle Pferde, Maulthiere, Esel und Wagen nach Copiapo gebracht, sich in Pichincha festgesetzt hatte. Die Regierungstruppen hätten nun 50 englische Meilen in tiefem Wüstensand bei der furchtbaren Hitze im Januar bis Pichincha marschiren und alles Material wie Lebensmittel auf dem Rücken tragen

müssen. Wenn sie dadurch erschöpft bei dem Lager der Revolutionstruppen angekommen wären, so hätte sie Gallo sicher sofort aufgerieben. Er sandte daher sogleich einen seiner Dampfer nach Valparaiso zurück und bat um neue Instructionen, worauf er den Befehl erhielt, sofort Caldera zu verlassen und im Hafen von Coquimbo zu landen.

Es läßt sich denken, welcher Jubel im revolutionären Lager wie in Copiapo herrschte, als die Kunde kam, daß die Regierungstruppen sich zurückgezogen hätten, was für die erste Niederlage der Regierung angesehen wurde.

Von größter Wichtigkeit war es jetzt für die Revolutionäre, die Summe von 8,000,000 Pesos in Gold, welche die Regierung in England geliehen hatte und die mit dem nächsten Dampfer von Panama nach Valparaiso gesandt werden sollte, zu erbeuten, indem man hoffte, daß dieser Dampfer, wenn er von der Revolution keine Nachricht erhielte, in Caldera einlaufen würde.

Zu diesem Zwecke wurde ein Major mit seiner Compagnie nach dem Hafen gesandt. Da dieser einer meiner Bekannten war und ich den sehnlichsten Wunsch hatte nach Valparaiso zu gelangen, nachdem ich 14 Tage alle Nächte mit Wachtdienst und Patrouilliren zugebracht hatte, benutzte ich die Gelegenheit, mit diesem dahin zu gehen, in der Hoffnung, dann mit dem Dampfer oder irgend einem Segelschiff nach Valparaiso fahren zu können. So verließ ich Copiapo, wo ich sieben Jahre gelebt, gute und schlechte Zeiten durchgemacht hatte und einst als Millionär angesehen worden war, im Besitz nur einiger Thaler, um das Reisegeld bis Valparaiso zahlen zu können. — Es war dies mein Abschied von Copiapo für immer.

Ein Tag verweilte ich in Caldera als der Dampfer, nichts vom Aufstand ahnend, ruhig einlief und am Hafendamm anlegte. Ich eilte sofort an Bord desselben, und war es auch die höchste Zeit, denn bereits war ins Lager telegraphirt worden und eilte der Major mit seiner Compagnie herbei. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Dampfer sich wieder frei zu machen, was das herbeigeeilte Volk verhindern wollte, und kaum hatten wir uns vom Hafen entfernt, als der Major mit seiner Compagnie eintraf.

Diesen Moment kann man als das Ende der Revolution bezeichnen, denn es würde genügt haben der Regierung diese Summe zu entziehen, um sie zu stürzen, geschweige wenn sich die Revolutionäre dieser Mittel gegen die Regierung hätten bedienen können.

Die Freude der Regierungspartei, wie der Aerger der Opposition, die 8,000,000 Pesos in Valparaiso anlangen zu sehen, war außerordentlich groß. Da ich eben so viel Freunde in der einen wie anderen Partei besaß und mich durchaus neutral verhalten hatte, wurde ich, der einzige von Copiapo angekommene Passagier, natürlich mit tausend Fragen zugleich bestürmt. Um mich denselben zu entziehen und etwas zu erholen begab ich mich in das neue Café de Guinodie, welches am Landungsplatz lag. Allein ich war, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe gekommen, denn kaum hatte sich hier die Nachricht von dem bedeutenden Heer Gallo's und sein beabsichtigter Marsch gegen die Hauptstadt verbreitet, sowie daß die Regierungstruppen nicht die Macht oder den Muth gehabt hatten, Copiapo anzugreifen, daß vielmehr ihr Rückzug stattgefunden, als die Revolution hier von Neuem ausbrach.

Alle die wir uns in dem Café befanden waren gezwungen daselbst zu verbleiben, indem auf dem Platz die Revolutionäre bereits gegen den Palast anrückten, während die Wache diesen vertheidigte, und wären wir beim Heraustreten mitten in's Feuer gekommen. Vom Café aus hatten wir Gelegenheit zu sehen, wie mehrere Fässer mit Terpentin, Theer 2c. gegen die Thore des Palastes entleert und angezündet wurden, so daß dieselben bald in Flammen standen.

Bis jetzt hatten wir uns in keiner großen Gefahr befunden, als aber nun das Militär in verschiedenen Straßen anrückte, um den Platz zu säubern und den Regierungspalast zu vertheidigen, wurde eine Salve nach der anderen gerade in der Richtung auf das Café, in welchem wir uns befanden, abgefeuert. Da die Wände nur aus einem Holzrahmen bestanden, der mit Palmenrinde ausgeschlagen und mit Kalk überworfen war, so drangen die Spitzkugeln nicht nur durch die vordere Wand, sondern sogar durch noch zwei Wände in die hinteren Zimmer. Nur dadurch, daß wir uns alle sofort ausgestreckt auf den Boden warfen, konnten wir der Gefahr, erschossen zu werden, entgehen. Viele hundert Kugeln schlugen, nachdem sie die Wand durchbohrt, dicht über unseren Köpfen ein.

Zum Glück war der Platz vom Militär bald genommen und besetzt und die Revolutionäre zogen sich nach der Straße Planchada und auf die Höhen zurück. Dort wurden sie von verschiedenen Seiten angegriffen und theils gefangen, theils zersprengt, so daß binnen einigen Stunden der ganze Aufstand beseitigt war, und bald gelang es auch, das Feuer im Palast zu löschen.

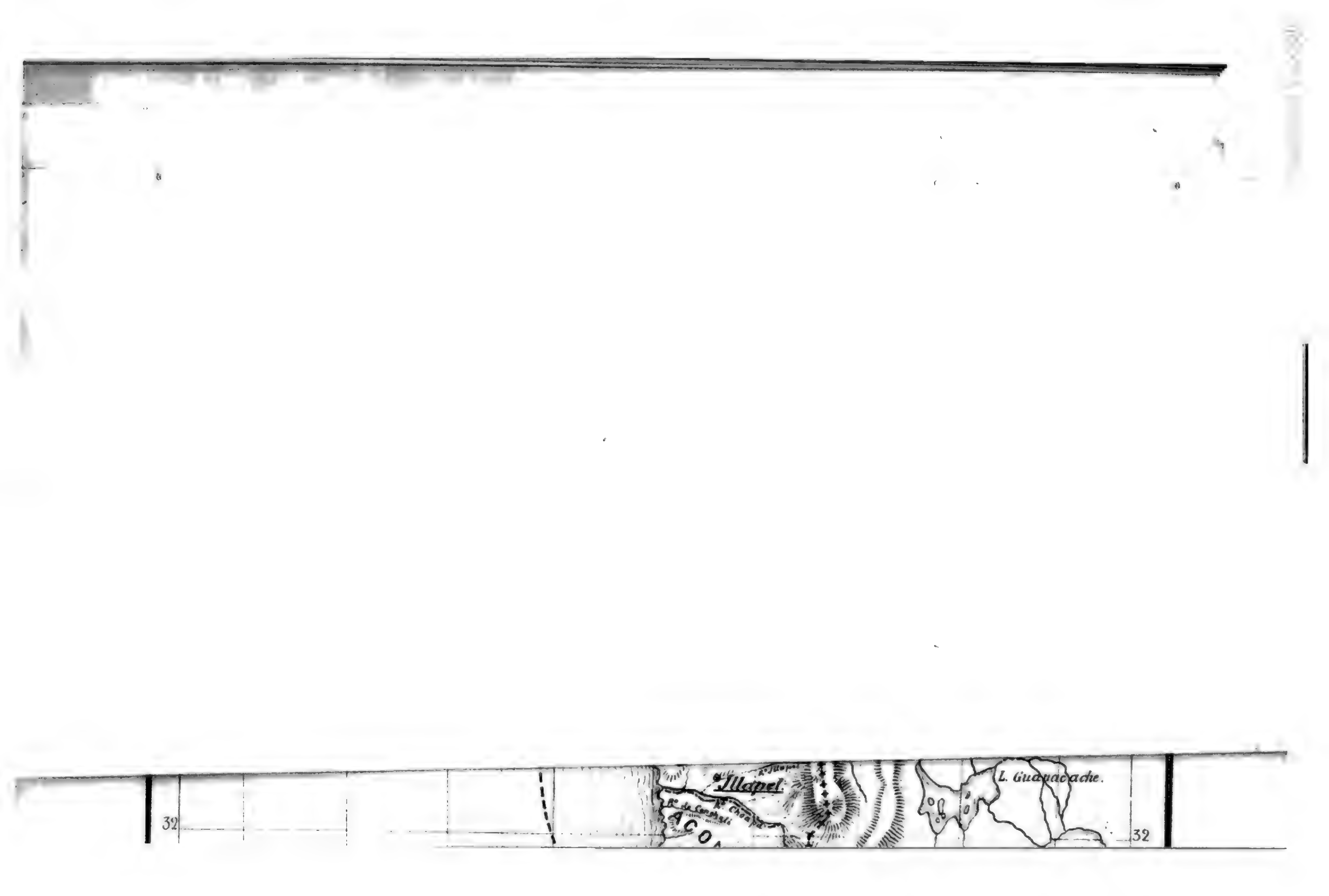
Obgleich große Aufregung in Valparaiso herrschte, verlief der Abend und Nacht ziemlich ruhig; denn sämmtliche hier garnisonirende Truppen und Polizeimannschaften hatten die Hauptplätze besetzt, und starke Patrouillen durchzogen die Straßen. Daß nun hier kein Aufstand mehr zu fürchten und die Regierung ihrer Sache sicher war, ersah man wohl schon daraus, daß am nächsten Morgen um neun Uhr alle Gefangenen, worunter viele Söhne der ersten Familien, unter großer Ostentation je zu zwei und zwei von Militär und Polizei escortirt durch die Straßen Valparaisos nach dem am Gebirge gelegenen Gefängniße abgeführt wurden. Ein junger Mann von 19 Jahren, dem gebildeten Stande angehörig, welcher die Thore des Palastes angesteckt hatte, wurde sogar an diesem Morgen öffentlich erschossen.

Pedro Leon Gallo marschirte mit seinen Truppen bald durch die Wüste bis Valenar und Freirina und drang dann bis La Serena vor, wo er die Regierungstruppen am 14. März angriff und sie total schlug. Hierauf nahm er seinen Sitz in dieser Stadt, in welcher sich sein Heer bedeutend vermehrte und er Waffen, Munition und Lebensmittel in Menge vorfand.

Ueber einen Monat dauerte es, bis die Regierung wieder an 2—3000 Mann Truppen zusammen brachte. — Mit diesen griff sie am 29. April die Revolutionaire ohnweit der Stadt Serena an und schlug sie total, wonach sich ihr Anführer Pedro Leon Gallo mit seinen Officieren über die Cordilleren nach der Argentinischen Republik flüchtete.

Dies war das Ende der Revolution und Copiapo war bald darauf wieder von Regierungstruppen besetzt! —

— Ende des ersten Bandes. —


32
Illapel
L. Guanacache.
32

Digitized by Google

Fünfzehn Jahre
in
Süd-Amerika
an den
Ufern des Stillen Oceans.

Gesehenes und Erlebtes
von
Paul Treutler.

Mit fünfzehn Bildern und einer Karte des Indianergebiets zwischen den Flüssen Valdivia und Tolten in Lichtdruck
nach theils eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Band II.

Leipzig,
Weltpost-Verlag,
Richard Lesser
1882.

Nachdruck und Uebersetzung in andere Sprachen vorbehalten.

Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden.

Digitized by Google

Einleitung.

Sieben Jahre hatte ich in dem in der nördlichen Provinz Atacama der Republik Chile gelegenen Bergwerksdistrikt Copiapo dem Gold-, Silber- und Kupferbergbau obgelegen, das in den ersten Jahren errungene bedeutende Vermögen in den darauffolgenden Jahren wieder verloren und war schließlich gezwungen den ganzen Bergbau aufzugeben, da in Folge der ausgebrochenen Revolution der größte Theil der Gruben von den Bergleuten verlassen wurden.

Ich begab mich daher nach Valparaiso, um mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurückzukehren.

Fast zwei Monate weilte ich jedoch schon in diesem Hafen und konnte mich nicht entschließen nach der Heimath zurückzukehren, indem ich stets hoffte mir nochmals einen neuen Wirkungskreis in dieser Republik zu schaffen.

War es das schmerzliche Gefühl, nach so langer Abwesenheit von der Heimath ohne Vermögen nach Europa zurückzukehren, war es mein Hang zum Reisen oder Abentheuern, der Wunsch Schätze zu sammeln, oder mir einen Namen zu erringen — ich weiß es nicht, doch glaube ich, daß alle diese Empfindungen zusammen mich bestimmten, mich mit dem nächsten Dampfer in die südlich gelegene Provinz Valdivia zu begeben, um von da aus das noch wenig bekannte Land der wilden unabhängigen Araucaner-Indianer zu erforschen.

Ich erkannte wohl die Schwierigkeiten der mir gestellten Aufgabe, ich wußte, welche Strapazen, Mühen und Entbehrungen mich erwarteten und welche Gefahren mich stets umgeben würden; aber gerade diese

Verhältnisse und der Wunsch, etwas Unbekanntes zu erforschen, übten einen solchen Zauber auf mich aus, daß sie mich nur anzogen, aber nicht zurückschreckten. Abgesehen vom wissenschaftlichen Interesse, welches mich diese Regionen zu bereisen und zu erforschen bewog, bestimmte mich auch der Umstand zu diesem Entschluß, daß ich von sehr glaubwürdigen Personen erfahren und zugleich aus vielen alten Schriften die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sich in diesem Lande sehr reiche Goldadern und goldführende Schichten befanden, welche zum Theil von den Spaniern früher bearbeitet worden waren, wie auch, daß große Quantitäten Goldes von denselben, als sie von den Indianern belagert, vergraben wurden.

Alle Versuche diese Gruben wieder auszubeuten oder die Schätze auszugraben, waren bisher mißlungen; denn die Araucaner, eingedenk, daß sie des Goldes wegen früher von den Spaniern unterjocht und so lange in Sclaverei gehalten worden waren, hatten, nachdem sie ihre Unterdrücker aus dem Lande vertrieben und ihre Unabhängigkeit wieder erlangt, alle diese Gruben zugeschüttet und bei Todesstrafe verboten, sie wieder in Angriff zu nehmen. Um selbst für die Zukunft die Aufmerksamkeit Golddürstiger nicht auf dieses Land zu richten, durfte Niemand Goldschmuck tragen und hatten Goldmünzen nicht den geringsten Werth unter ihnen. Da nun ein so anerkannt großer Goldreichthum unverwerthet in den undurchdringlichen Wäldern dieser Indianerstämme lag, hoffte ich da mein Glück machen zu können.

Bevor ich jedoch beginne, meine Reise nach der Provinz Valdivia, in das Land der unabhängigen Araucaner-Indianer, wie die nach den deutschen Kolonien unternommenen Expeditionen zu beschreiben, halte ich es für wichtig Einiges über die Lage, wie Geschichte dieses Landes und seiner Bewohner hinzuzufügen, sowie einige Nachrichten über den früheren großen Goldreichthum mitzutheilen, die der Leser in Kapitel I und II finden wird.

Inhalts-Verzeichniß zu Band II.

Kapitel	I.	Historische Nachrichten über die Araucaner-Indianer und ihr Land	Seite 1.
„	II.	Einige Nachrichten über den Gold-Reichthum des Araucaner-Gebiets	„ 8.
„	III.	Reise von Valparaiso nach Corral, dem Hafen von Valdivia	„ 11.
„	IV.	Flußfahrt von Corral nach Valdivia	„ 21.
„	V.	Beschreibung der Stadt Valdivia und ihrer Bewohner, sowie Einiges über die Landwirthschaft der Provinz	„ 24.
„	VI.	Erste Expedition in das Gebiet der unabhängigen Araucaner-Indianer über San José, Mehuin und Queuli nach Tolten	„ 34.
„	VII.	Zweite Expedition unter die Araucaner-Indianer über San José und Trailafqueen nach den Ruinen von Villarica	„ 78.
„	VIII.	Dritte Expedition unter die Araucaner-Indianer über San José und Migueen nach Pitrufqueen (1860) . .	„ 107.
„	IX.	Vierte Expedition unter die Araucaner-Indianer über Pelehue nach Voipire	„ 139.
„	X.	Reiseschilderungen nach den in den Provinzen Valdivia und Llanquihue gelegenen deutschen Kolonien Arique, Quinchilca, Corral, Futa, Union, Riobueno, Trumao, Osorno, sowie einige Nachrichten über die von Puerto Montt	„ 155.

Digitized by Google

Phot. u. Druck von F.B.

Vald

Digitized by Google

Lith. Hofmann, Dresden

. i v i a.

Google

Kapitel I.

Historische Nachrichten über die Araucaner-Indianer und ihr Land.

Im Jahre 1540 sandte der damalige Herrscher von Peru, Don Franzisco Pizarro, seinen General Pedro de Valdivia mit einem Heer, aus Spaniern und Peruanern bestehend, durch die Wüste Atacama, um diejenigen Indianerstämme zu unterjochen, welche das Territorium bewohnten, das heute Republik Chile genannt wird.

Nachdem er die Stämme von Copiapo, Coquimbo, Quillota und Milipilla unterworfen hatte, setzte er seine Eroberungen gegen Süden fort, erbaute 1550 am 5. October an der Bai von Penco die Stadt Concepcion, ging von da über den Bio-Biofluß, und schlug dann die Araucaner-Indianer, welche südlich von diesem wohnten.

Der Ursprung der Araucaner-Indianer ist, wie der aller Ureinwohner der Westküste Südamerikas, in dunkle Nebel gehüllt. Sie bewohnten das Gebiet, welches sich vom Fluß Bio Bio nach Süden bis nach dem Archipel erstreckt, im Westen vom Stillen Ocean und im Osten von den Cordilleren der Anden begrenzt ist und zerfielen unter sich in verschiedene Stämme, nämlich in Picunchos, welche zwischen dem Bio Bio und Valdiviafluß, in Cunchos, welche zwischen dem Letzteren und dem Rio Buenofluß, in Huillichen, welche von letzterem bis zum Archipel, und in Pehuenchen, welche in den Thälern der Anden lebten. Huilliche heißt südliches Volk, indem huilli Süd und Che Volk in der araucanischen Sprache heißt, und Pehuenchen Volk, welches da lebt, wo die Pinus araucaria wächst, da Pehuen die Pinus Araucaria ist. Ihre Nachbarn im Osten waren die Pehuelchen, die Pampaindianer, da Pehuel Osten bedeutet, und im Süden die Tehuelchen, die Feuerländer, Volk, das da wo der Strauß lebt, da Tehuel der Strauß heißt.

Die Araucaner hatten ihr Land in vier lange von Nord nach Süd laufende Streifen getheilt, die sie Batulmapus nannten und zwar 1) das Uferland, lavqueen — mapu, 2) das ebene, lelbun — mapu, 3) die Vorberge, inapire — mapu, 4) die Cordillere, pire — mapu.

Jeder solcher Batulmapu wurde in fünf Aillaregues oder Provinzen getheilt, und jede Provinz in neun Regues oder Kreise. Ueber jedem Batulmapu stand ein Toqui, der als Zeichen seiner Würde eine steinerne Streitaxt führte, über jedem Aillaregue ein Apoulmen, als Abzeichen einen Stock mit silbernem Knopf und Ring führend, und über jedem Regue ein Ulmen oder Cacique mit demselben Abzeichen, aber ohne Ring. Alle Würden waren erblich nach dem Rechte der Erstgeburt; war kein männlicher Nachfolger vorhanden, so wurde aus Bezirk, Provinz oder Kreis ein neuer Toqui, Apoulmen oder Ulmen gewählt. Im Falle eines Krieges wurde ein Kriegsrath gehalten, zu welchem all' diese Würdenträger und die Aeltesten, wie viele andere Auserwählte zusammentraten und einen der Toquis als Befehlshaber wählten, welchem Alle Treue schwören mußten. Wurde aber keiner der Toquis für passend erachtet, konnte auch ein Apoulmen, Ulmen oder sogar einer, der keine dieser Würden bekleidete, gewählt werden, und Jeder hatte in der Versammlung das Recht, seine Ansicht frei auszusprechen. War der Krieg beschlossen und ein Generaltoqui erwählt, so stellte ihm jeder der Toquis eine bestimmte gleiche Anzahl Krieger zur Verfügung, und da jeder Araucaner, der nicht krank und schwach, Soldat war, stand bald ein Kriegsheer bereit, dessen Anführer vom Generaltoqui ernannt wurden. Anfänglich kämpften die Krieger, die theils mit Bogen und Pfeil, theils mit Keulen und Laquis, größtentheils aber mit vergifteten Lanzen bewaffnet waren, nach ihrem alten Brauch, bald nach den ersten Kämpfen mit den Spaniern aber zogen sie das Handgemenge vor, wobei sie zugleich darauf bedacht waren, Pferde zu erbeuten, welche sie unter der größten Sorgfalt sich vermehren ließen, und somit bald im Stande waren, auch zu Pferde Krieg zu führen. — Die Siegesbeute wurde zu gleichen Theilen vertheilt und die Gefangenen in die Sclaverei geführt. Ein barbarischer Brauch fand öfter nach einem großen Siege zu Ehren der Gefallenen statt. Einer der Kriegsgefangenen wurde nämlich als Opfer auserwählt, und nachdem man ihn unter furchtbarem Gebrüll auf einem Pferde, welchem man Ohren und Schwanz abgeschnitten, im Lager herumgeführt, bildeten die Anführer einen Kreis, steckten die Streitaxt ihres Obmannes in der Mitte

in den Boden und einige Schritt davon nach jeder Himmelsgegend eine Lanze. Nach verschiedenen anderen Förmlichkeiten wurde nun der unglückliche Gefangene zwischen diese Lanzen gestellt, der Generaltoqui näherte sich ihm mit einer Keule bewaffnet und versetzte ihm damit einen solchen Schlag, daß er sofort todt zu Boden stürzte. Zwei der Häuptlinge rissen ihm hierauf das noch zuckende Herz aus dem Leibe, das, nachdem der Generaltoqui ein Stück davon genossen, von den andern Anführern verzehrt wurde, und wonach aus einer angezündeten Tabakspfeife der Rauch nach allen vier Himmelsgegenden geblasen wurde. Die Krieger schälten hierauf das Fleisch von den Röhrknochen, aus welchen sie sofort Blasinstrumente machten, schnitten dem unglücklichen Opfer den Kopf ab und befestigten an seine Stelle den eines Hammels, zogen dann unter furchtbarem Kriegsgeheul unter Begleitung der neubereiteten Blasinstrumente im Kreise umher und verzehrten schließlich das Fleisch, bei welchem Mahl sie sich des Schädels als Trinkschale bedienten, aus welchem erst der Generaltoqui, dann alle Anführer tranken.

Die Araucaner waren damals schon kein Nomadenvolk mehr, welches nur von Jagd und Fischerei lebte, sondern trieben bereits Ackerbau und Viehzucht, hatten ihre festen Wohnsitze in den fruchtbarsten Gegenden an den Ufern der Flüsse aufgeschlagen und lebten nicht in Erdhöhlen, sondern geräumigen Häusern, deren Wände aus Baumstämmen und Fachwerk construirt und die mit Schilfdächern versehen waren. Sie bauten Kartoffeln, Mais und Bohnen und hatten sich Guanakos und Strauße gezähmt, welche sie als Zugthiere benutzten. Als Waffe und Jagdgeräth verfertigten sie sich ihre oft achtzehn Fuß langen Lanzen aus dem Colligue Rohr; aus einem sehr harten Holz ihre Keulen, und außerdem Schleudern, Laquis, Bogen und Pfeile, sowie zum Fischen Netze aus gewissen Schlingpflanzen. Aus Baumstämmen zimmerten sie ihre Kanoas und aus aufgeblasenen, zusammengebundenen Seehundsfellen machten sie sich Balsas, auf denen sie weit in's Meer hinaus ruderten. Auch die Metalle, Gold, Silber und Kupfer, kannten sie und verfertigten aus ersteren beiden ihren Schmuck, aus Kupfer Pfeil und Lanzenspitzen, Aexte und Hämmer. Aus Marmor und Porphyr verfertigten sie Streitäxte, und aus Thon aller Art Geschirr.

Valdivia drang 1552 weiter vor und unterwarf das Gebiet bis an den Fluß Cauten, an dessen Ufer er die Stadt Imperial erbaute.

Von hier sandte er einen seiner Officiere nach dem am Fuß der Anden gelegenen See „Lavqueen", an dessen Ufer die Stadt Villarica

gegründet wurde, und drang nun bis an den Fluß Calle Calle vor, an dessen Ufern er wiederum eine Stadt erbaute, welcher er seinen Namen gab — nämlich die Stadt Valdivia. Mit neuen aus Peru eingetroffenen Truppen ging er von hier in nördlicher Richtung zurück und gründete nach und nach die Festungen Arauco, Puren, Tucapel und Angol, worauf er sich nach Concepcion begab. — Bald darauf griffen jedoch die Araucaner unter ihrem Führer Caupolican mit solchen Kräften Arauco an, daß sich die Spanier nach Puren zurückziehen mußten, und Tucapel von den Indianern eingenommen und zerstört wurde.

Diesen Festungen eilte Valdivia 1553 zu Hülfe, wurde aber dabei nebst einem Geistlichen, seinem treuen Diener und einigen Spaniern von den Araucanern gefangen genommen und auf die grausamste Weise ermordet. Nach alten Berichten wurden in seiner Gegenwart dem Geistlichen wie seinem Diener nach und nach erst die Arme, dann die Beine abgeschnitten, diese gekocht und gegessen, wonach dasselbe schreckliche Loos ihn selbst erreichte. Bald darauf waren die Spanier gezwungen die Festungen Puren, Angol und Confines aufzugeben und sich nach Imperial zurückzuziehen; die Bevölkerung von Villarica mußte sich nach Valdivia flüchten.

General Villagran, der Nachfolger Valdivia's, marschirte nun 1554 abermals gegen die Araucaner, wurde aber von diesen unter Lautaro total geschlagen, und da nun die Stadt Concepcion einen Ueberfall befürchtete, floh Alles von da nach Santiago zurück, worauf der araucanische Feldherr Concepcion plünderte, niederbrannte und Valdivia und Imperial belagerte.

Unter General Garcia kamen 1557 neue Streitkräfte von Peru. Dieser General gründete die Stadt Canete, schlug den araucanischen Hauptanführer Caupolican, überschritt 1558 den Fluß Calle Calle, drang bis zum Archipel vor, wo er im Lande der Cunchos-Indianer die Stadt Osorno gründete, schlug dann die Araucaner nochmals, nahm den Generaltoqui Caupolican gefangen und ließ ihn auf grausame Art hinrichten. 1566 kamen wieder neue Truppen aus Peru, und nun wurden die zerstörten Festungen wieder aufgebaut.

1598 erhoben sich aber gleichzeitig sämmtliche Araucaner und belagerten Osorno, Valdivia, Villarica, Imperial, Canete, Angol und Arauco, von denen die letzteren drei fielen. Am 24. November 1599 eroberte der araucanische Führer Paillamachu die Stadt Valdivia, machte die Männer nieder, führte Frauen und Mädchen als Gefangene weg

Gefecht zwischen Chilenen und Araucanern.

Digitized by Google

und zog sich, nachdem er die Stadt niedergebrannt hatte, mit großer Siegesbeute gegen Norden. 1602 fiel nun auch nach einer Belagerung von zwei Jahren elf Monaten die Festung Villarica (reiche Stadt), in deren Nähe sich die so überaus reichen Goldbergwerke befanden. Wiederum wurden die Männer sämmtlich ermordet, Frauen und Mädchen in die Sclaverei geführt und die Stadt niedergebrannt und fast der Erde gleich gemacht, welches Schicksal bald darauf auch die blühenden reichen Städte Imperial und Osorno theilten. So waren nun im Zeitraum von ungefähr drei Jahren alle Städte und Festungen, welche Pedro de Valdivia zwischen dem Fluß Bio Bio und dem Archipel erbaut hatte, vollkommen zerstört und verlassen und die Spanier aus dem Lande der Araucaner vertrieben.

1643 langten die Holländer im Hafen von Valdivia an, erbauten da drei Festungswerke, wurden aber vom spanischen Marquis de Manzera vertrieben, der die mitten in diesem Hafen gelegene Insel befestigte und ihr seinen Namen gab. 1645 sandte der Vice-König von Peru, Pedro de Toledo, den General Leiba nach den alten Ruinen der Stadt Valdivia und ließ sie wieder aufbauen.

Von dieser Zeit an währte der Krieg mit abwechselndem Glück zwischen den Spaniern und Araucanern fort, bis 1665 Frieden geschlossen wurde. 1722 entbrannte jedoch der Krieg auf's Neue, doch wurde 1726 ein dauerhafter Friede zu Negrete geschlossen, in welchem das Gebiet der Araucaner vom Fluß Bio Bio südlich bis zum Archipel von Chiloe von den Spaniern als unabhängig anerkannt wurde.

Die Cunchos- und Huillichen-Indianer, welche das Gebiet vom Fluß Valdivia bis nach dem Archipel bewohnten, waren dagegen ruhige friedliebende Stämme, und so gelang es bald der spanischen Regierung, ihnen Ländereien abzukaufen, und theils durch Geschenke, theils durch den Einfluß dorthin gesandter Missionäre von ihnen die Erlaubniß zu erreichen, ruhig in der Stadt Valdivia leben zu können, wie 32 Jahre später Osorno und Rio bueno wieder aufzubauen.

Den Anstrengungen der Missionäre gelang es nun auch nach und nach diese Stämme zum Christenthum zu bekehren und wurde 1826 die Provinz Valdivia, mit dem Sitz des Statthalters in der Stadt gleichen Namens, von der Chilenischen Regierung gegründet. In den Verträgen wurden als Grenzen dieser neuen Provinz gegen Norden der Fluß Tolten, gegen Osten die Anden, gegen Westen der stille Ocean, und gegen Süden eine Linie bis nahe an den Meerbusen von Reloncavi festgestellt, obgleich die wirkliche Grenze gegen Norden der Valdiviafluß war, da

sich zwischen dem Valdivia und Tolten unabhängige Picuntos-Indianer befanden. Nach und nach erzielte nun aber auch die Chilenische Regierung durch Geschenke ein freundschaftlicheres Verhältniß mit den am Bio Bio lebenden Picunten und erkaufte von diesen große Ländereien, wo sie Colonien anlegte und mehrere Städte baute, und nun erstreckte sich die Provinz Concepcion gegen Süden bald über dem Bio Bio hinaus bis zu einer festgestellten Linie. Diese ging von dem am Fuß des Vulkans Antuco entspringenden Fluß La Laja bis an die Mündung desselben in den Bio Bio und von da erst südwestlich, dann nordwestlich bis an die Mündung des Flußes Araquete in den Stillen Ocean. Da jedoch die Indianer oft räuberische Einfälle in christliches Gebiet unternahmen und die Regierung auch wieder noch südlicher gelegene Ländereien gekauft hatte, wurde 1852 eine neue Grenzlinie gezogen, diese mit Festungen versehen und die Provinz Arauco gegründet. Diese grenzte im Vertrage im Norden an die Provinz Concepcion, im Süden an die Provinz Valdivia, erstreckte sich somit bis an den Tolten, war 30 Meilen breit und 20 Meilen an der Küste lang, und enthielt ohngefähr 600 Quadratmeilen. Die wirklichen Grenzen aber waren im Norden die Provinz Concepcion, im Osten die Cordilleren, im Westen das Meer, und im Süden eine Linie, welche man sich von West nach Ost von der Mündung des Flusses Leubu unter 37° 35′ 45″ S. B. und 73° 32′ W. L. an über das Mülchen unter 37° 34′ 45″ S. B. und 71° 54′ W. L., das Fort Angol unter 38° 10′ und Santa Barbara unter 47° 30′ und 71° 2′ W. L. nach Antuco gezogen denken kann.

Während dieser Zeit war es der Regierung aber gelungen, von Valdivia aus in nördlicher Richtung an den Ufern des Cruces und Pichoiflusses Ländereien von den Indianern zu kaufen und an ersteren die Mission von San José zu gründen, so daß sich nun das früher vom Bio Biofluß bis zum Meerbusen von Reloncavi erstreckende unabhängige Indianergebiet nur noch von oben erwähnter Linie unter 37° 36′ S. B. bis auf eine von der Mission von San José aus nach Westen bis an den Ocean, nach Osten bis an die Cordilleren gezogen gedachte Grenzlinie unter 39° 33′ erstreckte.

Die Einwohnerzahl des Araucanergebietes muß zur Zeit, als die Spanier es unterjochten, nach alten übereinstimmenden Nachrichten eine sehr bedeutende gewesen sein und sich auf einige Hunderttausende belaufen haben, welche aber durch den so langen Krieg mit den Spaniern, und besonders durch Blatternepidemien heutigen Tages auf eine sehr geringe Zahl zusammengeschmolzen ist. Was den Theil

zwischen der Angollinie und dem Toltenfluß anbelangt, war die Bevölkerung, da man in das Innere nicht eindringen konnte, sehr schwer zu bestimmen, doch mögen wohl nur noch an 10,000 Indianer da leben. Den Aufzeichnungen nach lebten 1750 gegen 150,000 Indianer daselbst; in der Neuzeit nach Orbigni nur 30,000; nach Angaben von 1843 nur 15,000. Ich selbst schätzte die indianische Bevölkerung in dem Theil südlich vom Toltenfluß bis an die San Josélinie, welchen ich bereist habe, auf etwa 5000 Seelen.

Das Gebiet, welches die Araucaner heute noch inne haben, ist der breiteste Theil der Republik Chile, dabei der gesündeste, angenehmste und fruchtbarste. In ihm breiten sich die schönsten Ebenen aus, welche, wie die Menge von Apfelbäumen und die Ueberreste einst hier bestandener Hütten bekunden, alle bebaut waren, heute aber öde und verlassen daliegen. Hier befinden sich herrliche aus den schönsten und werthvollsten Nutzhölzern bestehende Wälder und in ihm fließen die beiden großen Ströme Imperial und Tolten von den Anden dem Meere zu. Kein Land eignet sich besser für Rindvieh- und Pferdezucht als dieses, wo schöne Wiesen und fette Weiden sich meilenweit hinziehen; in ihrem Schooße ruhen nach glaubwürdigen Nachrichten unberechenbare Schätze von Gold. Dabei ist hier das angenehmste Klima, und mit Ausnahme einiger Blatternepidemien, welche sich durch die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Bewohner mehrmals verbreiteten, herrscht hier der beste Gesundheitszustand und die Einwohner erreichen durchgängig ein sehr hohes Alter. Es ist ein Land, in dem sich keine wilden Thiere, außer dem amerikanischen Löwen (Puma), welcher aber den Menschen nicht gefährlich ist, befinden, noch giftige Schlangen oder Insecten existiren.

Kapitel II.

Einige Nachrichten über den Goldreichthum des Araucaner-Gebietes.

Der Abate Juan Ignacio Molina, welcher im vorigen Jahrhundert als Missionär in Chile lebte und viel Geschichtliches und Geographisches von diesem Lande veröffentlichte, sagt in einem seinen Werke über den Goldreichthum des Araucaner Gebietes unter Anderem Folgendes:

In dem südlichen, zwischen dem Bio Bio und dem Archipel von Chiloe gelegenen Lande wurden einige Minen des feinsten Goldes entdeckt, aus welchen die Spanier ungeheuere Summen zogen und zu deren Ausprägung sie eine Münze in Valdivia und eine andere in Osorno errichteten; als aber die Araucaner die Spanier vertrieben hatten, schütteten sie diese Minen zu und verboten deren Wiedereröffnung bei Todesstrafe.

In diesem Gebiet giebt es Minen von Silber, Kupfer, Quecksilber und Blei, und ist die Anzahl der Goldgruben so groß und das Gold kommt im Sande der Gebirgsbäche in so großen Massen vor, daß man Chile mit einer Goldstange vergleichen kann. Unermeßlich war die Menge dieses Metalls, welches Pedro de Valdivia dort gewinnen ließ. Er ließ einige Goldgruben bearbeiten, die so reich waren, daß ihm jeder Indianer täglich 30—40 Ducaten einbrachte, mit welchen Angaben der berühmte peruanische Geschichtschreiber Garcilaso übereinstimmt, und mittheilt, daß Pedro de Valdivia jährlich über 100,000 Ducaten Tribut von den Indianern erhielt.

Ferner: Hieronymus Alderete wurde 1552 von Pedro de Valdivia mit sechzig Spaniern abgeschickt und gründete an dem großen See, Lavqueen genannt, eine Stadt, welcher er der großen Menge Goldes wegen, das er in dieser Gegend fand, den Namen Villarica, d. h. Reiche

Stadt, gab. Diese Niederlassung erhob sich in wenig Jahren zu einem hohen Grade des Gedeihens durch das reine Gold, welches man aus seinen Minen zog, weshalb sie das Privilegium einer eigenen Münze erhielt. In diesem Gebiet baute Garcia de Mendoza 1558 Osorno wieder auf, welches sich in Folge des ausgezeichneten Goldes, das man hier fand, bedeutend vergrößerte, bis es vom Toqui Paillimachü zerstört wurde. Garcia de Mendoza führte im Jahr 1560 die verjagten Spanier nach Villarica zurück und ließ die verlassenen Goldminen wieder öffnen und neue aufsuchen. Nach einer Belagerung von zwei Jahren und elf Monaten fiel endlich Villarica, eine sehr bevölkerte und sehr reiche Stadt, in die Gewalt der Araucaner (1602), bald darauf noch Imperial und Osorno.

Weiter lasse ich hier die Abschrift eines Briefes eines Franciskanermönches, welcher als Missionär in Chile lebte, folgen.

„Alte Stadt von Villarica, 4. März 1716.

Heute sind es 40 Tage, daß ich mich mit der Erforschung der hiesigen Gegend beschäftige, angeregt von den vielen mir durch verschiedene Personen und Schriften zugekommenen Nachrichten über die reichen Minen, das herrliche Klima und andere Annehmlichkeiten, und nachdem ich diese Mittheilungen als wahrheitsgemäß erkannt habe, bleibt mir kein Bedenken mit meiner schwachen Feder über meine Forschungen zu berichten.

Die zerstörte Stadt, die unter 38° S. B. am südlichen Ufer eines großen Landsees in der Nähe eines hohen Vulkans liegt, ist der größte Schatz des Landes, da sich in ihrer nächsten Nähe an Gold, Silber, Blei und Zinn unendlich reiche Minen befinden. — In einer Entfernung von etwa zwei Meilen von der Stadt habe ich auf den Besitzungen des Kaziken in einer Schlucht ein aus vielen großen Felsen bestehendes, an Kupfer reiches Mineral gefunden, das an manchen Stellen sich in Adern von der Stärke eines Mannesarmes vorfand, dergestalt, daß behufs Ausbeute nur das Aus- und Abschlagen erforderlich ist. — Ganz in der Nähe befindet sich am Abhang einer Felswand ein kleiner Bach, dem ich zwei Steine entnahm, welche, obgleich ziemlich klein, etwas über eine Unze sehr feines und reines Gold enthielten, und nicht weit davon fand ich mehrere Schacht- und Stollenöffnungen, und in einer derselben reiches Erz. — Etwa vier Meilen von der Stadt habe ich einige Berge ganz von Feuerstein und von vielen Grubenbauten durchzogen gesehen. Die Gänge waren aus dem festen

Gestein herausgeschlagen, in dem man Diamanten gefunden, und obgleich ich solche nicht zu Gesicht bekam, so bleibt mir nach meinen Erfahrungen doch kein Zweifel, daß diese Berge reich an Diamanten sein müssen.

Da ich den lebhaften Wunsch hegte, einen Theil des Weges zu untersuchen, welcher nach der andern Seite der Cordilleren führt, und der von den Indianern als so vortrefflich gerühmt wird, so habe ich, obgleich es mir nicht gelang, bis tief in die Cordilleren einzudringen, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß man den größten Theil dieses Weges ohne Steigung zurücklegt, und nur hinter dem See hat man eine kleine bewaldete Anhöhe zu passiren, um die Ebenen zu erreichen, worin ein mit dem Vulkan Ricalenfu bekrönter See liegt. Ich weiß nicht mit welchen Worten ich die Schönheit dieses in mitten der großen fruchtbaren Ebene gelegenen Sees und des Vulkans beschreiben soll, so unendlich herrlich und erhaben wirkt es auf den Beschauer, und wen von hier aus der Weg nach Buenos-Ayres führt, dem kann dieser Vulkan als Wegweiser dienen. Endlich, verehrter Pater, mein Tagebuch und die Zeichnungen, welche ich mit größter Genauigkeit ausgearbeitet habe, werden mehr Bewunderung erregen als ich Ihnen sagen kann.

Pater Imons."

Kapitel III.

Reise von Valparaiso nach Corral, dem Hafen von Valdivia.

Am Morgen des 10. März 1859 herrschte auf der Rhede von Valparaiso ein sehr reges Leben und Treiben, indem der große Dampfer Principe de Gales an diesem Vormittag seine Reise nach den südlichen Provinzen dieser Republik bis nach dem Hafen von Puerto Montt antrat.

Da ich auf diesem Schiff bis nach dem Hafen von Valdivia, Corral, mitfuhr, um von hier aus meine beabsichtigte Expedition in das Gebiet der wilden Araucaner-Indianer anzutreten, hatte ich mich, um eine gute Kajüte zu erhalten, in Begleitung mehrerer guten Freunde, die das Gefährliche meines Unternehmens kannten und mir daher das letzte Abschiedsgeleit gaben, schon früh an Bord begeben.

Es war ein herrlicher Herbstmorgen, die Sonne, welche eben hinter den majestätischen Cordilleren der Anden am azurblauen Himmel emporstieg, beleuchtete mit ihren ersten Strahlen diese so malerisch gelegene Stadt, welche sich terrassenförmig von den Ufern des stillen Oceans in vielen pittoresken Felsenschluchten nach der hohen Küstencordillere hinanzog. Ebenso bot der herrliche Hafen ein interessantes Bild, in welchem hunderte theils größere theils kleinere Schiffe der verschiedensten Nationen, einen förmlichen Wald von Masten bildend, vor Anker lagen, deren bunte Wimpeln vom Südwind leicht bewegt hin und her flatterten, und unter welchen auch Hamburgs Thürme, Bremens Schlüssel und Preußens Adler prangten.

Unzählige Boote fuhren auf und nieder, theils Passagiere, theils Frachtgüter nach diesem oder jenem Dampfer bringend, kleinere Dampfschiffe kreuzten unter schrillendem Pfeifen umher, Segelschiffe lichteten unter dem üblichen munteren Gesang der Matrosen die Anker, und

von mehreren Kriegsschiffen ertönte Musik. — Dazu umflatterten Möven verschiedenster Gattung, Pelikane, Albatrosse und Seetauben unter Gekrächz unser Schiff, Schaaren von Papageien schwirrten schreiend über die Bai, Taucher stürzten aus schwindelnder Höhe senkrecht in die grünen Fluthen, mit einem Fischlein im Schnabel zurückkehrend, Pinguins erschienen plötzlich auf der Oberfläche des Wassers, um schleunigst wieder unterzutauchen und auf einer andern Stelle zu erscheinen, Seehunde schwammen neugierig umher, während Wallfische am Eingange der Bai ihre Wasserstrahlen hoch in die Lüfte spritzten und der Condor, der König der Anden, hoch über diesen umher kreiste.

Das Deck des Dampfers hatte sich bald derart mit Menschen verschiedenster Farbe, Alters und Geschlechts überfüllt, daß man sich kaum bewegen konnte; es herrschte eine wahrhafte Verwirrung, in welcher spanisch, deutsch, französisch und englisch durcheinander geschrieen wurde, und wenn auch die Zahl meiner Mitpassagiere nicht so bedeutend war, so hatten ihnen viele Verwandte und Freunde eben so wie mir das Abschiedsgeleite gegeben, auch trug zu diesem Lärm besonders viel bei, daß Verkäuferinnen von Papageien, Ananas, Bananen, Apfelsinen, wie verschiedenen anderen Früchten, ebenso von Blumensträußen, Backwerk, Eis, Cigarren, Toilettegegenständen sich unter uns bewegten und ihre Waaren feilboten.

Als die Uhr des Regierungspalastes die zehnte Stunde verkündete, ertönte ein schrillendes Pfeifen der Maschine und darauf der erste Signalschuß zum Zeichen für die Nichtpassagiere, das Deck zu verlassen. Ein Umarmen, Küssen, Händeschütteln folgte, die Matrosen lichteten die Anker, und als nach kurzer Zeit ein zweiter Signalschuß erdröhnte, begannen die Räder unter Aechzen den Dampfer in Bewegung zu setzen. Ein dritter Schuß, ein dreimaliges Auf- und Niederhissen der Schiffsflagge, das von den noch vor Anker liegenden Schiffen erwiedert wurde, und stolz und sicher fuhr der Principe de Gales über die glatte Wasserfläche des Hafens hinaus in die wogende See.

Eine Reise nach Valdivia war bei den Eingebornen von Valparaiso und Santiago fast verrufen; denn nachdem diese Stadt früher von den Araucaner-Indianern zerstört und später von den Spaniern wieder aufgebaut war, diente sie jetzt als Verbannungsort.

Außerdem war die Lage der Stadt durch die unmittelbare Nähe der Araucaner-Indianer nicht ungefährlich, und was schließlich die Witterungsverhältnisse anbelangt, gehört diese Provinz wahrlich nicht zu den bevorzugten, besonders im Vergleich zu dem herrlichen Klima des

mittleren Theiles Chiles, und spottweise sagt man, daß es da 13 Monate im Jahr regne.

War nun auch die Stadt Valdivia für die Chilenen kein angenehmer Aufenthalt, so walteten bei mir andere Verhältnisse ob, die mich diese Schattenseiten nicht so fühlen ließen. Ich scheute keine schlechte Witterung, im Gegentheil, der ewig blaue Himmel des Nordens hatte mich ermüdet; ich scheute eben so wenig Gefahren und brannte vor Begierde das Araucaner-Gebiet kennen zu lernen und zu durchforschen, außerdem war Valdivia auch deutsche Kolonie und interessirte ich mich sehr lebhaft für das Schicksal so vieler Landsleute, welche hier ihre zweite Heimath gefunden.

Es war eine sehr finstere kalte und stürmische Nacht, als mich gegen 12 Uhr ein ungewöhnliches Geräusch erweckte und ein bald darauf erdröhnender Kanonenschuß mich veranlaßte auf Deck zu eilen, wo ich schon alles in Bewegung fand und bald erfuhr, daß wir auf der Höhe von Maule unter 35° 21′ S. B. angekommen und vor diesem Hafen lagen. Die Wolken flogen pfeilschnell am Himmelszelt dahin, der Mond erschien nur auf Augenblicke und die Maschine arbeitete stöhnend gegen die hohen schäumenden Wellen.

Da sich am Eingang des Hafens eine große Sandbank befand, welche nur kleinen Dampfern erlaubte hineinzufahren, hatte die Kanonensalve dazu gedient, dem Hafencapitän dieses Orts unsere Ankunft anzuzeigen, damit er die Passagiere, Post und Frachtgüter auf einem Boot heraussende. Die See ging sehr hoch, der Wind blies von Minute zu Minute stärker und artete endlich in Sturm aus, immer größere und mächtigere Wellen rollten brausend daher, und obgleich der Capitän annahm, daß es nicht möglich sein würde, ein Boot über die gefährliche Brandung zu bringen, war er verpflichtet, eine halbe Stunde hier zu warten, da vom Lande bereits signalisirt war, daß man uns bemerkt habe. Beinahe war diese Zeit verflossen, und der Capitän schon im Begriff Befehl zu ertheilen weiter zu fahren, als das Signal vom Land ausgegeben wurde, daß das Postboot ausgelaufen sei. Während dieser Zeit hatte der Sturm noch mehr zugenommen, die Wellen rollten immer höher daher, ein heftiger Regen ergoß sich, und die Nacht war so finster, daß man die nächsten Gegenstände kaum erkennen konnte. Während wir nun Alle mit größter Spannung nach der Richtung spähten, woher das Postboot kommen sollte, aber nicht das Geringste entdecken konnten, erscholl plötzlich vom Meere her der Hülferuf einer starken männlichen Stimme, und im nächsten Augenblick, und zwar noch vernehmlicher, ein herzzerreißender Schrei eines jungen weiblichen Wesens,

darauf aber war alles still und man hörte nur das Toben des Sturmes, das Brausen des Meeres, das Geräusch des darniederströmenden Regens und das Aechzen der Maschine. Wir Alle, welche wir uns auf Deck befanden, hatten deutlich erst den Hülferuf eines Mannes, dann den eines weiblichen Wesens gehört, und zwar in unmittelbarer Nähe von uns, eine Täuschung war also nicht möglich, und da sich der Capitän und die Matrosen beeilten sofort zu Hülfe zu kommen, sie aber, nachdem sie ringsum alles erleuchtet, nichts sahen noch hörten, war nun sicher anzunehmen, daß diese Unglücklichen von den tobenden Wellen verschlungen oder in die Räder der Maschine gekommen waren. Wohl noch eine halbe Stunde kreisten wir in wahrhaft fieberhafter Angst umher, hoffend die Körper oder das Boot zu entdecken; da dies jedoch resultatlos blieb, signalisirte der Capitän ans Land, daß Niemand angekommen sei und er seine Reise fortsetze. Bald darauf sahen wir viele Laternen am Ufer hin und herschwanken und nahmen an, daß man wohl Anstalten zur Rettung des Bootes treffe.

Der nächste Morgen war, wenn auch etwas kalt, klar und heiter, und da die Ufer hier schon dem Auge mehr Abwechselung boten, benutzte ich die Morgenstunden dieselben mit meinem Fernglase zu betrachten.

Gegen Mittag erreichten wir die herrliche Bucht von Talcahuano. Wir legten an der Nordostküste derselben bei dem Städtchen Tomé an, und da sich der Dampfer einige Zeit aufhielt, um Passagiere, Post- und Frachtgüter auszuschiffen und einzunehmen, begab ich mich mit einigen meiner Mitpassagiere ans Land. Der Ort Tomé war ein neu erbautes freundliches Städtchen, welchem eine schöne Zukunft bevorstand, indem es der Hauptausfuhrort des Weizens und Weines der Republik war. Sehr primitiver Art waren sowohl die Fuhrwerke, welche den Weizen und den Wein aus dem Innern brachten, als auch die Behälter. Erstere waren nämlich zweirädrige Karren, deren Räder dadurch hergestellt waren, daß man einen starken Baumstamm in sechs Zoll breite Scheiben geschnitten, in der Mitte jeder Scheibe ein Loch gemacht, und die Achse des Karrens hindurch gesteckt hatte. Diese Fuhrwerke wurden von zwei, vier und sechs Ochsen gezogen, und schon von Ferne konnte man sie durch den durch die Reibung von Achse und Rad hervorgebrachten quietschenden Ton vernehmen. Daneben gingen die Fuhrleute mit einem 18 bis 20 Fuß langen Colligue Rohr versehen, an dessen vorderen Ende sich eine eiserne Spitze befand, womit die Ochsen, wenn sie auf den Namen nicht mehr hören wollten, zur Aufmunterung etwas gekitzelt wurden.

Der Weizen wurde nicht in Säcken, sondern in Ochsenhäute eingenäht

Phot. u. Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden

Weinverkauf in den Strassen von Tomé.

Digitized by Google

zu Markte gebracht, und ebenso wurde der Wein in rindsledernen Schläuchen transportirt. Um davon zu nehmen, wurde ein Bein desselben aufgebunden, der Führer setzte sich auf diesen Schlauch und der Wein strömte fontainenartig heraus. Anstatt der Gläser dienten hier Ochsenhörner, die inwendig mit einem Holzboden versehen waren.

Nachdem wir ein Stündchen hier verweilt hatten, setzten wir unsere Reise fort, und als wir die herrliche Bucht durchschnitten, erblickten wir zu unserer Linken dicht am Ufer das malerisch zwischen Obstbaumgruppen und Gärten gelegene alte Städtchen Penco und die Ruinen von Concepcion. Hier hatte einst diese reiche Stadt gestanden, welche Pedro de Valdivia am 5. October 1550 gegründet und welche 1554 und 1555 von den Indianern zerstört und niedergebrannt wurde. Trotzdem war sie später wieder erbaut worden, hatte aber dann das traurige Loos, viermal durch Erdbeben ruinirt zu werden und zwar 1570, dann am 15. März 1657, am 18. Juli 1730 und am 24. Mai 1751, in Folge dessen sie dann am 24. November 1764 zwei Meilen landeinwärts an das Ufer des Flusses Bio Bio verlegt wurde.

Gerade vor uns lag das nächste Ziel unserer Reise, nämlich die mit ihren alten spanischen Festungswerken romantisch an einem Abhange der Südseite der Bucht gelegene Stadt Talcahuano, nach welcher auch die Bai ihren Namen führte. Zu unserer Rechten gegen Westen erhob sich die Insel Quiriquina aus den Fluthen, welche den eigentlichen Hafen bildete, und von deren mit dichtem Urwald bewaldeten Höhen krystallhelle Bäche über die Felsen herabstürzten. Wilde Ziegen sprangen in Rudeln an den Abhängen auf und nieder, Seehunde sonnten sich in Schaaren auf den Klippen, Schwärme der schönsten Papageien umkreisten unter furchtbarem Geschrei die Apfelwaldungen, unberechenbare Schaaren von Möven und anderen Seevögeln, die bei ihrem Flug effectiv die Sonne verfinsterten, umflatterten unter lautem Gekrächz unsern Dampfer und Hunderte von Tauchern schossen senkrecht in die Fluthen. Diese gigantische Scenerie wurde noch belebt von vielen weißen Fischerbarken, die im Hafen kreuzten und deren weiße Segel von der Sonne beleuchtet sich glänzend am Horizont brachen, und durch ein Pärchen Wallfische, das sich bis in den Hafen gewagt und daselbst hohe Wasserstrahlen in die Lüfte spritzte.

Eine halbe Stunde nur währte die Ueberfahrt und wir landeten im Hafen von Talcahuano, unter 36° 42 S. B. und 73° 10 N. L. gelegen, wo sich unser Dampfer einige Stunden aufhielt und wir an's

Land gingen. Talcahuano war eine Stadt von ungefähr 5000 Einwohnern, Hauptstation der Nordamerikanischen Wallfischfänger an der Westküste Südamerika's und befanden sich daher in der am Ufer entlang führenden Hauptstraße eine Menge nordamerikanischer Läden mit Schiffausrüstungsgegenständen, Matrosenherbergen, unzählige Wein- und Schnapslocale, sowie der Prostitution geweihte Häuser. Früher sandte England seine Wallfischfänger hierher, und im Jahre 1830 kreuzten hier 91 derselben; jetzt aber hauptsächlich Nordamerika. Sie fingen oft Thiere von 20 Meter Länge, welche abgesehen von allem anderen Nutzen öfter an 5 bis 6000 Gallonen Oel gaben.

Wir kehrten vorerst in einem Gasthofe ein, wo wir sehr gute Austern frühstückten, von da durchstreiften wir die Stadt, und auf dem Hauptplatz angekommen, auf dem sich eine sehr alterthümliche Kirche befand, ward in uns der Wunsch rege, die Messe mit anzuhören. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als hier, während Alles kniete und betete, zur Erhöhung der Andacht an Stelle einer Orgel eine Drehorgel eine Polka und einige unserer bekanntesten Gassenhauer spielte! Da meine Mitpassagiere sich kaum des Lachens enthalten konnten, suchten wir bald das Freie zu gewinnen, um nicht zu stören. Ich nahm mir vor, daß wenn ich bei meiner Expedition Glück haben sollte, ich diesem Kirchlein wenigstens eine Drehorgel schenken wollte, welche hübsche Choräle spiele.

Dicht am Strande ging ein mächtiges Kohlenlager zu Tage aus, welches sich unter mehreren Häusern fortzog. Nach Fitzroi hat sich die Küste hier bei dem Erdbeben 1835 um 3 Fuß gehoben.

Gegen 2 Uhr verließen wir Talcahuano, und um die Spitze eines Vorgebirges herumfahrend, erblickten wir die Mündung des Flusses Bio Bio unter 36° 48′ 45″, in welchen jedoch einer Sandbank wegen Schiffe nicht gelangen können, weshalb Talcahuano die an diesem Fluß gelegenen Stadt Concepcion als Hafen und Verschiffungsort dient. Bald darauf langten wir an dem kleinen Ort Coronel an, welcher durch die 1852 in Bau genommenen Kohlenlager von großer Mächtigkeit einer schönen Zukunft entgegensieht, und wo auch bereits infolge des billigen Brennmaterials eine Kupferschmelze, wie wegen des schönen Thons, der hier gefunden wurde, eine große Fabrik errichtet war, in welcher außer feuerfesten guten Steinen auch viele Kunstgegenstände, als Vasen, Figuren 2c. verfertigt wurden. Zwei Meilen südlich fahrend, erreichten wir den auch erst 1850 angelegten sicheren Hafen von Lota. Da sich hier die hauptsächlichsten Kohlenlager befanden und der Betrieb derselben wie die Ausfuhr schon bedeutend war, hatte man eine sehr kostspielige

eiserne Brücke erbaut, an welcher wir anlegten und von wo aus die Kohlen direct aus der Grube in den unteren Schiffsraum unseres Dampfers geschüttet wurden.

Die mächtigen Kohlenlager, die in Flötzen an 70 Zoll zu Tage traten, hatte man hier bereits auf eine sehr bedeutende Strecke nach Norden bis nach vorerwähntem Coronel und einige Meilen nach Süden verfolgt und überall Braunkohlen von guter Qualität gefunden, die den Steinkohlen sehr nahe kamen und daher mit englischen Kohlen gemischt zu Kesselheizung wie zum Kupferschmelzen verwendet wurden. Diese Gruben besaßen bereits starke Förder= wie Wasserhaltungsmaschinen; die Arbeiter bestanden größtentheils aus englischen Bergleuten, welche der Besitzer von Europa hatte kommen lassen. Ohnweit von hier lag der Ort Lotilla, wo man ebenfalls Kohlen förderte. Im Ganzen wurden in der Provinz Concepcion jetzt jährlich ca. 15,000 Tonnen à 20 Centner gewonnen und die Tonne zu sechs Dollar verkauft.

Nachdem sich der Dampfer mit Kohlen versehen hatte, durchschnitten wir die herrliche große Bucht von Arauco und fuhren an der Insel Santa Maria vorüber, welche niedrig und ohne Werth und von gefährlichen Klippen umgeben unter 37° 2′ 48″ liegt. Nach Fitzroi hob sich diese Insel bei dem Erdbeben von 1835 um acht Fuß. In der Nacht passirten wir die Insel „Mocha“, zwischen 38° 19′ und 38° 26′ S. B. unter 74 Meridian gelegen, welche sieben englische Meilen lang und drei breit, 1250 Fuß hoch ist und 15 Seemeilen Umfang hat. Sie war bewaldet, hatte gutes Wasser, fruchtbaren Boden, war aber unbewohnt, und befanden sich auf ihr nur verwildertes Rindvieh und unzählige Ratten. Früher gab es große Heerden von Seehunden auf ihr, welche jedoch in letzter Zeit sehr abgenommen haben. Das Fell derselben, welches 4—5 Fuß lang war, wurde mit vier Real bis ein Dollar verkauft. Durchschnittlich gaben diese Thiere drei Gallonen Oel. Seelöwen, welche ca. 4 Meter lang und ca. 2 Meter im Umfang hatten, sah man jetzt nur noch sehr selten; diese gaben an 100 Gallonen Oel und lebten früher hier in großen Heerden. Auf dieser Insel landete am 29. November 1578 der berühmte Seefahrer Franz Drake und soll hier gegen kleine Geschenke die ersten Kartoffeln erhalten haben, die er zuerst nach Europa brachte.

Gegen Morgen erreichten wir die Höhe der Mündung des Flusses Imperial unter 38° 47′ 40″ und dann die des Flusses Tolten unter 39° 7′ 45″. Als wir so dicht bald an dem 1000 Fuß hohen steilen und vom Gipfel bis an den Meeresspiegel mit dichtem Urwald bedeckten

Küstengebirge (Cordillera de la Costa), bald an ebenem Wiesenlande dahinfuhren, welches von den unabhängigen Araucaner-Indianern bewohnt war, übte diese Landschaft einen wahren Zauber auf mich aus und ich bot alle meine Sehkraft auf, Indianer, oder wenigstens Wohnungen derselben zu entdecken, was mir aber nicht gelang. Als wir uns gegen 10 Uhr einer gerade vor uns liegenden schroffen Felswand näherten, sahen wir, daß das Küstengebirge hier unterbrochen war, und indem wir nun in einen zwischen hohen Ufern gelegenen nur 450 Fuß breiten Canal einbogen, befanden wir uns bald in dem herrlichen Hafen von Valdivia, Corral genannt, unter 39° 52′ 53″ S. B. und 73° 29′ W. L. Es erfolgte ein Signalschuß, die Ankerketten rasselten, und ich hatte mein vorläufiges Ziel erreicht.

Es war ein herrlicher Morgen als wir vor Anker gingen und der klare heitere Himmel die Naturschönheiten, die uns umgaben, in allen ihren Einzelnheiten erkennen ließ. Fast vier englische Meilen in der Länge und drei in der Breite erstreckte sich dieser Hafen, rings umgeben von steilem, an Tausend Fuß hohen, vom Gipfel bis zum Fuß mit Urwald bedeckten Gebirge; an der Einfahrt erhoben sich malerisch zur Linken hoch auf bewaldeten Felsenspitzen die Ruinen des alten Forts Niebla, zur Rechten die des Forts San Carlos und inmitten des Hafens ragte eine liebliche Insel aus den Fluthen, in ihrer Mitte auf einem Felsenhügel, umgeben von Wiesen und Obstbäumen, die mit Schlingpflanzen bedeckten Ruinen des Schlosses Manzera, das 1643 von Marquis Manzera erbaut und dann bei Vertreibung der Spanier zerstört wurde; und am südlichen Ufer der Bai, am Abhange des Gebirges, ragten die Ruinen des damaligen größten Forts Corral empor, zu dessen Füßen sich am Strande entlang terrassenförmig der ebenso benannte Ort ausbreitete. Von hier aus zog sich ein freundliches breites Wiesenthal bis in das Gebirge hinauf, aus welchem ein silberheller Gießbach herabstürzte und das Rad einer malerisch gelegenen Mühle trieb. Gegen Nordost mündete in diese Bai der schöne breite Strom Valdivia, dessen Ufer ebenfalls von colossalen Bäumen des Urwaldes eingefaßt waren, deren Zweige bis in die Wellen des Flusses herabhingen, und wenn man den Lauf des Flusses verfolgte, erblickte man im Hintergrunde am Horizont die mit Schnee bedeckte Kette der Anden mit dem gigantesken Vulkan von Villarica, der seine Rauchwolken gen Himmel schleuderte.

Sieben Jahre hatte ich in Amerika gelebt, aber mit wenigen Ausnahmen stets in den ödesten und traurigsten Gegenden, hier aber erinnerte mich unwillkührlich die Umgebung an Deutschlands Wälder. Dieses

Corral.

Digitized by Google

Heimathsgefühl mußte natürlich noch bedeutend mehr erweckt werden, als ich den am Fuße des Forts Corral sich dahin ziehenden Ort näher betrachtete, dessen Bauart mit den freundlichen, so reinlichen hölzernen Häuschen, von kleinen Blumengärtchen umgeben, sofort verrieth, daß es eine deutsche Kolonie war, was denn auch bald ihre Bewohner, welche auf ihren Kähnen zu uns herüber kamen und mich als Landsmann begrüßten, bestätigten.

Bald bestiegen der Hafencapitän und die Steuerbeamten unsern Dampfer, und nachdem die vorgeschriebenen Förmlichkeiten vorüber waren, erschienen auch viele der Deutschen aus Valdivia, welche hierher kamen, um ihre Correspondenz bei uns auf Deck abzuholen. Da sich der Dampfer jedoch nur zwei Stunden hier aufhielt, um seine Reise nach Puerto Montt fortzusetzen, beeilte man sich, Passagiere, Post und Frachtgüter auszuschiffen und die von hier nach dem Süden bestimmten einzunehmen. Ich war derart von dieser Gegend entzückt, daß ich, anstatt mit einem Boot von hier nach der drei Meilen entfernten Stadt Valdivia zu fahren, beschloß, diesen Tag in der Kolonie Corral zuzubringen, schloß mich daher dem dortigen Gasthofsbesitzer Herrn Frank, einem Breslauer von Geburt, an, ließ meine Koffer in dessen Boot besorgen und fuhr mit ihm dem Lande zu, wo uns bald der dicht am Strand gelegene neu erbaute Gasthof aufnahm und wo mir im ersten Stock ein freundliches nettes Zimmer angewiesen wurde, aus welchem ich die herrliche Aussicht über den Hafen mit der Insel Manzera und den an den Abhängen gelegenen alten Festungswerken genießen konnte. Befand ich mich nun schon recht heimisch, so steigerte sich dies Gefühl, als ich, an die Mittagstafel gerufen, mich von mehreren Deutschen aus Valdivia umgeben sah, die mich auf das Freundlichste empfingen. Es waren die Kaufleute J. Fehland aus Hamburg, Theodor Becker aus Westphalen, Hermann Schülke aus der Mark und Dr. Hantelmann aus Ostpreußen, welch letzterer von der Regierung als Arzt angestellt war.

Außer diesen war noch der Lehrer der deutschen Schule von Corral, Hermann Krause, zugegen, welcher mit einer Tochter des Landes verheirathet war, und der, da er wie alle Schullehrer kein großes Gehalt bezog, sich damit beschäftigte, Sammlungen von Blumen, Farrenkräutern und Moosen anzulegen und durch ihren Verkauf sich etwas zu verdienen. Seiner guten botanischen Kenntnisse wegen, die ihm schon viele neue Pflanzen in den Urwäldern entdecken ließen, erhielt er von England aus, wohin er selbe gesandt hatte, den Doctor-Titel und wurde auch von

2*

der englischen Regierung engagirt, Reisen durch Chile, Peru und die Aequator-Staaten zu unternehmen.

Nach dem Essen machte ich mit Herrn Krause einen Spaziergang, um die herrliche Aussicht zu genießen, und zeigte er mir die alten Goldbergwerke der Spanier, welche sich an den Abhängen des die Bai umschließenden Gebirgszuges befanden, ebenso ein da zu Tage ausgehendes Kohlenlager.

Kapitel IV.

Flußfahrt von Corral nach Valdivia.

Schon früh am Morgen wurde ich geweckt, mich zur Abfahrt zu rüsten, indem sich in dem Fluß Valdivia die Ebbe und Fluth so geltend macht, daß sie an 30 englische Meilen von der Mündung zu spüren ist, und daher die Fluth benutzt werden muß, da man sonst anstatt zwei Stunden vier und mehr bedurfte, um nach der Stadt Valdivia zu gelangen. Der Fluß hat seinen Ursprung aus den am Fuß der Andenkette gelegenen Seen von Rinihue, Hanehue und Hitahue, denen er als Abfluß dient, wird erst nach den von ihm durchströmenden Ortschaften von Quinschilca, Arica, Quita, Calzon und Calle-Calle benannt und heißt bei Valdivia, wo der breite Fluß Cruces sich mit ihm vereint, Valdivia; er mündet an 1000 Fuß breit in den Hafen von Corral.

Die Einladung der Herren aus Valdivia mit ihnen zu fahren nahm ich an und nachdem ich ein Fahrzeug für meine Koffer gemiethet, schoß unser Boot von vier kräftigen Ruderern bemannt und mit gutem Segel versehen früh gegen 7 Uhr quer durch den Hafen der uns gerade gegenüber liegenden Mündung des Valdivia-Flußes zu. Die See ging draußen etwas hoch, sodaß die große Wasserfläche des Hafens auch mit kleinen Wellen bedeckt war, welche je weiter wir uns vom Ufer entfernten zunahmen und unser Boot öfters mit Wasser überschütteten, das jedoch durch fortgesetztes Ausschöpfen stets bald wieder beseitigt wurde. Als wir uns in der Mitte des Hafens befanden, erhob sich ein so starker Wind, und die Wellen wuchsen derart, daß es meinen Begleitern durchaus nicht wohl zu Muthe war. Ich erfuhr, daß es gerade vor uns in der Nähe eine starke durch zwei unterirdische Felsen mit Namen Dos hermanas (zwei Schwestern) erzeugte Brandung

gäbe und daß dies eine sehr gefährliche Stelle sei, welche schon viele Opfer verschlungen habe. Als wir dieser Brandung näher kamen, erreichte uns die erste Welle und ergoß so viel Wasser in unser Boot, daß wir Alle, vollkommen durchnäßt, kaum genug schöpfen konnten, um nicht unterzusinken. Gleich darauf rollte die zweite und noch mächtigere tobend daher und erfaßte unser Boot derart, daß es sich fast umlegte und einer der Ruderer herausstürzte, glücklicherweise aber bald wieder gerettet wurde. Wir gelangten bald in den Fluß, auf welchem wir von der Fluth und dem aufgespannten Segel getrieben schnell hinauffuhren.

Die Ufer dieses schönen Stromes waren zu beiden Seiten von so dichtem Urwald bedeckt, daß die Zweige weit über den Fluß reichten, und da auch viel Quila- und Colligue-Rohr eine undurchdringliche Mauer bildete, war nur an einigen Stellen zu landen möglich, wo Colonisten den Wald gelichtet, etwas Feld urbar gemacht und sich da niedergelassen hatten. Zu unserer linken Seite erhob sich das Küstengebirge an 1000 Fuß hoch, während sich zu unserer Rechten die durch den in diesen Fluß einmündenden Futafluß gebildete ebene Königsinsel (isla del rei) erstreckte. Als wir eine Stunde zwischen den colossalen Bäumen des Urwaldes dahin gefahren waren, umtönt von dem eigenthümlichen Geschrei der Wasserraben, welche uns durch ihr so plötzliches Verschwinden unter dem Wasser und Wiederauftauchen hinter uns ergötzten, erblickte ich ohnweit von uns eine Heerde wilde Schwäne, welche aber bei unserer Annäherung scheu aufflogen. Sie unterscheiden sich von den europäischen dadurch, daß sie bei einem ganz weißen Körper einen schwarzen Hals und Kopf haben.

Bei dem Einfluß des Futa macht der Valdiviafluß eine scharfe ellenbogenartige Biegung nach Norden, und während wir bisher den mit fast ewigem Schnee bedeckten Vulkan von Villarica vor uns am Horizont gesehen hatten, erblickte ich nun die Thürme der Stadt Valdivia. Etwas näher am Ufer dahinfahrend bemerkte ich auf einem der hervorragenden Baumstämme einen hübschen Vogel von der Größe eines Spechtes, welcher ruhig und unverwandt nach dem Fluße blickte, und erfuhr, daß er den Namen pescador (Fischer) führe, da er hauptsächlich von Fischen lebt. Die Ufer wurden nun zu beiden Seiten flacher und hier befanden sich die ersten Häuschen der deutschen Ansiedler, umgeben von kleinen Feldern und Gärten, in welchen Schaaren von Papageien unter furchtbarem Geschrei auf den Aepfelbäumen umherflogen und wilde Tauben in großen Schwärmen, wie angereiht, eine neben der andern,

Insel Tejas.

Digitized by Google

Digitized by Google

diese Bäume bevölkerten. Immer mehr der Stadt uns nähernd, erreichten wir die Mündung der breiten Crucesflusses, welcher sich in den Valdivia ergießt, und die nur von deutschen Ansiedlern bewohnte Insel Valenzuela. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, erhoben sich die Ufer zu beiden Seiten; etwa 60 Fuß und wir langten glücklich an der Muelle von Valdivia an.

Von hier stieg ich auf einer steilen Straße in die Stadt hinauf und begab mich nach dem deutschen Hotel Selzer, wo ich eine freundliche Wohnung miethete und bald von vielen Landsleuten herzlich bewillkommnet wurde.

Kapitel V.

Beschreibung der Stadt Valdivia und ihrer Bewohner, sowie einiges über die Landwirthschaft der Provinz.

Die erste Woche meines Aufenthalts benutzte ich dazu, möglichst genaue Nachrichten über die Stadt Valdivia, die 39° 49′ 2″ S. B. und 73° 10′ 30″ W. L. von Greenwich liegt, einzuziehen und sie zu durchwandern. Sie wurde wie bereits erwähnt von dem spanischen Feldherrn Pedro de Valdivia im Jahr 1552 auf einem in strategischer Beziehung sehr günstig gelegenen etwa 80 Fuß hohen Hügel erbaut, dessen Ost- und Westseite, wie der Leser aus beigefügter Karte ersehen wird, durch den hier über 500 Fuß breiten Valdiviastrom geschützt wurde, während das südlich gelegene Land sehr sumpfig und unzugänglich war.

Auf dem Plateau des Hügels legte er, wie es in allen Städten von spanischer Bauart üblich war, einen 500 Fuß langen und ebenso breiten Platz an, an dessen Seiten sich eine Kirche, eine Kaserne und ein Gefängniß erhoben und umgab diese aus Stein und Ziegeln ganz massiv erbaute Stadt mit Mauern und befestigten Thoren. Sowohl durch die vielen Goldwäschereien der Umgegend, als auch durch Handel und Gewerbe blühte diese Stadt bald zu hohem Wohlstande empor; ein Kloster sowie auch eine Münze wurde in derselben errichtet.

So sehr diese Stadt gegen die Angriffe der Araucaner-Indianer geschützt schien, wurde sie doch in der Nacht vom 24. November 1599 von dem kühnen Araucaner-General Toqui Paillamachu, welcher mit seinen Leuten durch den breiten Strom schwamm, überfallen, geplündert

und niedergebrannt, die Festungswerke zerstört, die Männer getödtet und die Frauen und Mädchen in die Sklaverei geführt.

Im Jahre 1645 wurde sie auf Befehl des Vicekönigs von Peru, Pedro de Toledo, durch den General Leiba wieder theilweise aufgebaut, aber nicht wie früher massiv, sondern man errichtete auf den Ruinen nur kleine hölzerne Häuser.

Als im Jahr 1826 dieser Landstrich von der Chilenischen Regierung zur Provinz und dieser Ort zur Hauptstadt und zum Sitz eines Intendent erhoben wurde, nahm er auch etwas an Bevölkerung zu, diente der Regierung aber hauptsächlich als Verbannungsort, und erst als die deutschen Ansiedler sich daselbst niederließen, veränderte sich ihr ärmliches Aussehen und gestalteten sich die Verhältnisse ganz um.

Schon in den Jahren 1830 bis 1837 besuchte der unternehmende Ingenieur Major Bernhard Philippi aus Cassel mehrmals diesen Ort und erforschte die Provinz. Nachdem er später noch von 1841 bis 1847 daselbst gelebt und das Gebiet bereist hatte, hielt er es für günstig den Strom deutscher Auswanderung dahin zu lenken und seinen Landsleuten unter wenn auch nicht glänzenden doch immerhin vortheilhaften Bedingungen eine neue Heimath zu schaffen.

Er entwarf zu dem Zweck eine Karte von diesem Lande und begab sich 1848 nach Europa, um für eine Kolonie zu werben, was ihm bei den damaligen politischen Zuständen Deutschlands besonders in seinem engeren Vaterlande Hessen-Cassel leicht gelang.

Nachdem sich schon während des Aufenthalts des Majors Philippi in Deutschland mehrere Deutsche in der Provinz Valdivia angesiedelt hatten, trafen 1849 und 1850 mehrere Schiffe mit Auswanderern direct von Deutschland im Hafen von Corral ein. Kaufleute, Aerzte, Künstler etc. blieben theils in Valdivia, theils begaben sie sich nach dem im Innern des Landes gelegenen 12 Meilen von da entfernten Städtchen Union oder nach der 18 Meilen entfernten Stadt Osorno. Den Ackerbauern wurde die Valdivia gegenüber liegende und nur durch den Fluß getrennte Insel Tejas oder Valenzuela überwiesen, welches Land unter 95 Deutsche getheilt wurde; andere ließen sich an den Ufern der Flüsse, andere endlich im Innern des Landes nieder.

Im Jahr 1851 langten wiederum 600 Deutsche in Corral an. Die Stadt Valdivia zählte damals bereits an 2000 Einwohner, unter denen sich an 600 Deutsche befanden, und nahm bis 1859, in welchem Jahre ich daselbst anlangte, noch bedeutend zu.

Der Schöpfer dieser deutschen Kolonien, der Major Bernhard Philippi, kehrte auch von Europa nach Valdivia zurück, publicirte ein kleines Werk über diese Provinz und scheute keine Mühe, kein Opfer, keine Gefahr seine Kolonisationspläne weiter durchzuführen. Er setzte seine Forschungsreisen fort, erlebte aber leider nicht die Freude, sein Lieblingsproject von so günstigem Erfolge, wie es heut der Fall ist, gekrönt zu sehen. Auf einer seiner Erforschungsreisen jenseits der Cordilleren wurde er von Patagoniern überfallen, ermordet und wie viele behaupten aufgegessen. Sicher aber wird diesem muthigen Vorkämpfer für Fortschritt und Civilisation, der mit Aufopferung von Zeit, Geld, Gesundheit und zuletzt seines Lebens so vielen Deutschen eine neue und glückliche Heimath gegründet hat, stets ein liebevolles und ehrendes Andenken von denselben bewahrt bleiben.

Es war ein herrlicher Herbsttag, als ich mit einigen meiner Bekannten die Stadt und Vorstadt durchwanderte. Der Hauptplatz war nicht gepflastert und, wie die Straßen, mit einer röthlich lehmigen Erde bedeckt, welche goldhaltig ist, so daß nach starken Regengüssen sogar Stückchen im Werthe von 3 bis 15 Mark in derselben gefunden werden. Die an demselben stehenden Häuser waren alt, niedrig, unansehnlich, größtentheils Eingeborenen gehörig; an der Westseite erhob sich eine von einem Berliner Ingenieur Frick aus Holz construirte Kirche mit zwei hohen Thürmen, und daneben stand noch als Erinnerung an frühere Zeiten das alte aus Stein und Ziegeln erbaute Gefängniß, in dem die Municipalität ihre Sitzungen hielt.

Von diesem Platz gingen nach den vier Himmelsgegenden gradlinige Straßen aus, welche von anderen rechtwinklig geschnitten wurden. Die zwei gen Westen nach dem Flusse hinabführenden waren mit Ausnahme einer alten Kaserne fast nur von freundlichen Häusern deutscher Kolonisten besetzt, welche durch ihre Sauberkeit und hübsche Bauart sehr grell von den Chilenischen abstachen. Am Fluße endeten diese Straßen an dem Landungsplatze, von welchem sich eine Reihe deutscher Häuser am Flußufer entlang hinzog.

Vom Hauptplatz nach Süden zu erstreckte sich eine lange Straße, in deren ersten Theil sich die hübschen zweistöckigen deutschen Hotels von Springmüller und Selzer befanden, in welch' letzterem ich wohnte; daneben erhoben sich noch andere ebenfalls zweistöckige Gebäude und gegenüber die Intendantur und das erste Geschäftshaus von Fehland und Becker. Etwas weiterhin erhob sich ein Kloster, welches aber nur

aus Holz gebaut war, in dem der Prior der Missionen der Provinz Valdivia, der Pater Lorenzo de Verona wohnte, der mehrere indianische Knaben unterrichtete. Noch weiter sah man die Ruinen der alten Stadtmauer, aus welchen ein hoher massiver Thurm hervorragte. Von da zog sich die Straße noch weit hin, und es wechselten Häuser und Gärten, in welchen viele Aepfel- und Canelosbäume standen, nach welchen letzteren dieser Stadttheil benannt war.

In entgegengesetzter Richtung vom Hauptplatz, also gegen Norden, zog sich eine Straße bis nach der Landspitze, welche der Fluß bildet, und da es hier viele Birnen- und Aepfelbäume gab, hieß der Stadttheil nach letzteren Manzanas.

Die vom Hauptplatz nach Osten führende Straße war die längste; sie ging ziemlich steil hinab, und auch hier erhob sich ein alter Thurm aus den Ruinen der Stadtmauer. Von da begann eine von den deutschen Ingenieuren Frick, Lagreße und Harnecker recht gut gebaute Chaussee, welche bis nach dem vier Meilen entfernten im Innern gelegenen Ort Futa führte. Der Chaussee entlang zog sich eine lange Reihe Häuser und ländliche Besitzungen, wie auch der katholische und der sehr hübsche protestantische Kirchhof, endlich noch ein großer Garten, in welchem sich eine Bierwirthschaft mit Billard und Kegelbahn befand, die sehr besucht wurde.

Nachdem ich die Stadt Valdivia kennen gelernt hatte, nahm ich ein Boot und fuhr nach der nur durch den hier etwa 500 Fuß breiten Valdiviastrom von ihr getrennten Insel Tejas oder Valenzuela.

Diese wird, wie der Leser aus beigefügter Karte ersehen wird, durch den Valdivia- und Crucesfluß und den kleinen diese beiden verbindenden Arm Cau Cau gebildet und enthält 350 Quadras.*) Der westliche Theil war etwas sumpfig, der östliche dagegen gebirgig, weshalb man 100 Quadras auf uncultivirtes Land rechnen konnte.

Die Insel war nur von deutschen Kolonisten bewohnt, welche der Regierung eine jährliche Erbpacht von 500 Dollar zahlten. Sie war sehr fruchtbar, befand sich in sehr gutem Kulturzustande, und es gab so viel Aepfelbäume auf derselben, daß jährlich an 1000 Fässer Apfelwein bereitet wurden.

Vom Landungsplatz Valdivias aus gesehen gewährte sie einen sehr hübschen Anblick; dem Landungsplatze gerade gegenüber erhob sich auf dem an 40 Fuß hohen Flußufer eine dem Herrn C. Anwandter aus Calau gehörige großartige Brauerei. Dieselbe bestand aus einem

*) 1 Quadras = 150 Meter.

zweistöckigen hohen Hauptgebäude und großen Nebengebäuden von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben, in welchen die schönsten Fruchtbäume und Blumen prangten.

An dieses Besitzthum grenzte, durch Gartenanlagen getrennt, eine große, dem Herrn Schülke aus Brandenburg gehörige Gerberei. Auch diese war ein sehr bedeutendes Etablissement; es erhob sich am Ufer ein großes Haus, hinter welchem sich mehrere Höfe mit den Fabriksgebäuden befanden. An diese Fabrik grenzte ein dem Herrn Teichelmann aus Potsdam gehöriges Grundstück, auf welchem ein sehr elegantes Gebäude am Fluß errichtet war; die dazu gehörigen Gärten erstreckten sich bis an den Cau-Cau.

Das Klima dieser Stadt und ihrer Umgegend ist kein angenehmes, und wenn man daselbst auch weder durch große Hitze, wie in den nördlichen Provinzen dieser Republik, noch durch große Kälte, wie in Deutschland, zu leiden hat, regnet es oft und sehr stark. Welcher Unterschied zwischen hier und der Wüste Atacama, wo ich fast sieben Jahre gelebt habe und wo es gewöhnlich während eines Jahres nur einmal und nur wenige Stunden regnet! Es schneit in Valdivia sehr selten, und wenn es vorkommt, zerschmilzt der Schnee gleich darauf. Der Nordwestwind bringt stets Regen und herrscht hauptsächlich im Winter; der Südwind dagegen bringt gewöhnlich gutes Wetter und ist im Sommer vorherrschend.

Sehr interessant war es für mich die Wetterscheide auf der Höhe von der Insel Mocha, an welcher ich auf meiner Reise von Valparaiso nach Valdivia vorüber fuhr, zu beobachten, indem nördlich von ihr sehr oft das schönste Wetter und blauer klarer Himmel zu finden war, dagegen südlich gewöhnlich bedeckter Himmel und Regen vorherrschte. Da eine so scharfe Begrenzung an der Stelle stattfand, wo die dichten Urwälder des Südens begannen, wäre man wohl berechtigt daraus den Schluß zu ziehen, daß die Regenmenge in Valdivia von den großen Wäldern herrührt. Gewitter und Hagel kommen selten vor und Erdbeben spürt man hier nur sehr wenig, was wohl dem in dieser Gegend gelegenen thätigen Vulkan von Villarica zu danken sein dürfte.

Trotz des vielen Regens und der feuchten Luft war der Gesundheitszustand Valdivias wie der Provinz ein vortrefflicher; es gab nie Cholera, Fieber oder andere epidemische Krankheiten, und um sich vor nassen Füßen zu schützen, trugen die Einwohner, Chilenen wie Deutsche, beim Ausgehen stets Holzschuhe. Es gab hier auch ein gutes Lazareth, in welchem Dr. Hantelmann aus Preußen mit 800 Dollar angestellt

war, nebenbei aber seine Hauptpraxis in Valdivia hatte. Neben ihm befand sich noch Dr. Volpert aus Württemberg daselbst.

Obgleich fast alle hier eingewanderten Deutschen Protestanten waren und sich auch ein Prediger in der Nähe Valdivias am Crucesfluß mit seiner Familie niedergelassen hatte, gab es für diese weder Kirche noch Bethaus und nur einen sehr hübschen protestantischen Kirchhof. Weil die Deutschen ihre Kinder taufen lassen mußten, wurden dieselben natürlich nach katholischem Ritus getauft, und bei Ehen zwischen Deutschen und Chilenen mußte der Deutsche katholisch werden. Die Religion wurde überhaupt von protestantischer Seite sehr lau und oberflächlich behandelt, während die katholische Geistlichkeit dagegen alles aufbot, Proselyten zu machen.

An Schulen gab es hier Regierungs-Elementar-Knaben- und Mädchenschulen und ein Colleg, eine Art höhere Bürgerschule, an welcher Professor Boeck Director war. Außer diesen Landesinstituten existirte aber auch eine deutsche Schule mit ungefähr 40 Kindern, an welcher Herr Schmär aus Oppeln und Herr Sander aus Breslau als Lehrer angestellt waren.

Valdivia war damals die Hauptstadt der in die drei Departements Valdivia, Osorno und Union getheilten Provinz und Sitz des Intendenten; zum Schutz befand sich hier eine Batterie Artillerie.

Die ganze Provinz enthielt im Jahre 1855 nur 18,227 Einwohner, und zwar das Departement Valdivia 8935 und das von Union 9192. Im Jahr 1859 zählte sie aber in Folge der Einwanderung bereits über 22,000 Seelen.

Der Handel Valdivias war für einen so kleinen Ort ziemlich bedeutend und hatte darin seinen Grund, daß alle von auswärts kommenden Waaren, welche nicht allein für diese Stadt, sondern auch für das Innere des Landes bestimmt waren, über den Hafen von Corral dahingebracht werden, ebenso auch alle Producte dieser Provinz, welche exportirt werden, von hier versendet wurden.

Die Einfuhr betrug vom 1. Mai 1859 bis 1. Mai 1860 362,799 Dollars.

Bei den ungeheueren Waldungen, welche in der Provinz Valdivia sich befanden und theils direct am Meer lagen, theils von schiffbaren Flüssen durchströmt wurden, war Nutzholz ein Hauptartikel und durch die ausgezeichnete Qualität der Hölzer, die da wachsen, bedingt. Am meisten wurde Alerze ausgeführt. Der Baum, welcher dieses Holz liefert, ist 125 bis

140 Fuß hoch und sein Stamm hat oft den enormen Umfang von 25 Fuß. Er wurde aber nicht als Stamm, sondern zu Balken, Pfosten und besonders zu Bretern geschnitten ausgeführt. Das Holz ist röthlich und so spröde, daß man früher nur mit Axt und Keil durch Spalten ohne Säge die Breter herstellte. Es ist ungemein dauerhaft in Hitze, Kälte und Nässe, und nach Hunderten von Jahren hat man Balken vollkommen erhalten, als ob sie neu wären, gesehen. Ein solcher Baum giebt öfter an 1000 Breter, die neun Fuß lang und neun Zoll breit geschnitten werden; das Dutzend kostet gewöhnlich drei Dollar.

Bei der starken Ausfuhr findet er sich bereits nicht mehr in der Nähe der Flüsse, und da er stets auf den Kämmen der Gebirge wächst, ist der Transport eine schwierige Arbeit.

Viele Leute sind Jahr aus Jahr ein nur damit beschäftigt, solche Wälder aufzusuchen, wofür sie je nach Fund reichlich belohnt werden.

Ein anderer für die Ausfuhr wichtiger Baum ist der Roble, eine Art Buche, welche sehr dauerhaftes Holz hat und viel zu Bauholz und besonders zu Eisenbahnschwellen benutzt wird. Auch dieser Baum wird sehr hoch und hat oft einen Umfang von 20 Fuß.

Ferner ist der Coigue anzuführen, der ebenfalls enorme Dimensionen erreicht; aus ihm werden besonders die Kanoas gezimmert, welche oft über 100 Centner tragen. Außerdem werden noch der Pellin, Linge, Laurel, Ulmo, Temu, Cipreß, Pino, Luma als Bauholz, zu Tischlerarbeit und der Mayten als Brennholz ausgeführt und verwendet.

Auch Schiffbau wurde getrieben und es gab mehrere Deutsche, die sich damit beschäftigten, aber nur kleine Fahrzeuge construirten. Sehr wichtig für den Verkehr war die von Valparaiso an dieser Küste entlang bis nach der andern südlich gelegenen deutschen Colonie Puerto Montt etablirte Dampferlinie. Jeden zehnten des Monats verließ ein großer eleganter, der Pacific-Steam-Navigation Comp. gehöriger Dampfer Valparaiso, langte nach acht Tagen Fahrt da an und kehrte nach zweitägiger Rast, alle Häfen berührend, wieder nach Valparaiso zurück.

Gehalte und Löhne waren im Verhältniß zu dem billigen Leben natürlich auch niedrig, wenn auch nicht so gering wie in der Provinz Maule und Concepcion. Der Tagelöhner in Valdivia verdiente täglich vier Real, gleich zwei Mark, da jedoch die meisten derselben Holzarbeiter sind und in Accord arbeiteten, standen sie sich gewöhnlich pro Tag auf drei Mark. Der Verdienst wurde ihnen wöchentlich zugestellt, aber

Araucarienwald.

Digitized by Google

nicht in Valdivia, sondern im Walde wo sie arbeiteten, und zwar nicht in Geld, sondern in Alerzebretern. So sah man jeden Sonnabend Hunderte von Männern, Frauen und Kindern, Breter auf dem Kopf tragend, aus dem Walde nach Valdivia kommen, um gegen diese ihre Einkäufe bei den Kaufleuten zu machen. Sowohl alle Kaufleute, wie Fleischer, Bäcker u. s. w. hatten in ihren Höfen Breterniederlagen, und wenn sie einige Schock Breter besaßen, verkauften sie dieselben an die Holzhändler. Gold= und Silbermünzen gab es hier sehr wenig und erst seit einigen Jahren wurde Kupfergeld, Centavo=Stücke, von denen 100 auf einen Dollar gingen, geprägt. Diese Münze wurde aber in den reichen nördlichen Provinzen von Niemandem genommen und hatte sich daher nach Valdivia gezogen. So erhielt man z. B. bei einem Geschäfte, welches Hunderte, ja Tausende von Dollars betrug, wenn es nicht anders ausgemacht war, die Zahlung in Kupfergeld. Ebenso wurden alle Wechsel honorirt, und ich werde es nicht vergessen, daß mir ein Haus in Valdivia einen Wechsel von 500 Dollar in Kupfergeld zahlte und ich diese Summe mit einem Frachtwagen abholen lassen mußte. Wenn diese Centavos nun auch stets in Rollen zu Hundert oder Fünfzig Stück verpackt waren, wie unbequem war es, wenn man nur 1 Dollar in die Tasche stecken wollte, um etwas zu kaufen, geschweige mehr.

Im öffentlichen Leben und in der Gesellschaft hielten die Deutschen, obgleich sie aus verschiedener Herren Länder zusammengewürfelt waren, sehr zusammen, und ich hatte nie in Südamerika Gelegenheit, einen Ort zu finden, wo so viel Eintracht herrschte wie hier. Da jeder Eingewanderte chilenischer Staatsbürger war, hielten sie auch in Bezug auf Politik fest zusammen und die Municipalität bestand stets größtentheils aus Deutschen. Im Hotel Selzer befand sich der deutsche Klub, der sehr viel Mitglieder zählte und in welchem über jedes Mitglied ballotirt wurde und die sich eine unehrenhafte Handlung hatten zu Schulden kommen lassen nicht aufgenommen, oder wenn sie Mitglieder waren, ausgestoßen wurden.

Dieser Klub besaß außer Speise= und Billardräumen einen schönen Tanzsaal mit gutem Flügel und ein Lesezimmer mit einer guten Bibliothek, und es wurden stets die neuesten Werke angeschafft und verschiedene Zeitungen gehalten.

Außerdem gab es ein deutsches Schützencorps und eine deutsche Feuerwehr, welche gute Spritzen besaß.

Der Ackerbau der Provinz befand sich bis zum Jahre 1850 auf einer sehr niederen Stufe, und die Chilenen ebenso faul wie die Indianer,

erbauten nur grade soviel Mais, Weizen, Kartoffeln und Pferdebohnen, als sie zu ihrem Unterhalt bedurften, dachten aber nicht daran mehr Feldfrüchte zu produciren und zu exportiren.

Ihr Pflug war sehr primitiver Art und bestand aus einem schwachen Baumstamm, der an das Joch der Ochsen befestigt wurde und an dessen Ende sich ein Haken mit einem dreikantigen sehr harten Stück Lumaholz befand; als Eggen dienten ihnen Dornenbündel. Das Getreide wurde mit der Sichel geschnitten und von Stuten ausgetreten, welche auf einer harten Tenne im Kreise darauf umhergejagt wurden.

Das Mehl wurde nicht auf Mühlen erzeugt, sondern dadurch, daß die Frauen mit einem runden abgeplatteten Steine auf einem größeren flachen die Körner zerrieben.

So wenig Ackerbau von den Eingeborenen dieser Provinz, ehe die deutschen Kolonisten ankamen, getrieben wurde, so hatten sie sich desto mehr mit Viehzucht beschäftigt, die ihnen wenig oder keine Arbeit und Mühe verursachten. Die Heerden von Pferden, Rindvieh, Eseln und Schafen blieben das ganze Jahr hindurch auf der Weide und zogen sich im Winter nach den Wäldern, wo ihnen die Quila- und Colligue-sträucher als Futter dienten, und da kaum der achte Theil der Bäume sein Laub abwirft, so waren sie gegen Sturm und Regen geschützt.

Das Rindvieh war 1548 von den Spaniern eingeführt, war eine sehr gute Race und hätte sich enorm vermehrt.

Die Hauptbeschäftigung der Landleute bestand nur darin, diese Heerden von Zeit zu Zeit zusammen zu treiben und die Stücke, die geschlachtet werden oder Milch geben sollten, mit dem Lazo einzufangen. Letztere wurden dann zu Hause angebunden, um die Milch zu gewinnen und etwas Butter, besonders aber Käse zu bereiten, der in der ganzen Republik sehr geschätzt und viel nach dem Norden ausgeführt wurde. Unter diesen Heerden gab es eine merkwürdige Art, welche Niatos (Stumpfnase) genannt wurde. Diese Thiere waren kleiner als die andern und hatten eine sehr kurze Nase und Oberlippe, sodaß man die Zähne sah und sie dadurch einer Bulldogge ähnelten, wozu noch beitrug, daß sie im Kampf mit dem Puma oft die Ohren verloren.

Die Pferde in dieser Provinz sind andalusischer Abkunft, nicht sehr groß, aber sehr feurig, stark und dauernd und geschickt. Sie lernen tanzen, stehen in vollem Carrière laufend auf ein Zeichen sofort wie festgebannt und ertragen die größten Strapazen, Hunger und Durst. Der Huf derselben ist stark und nur in Städten läßt man sie beschlagen. Auch sie leben Sommer und Winter im Freien.

Der Preis der Pferde war sehr verschieden; man konnte sie schon von zehn Dollar an haben; die für zwanzig bis fünfundzwanzig Dollar waren gut.

Es gab aber auch eine ganz kleine Race, eine Art Ponies, welche sehr dauerhaft und feurig waren und zu Geschenken für Kinder benutzt wurden.

Als Reisepferd waren Paßgänger sehr gesucht, die besser als andere bezahlt wurden. Auch hier ritt Alles, der Aermste sogar hatte ein Pferd, Bettler und Blinde ritten, und es war die Gewohnheit des Eingeborenen, wenn er auch nur einige hundert Schritt zu machen hatte, stets zu reiten.

Die Schafzucht befand sich noch auf der niedrigsten Stufe und wurden die Thiere mehr des Fleisches und der Felle als wegen der Wolle gezogen. Die Heerden wurden von Hunden gehütet, welche höchst klug waren und dadurch zu so guten Wächtern erzogen wurden, daß man sie sofort nach der Geburt einem Schaf zum Säugen übergab.

Ferner fand ich hier Maulthiere, Schweine, Ziegen, Truthühner und Hühner, Gänse, Enten und Tauben.

Als Jagdbeute gab es Seehunde, Huilines, eine kleine Art Reh, Guanacos, Füchse, wilde Tauben, Schnepfen, Strandläufer, Papageien und von wilden Thieren den Puma und eine wilde Katze, aber auch verwildertes Rindvieh.

Die Flüsse waren ziemlich fischreich; es gab besonders Pejerees, Forellen, Aale und Barsche. Das Meer gab an Fischen besonders den beliebten Robalo und die Corvina, auch kam ein Fisch, Peje Sapo genannt, vor, der unter dem Wasser Musik machte; ferner eßbare Muscheln, Austern, Choros und Piuras. Reptilien und Insekten gab es sehr wenig. Seepflanzen, welche gegessen werden, waren besonders Caliofo und Luche.

An Waldfrüchten gab es die Nüsse des Avellano, ferner Maqui, eine schwarze sehr süße Beere, die Murta, eine herbe sehr wohlschmeckende rothe, aromatische, der Heidelbeere ähnliche Frucht, welche auf fünf Fuß hohen Sträuchern wächst. Außerdem enthält der Schaft der Pangi, einer etwa vier Fuß hohen Pflanze mit sehr großen, einen Durchmesser von zwei bis drei Fuß haltenden Blättern einen sehr erfrischenden angenehmen Saft, der viel genossen wird.

Kapitel VI.

Erste Expedition in das unabhängige Gebiet der Araucaner-Indianer über San José, Mehuin und Queuli nach Tolten.

Obwohl ich mir vorgenommen hatte nur einige Wochen in Valdivia zu verweilen, um möglichst genaue Nachrichten über das Gebiet der unabhängigen Araucaner-Indianer einzuziehen, und dann bald meine Expeditionen in dasselbe zu unternehmen, befand ich mich bereits seit zwei Monaten daselbst, wozu mich einestheils ununterbrochene Regengüsse, wie andererseits erhaltene Nachrichten bestimmt hatten. Diesen zufolge waren die Wege in das Land zu dieser Jahreszeit fast unpassirbar, indem die Flüsse, die man sonst durchwaten konnte, jetzt in reißende Ströme verwandelt und an vielen Stellen derart austraten, daß große Strecken Landes unter Wasser standen und durchschwommen werden mußten, bei welcher Gelegenheit Pferde und Maulthiere oft versanken und verloren gingen. Hatte man aber nach vieler Mühe, nach Strapazen und Lebensgefahr glücklich das Indianergebiet erreicht, so boten sich nach der Ankunft bei einem Stamme, um dessen Gastfreundschaft man bitten mußte, neue Gefahren dar. Zu dieser Zeit fand nämlich die Aepfelernte statt, nach deren Beendigung die Indianer ihr Lieblingsgetränk, den Aepfelwein (Chicha), bereiteten und infolge des reichlichen Genusses desselben während des ganzen Herbstes bei Gelagen, sei es zu Hause oder in der Nachbarschaft, in trunkenem Zustande sich befanden.

Außerdem drohte mir aber, weil ich ein Deutscher war, eine noch ganz besondere Gefahr, weil die Aufständischen des Nordens der Republik Chile die Araucaner aufgefordert hatten, sich ihnen anzuschließen, um den Präsident Montt zu stürzen, und um ihre Absicht zu erreichen

die Nachricht unter ihnen verbreitet hatten, daß die Regierung alle den Indianern gehörigen Territorien den deutschen Colonisten geschenkt habe. Diese würden bald mit Macht ankommen, sie unterjochen und im Besitz des Landes, die alten Goldbergwerke ausbeuten, in welchen sie wie früher ihre Vorfahren unter den Spaniern als Sclaven arbeiten müßten.

Diesen Gerüchten Glauben schenkend, hatte sich bereits ein mächtiger Kazike, Manil, mit mehreren Stämmen den Aufständischen angeschlossen und die angrenzenden Stämme aufgefordert ein Gleiches zu thun, um fürs erste die Stadt Valdivia zu überfallen, die Männer zu tödten, Weiber und Mädchen als Sclavinnen heimzuführen und nach der Plünderung die Stadt niederzubrennen und der Erde gleich zu machen. In Folge dieser Nachrichten herrschte nun natürlich in Valdivia große Bestürzung, um so mehr, da nur sehr wenig Militär daselbst stand und man von der Regierung unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Hilfstruppen erwarten konnte. Sämmtliche Deutsche bewaffneten sich daher so gut wie möglich, exerzirten täglich und hielten Schießübungen, um den Indianern möglichsten Widerstand leisten zu können.

Unter diesen kritischen Verhältnissen ordnete der Intendent der Provinz, Don Ruperto Solar, an, daß sich die Capitäns Don Hadriano Mera und Jaramillo sofort nach dem Araucanerland begeben sollten, um die Indianer zu beruhigen und sie von der Theilnahme am Aufstande, wie von den Feindseligkeiten gegen Valdivia und die Deutschen abzuhalten.

Diese Capitäns waren von der chilenischen Regierung besoldete, der indianischen Sprache vollkommen mächtige und von den Indianern geachtete Chilenen, welche als Friedensrichter zwischen Beiden fungirten.

Wenn es, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist, wahrlich zu dieser Zeit eine sehr mühevolle und gefährliche Aufgabe für die Capitäns war, sich unter die empörten Indianer zu begeben, war es für mich als Deutscher, welcher ihr Land und ihre Schätze erforschen wollte, um so gefährlicher, und dieser Zeitpunkt der ungünstigste, um meine Expedition zu beginnen. Trotzdem beschloß ich, vor Begierde brennend, dieses interessante Land und seine Bewohner kennen zu lernen, die Gelegenheit unter dem Schutz eines solchen Capitäns dahin zu reisen mir nicht entgehen zu lassen und meldete daher beim Intendenten, daß ich den Capitän Jaramillo, welcher sich die Meeresküste entlang bis nach dem Fluß Tolten zu begeben hatte, begleiten würde.

Wenn früher mein Plan gewesen war, mich im Araucaner-Gebiet vielleicht ein Jahr lang aufzuhalten, um das mir vorgesteckte Ziel

zu erreichen, zwangen mich die Verhältnisse binnen einigen Wochen zurückzukehren und demnach auch meinen Plan zu ändern.

Mein Hauptprogramm hatte aus folgenden Punkten bestanden: 1., das zwischen dem Calle Calle und Toltenfluß gelegene, den Araucanern gehörige Territorium möglichst zu erforschen und einen Plan davon aufzunehmen; 2., die geologischen und mineralogischen Verhältnisse dieses Gebietes zu studiren und mich von seinem Goldreichthum zu überzeugen; 3., cultivirte Ländereien aufzusuchen, welche sich zum Ankauf und zur Gründung einer Colonie am besten eigneten; 4., Verbindungswege zu Wasser und zu Lande von da aus mit dem christlichen Gebiet auszuforschen; 5., die Pässe zu bereisen, welche von diesem Lande aus nach der Argentinischen Republik führen, und zu untersuchen, ob sie sich zu einer Schienenverbindung des Stillen Oceans mit dem Atlantischen eigneten; 6., die alten reichen Goldgruben der Spanier aufzusuchen; 7., die Ruinen der reichen alten spanischen Stadt Villarica, in welchen die Spanier, ehe sie vertrieben wurden, so große Schätze vergraben hatten, die man bis jetzt noch nicht hatte finden können, zu untersuchen; 8., den Vulcan von Villarica so weit als möglich zu ersteigen, zu erforschen und zu messen; 9., die Sitten, Gebräuche und Sprache der Indianer zu studiren; 10., sie durch gute Worte und Geschenke zu bestimmen, Ländereien an Christen zu verkaufen, wie 11., zu gestatten, daß Missionen auf ihrem Gebiet errichtet und die christliche Religion verbreitet werden dürfe und 12., die als Sclavinnen gefangen gehaltenen christlichen Frauen und Mädchen gegen Zahlung zurückzugeben.

Unter den obwaltenden Verhältnissen konnte ich mich natürlich nur auf die ersten Punkte beschränken, um nur eine allgemeine Uebersicht über Land, Bewohner und Verhältnisse zu gewinnen, durfte jedoch den Indianern gegenüber nicht das Geringste merken lassen; denn eingedenk der Leiden, ja des Untergangs, welche der Golddurst der alten Spanier über die Indianerstämme des westlichen Theils von Süd-Amerika gebracht hatte, betrachteten sie jeden Ausländer als Feind und bezeichneten ihn mit dem Namen Huinca. Mein Unternehmen war jedenfalls ein sehr gewagtes, indem der Araucaner von Natur mißtrauisch ist, und wenn er nur eine Spur von Verdacht schöpft, daß man ihn in seinen Leidenschaften und Gewohnheiten oder im Besitz seines Landes stören will, man von ihm sofort das Schlimmste zu gewärtigen hat und ohne Gnade ermordet werden kann. Da es nun wie bei allen rohen Völkern kein anderes Mittel mit ihnen innerhalb ihres Gebietes in Verkehr zu kommen giebt, als den Handel, wodurch sie in den Besitz gewisser

dringender Gegenstände gelangen, welche ihnen ihr eigenes Land nicht bietet und sie ihrer Eitelkeit, Putz- und Trunksucht Genüge thun können, erwählte ich die Rolle eines Tauschhändlers und hoffte unter dieser Verkleidung meinen Zweck am besten zu erreichen und kein Mißtrauen zu erregen.

Der Capitän Jaramillo wollte seine Reise binnen zwei Tagen unternehmen und ich beeilte mich daher alle zu einer solchen Expedition für meine Person nöthigen Gegenstände zu besorgen, wie die Waaren, welche sich zum Tauschhandel eigneten, einzukaufen. Ich engagirte mir einen Dolmetscher, einen getauften Indianer, welcher so gut spanisch wie indianisch sprach, zwei Bergleute und einige Treiber, kaufte für mich, wie für meinen Diener, Dolmetscher und die Bergleute die nöthigen Pferde, completes Sattelzeug und Geschirr, sowie die nöthigen Waffen und sechs Maulthiere zum Transport der Waaren. Ich selbst trug Säbel und Revolver, während ich meinem Diener meine Doppelflinte überwies, und sämmtliche Leute erhielten Säbel, Pistolen und Machettes (ein $1/2$ Fuß langes und 4 Zoll breites Faschinenmesser).

Nach anhaltendem trüben und regnerischen Wetter zertheilten sich die schwarzen Wolkenmassen und Nebel, die Sonne strahlte freundlich und erquickend vom blauen Himmelszelt hernieder und brach ich daher am 19. Mai auf. Das für den ersten Tag vorgesteckte Ziel meiner Reise war die an der Grenze des Indianergebiets und an dem Fluß Cruces gelegene Mission San José, wo ich mich mit dem Capitän Jaramillo, welcher in der Nähe eine ländliche Besitzung hatte, vereinigen wollte. Ich hatte ein großes Boot gemiethet, das mich, meine Leute, wie sämmtliche Waaren und Reiseutensilien auf dem Cruces bis zum Ort Chunimpa bringen sollte und hatte die Treiber mit den Pferden und Maulthieren Tags vorher zu Lande vorausgesendet.

Es war ein herrlicher Tag, die Natur erglänzte ringsum in all' ihrer Pracht, und unter der Bevölkerung Valdivias, wie der Umgegend herrschte, als ob sie freudig nach langem Schlummer erwachte, reges Leben und Treiben. Unzählige Boote und Kanoas landeten mit Producten an der Muelle, und besonders lebhaft wurde es, als der kleine Dampfer Fosforo von Valparaiso mit vielen Passagieren und vielen Waaren anlangte. In der Nähe dieses Dampfers lag auch mein Boot, auf welchem mich mein Dolmetscher, die Bergleute und mein Diener erwarteten, und welches, fertig zur Reise gerüstet, von einer neugierigen Menge umgeben war. Nachdem ich mich bei dem Intendenten verabschiedet, begab ich mich unter dem Geleit vieler Bekannten,

welche mich nicht wieder zu sehen vermeinten, auf das von sechs kräftigen Ruderern bemannte Boot und unter den Glückwünschen aller Umstehenden, wie unter dem Abfeuern aller Pistolen und Gewehre meiner Leute verließ ich Valdivia und flog mein Fahrzeug in nordöstlicher Richtung an den Ufern der Insel Valenzuela dahin.

Nur wenige Quadras fuhren wir auf dem über 500 Fuß breiten schönen Strom hinauf, dann wendeten wir uns in den, diesen und den Cruces Fluß verbindenden nur etwa 60 Fuß breiten, die Insel Valenzuela bildenden Arm Cau Cau. Dieser war nur ungefähr eine halbe Meile lang, seine Ufer flach und mit Apfelwaldungen bedeckt, zwischen welchen man hier und da ein Häuschen erblickte. Nach kurzer Fahrt gelangten wir in den Cruces. Dieser Fluß, der hier eine Breite von mehreren tausend Fuß hatte, entspringt im Indianergebiet, vereinigt sich mit dem von Nordosten kommenden Leufucague und erreicht die Mission San José, von wo aus er bei hohem Wasser anfängt schiffbar zu werden und ergießt sich, wie erwähnt, bei der Insel Valenzuela in den Valdiviastrom. Sein linkes Ufer zog sich dicht bewaldet zwischen 500 und 1000 Fuß hohem Küstengebirge hin, bald in den Fluß schroff abfallend, bald von demselben zurücktretend und kleine Ebenen bildend, in welchen sich Ansiedelungen und gut cultivirte Felder befanden, welche sich bis in die Nähe von San José erstreckten. Das rechte Ufer dagegen war bis dahin, nur kleine Erhebungen ausgenommen, ganz flach und weithin mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, in welchem von Zeit zu Zeit kleinere oder größere Strecken gelichtet und in Culturzustand gebracht waren.

Auf diesem Flusse macht sich die Ebbe und Fluth auch bis über die Mission San José hinaus sehr geltend, und da meine Abfahrt sich um einige Stunden verzögert hatte, war, als wir ihn erreichten, die Fluth bereits vorüber und die Ebbe eingetreten. Große Wassermassen strömten uns mit solcher Gewalt entgegen und bildeten sich solche Wellen, daß man glaubte, sich nicht auf einem Fluß, sondern auf offener See zu befinden. Die Ruderer konnten trotz aller Anstrengungen nicht dagegen ankämpfen, zu unserm Glück erhob sich aber etwas Wind sodaß es möglich war ein Segel beizusetzen und so gegen die heranrollenden schäumenden Wellen zu fahren. Als wir ungefähr eine halbe Meile diesen Strom hinaufgefahren und zwei kleine zur Rechten liegende Besitzungen, El Almuerzo und Cabo Blanco genannt, passirt hatten, erreichten wir die eine halbe Meile lange, aber nur ganz schmale, wegen öfterer Ueberschwemmung uncultivirte Schlangeninsel Isla de

Culebras. Nachdem wir in den linken Arm eingefahren, landeten wir bei dem aus etwa nur acht Häusern bestehenden, in einer kleinen fruchtbaren Ebene gelegenen Ort Punacapa, der von Feldern umgeben und von Apfelwaldungen beschattet war.

Ich hatte Nachrichten erhalten, daß die Spanier früher in der Nähe dieses Orts an dem Abhange des Küstengebirges eine reiche Goldgrube bearbeitet und sich hier auch eine Höhle, welche den Namen Hexenhöhle (Cueva de los brujos) führte, befand, daher interessirte es mich sehr, dies Terrain zu untersuchen, indem ich als gewiß annahm, daß die Höhle, in der es spuken sollte, ein alter Grubentunnel der Spanier sei. Ich besuchte vorerst den Richter dieses Orts, welcher mich auf das Freundlichste empfing, und als ich ihm mittheilte, daß ich Bergwerksunternehmer und hergekommen sei, das Terrain zu untersuchen, höchst enthusiasmirt sofort Pferde satteln ließ, um mich nach dem alten spanischen Goldminen persönlich zu führen. Von meinen Bergleuten, die mit den nöthigen Werkzeugen versehen waren, begleitet, denen sich auch die Ruderer wie fast alle Bewohner des Dorfes beiderlei Geschlechts aus Neugierde angeschlossen hatten, erreichten wir bald den Hauptplatz an dem östlichen Abhange der Küstencordilleren, wo früher die Spanier gearbeitet und einen bedeutenden Goldreichthum gefunden haben sollten.

Das Gebirge bestand hier aus durch viele Quarzadern durchsetzten Glimmerschiefer, auf welchem sich eine Schicht rother lehmiger Erde befand, in der das Gold als Körner, Blättchen oder feiner Sand vorkam.

Ich entdeckte daselbst bald mehrere an drei Quadras lange Gräben, die jetzt nach Hunderten von Jahren noch an 20 Fuß breit und 10 Fuß tief waren und jedenfalls früher eine bedeutendere Tiefe gehabt hatten. Alle diese Gräben liefen am Abhang nach dem Thale zu, in welches ein Bach aus dem Gebirge herabströmte, und ich fand eine Menge untrüglicher Spuren, daß man die ausgegrabene Erde da ausgewaschen und das Gold gewonnen habe. Vermöge meiner blechernen Waschschüssel stellte ich an verschiedenen Stellen Versuche an, und wenn ich auch etwas feines Gold auswusch, so war an der Oberfläche kein gutes Resultat zu erwarten und jedenfalls in größerer Tiefe eine Untersuchung lohnender, gab daher für jetzt, wo meine Zeit so abgemessen war, den Plan weiter zu suchen auf, beschloß aber nach meiner Rückkehr aus dem Araucanergebiet hier eine Versuchsarbeit anzulegen und dieses Gebirge genau zu durchforschen.

Ueber die Hexenhöhle theilte mir der Richter mit, daß sie eingestürzt und die Stelle derart von Quila bedeckt sei, daß es jetzt schwer sein würde dahin zu gelangen, versprach mir aber den Ort lichten zu lassen. An diesem Tage mußte ich noch San José erreichen, machte mich daher bald auf den Rückweg, um meine Reise fortzusetzen.

Als wir von hier stets nördlich fahrend die Schlangeninsel passirt hatten, erhob sich zur Rechten das Terrain und bildete eine Hochebene, auf welcher sich einer der tüchtigsten deutschen Landwirthe, Herr Ex angesiedelt und ein freundliches Haus nebst Hof erbaut hatte. Da ich diesen Herrn in Valdivia kennen gelernt und er mich freundlichst eingeladen ihn zu besuchen, ließ ich am Fuß dieses Hügels anlegen und sprang ans Land, wo mir eine große Menge aufgeschichteter Hölzer bekundete, daß er auch bedeutenden Holzhandel trieb. Ich stieg einige 30 Stufen hinauf und erreichte die Wohnung, wo ich auf das Herzlichste empfangen und auf den kleinen Balkon geleitet wurde, wo ich einen Imbiß und guten Chicha vorfand. Dieser Ort hieß Tres Bocas (d. h. drei Mündungen), da der Cruces ungefähr eine halbe Stunde oberhalb sich theilt, der Hauptarm direct nach dem Süden fließt, der andere dagegen unter dem Namen Reiherfluß (Rio de las garzas) sich nach Osten wendet und bei dieser Besitzung, nachdem er die Flüsse Pichoi und Cajumapu aufgenommen hat, sich wieder mit dem Hauptarm vereinigt und die fast eine Quadratmeile enthaltende Insel Realejo oder Corcovado genannt, bildet. Höchst interessant war für mich die Aussicht, welche sich mir von dieser ungefähr 60 Fuß über dem Wasserspiegel befindlichen Besitzung darbot, und die einen Eindruck auf mich machte, den ich niemals vergessen werde. Es war nicht die Schönheit, nicht das Pittoreske, noch die malerische Mannigfaltigkeit, welche mich ungemein fesselte, sondern es bemächtigte sich meiner ein Gefühl, ähnlich dem, welches man empfindet, wenn man das erstemal das Meer erblickt und in die unendliche unbegrenzte Ferne schaut. Wohin von hier mein Auge auch spähte, ich erblickte nichts als einen undurchdringlichen Urwald. Links gegen Westen erreichte er die Gipfel der Küstencordilleren und vor mir gegen Norden und rechts gegen Osten erstreckte sich eine wohl an 20 Meilen enthaltende Thalebene bis an die Cordilleren der Anden, aus deren Kette sich über dieses grüne Waldmeer der ewig seine Rauch- und Feuersäulen gegen Himmel schleudernde, mit Schnee bedeckte Vulkan von Villarica erhob.

Die schreckliche Einförmigkeit dieser Gegend war nur durch die sich hier vereinigenden großen Ströme, die sich wie breite silberne Bänder

durch diesen colossalen Urwald in vielen Windungen schlängelten, gemildert. Ich stand eine Weile in Anschauung der großartigen Natur versunken, wo Grabesstille zu herrschen schien; keine Stadt, kein Dorf, keine Hütte, kein lebendes Wesen war von hier aus zu entdecken, oder zu hören, der Wald war stumm und todt, nur die unterirdischen Kräfte sah man am Horizont durch die Ausbrüche des Vulkans Villarica sich äußern, und in der Nähe sah und hörte man die großen Wassermassen der Flüsse sich daherwälzen. Herr Ex hatte hier durch Fleiß und Ausdauer, wie sie nur dem Deutschen eigen sind, eine Strecke des Urwaldes in schönste Felder verwandelt, die ihm guten Ertrag gaben, auch besaß er eine Heerde Vieh und versah täglich Valdivia mit Butter, Milch und Käse.

Nach halbstündigem Aufenthalt setzte ich meine Fahrt in nordöstlicher Richtung längs der Insel Realejo fort, welche fast ganz bewaldet und sehr wenig angebaut war, wogegen gegenüber ihrer nördlichen Spitze sich am linken Ufer freies Feld befand, wo Kartoffeln und Weizen gebaut, zwei Hütten standen und gute Nutzhölzer geschlagen wurden; dieser Platz heißt Corcovado. Von hier stets nach Norden fahrend, passirte ich einen andern Holzschlagplatz, Mono genannt, und nach einstündiger Fahrt am rechten Ufer entlang erreichte ich Chunimpa, wohin ich, da der Fluß nur soweit schiffbar war, die Treiber mit den Pferden und Maulthieren bestellt hatte, welche daselbst bereits auf mich warteten.

Chunimpa war der erste Platz von Valdivia aus, wo in Folge des fruchtbaren Bodens größere Strecken Landes für den Ackerbau dem Urwald abgewonnen waren; es existirten hier aber auch nur einige armselige Hütten.

Die hereinbrechende Nacht zwang mich, den Richter dieses kleinen Ortes um Gastfreundschaft zu bitten, die mir auch freundlichst gewährt wurde. Hoffend zur Abendmahlzeit das gewöhnliche Gericht, ein gutes Huhn, zu bekommen, wurde ich getäuscht, und theilte mir mein Wirth mit, daß es hier so viel Füchse gäbe, daß er nur mit großer Sorgfalt Hühner ziehen könne. Auf diese Nachricht hin begab ich mich auf den Anstand und schoß auch bald ein schönes Exemplar.

Am andern Morgen als die Waaren und Reiseutensilien auf die Maulthiere geladen waren, verabschiedete ich die Ruderer, welche mit dem Boot nach Valdivia zurück kehrten, bestieg mit meinen Leuten die Pferde, und wir ritten dicht am Ufer des Flusses auf San José zu, wohin mir die Treiber mit den beladenen Maulthieren folgten. Der Boden wird von hier aus immer fruchtbarer und fand ich auch

immer mehr cultivirtes Land. Wir passirten die nur aus einigen Hütten bestehenden Ortschaften Paico, Esperanza, Cuncun, Calfuco, Huilin, Chacra, Asque, Calchatue und Tapia und langten nach etwa dreistündigem Ritt gegenüber der Mission von San José an. Kaum hatte man uns da bemerkt, so wurde ein Canoa flott gemacht und erst wir und darauf die Waaren und Sättel der Thiere übergesetzt, wonach die Treiber auf demselben, die Thiere schwimmend nach sich ziehend, an das andere Ufer gelangten. Diese Canoas waren größere oder kleinere ausgehöhlte Baumstämme, deren man sich hier allgemein als Fahrzeug bediente. Sie waren gewöhnlich aus Coiguebäumen gearbeitet, trugen oft an 100 Centner und war für ein Dutzend Menschen und mehr Platz. Es gab aber auch viele kleine, die nur für eine Person eingerichtet waren.

Ein pensionirter hier als Richter stationirter Hauptmann, Don Pedro Moreno, an welchen ich Empfehlungsbriefe vom Intendenten von Valdivia brachte, nahm mich sofort auf das Freundlichste mit meinen Leuten auf und bewirthete uns nach besten Kräften. Bald erschienen auch die hier lebenden, dem Capuziner-Orden angehörenden Missionäre, deren einer, Don Adeodato, ein Italiener aus Bologna, der andere aber, Don Tadeo Pfatter, zu meiner Freude ein Deutscher aus München war, mich zu begrüßen. Bis spät am Abend blieben wir vereint, und da die Wohnung des Hauptmanns Moreno sehr beengt war, lud mich der Pater Tadeo ein, bei ihm in der Mission zu wohnen, was ich dankbar annahm.

Der nächste Tag war ein Sonntag, und schon früh erwachte ich von dem feierlichen Geläute der Glocken der Mission, welche die Gläubigen zur Messe riefen; ich erhob mich schnell und begab mich ins Freie. Der Ort San José liegt sieben Meilen von Valdivia auf einer etwa 20 Fuß über dem Fluß nach Norden sich erstreckenden Ebene. Wie bei allen Ortschaften spanischen Ursprungs, war auch hier zuerst ein großer Platz angelegt, welcher aber, da sich die Bevölkerung nicht sehr vermehrt hatte, ein sehr ödes und trauriges Ansehn gewährte. Auf der Südseite desselben befanden sich nur die Missionsgebäude und die Kirche, an der westlichen ein Schulgebäude, an der Ostseite die Wohnung des Richters Moreno, das Gefängniß und ein großes Breterhaus und an der Nordseite nur zwei kleine Hütten. Die Missionsgebäude, die Kirche wie alle anderen Häuser waren nur aus Holz erbaut, und der Platz, an welchem sie lagen, mit hohem Gras bedeckt, das Pferde, Rinder und Schafe ruhig abweideten. Gegen Westen und Süden war dieser Ort

von Wald umgeben, gegen Osten durch den Fluß begrenzt, auf dessen jenseitigen Ufer sich mehrere Häuschen, umgeben von Feldern und Aepfelwaldungen, befanden und gegen Norden war das Land eine ziemlich große Strecke frei und bebaut.

So still und monoton es sonst hier sein mußte, heute herrschte ein ungewöhnliches reges Leben und Treiben, wozu das nach so vielen Regentagen eingetretene schöne Wetter beitrug, infolge dessen die Bewohner der Umgegend von allen Seiten nach der Missionskirche strömten.

Ferner waren an diesem Vormittage einige 40 Mann Nationalgarde dem Capitän Moreno als Besatzung gesandt worden, um bei einem etwaigen Einfall der Araucaner in christliches Gebiet dieselben gleich an der Grenze energisch angreifen und die wenigen Communicationswege möglichst vertheidigen zu können.

Wohlhäbige Bauern auf guten Pferden mit ihren rothen Ponchos und den großen schweren massiven silbernen Sporen, hinter sich ihre Frau oder Tochter sitzend, kamen stolz einhergeritten, auch junge Mädchen zu zweien, ihre Reitkunst zeigend, im Galopp auf dem Platze angesprengt; hier stand ein Trupp Soldaten, da eine Schaar getaufter indianischer Familien, die ihre Tracht beibehalten hatten u. s. w. So war der Platz vor der Kirche, auf dem Pferde und Maulthiere weideten oder sich niedergeworfen hatten, um nach langem schlechten Wege auszuruhen, bald belebt.

Als der Gottesdienst begann, begab ich mich ebenfalls in die Kirche, dieselbe war jedoch so eng, daß nur ein Theil der Andächtigen eintreten konnte. Viele getaufte indianische Familien, die sich hier eingefunden, aber nicht die spanische Predigt verstanden, versammelten sich sämmtlich nach derselben um den Altar, wo sie niederknieten und mehrere Gebete in indianischer Sprache dem Pater Tadeo laut nachbeteten.

Als der Gottesdienst beendet war und es auf dem Platze sehr lebhaft zuging, jagte plötzlich ein Araucaner über denselben zur Mission und meldete, daß sein Häuptling der Kazike Carimann von Marilef den Paters einen Besuch machen wolle. Kurze Zeit nachher sprengte dieser an der Spitze einiger zwanzig Indianer mit fliegenden Haaren heran; sie parirten mit außerordentlicher Praecision ihre Pferde vor der Mission, wo sie unter dem Gruß marri marri abstiegen. Dem Häuptling wurde ein Lehnstuhl angewiesen, während die Indianer theils auf dem Grase niederkauerten, theils sich platt auf den Leib legten. Der Eindruck, welchen dieser Häuptling mit seinen Leuten auf mich machte,

war nicht ein derartiger, wie ich ihn erwartete, wozu natürlich der Umstand sehr viel beitrug, daß diese, stets unmittelbar in der Nähe der Christen lebend, viele Gewohnheiten derselben angenommen, auch etwas spanisch sprachen.

Der Häuptling hatte stets die Aufforderungen und Bitten der Missionäre, Christ zu werden, zurückgewiesen, obgleich er drei Söhne hatte taufen und in der Mission erziehen lassen, wovon der eine sogar Geistlicher in Ancud war. Der Hauptgrund, weshalb er nicht zur christlichen Religion übertreten wollte, lag darin, daß bei den Araucanern die Polygamie herrschte und er, obgleich 73 Jahre alt, acht Frauen besaß, von denen er die letzte, die erst 17 Jahre zählte, vor wenigen Tagen geheirathet hatte. Er war ein kleiner corpulenter Mann mit langem, grauen Haar und von ausdrucksvollem energischen Aussehn. Seine Tracht war der seiner Leute ganz gleich und bestand aus zwei Kleidungsstücken, dem Chamal und dem Poncho. Ersterer war ein viereckiges, aus grober Wolle von seinen Frauen gewebtes und mit Indigo dunkelblau gefärbtes Stück Zeug, welches um die Lenden geschlagen bis auf die Füße reichte und mit einem Gurt über der Hüfte befestigt war; letzterer aus einem eben solchen Stoff bestehendes Stück Zeug, welches über die Schultern zur Bedeckung des Oberkörpers getragen und durch das der Kopf durch einen Schlitz gesteckt wurde. Er trug keine Kopfbedeckung, sondern das unter den Indianern allgemein übliche Stirnband Tarilonco genannt, um die langen Haare aus dem Gesicht zu halten, liebte aber noch ein rothes baumwollenes Taschentuch europäischen Fabricats um den Kopf zu schlingen. An die bloßen Füße hatte er, wie seine Begleiter, schwere massive silberne Sporen geschnallt; er ritt einen prächtigen schwarzen Hengst, an dem die Lederriemen des Zaumes und des Steigbügels ebenso der Sattel sehr reich mit Silber verziert waren.

Als der Capitän Moreno, wie Mera und Jaramillo ihn zu begrüßen kamen, erklärte er feierlich, daß er heute erschienen sei um zu versichern, daß er wie sein Stamm sich nicht an dem Aufstand betheiligen werde, im Gegentheil, sobald man einen Einfall in christliches Gebiet machen wolle, er es nach Kräften verhindern, und die Regierung, wenn Gefahr drohe, benachrichtigen werde, in Folge welcher Erklärung er und seine Begleiter vom Capitän Moreno im Namen der Regierung beschenkt wurden. Ich wurde ihm bald vorgestellt, worauf er mich zum Gruß dreimal umarmte und küßte. Da er Häuptling eines bedeutenden Stammes war, lag mir natürlich viel daran sein Freund zu sein, und

ich verehrte ihm deshalb einen schönen Säbel und ein Faß Branntwein, worauf er mich einlud ihn recht bald zu besuchen.

Einige Stunden verweilte der Kazike, dann brach er auf, mußte aber, da ihm der Rum sehr zugesagt, auf sein Pferd gehoben werden. Unter furchtbarem Gebrüll seiner Begleiter, denen ebenfalls Schnaps und Chicha reichlich gespendet worden war, sprengte er sehr zufrieden und angeheitert seiner Heimath zu.

Ich hatte mit dem Capitän Jaramillo verabredet, wenn es die Witterung erlaubte, am Morgen des 22. Mai meine erste Expedition in das Araucaner-Gebiet und zwar nach den an der Meeresküste liegenden Orten Queuli und Tolten anzutreten, da es aber in der vorhergehenden Nacht sehr heftig zu regnen begonnen hatte und bis 1. Juni unausgesetzt fortfuhr, verblieb ich während dieser Zeit in der Mission und suchte möglichst genaue Nachrichten über das Araucaner-Gebiet und seine Bewohner einzuziehen. Die Paters lebten hier als Missionäre sehr angenehm; denn erstens befanden sie sich auf christlichem chilenischen Gebiet, ferner besaßen sie hier Felder, Rindvieh und Pferde, konnten zu jeder Jahreszeit binnen einigen Stunden nach Valdivia gelangen und sich alles Nöthige einkaufen, erhielten regelmäßig ihre Zeitungen und Briefe, und waren nur wenig oder keiner Gefahr in Bezug auf die Indianer ausgesetzt. Sie hatten 14 Indianerknaben im Alter von 8—14 Jahren, welche sie getauft, bei sich in der Mission und ertheilten denselben gegen eine gewisse Summe, die sie von der chilenischen Regierung erhielten, bis zum 16. Jahr Religionsunterricht, beköstigten und begleideten sie. Ebenso war hier von der Regierung ein Schullehrer angestellt, welcher ihnen spanische Sprache, Schreiben, Lesen und Rechnen lehrte. Die Kaziken erhielten für jedes Dutzend Kinder, das sie aus ihrem Stamme zum Taufen und Erziehen in die Mission schickten, 40 Dollar.

Wenn nun auch in dieser Mission durch die Taufe und Erziehung von einem Dutzend Indianerkindern gute Resultate erzielt wurden, waren diese Erfolge im Hinblick auf das große Indianergebiet doch ungemein gering, und werden sehr viele Jahre nöthig sein, das Christenthum allgemein hier einzuführen. Den Missionären ist wahrlich keine Schuld beizumessen, wenn nicht bessere Resultate erzielt werden, indem sie mit den so bescheidenen Mitteln, über die sie verfügten, stets alles nur Mögliche geleistet haben, und soweit es die Räumlichkeiten der Mission erlaubten, die entsprechende Zahl Kinder erzogen. Auch der Muth hatte ihnen nicht gefehlt, trotz der großen Gefahren sich weiter

in das Innere des Araucaner-Gebiets zu wagen, und hatten auch bereits eine Mission in dem Ort Tolten, eine andere in Mangiselhue, über welche ich später Näheres berichten werde, errichtet. Beide aber wurden von den Indianern niedergebrannt, und nur mit größter Mühe retteten die Missionäre ihr Leben und kehrten in kläglichstem Zustand nach mehrtägigem Umherirren in dem Urwald ohne Lebensmittel auf christliches Gebiet zurück.

Der große Haß und das Widerstreben der Araucaner gegen die christliche Religion hatte seinen Hauptgrund darin, daß sie Feinde aller Ausländer sind, ihre Freiheit über Alles lieben und an ihren alten Gebräuchen, namentlich der Polygamie hängen. Viele würden sich sofort taufen lassen, wenn sie ihre Weiber behalten könnten. Wenn es den Missionären nun auch bisweilen nach vieler Mühe gelang, Erwachsene zu taufen, heirathen diese öfter später doch wieder mehrere Frauen, und hatten diese Paters sogar den Schmerz zu erleben, daß von ihnen in der Mission getaufte und erzogene Knaben dies thaten. Ihr Glaube lehrt sie, daß sie nach dem Tode Alle vereint ewige Freuden genießen sollen; weil die Missionäre aber stets vom Fegefeuer erzählen, wenn sie nicht der allein selig machenden Kirche angehören, wollen sie sich von ihren Brüdern nicht trennen.

Die Araucaner sind von mittlerer Statur, von rothbrauner, theils hellerer, theils dunklerer Farbe, die Haut fühlt sich sammtartig an, die Brust ist gewölbt, die Arme und Beine muskulös und gut geformt, Hände und Füße klein, der Hals kurz, das Gesicht rund, etwas breit mit vorstehenden Backenknochen, die Stirn niedrig, die Augen klein, braunschwarz, zeigen biliös gefärbte Iris, sind dabei sehr lebhaft und ausdrucksvoll, die Nase breit mit großen Oeffnungen, die Augenbrauen gradlinig, der Mund proportionirt, die Zähne sehr schön weiß, gleichmäßig und dauerhaft, das Haar ist sehr üppig, stark, schwarz und sehr lang. Bart haben sie wenig, da es bei ihnen als große Unreinlichkeit gilt, Haare im Gesicht oder auf dem Körper zu haben; diese wurden von beiden Geschlechtern auf das Sorgfältigste mit einer kleinen hölzernen Zange ausgezogen. Sie erreichen gewöhnlich ein hohes Alter, werden oft über 100 Jahre alt und bleiben dabei aller Sinne mächtig. Sie verunstalten ihren Körper zwar nicht, wie andere Indianer Amerikas, um nach ihrem Begriff schöner und furchtbarer auszusehen, durch Tättowiren, Ausdehnen der Ohren, oder durch Nasenringe oder Lippenkorke u. s. w., aber im Krieg und bei festlichen Gelegenheiten bemalen sie sich sämmtlich sehr grell.

Araucaner-Jndianer Familie.

Digitized by Google

Seit Jahrhunderten haben die Araucaner=Indianer Einfälle und Raubzüge gegen die spanischen Kolonien unternommen und setzen diese in der chilenischen und argentinischen Republik noch fort, theils um Pferde und Rindvieh, hauptsächlich aber um Frauen und Mädchen zu rauben, welche sie zu Frauen nehmen und zugleich als Sclavinnen benutzen, wodurch die araucanische Race derart mit der spanischen gekreuzt ist, daß man viele Indianer für Spanier halten kann, und es sehr schöne Frauen und Mädchen unter ihnen giebt.

Außerdem giebt es aber noch einen etwas nördlich von Tolten lebenden Stamm, die Boroaner, welche ganz weiß sind, blaue Augen, blondes langes Haar, eine schlanke Figur, einen schönen Körper und eine edle Gesichtsbildung haben, überhaupt den Deutschen sehr ähnlich sind. Ihr Character aber, wie ihre Sitten und Gebräuche waren denen der araucanischen Stämme ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß gerade diese die wildesten, grausamsten und der Civilisation am wenigsten zugänglichsten Indianer waren, auch wenig mit andern Stämmen verkehrten und nur unter sich heiratheten. Die Ansichten über ihren Ursprung sind getheilt, die vorwiegende aber ist die, daß sie die Nachkommen eines in der Nähe gestrandeten Schiffes wären, da Boroa nicht weit vom Meere entfernt liegt.

Sehr interessant ist die so reiche und ausdrucksvolle Sprache der Araucaner, welche mit keiner der anderen amerkanischen irgend eine Aehnlichkeit hat. Man hörte allerdings bisweilen Worte, welche denen der peruanischen Sprache gleich klangen, dies sind aber keine chilenischen, sondern nur aus der Zeit angenommene, in welcher die Spanier mit Hülfe der Peruaner die Araucaner unterjochten. Von spanischen Worten hört man einige wenige nur in der Neuzeit, und dies kommt daher, daß die Araucaner so stolz sind und noch einen solchen Haß gegen das Spanische haben, daß sie sich nie öffentlich bei einer Rede eines spanischen Wortes bedienen dürfen. Die araucanische Sprache hat in ihrem Alphabet dieselben Buchstaben wie die lateinische, mit Ausnahme des x. Außer diesen hat sie ein stummes o, welches dadurch bezeichnet wird, daß man zwei Punkte über dasselbe setzt, und ein u, welches wie ü gesprochen wird. Das au, ai, ei, eu wird zusammengezogen wie im Deutschen ausgesprochen.

Die Araucaner=Indianer erkennen ein höchstes Wesen an, welches sie mit den Worten Geist des Himmels, Schöpfer, Allmächtiger u. s. w. bezeichnen und Pillan nennen. Dieser Gott hat aber verschiedene Untergötter, und zwar den Gott des Krieges, den Meulen, den Gott des

Guten und den Guecubu, das schlechte Wesen, der Urheber alles Unglücks. Unter diesen standen nun wiederum Nymphen, Amei — malghen, und Schutzgeister, Gen, und jeder Indianer hatte seinen Schutzgeist, welcher das Schlechte, was ihm Guecubu zufügen wollte, abschwächen oder verhindern sollte. Sie hatten keine Priester, keine Tempel, keine Götzenbilder und riefen, wenn sie in Gefahr oder in Noth waren, den Pillan und Meulen an, von welchen sie glaubten, daß sie auf dem Vulkan von Villarica, der sich zu solcher Höhe erhebt, daß er in ihrem Lande überall gesehen wird, wohnten. Bei besonders wichtigen Gelegenheiten opferten sie ihnen Schafe und zündeten zu ihrer Ehre Tabak an.

Im gewöhnlichen Leben genoß nie ein Araucaner ein Getränk, wie Schnaps oder Chicha, ohne etwas den Göttern zu opfern und einige Tropfen nach der Richtung des Vulkans zu spritzen. So wie sie diese Götter verehrten, fürchteten sie aber auch Guecubu, und um diesen zu versöhnen, opferten sie ihm auch öfter verschiedene Speisen und Getränke, welche sie nach einer Höhle brachten, wo er leben sollte. Wurde ihnen ein Pferd lahm, so saß nach ihrem Aberglauben der Guecubu auf ihm hinter dem Reiter; fand ein Erdbeben statt, hatte Guecubu der Erde einen Stoß versetzt; starb Jemand, so hatte ihn Guecubu gewaltsam erstickt; und obgleich heroisch und tapfer im Felde, waren sie derart abergläubisch und furchtsam, daß wenn sie des Abends eine Eule oder Fledermaus flattern sahen, sie diese für den bösen Geist, der diese Form angenommen hatte, hielten.

Bei allen wichtigen Angelegenheiten holten sie sich bei Wahrsagern oder Traumdeutern, die als Charlatane ihre Leichtgläubigkeit ausbeuteten, Rath. Alle glaubten aber, daß der Mensch aus zwei Materien bestehe, nämlich dem Körper, Anca und der Seele, Pulli, daß letztere unsterblich sei, und daß sie nach dem Tode in einen westlich, jenseits des Meeres gelegenen Ort kämen, den sie Gulchemann nannten und der ihnen ewige Freuden bieten sollte. Bei starkem Gewitter glaubten sie, daß die Seelen der Verstorbenen sich im Himmel bekriegten, und wenn dasselbe von ihrem Lande nach chilenischem Gebiet zog, nahmen sie an, daß die Seelen ihrer Vorfahren die der Spanier verjagten und riefen ihnen Muth zu, sie zu verfolgen und zu vernichten.

In Bezug auf ihre Stammväter galt bei ihnen die Tradition, daß nach einem furchtbaren Erdbeben sich das Meer so hoch erhoben hätte, daß Alles bis auf einen Berg, welchen sie Theg Theg nannten, unter Wasser gestanden; auf diesen hätten sich einige Menschen geflüchtet, deren Nachkommen sie seien. Sie sind höchst tapfer, patriotisch

und ausdauernd, muthig, unerschrocken, gastfreundlich, ehrlich, gutmüthig, aber auch mißtrauisch, jähzornig, eifersüchtig, grausam und rachsüchtig, faul und große Verehrer von Bacchus und Venus.

Nach achttägigem Regen zertheilten sich endlich die dichten schwarzen Wolkenmassen und die Sonne strahlte wieder freundlich vom blauen Himmel hernieder. Schon früh am 1. Juni war der Capitän Jaramillo hier eingetroffen, um mir bei den Vorbereitungen zur Reise behülflich zu sein, hatte die Treiber mit den beladenen Maulthieren vorausgesandt, und gegen neun Uhr verließ ich, von diesem, dem Dolmetscher, Diener und den Bergleuten begleitet, sämmtlich zu Pferde, die so gastfreundlichen mir so lieb gewordenen Missionäre von San José.

Wir ritten zuerst in westlicher Richtung auf gut gebahntem ebenen Wege im Urwald dem Küstengebirge zu und erreichten nach zwei Stunden ein enges Thal, von wo aus wir einen vom Wald gelichteten Abhang eines sehr steilen 800 Fuß hohen Berges, wo sich auch einige Hütten und cultivirtes Land befanden, zu erklettern hatten. Da die Pferde auf dem schlüpfrigen Lehmboden oft ausgleitend wieder weit zurückkamen, gelang es uns erst nach vielem Zeitverlust und großer Anstrengung den Gipfel zu erreichen, wo sich uns aber zur Entschädigung eine herrliche Aussicht darbot. Dieser Berg und die Ansiedelung führte den Namen Tres Cruces (drei Kreuze); wir rasteten hier ein Wenig, um den Pferden etwas Erholung zu gönnen und bewunderten das herrliche großartige Panorama. Hier breitete sich vor meinen Augen der über 20 Meilen weit sich erstreckende Urwald aus, der im Osten durch die majestätischen Anden begrenzt war, welchen Riesendamm mit seinen mit Schnee bedeckten Vulkanen Llaima, Villarica, Descabezado, Osorno 2c. ich von hier wohl an 40 Meilen von Nord nach Süd laufend verfolgen konnte.

Von hier aus setzten wir unsere Reise auf dem Kamm des Küstengebirges fort; und hatten wir auch glücklich diese Höhen erreicht, war unser jetziger Weg wahrlich im höchsten Grade unangenehm und anstrengend, und sollte ich einen Vorgeschmack von Indianerwegen bekommen. Erstens war er so schmal, daß ihn nur je ein Pferd passiren konnte, indem sich zu beiden Seiten der undurchdringliche Urwald gleich Mauern erhob, und dann war die Vegetation eine so üppige, daß wenn er nur seit einigen Tagen nicht passirt war, sich die unzähligen Schling- und Schmarotzerpflanzen der beiden Seiten derart vereinigten, daß man

stets genöthigt war erst mit der Machette dieses Gewebe zu durchhauen und die Passage frei zu machen. Die Indianer waren viel zu faul, wenn es nicht durchaus unerläßlich war, die Machette zu gebrauchen, und vermöge ihrer unübertrefflichen Gewandtheit zu Pferde legten sie, wenn der Weg verwachsen war, den Kopf auf den Hals ihres Pferdes, gaben diesem die Sporen und so die Zweige entzweireißend brachen sie sich Bahn.

Wir hatten große runde, ausgehöhlte, hölzerne Steigbügel, in welche wir die Füße vor den Aesten bargen, die an dem kegelförmigen Bügel abglitten; ferner ein Paar weite Hosen von Seehunds- oder Löwenfell, Rodilleras genannt, welche wir über unser Beinkleid wegzogen, und über die Schultern trugen wir einen derbgewebten Poncho, in den die Aeste nicht eindrangen. Wenn ich nun auch durch vorangesandte Leute den Weg aufhauen ließ, schnitten diese auch nur gerade soviel weg, um eben durchzukommen, was für sie, die an solche Wege gewöhnt waren, keine großen Schwierigkeiten hatte, für mich als Neuling aber nicht leicht war. Ein derartiger Ritt war sehr lästig, ja sehr gefährlich, da das Unterholz der Wälder gewöhnlich aus Quila oder Colligue bestand, und, wenn durchgeschnitten, wie Lanzenspitzen dem Reisenden entgegenstarrte, so daß man sich leicht die Augen ausstechen konnte, was selbst den geübten Indianern oft passirte. Ferner war dieser Durchhieb gewöhnlich so niedrig, daß man sich auf den Hals des Pferdes legen mußte, um nicht, was sehr leicht vorkam, mit dem Kopf in den Schlingpflanzen hängen zu bleiben, so daß man, während das Pferd weiterging, wie ein Vogel in der Schlinge schwebte, was besonders bei einem etwas lebhaften Pferde leicht möglich war.

Zu diesen Unannehmlichkeiten der Reise trug noch sehr viel der Umstand bei, daß die Küstencordilleren, wie erwähnt, mit einer starken Lehmschicht bedeckt sind und die Pferde und Maulthiere daher die Wege vollkommen ausgetreten hatten. Instinktmäßig setzte jedes Thier den Fuß dahin, wo das vorhergehende gegangen, und so war der Weg derart ausgehöhlt, daß stets von Schritt zu Schritt sich rechts und links ein Loch befand, in welches die Thiere die Füße setzten. Diese Löcher, jedes ein bis zwei Fuß tief, waren durch den Regen mit Wasser gefüllt. Wenn man nun auf einem ruhigen Pferde langsam einen solchen Weg reiten konnte, war dies bei einem unruhigen muthigen Pferde nicht allein sehr ermüdend, sondern gefährlich, indem es, die Füße auf die dazwischen befindliche Erde setzend, ausglitt, stürzte und so leicht die Knochen brach. Stellt man sich also die Widerwärtigkeiten zusammen,

die spitzen Quilaäste, die vielen Schlingen, das fortwährende Bücken und Ausweichen wegen der Aeste, der schlechte Weg, auf welchem außerdem oft mächtige alte Baumstämme lagen, über die man hinwegsetzen mußte, so wird man eine Vorstellung von einem Indianerwege haben und erkennen, daß man nur sehr mühsam und langsam vordringen kann, wozu noch kommt, daß wenn man Jemandem begegnet, genöthigt ist mit der Axt einen Platz zum Ausbiegen zu hauen.

Vier Stunden waren wir bereits auf diesem schlechten Wege geritten, als wir endlich in einem Thale anlangten, in welchem ein reißender Bergstrom seine Wassermassen donnernd und brausend nach dem Meere zu wälzte. An seinem Ufer im Schatten hoher Apfelbäume lag eine Hütte, wo wir anhielten, um uns von hier auf diesem Fluß, welcher den Namen Lingue führte, nach dem Ort Mehuin zu begeben. Diese Hütte hieß la Centinella (Schildwache), und ihr Bewohner war von der Regierung angestellt vermittelst einer Fähre die Reisenden über den, die Grenze zwischen christlichem und unabhängigem Indianergebiet bildenden Linguefluß zu setzen. Da der Fluß des vielen Regens wegen heftig angeschwollen und ich sehr ermüdet und im Gesicht und an den Händen vielfach durch Quila verwundet war, zog ich vor die Nacht hier zuzubringen und die Reise am nächsten Morgen fortzusetzen; ich quartierte mich daher bei Senor Mera ein, dessen Familie uns bald ein gutes Nachtmahl bereitete, nach welchem wir, um ein Feuer herumgelagert, bald einschliefen.

Obgleich der Linguefluß auch Tags darauf noch sehr angeschwollen und reißend war, beschloß ich, um nicht den Tag guten Wetters in dieser Jahreszeit zu verlieren, die Fahrt auf ihm zu unternehmen. Ich überließ meine Pferde der Obhut meines Wirthes, und nachdem mir derselbe ein großes Kanoa und zwei kräftige und gewandte Ruderer zur Verfügung gestellt hatte, ließ ich Waaren, Sattelzeug und Waffen hineinbringen und verließ früh gegen acht Uhr die Centinella.

Kaum waren wir vom Ufer abgestoßen, als uns der Strom derart erfaßte, daß wir pfeilschnell den Fluß hinabfuhren. Nach eineinhalbstündiger Fahrt erweiterte sich das Thal, wir passirten eine Ebene mit angebauten Feldern, Apfelbaumwaldungen und einigen Wohnungen und legten nahe an letzteren an. Dies war der Ort Mehuin. Ich sandte meinen Dolmetscher nach dem größten Hause, um mich anzumelden, und als er sich demselben genähert und nach Landessitte vor demselben stehend bleibend marri marri gerufen hatte, erschien der Besitzer, winkte

uns heran zu kommen und sandte zwei seiner Söhne, um das Boot ans Land zu ziehen, worauf ich mich mit dem Capitän Jaramillo und meinen Leuten nach diesem Haus begab. Dieses war ein etwa 60 Fuß langes und 30 Fuß breites Gebäude, dessen Wände aus 10 Fuß hohen, dicht neben einander eingerammten rohen Baumstämmen bestanden. Auf diesen lag ein hohes gewölbtes Dach, dadurch gebildet, daß eine Menge großer, an 100 Fuß langer Colligue-Stangen von der einen Wand nach der andern Seite gebogen, da befestigt, dann mit Schilf und Moos bedeckt waren und nur eine Oeffnung für den Abzug des Rauches gelassen war. Auf der schmalen Vorder- wie auf der Rückseite befand sich je eine Thür. Im Innern waren etwa 6 Fuß hohe Colliguestangen von einer nach der gegenüber stehenden langen Seitenwand so dicht neben einander gelegt und dann verbunden, daß ein großer Raum, sogenannter Boden, zur Aufbewahrung von Getreide u. s. w. gebildet war. Von der einen Oeffnung zur andern durch das ganze Haus hindurch führte ein langer breiter Gang und zu beiden Seiten desselben befanden sich mehrere auch durch Colligue-Rohr abgetheilte Räume, und nur in der Mitte des Hauses blieb ein 20 Fuß breiter und etwa 15 Fuß langer freier Raum. In diesem brannte ein großes Feuer und ringsum dasselbe waren Löwen-, Guanako- und Seehundsfelle auf dem Boden ausgebreitet, auf denen der Besitzer, ein Indianer Namens Martin, ein Mann von 50 Jahren, zwischen seinen beiden Frauen, daneben sein 103 Jahr alter Vater, der Kazike dieses Ortes, mit untergeschlagenen Beinen, wie Morgenländer, Platz nahmen.

Wir wurden hierauf eingeladen, ebenfalls auf den Fellen Platz zu nehmen, und nun begann die eigenthümliche Ceremonie des Grußes, die darin bestand, daß Jaramillo sich nach dem Befinden seines Wirthes und aller der Seinigen, wie auch der Thiere erkundigte und ihn beglückwünschte, welche Anrede jedoch so schnell, als irgend möglich, ohne anzustoßen gesprochen, und wobei das letzte Wort jeden Satzes gesungen oder geschrieen werden mußte; ein guter Redner war eine ungemein geachtete Persönlichkeit. Ein solcher Gruß fing an: Wie geht es Dir, Deiner Frau, Deinen Kindern, Deinem Vater, Deiner Mutter, Deiner Schwester, Deinem Bruder, Deinen Pferden, Deinen Kühen, Deinen Ochsen 2c., Deinen Feldern, Deinem Getreide, Deinen Apfelbäumen, und dies dauerte, je länger je besser, oft ¼ Stunde. Darauf erwiederte der Indianer alles dasselbe, und als er auch fertig war, umarmten sich Beide, küßten sich gegenseitig die Hand, womit der Förmlichkeit Genüge gethan war, und nun begann man sich über meine Reise zu unterhalten.

Einer seiner Söhne brachte hierauf einen lebendigen Hammel herein, und während seine Frau beschäftigt war, in einer hölzernen Schüssel Salz und spanischen Pfeffer unter einander zu mengen, wurde dieses Thier an den Hinterbeinen aufgehängt, ihm der Hals aufgeschnitten, eine Hand voll des mit dem Pfeffer gemengten Salzes durch den aufgeschlitzten Hals in den Magen gesteckt und das warme aufgefangene Blut dem Wirth in einem Ochsenhorn gereicht. Nachdem dieser, wie es Sitte war, etwas davon dem Gott Pillan geopfert, d. h. in der Richtung nach dem Vulcan von Villarica gespritzt hatte, trank er davon und reichte es uns dann zum Willkommentrunk. Es kostete mich wirklich Ueberwindung, und verursachte mir Ekel, da mir aber Jaramillo zu verstehen gab, daß ich das Horn leeren müsse, vollbrachte ich es, wonach ich mich mit diesem Indianer umarmte und küßte und mich nun unter seinem Schutze befand.

Dem noch zuckenden Schafe hatte das Gemisch von Salz und Pfeffer den Magen aufgetrieben, der herausgenommen, in Stücke geschnitten und uns warm und roh verabreicht wurde, ein Gericht, welches wir trotz allem Ekel verschlingen mußten. Um mich dankbar zu bezeigen, verehrte ich dem Indianer etwas Schnaps, Indigo und Tabak, seinen Söhnen Messer, und seinen Frauen Glasperlen, Nähnadeln, Fingerhüte und kleine Spiegel. Hierauf machten wir einen Spaziergang durch die Felder und Wiesen meines Wirthes, und als wir ungefähr ein halbes Stündchen am Ufer des Flußes dahin geschlendert waren, vernahm ich, um eine Felswand biegend, ein donnerähnliches Geräusch, und nach kurzer Wanderung bot sich uns ein herrliches Panorama dar; wir befanden uns am Ufer des Stillen Oceans, welchen Namen er in diesem Augenblick aber nicht verdiente. Die mit Apfelbäumen bedeckte Wiese, durch welche der Linguefluß, auf dem wir gekommen, rauschend dahin strömt und der sich hier ins Meer ergießt, war nur schmal; rechts wie links erhoben sich fast senkrechte Felsenmassen der Küstencordilleren an 1000 Fuß hoch, und vor uns in der aufgeregten, wilden See ragten im Umkreis von einer viertel Meile mehr als 10 Thurm- und Festungsartige, einige hundert Fuß hohe Felsen empor, an welchen die hohen Wellen donnernd sich brachen und sie bis hoch hinauf mit Schaum bedeckten. Hunderte von Seehunden lagen hier heulend und brüllend auf den vielen kleineren Felsentrümmern und Klippen umher, und Tausende von Albatrossen, Möven, Seeraben und Kaptauben flatterten unter furchtbarem Gekrächz und Geschrei umher, die von den Wellen an den Strand geworfenen Schalthiere und Fische mit größter Geschwindigkeit, ehe sie eine neue Welle wieder in das Meer hinabspülte, erbeutend.

Ruhig betrachteten wir auf eine Klippe gelagert dies imposante herrliche Schauspiel, und würden noch länger da verweilt haben, wenn mich nicht plötzlich der Indianer am Arm erfaßt und mich durch lebhafte Geberde auf einen über uns befindlichen Vorsprung des Gebirges aufmerksam gemacht und mir das Wort Pagi Pagi zugeflüstert hätte. Genau der Richtung folgend erblickte ich ein Thier, in welchem ich einen Puma erkannte. Ich ergriff sofort mein Gewehr und schoß nach demselben, und sicher glaubend, daß ich getroffen, eilten wir sämmtlich den Berg hinauf. Wir fanden aber keine Spur, der Löwe war verschwunden, und nachdem wir noch lange vergebens gesucht hatten, begaben wir uns nach dem Hause zurück.

Daselbst brannten, als wir eintraten, außer dem großen Feuer noch zwei kleinere, an welchen die Frauen kochten, und als ich meine Verwunderung hierüber aussprach, erfuhr ich, daß es Sitte sei, daß, so viele Weiber ein Mann hat, so viele Feuer im Hause angezündet werden, weshalb man auch einen Indianer, um zu wissen wie viel Frauen er habe, stets nur fragte, wie viel Feuer bei ihm brennen.

Wir ließen uns auf die Decken nieder, worauf die Frauen vor dem Hausherrn wie vor Jedem von uns eine große hölzerne Schüssel mit Kartoffeln, gekochtem Hammelfleisch, mit hölzernem Löffel versehen, hinstellten und uns zu essen aufforderten. Dieses Mahl mundete uns sehr vortrefflich, war aber so reichlich, daß es Keiner bewältigen konnte, und da es hier als Beleidigung angesehen wird, wenn etwas liegen bleibt, so mußten wir was ging einzustecken suchen. Der leere Teller wird dann unter Dank der Frau persönlich zurückgegeben. Ich hatte mich gehörig satt gegessen und wollte mir eben von meinem Diener eine Tasse Kaffee bereiten lassen, als die andere Frau mit Schüsseln erschien und Jedem ein Gericht aus ihrer Küche vorsetzte, das einen höchst widerwärtigen Geschmack hatte, trotz des größten Widerwillens aber gegessen werden mußte. Dies waren gekochte Seepflanzen mit Namen Coliofo und ein Seekraut mit Namen Luche, das unterhalb des Meeresspiegels an den Klippen wächst.

Den Abend brachten wir ums Feuer gelagert zu und unterhielten uns hauptsächlich über den im Norden ausgebrochenen Aufstand, wobei mir der Indianer versprach, allen seinen Einfluß geltend machen zu wollen, um die etwas südlich von hier an der Küste von Maiquilahue und Chanchan wohnenden Indianer von der Betheiligung abzuhalten. Der 103 Jahr alte Vater des Indianers, der einst hier, wo sich nur noch wenige Hütten erhoben, als Kazike eines großen Stammes gelebt

hatte, erzählte mir viel aus früherer Zeit; er war für sein Alter noch rüstig, nur etwas schwerhörig, hatte aber volles Haar, vollständige Zähne und ein gutes Auge behalten.

Am andern Morgen hatte mein Wirth Martin mir sowohl Pferde wie Maulthiere zu meiner Weiterreise zur Verfügung gestellt und seinem ältesten Sohn aufgetragen, mich bis zu dem Kaziken in Queuli zu begleiten und mich diesem zu empfehlen. Wir brachen bald auf und erreichten den Platz am Strande, wo wir gestern gewesen waren. Von hier aus mußten wir das an 1000 Fuß hohe Küstengebirge in einer steil hinaufgehenden Felsspalte, die kaum ein Pferd durchließ und in welcher ein kleiner Bach herunterstürzte, erklimmen, was mir als unmöglich erschien.

Der junge Indianer versicherte mir aber, daß es ginge, er werde voranreiten, ich sollte dann meine Beine auf dem Pferd ausstrecken, mich am Hals desselben festhalten und dann ganz auf dasselbe verlassen. Ich sah nun einem Ritt zu, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde und wobei sich mir bei dem Gedanken, denselben ebenfalls unternehmen zu müssen, das Haar zu Berge sträubte. Auf dem fast aufrecht stehenden Pferde liegend, das ich jeden Augenblick sich überschlagen zu sehen vermeinte, jagte er hinauf, ließ dann oben einen gellenden Pfiff ertönen, und ehe ich es verhindern konnte sprang auch mein Pferd mit solcher Vehemenz die Felsspalte hinauf, daß ich grade nur soviel Zeit hatte, die mir angewiesene Stellung einzunehmen, um nicht hintenüber zu stürzen und den Hals zu brechen oder mir den Schädel und die Kniescheiben an den Feldwänden zu zerschmettern. Unter größter Anstrengung meines tüchtigen Pferdes kam ich auch glücklich oben an, gestehe aber, daß ich, obgleich ein guter Reiter, nie einen steileren Weg erklommen habe und daß dies wahrlich ein sehr gewagtes Reiterstück war. Meine Leute, die mich verloren gaben, als sie mich hinaufjagen sahen, hatten nicht Lust dies Reiterkunststück nachzumachen, jagten ihre Pferde leer voran und kamen dann vollkommen vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt oben an.

Hier erwarteten uns neue Mühen und Gefahren, da der Weg, den wir einschlagen mußten, sich nicht allein in demselben schlechten Zustande wie der gestrige befand, sondern auch noch zur Rechten von einer etwa 100 Fuß hohen schroffen Felswand und zur Linken von einem ungefähr 500 Fuß tief senkrecht sich ins Meer erstreckenden Abgrund begrenzt wurde, so daß die Pferde, sich ängstlich an die Wand drückend, nur unter den größten Anstrengungen weiterkamen. Einen schauerlichen

Eindruck machte hierbei der Umstand, daß unzählige Klippen am Fuß dieser Wand aus dem Meere hervorragten und in Folge des Sturmes die Wellen haushoch gegen diese donnernd anstürmten, sie bis hoch hinauf mit Schaum und Gischt bedeckend; dazu brüllten die Seehunde und Schaaren von Möven und Seevögeln umflatterten uns ängstlich, als ob sie uns abrathen wollten diesen Weg weiter zu verfolgen.

Wenn auch unfreiwillig hatte ich heute bereits ein schönes Reiterstück glücklich ausgeführt, auch während einiger Stunden mit größter Geduld den schlechten Weg zurückgelegt, und mich durch die Quilaspitzen verwundet, aber das Passiren einer vor uns befindlichen Stelle, glaube ich, würde den Muthigsten zurückgeschreckt haben. Ich gestehe, ich wäre gern umgekehrt, allein es war zu spät, da wir bereits zu weit an der Felswand hingeritten waren. Der Indianer versicherten mir, daß wenn ich dem Pferde ruhig die Zügel auf den Hals werfe, das nach der Wandseite zu befindliche Bein herauf lege, und, mich am Sattel festhaltend, den Körper nach der Wand zu biege, mich das Pferd sicher über diese gefährliche Stelle bringen werde, und da hier keine Wahl blieb, mußte ich folgen.

Nachdem wir uns Alle bekreuzigt und unsere Seelen Gott empfohlen hatten, ritten wir vorwärts. Voran ritt der Indianer, dann folgte Jaramillo, diesem ich, und dann die Andern, zuletzt die Treiber mit den Maulthieren, denen, um diese Stelle passiren zu können, die Last auf die Mitte des Rückens gebunden war. Der Indianer passirte glücklich die schlimmste Stelle, als aber Jaramillos Pferd diese überschreiten wollte, glitt es aus. Ich war vor Schreck starr, schon sah ich ihn wie mich zerschmettert in den Klippen, und es erfaßte mich ein furchtbarer Schwindel, wo ich grade so sehr der Geistesgegenwart und Ruhe bedurfte. In diesem kritischen Augenblick machte das Pferd Jaramillos jedoch einen solchen Sprung, als ob es zeigen wollte, daß es wußte, daß es sich um sein und seines Herrn Leben handelte, wodurch es sich erhielt und mit dem sonst kühnen aber jetzt sehr erschrockenen Capitän diese gefährliche Stelle passirte. Hierauf nahte mein Pferd derselben, und gestehe ich, daß ich durch diesen Vorfall derart eingeschüchtert war, daß ich es nicht wagte nach Art der Indianer das rechte Bein auf dem Pferde auszustrecken und in so unsicherer Stellung fast nur schwebend über den gähnenden Abgrund dahin zu reiten und zog daher vor, mir eher Kniescheibe und Bein an der Felswand zu verwunden; ich warf dem Pferde die Zügel um den Hals, hielt mich fest am Sattel, und den Körper möglichst der Wand zuwendend, gelang es mir nur mit geringer

Verletzung am Knie den sicheren Waldpfad zu erreichen. Solche Wege gaben deutlich Zeugniß von der Faulheit der Araucaner, da durch eines Tages Arbeit der verwitterte Fels so ausgehauen werden konnte, daß keine Gefahr mehr vorhanden war ihn zu passiren.

Wir ritten noch zwei Stunden in den schlechten Waldwegen, bis wir an eine freie Felsenspitze gelangten, wo sich uns eine sehr hübsche Aussicht darbot. Gegen Westen erstreckte sich der Ocean, gegen Norden die Küste, welche man bis an den Fluß Tolten mit bloßem Auge sehen konnte, während sich gegen Osten der hohe Bergrücken, auf dem wir uns befanden, einen großen Halbkreis beschreibend, zog und dann in einer Felsspitze, Cerro de Nigue genannt, wieder ins Meer hervorsprang. Recht deutlich war zu erkennen, daß hier früher ein Meerbusen existirt hatte, der durch die geschichtlich nachgewiesene beträchtliche Hebung der Chilenischen Küste in das schönste Acker und Wiesenland verwandelt worden war. In Mitten dieses schönen Thales lag der Ort Queuli, von cultivirten Feldern und Obstbäumen umgeben, und ganz steil zu unsern Füßen die Mission. Am nördlichen Theil war dieser Gebirgskamm durch den von Norden kommenden Fluß Queuli durchbrochen, welcher diese Ebene in zwei Theile theilt und sich in der Nähe der Missionsgebäude unter 39° 40′ S. B. in das Meer ergießt. Am Strand entlang befanden sich hohe Sanddünen, auf welchen einige indianische Hütten und der Begräbnißplatz der Indianer lagen.

Nach kurzer Rast ritten wir auf fast eben so steilen schlechten und engen Wegen, als den, auf welchen wir von Mehuin aus diesen Gebirgskamm erreicht hatten, von demselben nach dem Thale hinab und begaben uns zum Hause des hier wohnenden Kaziken Voiquipan, an welchen mich der Sohn Martins zu empfehlen hatte. Da angekommen, empfing uns der Sohn des Hauses mit der Nachricht, daß sein Vater gestorben sei und lud uns ein in sein Haus zu treten. Mehrere Indianerfrauen wie Mädchen und Knaben saßen um das wie gewöhnlich in der Mitte des Hauses befindliche Feuer herum, und wir Alle nahmen ebenfalls um dasselbe auf Fellen Platz, 'worauf der ceremoniele Gruß des Sohnes Martins, dann der des Capitän Jaramillo erfolgte, welche Grüße vom Sohn Voiquipans beantwortet wurden.

Schon beim Eintritt in dies Haus waren meine Geruchsnerven auf eine sehr empfindliche Weise durch einen eigenthümlich penetranten Geruch affizirt worden, und als ich während der langen Begrüßungsreden die Hütte musterte, sah ich auch bald zu meinem nicht geringen Erstaunen und Ekel, daß ungefähr 10 Fuß über dem Feuer der theils

halb in Verwesung übergegangene, theils halb vom Feuer gedörrte Leichnam des Kaziken Voiquipan hing. Ich erfuhr dann, daß es Sitte sei, den Leichnam derart einige Zeit aufzubewahren, theils um zu zeigen, wie schwer man sich von ihm trenne, hauptsächlich aber um Zeit zu gewinnen die Beerdigungsfeierlichkeiten möglichst pomphaft einzurichten, Kaziken mit ihrem Gefolge dazu einzuladen, ferner Ochsen, Pferde und Schafe zum Schlachten einzufangen, wie Chicha und Schnaps in großen Quantitäten zu beschaffen.

Nach Beendigung des Grußes wurde der unvermeidliche unglückliche Hammel gebracht und geschlachtet und uns wie in Mehuin das warme Blut und dann das Fleisch gebraten mit Mais gereicht. Wir beeilten uns Alles so schnell wie möglich zu vertilgen, um aus dieser schrecklichen Leichnamsathmosphäre an die frische Luft zu kommen.

Nachdem ich dem jungen Voiquipan wie den Frauen und Kindern verschiedene kleine Geschenke gemacht und ihn auch dafür gewonnen hatte, sich mit seinem Stamme nicht an dem Aufstand zu betheiligen, begab ich mich mit meinen Leuten nach der Mission, wo mich die italienischen Kapuziner-Missionäre Namens Pedro de Reggio und Augustin de Bologna, welchen ich Briefe aus der Mission San José brachte, auf das Freundlichste aufnahmen. Diese Mission war gleich der in San José nur den nöthigsten Bedürfnissen entsprechend aus Holz construirt und bestand aus einer Kapelle, einem Wohnhaus mit fünf Zimmern für die Missionäre, einem Schulgebäude und kleinem Gehöft mit Stallung und Vorrathskammern. Da es die Paters eben so sehr interessirte, Nachrichten von außerhalb zu erhalten, wie mich, über diese Gegend und deren Bewohner etwas zu erfahren, blieben wir bis spät in die Nacht beisammen.

Diese Missionäre führten ein weit traurigeres Leben als die von San José. Denn während Letztere auf christlichem Gebiete, umgeben von christlichen Bewohnern lebten, mit wenig Mühe binnen ein paar Stunden die Stadt Valdivia erreichten und sich mit allem Nöthigen versorgen konnten, ein Schullehrer die Knaben unterrichtete, der Capitän Moreno da lebte, mit welchem sie Umgang pflegten, stets Nachrichten von außerhalb erhielten, schöne Aecker, Apfelwaldungen, Vieh und gute Pferde besaßen und keiner Gefahr ausgesetzt waren, befanden sich diese Missionäre in sehr precärer Lage, da die Mission Quenli sich auf unabhängigem Indianergebiet befand und nur von wenigen getauften Indianern umgeben war.

Der einzige Weg, um mit Christen in Verbindung zu kommen, führte über das eben beschriebene Gebirge, und San José war der nächste Ort. Während des Winters waren diese Wege aber oft nicht zu passiren, und so blieben die Missionäre Monate lang ohne jede Nachricht und es fehlte ihnen bisweilen am Nöthigsten; dazu kam noch, daß ihre Güte von Indianern oft in Anspruch genommen und ihnen Tabak, Indigo und andere Sachen abverlangt wurden, die sie aus Furcht, daß im Weigerungsfalle die Mission niedergebrannt, sie selbst verjagt oder gar ermordet werden könnten, auch bereitwilligst gaben. Der Pater Pedro war der älteste Sohn eines alten italienischen Grafengeschlechts, welcher aus innerem Drange zum Missionswerke zu Gunsten eines jüngeren Bruders auf Alles verzichtet hatte und nun hier lebte; er war ein durch und durch gebildeter Mann und wie Pater Augustin ein Vorbild christlicher Güte und Liebe.

Am nächsten Morgen wurde ich durch das Geläut der Glocken, die zur Kirche riefen, geweckt, kleidete mich schnell an und wohnte der Messe bei. Nach dem Frühstück besuchte ich die Schule und war höchst erstaunt über die Fortschritte der darin befindlichen 15 Indianerknaben; sie sprachen fast alle spanisch, mehrere schrieben eine sehr gute Hand, und ein kleines Examen, welches der Pater Pedro abhielt, überzeugte mich, daß sie auch in andern Fächern wohl unterrichtet waren. Sie waren sämmtlich sehr gut gekleidet und man hätte nicht geglaubt, daß sie vor kurzer Zeit noch ungetaufte Kinder wilder Indianer gewesen wären.

Um keinen Verdacht zu erregen, mußte ich meine Rolle als Tauschhändler hier beginnen, ließ daher meine Waaren auspacken, und bald erschien der Sohn Voiquipans wie mehrere Indianer mit Vieh und Pferden, um Geschäfte mit mir zu machen. Ich hatte in Valdivia drei Fässer Branntwein, ein jedes zu 12 Dollar gekauft; da aber die Indianer nie starken Branntwein tranken, war es bei allen Tauschhändlern Sitte, aus jedem gekauften Faß durch Wasserzusatz zwei herzustellen, wodurch ich also sechs Fässer erhielt. Davon verkaufte ich dem Sohne Voiquipans drei dieser Fässer, welche mich 18 Dollar gekostet, für vier fette Ochsen, für die ich in Valdivia 50 Dollar erhielt; auch hatte ich Indigo, Säbel, Messer u. s. w. getauscht und durch Alles sechs Ochsen und vier Pferde gewonnen.

Am Nachmittag machte ich heimlich mit den Paters einen Spaziergang in den Wald, wo die Spanier früher aus dem kleinen Bach Gold gewonnen hatten, das auch noch vorhanden war, da die Paters öfters Goldkörner in dem Kropf geschlachteter Hühner gefunden hatten.

Um denselben jedoch keine Verlegenheit zu bereiten, mußte ich sehr vorsichtig sein, konnte daher den Bach nur oberflächlich untersuchen und fand auch etwas feines Gold vor.

Auf der andern Seite des Queuliflusses, gegenüber der Mission, befanden sich, wie erwähnt, auf den Dünenhügeln mehrere Hütten, wo auch ein Kazike Namens Cumin wohnte, den ich besuchte und einige Geschenke übergab. Unweit seines Hauses war der Begräbnißplatz, wo die Todten jedoch nicht begraben, sondern nur auf die Oberfläche gelegt und mit Steinen bedeckt wurden und wo merkwürdiger Weise fast jeder Grabhügel mit einem Kreuze geziert war, welchen Brauch ich später im Innern unter den ganz wilden Indianerstämmen auch vorfand.

Heftige Regengüsse zwangen mich mehrere Tage in der Mission zu verweilen, was mir Gelegenheit gab von den Paters Mittheilungen über Sitten und Gebräuche der Indianer, sowie über Fortschritte der Verbreitung des Christenthums zu sammeln. Allgemein herrschte unter den Araucanern die Ansicht, daß ein Mensch nur gewaltsamen Todes oder aus Altersschwäche sterben könne und jeder durch eine Krankheit herbeigeführte Todesfall einer Vergiftung zuzuschreiben sei. Diese zu ermitteln wandten sie sich mit Geschenken an einen in Boroa, etwas nördlich von Tolten lebenden Wahrsager, der sich zuerst nach allen Verhältnissen des Todten und seiner Familie erkundigte und darauf seine Zauberkünste begann.

Erst tanzte er wie wahnsinnig im Kreise umher, stürzte dann erschöpft zu Boden und stellte sich todt, erwachte dann, gerieth in Verzückungen, schnitt furchtbare Gesichter und nannte einen Namen aus der Umgebung des Verstorbenen; diese Person wurde als Urheber des Todes betrachtet. Die Trauernden wandten sich darauf an den Kaziken des Ortes, in welchem sie lebte und verlangten ihre Hinrichtung.

Dieser Häuptling berief nun Alle, welche in diesem Orte wohnten, zusammen, auch wurden die nächsten Kaziken mit ihrem Mozetones (Begleiter) eingeladen, diesem wichtigen Acte beizuwohnen. Hunderte, ja oft Tausende von Indianern strömten dann herbei, schlossen um den Kaziken als Vorsitzenden einen Kreis und nachdem die Leidtragenden die Klage gegen die Person, die das Orakel genannt, vorgetragen, wurde dieses unschuldige Opfer erfaßt, entkleidet, mit Lazos der Länge nach an eine Stange gebunden, welche quer zwischen zwei Bäume gelegt wurde, und unter Musik und fürchterlichem Gebrüll lebendig verbrannt. Um die Qualen des Opfers, sowie das dazu arrangirte Fest zu verlängern, wurde das Feuer, wenn die eine Seite bereits halb geröstet, zurückgezogen

Google

und nach kurzer Zeit, in welcher dem Chicha und Schnaps tüchtig zugesprochen worden war, wieder angezündet und die Stange gedreht, damit auch die andere Seite röste. Es war eine besondere Kunst, es so einzurichten, daß das Opfer so lange als nur möglich am Leben bleibe, was oft eine Stunde währte.

Die Missionäre hatten schon Alles aufgeboten, um die Kaziken zu veranlassen, diese rohe, abergläubische Sitte zu unterdrücken, ihre Bemühungen waren aber in Folge eines Vorfalls, den ich hier erzählen will und der selbe in ihrem Aberglauben nur noch mehr bestärkte, fruchtlos geblieben.

Den Vorstellungen eines Missionärs war es einst gelungen, den Kaziken von Imperial das Versprechen abzugewinnen, diese Hinrichtungen nicht mehr zu gestatten, und als nach kurzer Zeit wieder ein Orakelspruch an einem jungen 16 jährigen Mädchen vollzogen werden sollte, wollte er diese Gelegenheit dazu benutzen, diese Unsitte zu verbieten.

Das Volk war versammelt, den üblichen Kreis bildend, der den Kaziken, viele andere Kaziken, den Missionär, die Klägerin und das Opfer einschloß. Die Klage, in der das junge Mädchen beschuldigt, einen jungen Mann vergiftet zu haben, wurde vorgetragen und die Hinrichtung beantragt. In der Meinung nun, daß das Mädchen unter Thränen verzweiflungsvoll ihre Unschuld betheuern werde, forderte der Kazike sie zur Vertheidigung auf; wie erstaunte er aber, als sie mit fester Stimme erklärte, daß das Orakel richtig gesprochen und sie die böse That aus Rache verschmähter Liebe gethan. Der Kazike wandte sich hierauf streng an den Missionär mit der Frage, ob er auch jetzt noch behaupten wolle, daß die Angaben des Orakels falsch seien und er und seine Brüder Unschuldige opferten, worauf der Pater allerdings nichts erwiedern konnte. Das Mädchen wurde natürlich verbrannt und hat sich der Glaube an das Orakel seit dieser Zeit nur noch mehr befestigt.

Wie sehr die Missionäre getäuscht wurden, wenn sie nach größten Bemühungen und Opfern an Zeit und Geld Erwachsene getauft hatten, bewiesen wohl auch nachstehende Beispiele. So hatte einst der an der Nordgrenze des Araucaner-Gebiets stationirte Missionär Palavicino den da lebenden Kaziken Pichunmangue nach vieler Mühe getauft, bald darauf heirathete dieser aber zwei Frauen, und als er später schwer erkrankte, gab er nicht zu, daß ihn der Missionär zum Tode vorbereite. Er sandte statt dessen etwas von seinen abgeschnittenen Nägeln und Haaren, sowie etwas Schleim von der Zunge nach Boroa zum Orakel, welches

erklärte, daß seine Schwester, ihr 14 jähriger Sohn und ihre zwei Töchter ihm Gift gegeben hätten, worauf diese vier unschuldigen Personen hingerichtet wurden, und wenige Tage darauf, nachdem er das Orakel reichlich beschenkt hatte, starb er. Als ferner der reiche Kazike Colipi schwer erkrankte und den Missionären versprochen hatte, Christ zu werden, verweigerte er dies plötzlich, als er erfuhr, daß er von seinen 24 Frauen 23 entlassen müsse. Nachdem er nach dem Orakelspruch fünf Personen, welche ihm Gift gegeben haben sollten, hatte verbrennen lassen, starb auch er. Der Sohn Colipis erkrankte später auch ernstlich und versprach sich taufen zu lassen, wenn er gesund würde; er wurde es, und anstatt sich taufen zu lassen, nahm er zu seinen drei Frauen noch drei dazu.

Das Gewölk hatte sich zertheilt und der Regen aufgehört, und so beschloß ich denn, mich nach dem Endziel dieser Expedition, nach Tolten zu begeben, ließ die Pferde satteln, die Maulthiere bepacken und verließ die Mission, von Capitän Jaramillo und meinen Leuten begleitet. Wir ließen uns zuvörderst über den Queulifluß übersetzen, und im tiefen Dünensand, den Strand in nördlicher Richtung entlang reitend, erreichten wir den Berg Nigue, welchen wir, da er weit ins Meer vortrat, überschreiten mußten. Er war eben so dicht bewaldet, wie das übrige Küstengebirge, der Weg, wenn auch nicht so gefährlich wie der von Mehuin, aber derart morastig, daß die Pferde und Maulthiere bisweilen stecken blieben. Wir litten ebenso wie auf den andern Gebirgspfaden und waren froh als wir den steilen Abhang wieder hinabreiten konnten, um an den ebenen Strand zu gelangen. Da angekommen stiegen wir ab, um auszuruhen, und da ich gehört hatte, daß in diesem Berge früher von den Spaniern eine Goldmine gearbeitet worden sei, untersuchte ich mit den Bergleuten den Abhang, wo ich eine breite gute Ader von Kupfererz fand, welche sich vom Gipfel des Berges bis ins Meer erstreckte. Von Weitem bemerkten wir jedoch Indianer, die mit Lanzen bewaffnet mit fliegendem Haar auf uns zugesprengt kamen, und um keinen Verdacht zu erwecken, entfernten wir uns schleunigst, den Strand entlang reitend. Bald trafen wir mit diesen Indianern, deren scharfes Auge uns am Bergabhange entdeckt hatte, zusammen und hatten ein scharfes Verhör zu bestehen, wer wir wären, was wir hier trieben und wohin wir wollten.

Der Kapitän gab ihnen Bescheid und nachdem ich ihnen einige Cigarretten verehrt, wurden sie freundlicher und jagten dann, da wir

dem Kaziken Huilcafiel in Tolten einen Besuch machen wollten, in fliegender Eile zurück, uns anzumelden, woselbst wir nach halbstündigem Ritt ankamen.

Obgleich der Haupt-Kazike dieses Orts Millapi war, kehrte ich bei dem zweiten, Namens Huilcafiel, ein, welcher sich einst als Abgesandter der Indianer in Santiago längere Zeit aufgehalten hatte, spanisch sprach, und an welchen mich die Paters von Queuli empfohlen hatten. Huilcafiel, ein Mann von 40 Jahren, hatte zwei Frauen und mehrere Kinder, und nachdem der so lästige Gruß glücklich überstanden, auch der unvermeidliche Hammel geopfert und sein Blut genossen war, machte ich meinem Wirth, wie seinen Frauen verschiedene Geschenke und theilte ihnen mit, daß ich Waaren mitgebracht habe, um Pferde und Vieh einzutauschen, was sie im Orte bekannt machen möchten.

Andern Tages machte ich, um den Ort und die Umgegend kennen zu lernen, mit Huilcafiel einen Spaziergang. Tolten war einer der bedeutendsten Orte der Araucaner, zog sich fast ½ Meile am südlichen Ufer des Flusses gleichen Namens hinauf und zählte über 200 Familien. Das Land war eben und äußerst fruchtbar. Weizen, Pferdebohnen, Mais gediehen hier sehr gut, und besonders zeichnete sich eine längliche Kartoffel aus, die als die beste in Chile bekannt war und den Namen Toltenia führte. Die schönsten Wiesen, auf welchen große Heerden von Pferden, Rindvieh und Schafen weideten, erstreckten sich von hier bis an den Fluß der Cordilleren. Der größte Theil der Felder lag aber öde und verlassen, indem der Indianer nur soviel Land anbaut, oder besser gesagt von seinen Frauen anbauen läßt, als zu seinem Lebensunterhalt nöthig ist.

Der Fluß Tolten entsprang aus dem am Fuß des Vulcan von Villarica gelegenen, einige Meilen großen Sees gleichen Namens und ergoß seine Wassermassen nach einem 16 Meilen langen Lauf in fast grader Richtung von Ost nach West eine halbe Stunde von hier bei einer Breite von 3000 Fuß in den stillen Ocean. Leider befand sich, wie vor fast allen Mündungen der chilenischen Flüsse, auch hier eine Sandbarre, so daß große Schiffe, trotz der so bedeutenden Breite und Tiefe dieses Stromes, denselben nicht befahren konnten. Im Winter war er sehr reißend und schwer zu passiren. Nahe am Ufer war die Hütte eines Indianers, welcher mittelst einer Fähre Menschen, Vieh und Waaren gegen Bezahlung über den Fluß setzte.

Hier hatte ich auch Gelegenheit einige Studien über Sitten und Gebräuche dieser Indianer zu machen. Schon früh am Morgen fand ich

viele Indianer auf vor ihren Hütten ausgebreiteten Fellen liegend, die sich von der erquickenden Sonne bescheinen ließen, wogegen alle Frauen und Mädchen mit Arbeit beschäftigt waren. Hier bearbeiteten Frauen das Feld, dort ernteten andere den Mais, webten Ponchos, besorgten die Küche, putzten die Pferde und das Sattelzeug, machten Chicha und, was mich besonders in Erstaunen setzte, war, daß Frauen, welche kleine Kinder zu warten hatten, diese auf ein kleines Bret gebunden stillend nicht allein umher trugen, sondern auch wie Männer reitend mit ihnen angesprengt kamen.

Die Kleidung der Indianerinnen bestand allgemein aus zwei aus demselben Wollenzeug bestehenden viereckigen Tüchern, nämlich dem Chamal und der Iculla. Der erstere wurde um die Lenden geschlagen, reichte bis auf die Füße, war über der Hüfte durch einen Gurt festgehalten und wurde, unter dem linken Arme hindurch gezogen, auf der Schulter mit einer großen Nadel befestigt, so daß der rechte Arm und die rechte Brust frei bleibt und der Schlitz dieses Kleidungsstückes auf der linken Seite herunterläuft. Da dieser Chamal nur einmal um die Lenden geschlagen ist, so öffnet sich beim Gehen dieser Schlitz oft und wurde das Bein von der Hüfte bis zum Fuß ersichtlich, was Gelegenheit zu Naturstudien eigenthümlichster Art gewährte. Ueber die Schulter trugen sie den Iculla, welchen sie unter dem Hals zusteckten.

Diese Frauen waren merkwürdig gegen Witterungseinfluß abgehärtet, und so war es, wenn eine Indianerin niederkam, Gebrauch, daß sie sich sofort mit dem neugeborenen Kinde nach dem Fluß begab, um sich mit ihm zu baden und es zu waschen. Ereignete sich die Niederkunft während der Feldarbeit, banden sie, nachdem sie gebadet, sich das Kind an die Brust und setzten so ihre Feldarbeit fort.

Wie erwähnt herrschte die Polygamie unter den Araucanern und Jeder heirathete soviel Frauen als er Lust hatte und ihm seine Mittel erlaubten; jedoch war die zuerst Geheirathete stets die Angesehenste. Kaziken hatten oft einige zwanzig Frauen, während arme Indianer gewöhnlich nur zwei besaßen. Da sie große Verehrer des weiblichen Geschlechts waren, besonders schöner und weißer Mädchen, machten sie oft Raubzüge nach chilenischem, wie argentinischem Gebiet, um Christenmädchen zu stehlen, die sie ihrem Harem einverleibten. Die Frauen der Kaziken lebten gewöhnlich in kleinen Hütten, welche im Halbkreis um das Hauptgebäude errichtet waren, theils einzeln, theils auch mehrere zusammen.

Wie stets bei Völkern, wo Polygamie Sitte, die Beobachtung zu machen ist, daß sie sich wenig vermehren, war dies auch hier der Fall, und Kaziken, welche an 10 bis 20 Frauen besaßen, hatten nur fünf bis sechs, sogar oft weniger oder gar keine Kinder. Sobald ein Mädchen mannbar war, gab die Familie ein Fest und heirathete das Mädchen gewöhnlich gleich nachher. Leider aber hatte dieses arme Geschöpf keinen Willen, durfte keine Liebe haben. Wenn sich Jemand um sie bewarb, erfuhr sie nichts davon; der zukünftige Gatte kaufte sie von den Eltern je nach ihrem Werth, nach Beschaffenheit und Geburt für so und so viel Pferde, Rinder, Schweine u. s. w. Er entführte sie dann mit Gewalt aus dem elterlichen Hause und sie gehörte ihm nun an und war als seine Frau im wahren Sinne des Wortes seine Sclavin. Wenn ein junges hübsches Mädchen aber heimlich von einem alten, in allen Lastern ergrauten, dem Trunk ergebenen Mann erkauft und von ihm entführt war, geschah es dann oft, daß das arme Geschöpf durch Erhängen im Wald, an einer Stelle, wo es nie oder schwer gefunden wurde, seinem traurigen Leben ein Ende machte. Die Frau war die gehorsame Sclavin, die Dulderin, und es herrschte unter ihnen, wenn die Zahl auch noch so groß war, stets der größte Friede und nie Zank noch Zwist.

Trotzdem die Frau nun gleich einer Waare oder einem Thier erkauft war, herrschte die größte Moral unter diesen Indianern. Ehebruch oder Verführung eines Mädchens wurde sofort mit beiderseitigem Tode bestraft; und die Männer waren derart eifersüchtig, daß wenn man eine Frau sprechen oder ihr die Hand geben wollte, man erst die Erlaubniß des Mannes einholen mußte. So hübsche Mädchen ich auch öfter auf meinen Reisen traf, mußte ich stets die größte Zurückhaltung gegen sie bewahren, auch meinen Begleitern hatte ich die strengsten Befehle darüber ertheilt. Eigenthümlich war jedenfalls, daß unter diesen sonst so wilden und grausamen Indianern soviel Tugend und Moral existirte, welche man bei den benachbarten Christen durchaus nicht in so hohem Grade fand. Ebenso hielten sich die Männer und Frauen bedeutend reinlicher wie die benachbarten Christen; sie badeten sich jeden Morgen, und, wenn es warm war, mehrere Mal. Ihre Ponchos, Chamals und Icullas wechselten sie häufig und diese waren stets sauber.

An Stelle der Seife benutzen sie die Rinde des Quilliaibaumes, die mit Wasser gemischt Schaum erzeugt, mit welchem sie nicht allein ihren Körper, sondern auch ihre Kleider wuschen und welcher zugleich Flecken reinigt. Um ihr Haar zu conserviren waschen sie den Kopf einmal wöchentlich mit Urin und gehen hiernach nach dem Fluß, um

sich zu baden und das Haar wieder zu reinigen, und soll dies die Schuppen total beseitigen und den Ausfall der Haare durchaus verhindern. Ich halte dieses Mittel für sehr probat, und habe nie einen Indianer gesehen, der schwaches Haar, noch weniger kahlköpfig gewesen wäre. Auch waren die Indianerinnen bedeutend verschämter wie die Chilenischen Christinnen und badeten sich nur allein an verborgenen Orten; wie oft hatte ich dagegen in Valparaiso Frauen und Mädchen, selbst gebildeten Standes, nur ein Taschentuch um die Lenden geschlagen in Gegenwart vieler Herren baden sehen. Ebenso trugen die Männer bei schwerster Arbeit den Chamal, während Schifferknechte in Valparaiso und besonders die Neger, die alle Christen waren, ihre Schaam nur mit einem kleinen vorgebundenen Lappen bedeckten.

Die Indianer selbst trugen außer den großen massiven silbernen Sporen keinen Schmuck, ihre Pferde aber waren je nach Vermögen am Zaum, Sattel und Steigbügel reich mit Silber beschlagen. Die Frauen dagegen liebten ebenso wie alle Frauen neue Moden und neue Façons in ihrem Geschmeide und chilenische Silberschmiede lebten oft Monate lang unter den Indianern, da jeder reiche Kazike alle Jahre seinen Silberschmuck einschmelzen und sich neuen daraus arbeiten ließ. Der Hauptschmuck der Frauen bestand gewöhnlich aus einer einen Fuß langen, etwa wie ein Bleistift starken silbernen Nadel, an welcher sich ein Knopf aus demselben Metall von der Größe eines Apfels befand, womit sie ihre Tunica sich befestigten; ferner trugen sie breite Ringe um Arme und Knöchel, und unzählige kleine Gegenstände, wie Ringe, Kreuze, Glöckchen in den Ohren, oder in die Haare eingeflochten; aller und jeder metallene Schmuck bestand aus gediegenem Silber; Gold wie imitirten Schmuck trugen sie nie.

Wir näherten uns einer Gruppe von Indianern, die mit der Chichabereitung beschäftigt waren, die sehr primitiver Art war. Die reifen Aepfel wurden zwischen zwei aufeinanderliegenden starken schweren Baumstämmen, die mittelst Hebel in Bewegung gesetzt wurden, gepreßt und der Saft, der dick und breiartig, von dunkelgelber Farbe und sehr süß war, in einem ausgehöhlten Baumstamm aufgefangen, aus dem man ihn dann in kleine hölzerne Gefäße füllte und gähren ließ und Monate lang aufbewahrte. Der Kazike Millapi hatte sogar einen christlichen Böttcher kommen und sich Fässer anfertigen lassen, und nachdem dieser einige Monate unter den Indianern zugebracht, kehrte er mit einer Heerde von einigen 20 Stück Rindvieh und Pferden, die er für seine Arbeit erhalten, nach Valdivia zurück.

Als wir von unserm Ausflug zurückkehrten, waren vor dem Hause Huilcafiels bereits eine Menge Indianer mit ihren Frauen versammelt, welche Waaren von mir eintauschen wollten und zu dem Zweck Pferde, Rindvieh, Schafe und andere Tauschartikel mitgebracht hatten. Sogleich ließ ich meine Waaren auspacken und begann das Tauschgeschäft, und binnen einer Stunde hatte ich fast alle meine Sachen verhandelt und dafür Pferde, Rindvieh, Guanakodecken, Lazos, Seehundsfelle, Thierhäute, Ponchos u. s. w. erhalten. Bei diesem Geschäft sah ich natürlich mehr darauf die Leute zufrieden zu stellen und mir zu Freunden zu machen, als an den Waaren zu verdienen, indem es für mich bei den jetzt so schlechten Wegen auch sehr unbequem und zeitraubend war, viel Vieh zu transportiren. Das einzige, was man als Münze oder Gegenstand zu festem Preise betrachten konnte, war Anil, d. h. Indigo, womit sie alle ihre Kleider färbten. Mich kostete das Pfund in Valdivia 2½ Dollar, und man erhielt für zwei Pfund ein gutes Pferd oder einen fetten Ochsen. Für jeden Säbel bekam ich auch ein Pferd, für jeden rothen Rock mit Tressen, welcher mich zehn Dollar gekostet hatte, zwei fette Ochsen.

Während ich meine Tauschhandelgeschäfte besorgte, hatten die Frauen Huilcafiels alle ihre Kochkunst aufgeboten, um mir ein gutes Essen zu bereiten; sie setzten mir Fische mit Kartoffeln und Huhn mit Pferdebohnen vor, wobei leider aber auch der Coliofo und Luche eine Rolle spielte. Nach Tische nahm mich Huilcafiel bei Seite und theilte mir mit, daß er mir einen großen Beweis seiner Freundschaft geben wolle und mir erlaube, seine drei Kinder zu taufen. Da ich Protestant bin, bereitete mir diese Zumuthung nicht wenig Verlegenheit, und ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß dies der katholische Missionär thun müsse und versprach ihm die Paters in Queuli von seinem Entschluß zu benachrichtigen. Huilcafiel aber, welcher mir einen großen Freundschaftsbeweis zu geben vermeinte, nahm meine Weigerung sehr übel auf und erklärte mir erzürnt, daß seine Kinder, wenn nicht durch mich, nie getauft werden würden.

Da mir an der Freundschaft des Kaziken viel lag, so mußte ich doch, um ihn wieder zu versöhnen, seinen Wunsch erfüllen. Die Kinder wurden bald gebracht, der Capitän, mein Dolmetscher und mein Diener als Taufzeugen eingeladen, und ich vollzog nach katholischem Ritus die heilige Handlung, nach welcher mich der Kazike umarmte, küßte, seinen Compadre, der den höchsten Grad des Vertrauens genießt, nannte und mir auch erlaubte seine Frauen zu umarmen.

Als Compadre des Kaziken konnte ich mich nun auch diesem gegenüber über meine Reise offen aussprechen und so erzählte ich ihm denn, daß ich diese Reise nur deshalb unternommen, um mich von dem großen Reichthum an Gold, Silber und Kupfer, den sein Gebiet berge, zu überzeugen, fügte aber zu seiner Beruhigung bei, daß ich kein Spanier, kein Chilene, sondern ein Deutscher sei, der der Regierung fern stände. Sollte ich einen guten Fund machen, so wolle ich mit ihm theilen, oder den Ort von dem Stamm pachten und Abgaben zahlen und bat ihn, mir vom Ober-Kaziken Millapi, wie den Einwohnern Toltens die Erlaubniß dazu auszuwirken. Noch am selben Nachmittag war großer Gerichtstag und versprach mir Huilcafiel mein Gesuch bei der Versammlung vorzutragen und nach Möglichkeit zu unterstützen.

Um drei Uhr waren sämmtliche Einwohner Toltens, wie viele Nachbar-Kaziken auf einer Wiese versammelt. Auf ein Trompeten-Signal erschien der erste Kazike Millapi, welchem mich Huilcafiel sofort vorstellte, der sich aber sehr beleidigt gegen mich ausließ, weil ich ihm keinen Besuch gemacht hatte, dann jedoch, als ich ihm mittheilte, daß ich mir vorgenommen dies heute Abend zu thun, indem ein für ihn bestimmtes Geschenk erst heute eintreffe, freundlicher wurde. Ueber 500 Indianer, Männer wie Frauen, waren hier versammelt. Auf ein Zeichen Millapis bildeten sie einen großen Kreis und setzten sich mit untergeschlagenen Beinen nieder. Für Millapi, Huilcafiel, wie für mich, Capitän Jaramillo und die Aeltesten des Stammes wurden Guanakodecken ausgebreitet, auf welchen wir Platz nahmen. Der erste und wichtigste Fall, über den die Gerichtssitzung zu entscheiden hatte, betraf eine Vergiftungsgeschichte. Eine alte Indianerin beschuldigte ein junges Mädchen ihren Mann vergiftet zu haben, worauf Millapi die Verklagte aufforderte sich zu nähern, statt ihrer aber der Vater erschien und erklärte, daß seine Tochter seit gestern verschwunden und wahrscheinlich auf christliches Gebiet geflüchtet sei. Unter diesen Umständen war die Anklage hinfällig, da das Mädchen sicher nicht daran dachte das christliche Gebiet zu verlassen.

Der zweite Fall betraf den Diebstahl einer Kuh. Kläger und Angeklagter waren gegenwärtig, und nachdem ersterer seine Klage anhängig gemacht, letzterer seine Vertheidigungsrede gehalten, der Diebstahl aber bewiesen ward, wurde der Dieb verurtheilt, dem Kläger sofort 20 Stück Rindvieh zu erstatten. Verwundert über diesen Ur-

theilsspruch erfuhr ich in Bezug auf das Gesetz bei verübtem Diebstahl folgendes:

Wenn ein Indianer z. B. eine Kuh stiehlt und der Diebstahl erwiesen ist, so muß der Dieb zwei Kühe erstatten; thut er dies nicht, so sendet ihm der Kazike einen Boten, dem Richterspruch nachzukommen, wofür er nun außer den zwei Kühen an den Bestohlenen noch eine an den Boten für seine Bemühung abgeben muß. Gehorcht der Dieb noch nicht, so reitet der Kazike, begleitet von fünf anderen Indianern, selbst nach der Wohnung des Diebes, und dieser muß nun zwei dem Bestohlenen, eine dem Boten, zwei dem Kaziken und eine einem jeden seiner Begleiter geben, also in Summa zehn. Wenn er auch dann dem Gesetz keine Folge giebt, so kommt die Sache vor den Gerichtstag, wo er zu 20 oder noch mehr Thieren verurtheilt wird, indem 10 Indianer hingesandt werden, die zehn Kühe mit Gewalt zu holen, und Jeder für diese Bemühung für sich ein Stück Vieh mehr nehmen kann. Hat der Dieb nicht so viel, um den Werth erstatten zu können, so verhält sich der Bestohlene so lange ruhig, bis der Dieb vielleicht zu Wohlstand kommt, wenn auch Jahre darüber vergehen sollten. Dann muß aber der Dieb nicht allein die doppelte Zahl des gestohlenen Viehes, sondern auch die Nachkommenschaft, welche jede Kuh während der Zeit gehabt haben könnte, erstatten.

Darnach verklagten einige Frauen ihre Männer, die sie geschlagen hatten, worauf die Männer verurtheilt wurden, den Eltern der Frauen einige Thiere zu liefern. Nachdem diese und noch mehrere andere Urtheile gesprochen waren, stellte Millapi der Versammlung sechs bösartig aussehende Indianer vor, welche aus dem Norden als Abgesandte ihrer Kaziken kamen, um die südlich vom Toltenfluß lebenden Indianer aufzufordern an dem Aufstande theil zu nehmen. Einer derselben, aus Boroa stammend, hielt mit vielem Feuer und großer Gewandtheit eine lange Rede und malte mit lebhaften Farben die Gefahr aus, die für sie entstände, wenn die Deutschen in Valdivia, denen die Regierung das Indianergebiet bis an den Tolten geschenkt, mit Gewalt davon Besitz nehmen würden und daß es für sie keine andere Hülfe gäbe, als dem Aufstand sich anzuschließen. Nach ihm erhob sich Capitän Jaramillo, mein Begleiter, der der indianischen Sprache sehr mächtig war, und widerlegte klar und deutlich die Anschuldigungen gegen die Regierung und die Deutschen und ermahnte zum Frieden. Debatten, furchtbarer Lärm, Gebrüll, Streit folgten und als Millapi Ruhe befahl

und abgestimmt wurde, entschied sich der größte Theil an dem Aufstand nicht theil zu nehmen.

Hierauf bat Huilcafiel ums Wort, und theilte unter lautloser Stille seinem Stamm mit, daß er mich heute zu seinem Compadre gemacht habe, und bat ihn, dasselbe Vertrauen, was er ihm schenke, auch auf mich zu übertragen und mich nicht als einen Ausländer und Feind, sondern als Freund und Rathgeber zu betrachten. Dieser mein Compadre, fuhr er fort, ist ein viel gereister und gelehrter Mann, der die ganze Welt gesehen hat, und so hat er mir im Vertrauen auch mitgetheilt, daß bei uns reiche Schätze in der Erde ruhten. Er wisse sehr wohl, daß unsere Voreltern durch das Gold in Sclaverei gekommen und von den Spaniern grausam behandelt worden seien, und nachdem sie das Joch abgeschüttelt, die Gruben verschüttet hätten. Jetzt aber seien Hunderte von Jahren darüber hingegangen, die Spanier aus Amerika vertrieben und die Nachkommen Araucanischer Race regierten Chile, die, wie sie wüßten, ihnen ihr Land nicht nehmen, noch sie in Sclaverei bringen, sondern ebenso wie die Deutschen gute Nachbarn wären und ihnen ihr Land abkaufen würden, falls sie es verkaufen wollten. Wenn er jetzt auch nicht wisse, wo die Schätze liegen, so wolle er sie doch nicht heimlich wie der Dieb in der Nacht suchen, sondern er bitte den Stamm von Tolten ihm die Erlaubniß zu geben, suchen zu dürfen. Was er fände wollte er mit ihnen theilen, oder ihnen das Stück Land abpachten oder abkaufen. Es handle sich auch nicht um Gold, sondern hauptsächlich um Silber und Kupfer und würde sein Stamm gewiß sehr erfreut sein, wenn er Silber fände, da sie ja dann ihre Pferde reich mit Silber behängen, ihren Frauen den reichsten Schmuck geben, die schönsten Mädchen für blanke Silberthaler kaufen könnten und dann auch der reichste und mächtigste aller Stämme des Araucanergebiets würden. Es entstand nun wohl ein wilder Lärm ob dieses Ansinnens, die Meisten blendete jedoch schon der Glanz des Silbers und sie freuten sich im Stillen auf den Genuß, ihre Frauen und Pferde nach Herzenslust schmücken zu können, und hatte ich es diesem Umstand wohl zu verdanken, daß mir die Erlaubniß, Minen suchen zu dürfen, ertheilt wurde.

Um mich dankbar zu bezeigen, vertheilte ich sofort den Rest meiner Waaren, worunter sich 100 rothe Taschentücher befanden, die sofort um die Stirn gebunden wurden, an die Versammelten, überreichte Millapi ein Fäßchen Schnaps, etwas Tabak und einen schönen Säbel und den andern Kaziken Cigarren, Messer 2c.

Das Schwierigste war überstanden, ich hatte erreicht, was ich mir vorgenommen, erstens diesen Stamm von dem Aufstand abzuhalten und zweitens die Erlaubniß zu erlangen, Minen suchen zu dürfen. Die gute Stimmung benutzend, brachte ich nun in Vorschlag, daß auch wieder eine Mission hier gegründet werden dürfte, und obgleich dieser Punkt auch wieder viel Gegner hatte und zwar unter denjenigen, welche die Mission, die früher hier bereits existirte, niedergebrannt und die Paters vertrieben hatten, setzte ihnen doch der Dolmetscher die Vortheile einer solcher auseinander, berief sich auf die Missionäre in Queuli wie auf den einige Meilen nördlich von hier am Ausfluß des Flusses Imperial unter 38° 34′ S. B. lebenden Pater Constantio Trisobio, ihr segensreiches Wirken und die Beziehungen, welche sie mit den Indianern hatten, und nach lebhafter Besprechung wurde auch dieser Vorschlag angenommen. Dem nun folgenden Trinkgelage, das gewöhnlich so lange währte als Chicha oder Schnaps vorhanden war, ging ich aus dem Wege und suchte bald, zufrieden mit den Erfolgen, die ich heute erreicht, meine Lagerstatt auf.

Schon früh ließ ich satteln, und nachdem ich mich von der Familie Huilcafiels und dem Kaziken Millapi verabschiedet, brach ich auf, um den Berg Rigue, wo ich die Kupferader entdeckt hatte, zu untersuchen.

Daselbst angekommen, quartierte ich mich mit meinen Leuten in einer großen durch das Meer ausgewaschenen Höhle ein, die durch Hebung der Küste nicht mehr von den Wellen erreicht wurde. Ich hatte geglaubt, hier kein menschliches Wesen zu finden, fand aber in einer neben der von uns eingenommenen Höhle mehrere Chilenen, die seit einer Woche hier lebten und Seehunde erlegten, und ferner mehr als 30 Frauen und Mädchen aus Tolten, die Austern, Muscheln, Coliofo, Luche und andere Meeresproducte sammelten.

Es gewährte eine interessante Unterhaltung, wie sie diese erbeuteten. Nur mit Chamal bekleidet, standen die Frauen und Mädchen in einer Reihe am Strande und wenn sich nun die Welle zurückzog, folgten sie ihr und zwar bis zu dem Punkt, wo sie wieder zurücktrat, in welchem Moment sie sämmtlich unter furchtbarem Geschrei so schnell sie nur konnten dem Strande zu liefen, wobei es zum größten Jubel oft Einige verpaßten, von der Welle eingeholt und vollkommen von ihr bedeckt wurden, was indeß für sie als gute Schwimmer wenig Gefahr hatte.

Nachdem ich eine Weile diese Scene beobachtet und gegen einige Kleinigkeiten, wie Fingerhüte, Nadeln und Glasperlen, Muscheln zu

unserer Mahlzeit eingehandelt hatte, begann ich mit den Bergleuten die Untersuchung des Berges, fand denselben aber mit so undurchdringlichem Urwald bedeckt, daß es unmöglich war durchzukommen und daher den Wald auf der einen Seite in Brand steckte. Kaum entzündet, wurde das Feuer von heftigem Winde derart angefacht, daß es sich so ausdehnte, daß binnen kurzer Zeit der nördliche Theil dieses Berges in Flammen stand und eine solche Hitze und solcher Rauch entstand, daß wir uns Alle tief in den Höhlen verbergen mußten, wohin auch alle die Frauen und Mädchen sich geflüchtet hatten.

Ein solcher Brand war gegen meine Berechnung, denn er mußte in der ganzen Umgegend großes Aufsehen erregen und würde enorme Dimensionen angenommen haben, wenn zu meinem Glück nicht ein heftiger Regen eingetreten wäre, welcher ihn nach und nach verlöschen ließ. Erst gegen Abend war es möglich dies Terrain zu betreten, und auch da nur mit großer Vorsicht, da Alles noch heiß war, was uns bewog uns wieder in die Höhle zurückzuziehen. Während der Nacht kam wenig Schlaf in meine Augen, da infolge der Springfluth die Wellen mit solcher Gewalt donnernd und tobend gegen die Felsen anschlugen, daß der Berg bisweilen erbebte.

Als ich in frühester Morgenstunde vor die Höhle trat, machte ich die Entdeckung, daß die Wellen in der Nacht so hoch gestiegen waren, daß nur ein Fuß daran gefehlt hatte uns zu erreichen. Während des Vormittags untersuchte ich den Berg näher und fand in dem herabkommenden Bach gutes Gold, was mich desto mehr bestimmte später hier zu arbeiten. Gegen Mittag verließen wir diesen Ort und erreichten nach einigen Stunden die Wohnung des kleinen Kaziken Cumin in Queuli, welcher uns gegen einige Geschenke über den Fluß setzen ließ.

In der Mission angekommen, theilte ich den Paters die guten Resultate meines Besuchs in Tolten mit und waren diese sehr erfreut zu hören, daß ich die Erlaubniß zur Wiedererrichtung der Mission dort erhalten, wie die Kinder Huilcafiels für die christliche Religion gewonnen hatte. Diese wurden später in die Mission gebracht und bis zum 14. Jahre daselbst erzogen.

Ich war grade zur rechten Zeit zurückgekommen, um dem Leichenbegängniß des Kaziken Voiquipans beizuwohnen und schon früh am Morgen des 13. Juni bewegten sich von allen Seiten Indianergruppen nach dem Thale und versammelten sich auf einer großen vor dem Hause des Kaziken gelegenen Wiese. Die Familie desselben hatte reichlich für Speise und Trank gesorgt, viele Ochsen und Schafe gebraten und eine

Anzahl Fässer und Schläuche, die Chicha und Schnaps enthielten, bereit gelegt.

Nach kurzer Zeit wurde der halb verweste und gedörrte Körper des Verstorbenen auf einer Art Bahre, um welche eine Menge Frauen weinten, wehklagten und die guten Eigenschaften und Heldenthaten desselben rühmten, ausgestellt. Darauf stiegen die Indianer zu Pferde, und während die nächsten Angehörigen die Bahre von den weinenden Frauen umgeben nach dem Kirchhofe trugen, jagten erstere unter furchtbarem Gebrüll und mit Säbel und Lanze verzweifelt um sich hauend und stechend, um den bösen Geist zu verscheuchen, der Leiche voran. Ich schloß mich diesen mit meinen Leuten an, und statt Säbel und Lanze zu schwingen, feuerten wir unausgesetzt aus Revolvern, Flinten und Pistolen. Eine alte Frau streute hinter der Bahre Asche, damit die Seele nicht zurückkomme.

Da, wie erwähnt, die Begräbnißstätte dicht am Meere und jenseits des Queuli-Flusses lag, wurden erst wir, die wir zu Pferde, in Canoas übergesetzt, d. h. so, daß wir im Canoa fuhren, während die Pferde, an Lazos gebunden, schwimmend nachgezogen wurden, was bei so vielen Gästen lange Zeit in Anspruch nahm. Dann wurde der Leichnam mit den Frauen übergesetzt, und nun begann das tolle Reiten, Schreien, Fechten und Schießen wieder bis zur Grabstätte. Hier wurde der Leichnam nur auf der Oberfläche der Erde niedergelegt, seine Waffen, einige Kolben Mais, einige Gefäße mit Chicha und Schnaps neben ihn gestellt und nachdem sich Jeder der Anwesenden einzeln von ihm verabschiedet und glückliche Reise gewünscht hatte, bedeckte man ihn mit Steinen, welche eine Pyramide bildeten, steckten ein einfaches hölzernes Kreuz darauf, und den Hügel mit Chicha noch begießend, begab sich Alles nach dem Trauerhause zurück, wo ein großartiges Trinkgelage folgte. Mir wurde aus Dankbarkeit für das viele Schießen, das Allen sehr imponirt hatte, derart zugetrunken, daß ich bald nach Hause eilen mußte, um nicht, wie ein großer Theil der Gesellschaft, vollkommen berauscht liegen zu bleiben, und ich war froh, als ich die Mission glücklich erreicht hatte.

Um 10 Uhr früh verabschiedete ich mich von den so gastfreundlichen und achtungswerthen Paters, mußte ihnen aber versprechen zum Frühjahr zurückzukehren.

Bei Sturm und stärkstem Regen erkletterten wir vorerst das zwischen hier und Mehuin gelegene hohe Küstengebirge und ritten einige Stunden auf dem Kamm desselben dahin. Der Rückweg war des starken Regens wegens weit schlimmer als der Hinweg, und unsere

Pferde versanken mehrmals mit den Füßen so tief in den lehmigen Boden, daß sie sich nur mit Mühe herausarbeiten konnten. Nach einem mehrstündigen Ritt erreichten wir die früher erwähnte so gefährliche Stelle, passirten sie glücklich und kamen auch durch die enge Felsspalte vom Gebirge glücklich herunter, wobei sich die Pferde fast auf das Hintertheil setzten und mit größter Schnelligkeit hinabglitten. Bis auf die Haut durchnäßt und mit Schmutz bedeckt gelangten wir am Abend nach dem Hause des Indianers Martin in Mehuin, entledigten uns zuerst aller Kleider, welche zum Trocknen aufgehängt wurden, und nur mit Taschentüchern unsere Schaam bedeckend, lagerten wir uns um das wohlthätige Feuer, wo wir uns durch einen guten Kaffee und ein Gläschen guten Rum's erquickten und dann zur Ruhe begaben.

Da wir durch den anhaltend starken Regen der Gefahr ausgesetzt waren, durch Ueberschwemmung des Weges von Valdivia abgeschnitten zu werden, ließ ich schon früh alle Sachen ins Canoa bringen, und nachdem ich mich mit Martin über gemiethete Pferde abgefunden hatte und er mir seine Söhne noch als Ruderer mitgegeben, verabschiedeten wir uns von dieser braven Indianerfamilie. Ich hatte meine Berechnung so gemacht, daß wir stromaufwärts nur sechs bis acht Stunden brauchen würden, um nach la Centinella zu gelangen, daher auch keine Lebensmittel mitgenommen, was ich aber bitter bereuen sollte.

Der Fluß war noch reißender und höher als neulich angeschwollen und dabei regnete es so stark, daß Zweie von uns stets beschäftigt waren das Wasser aus dem Canoa zu schöpfen, und nachdem wir den ganzen Tag hindurch mit größter Anstrengung gegen die starke Strömung gerudert, vollkommen ermattet waren und die Nacht bereits anbrach, hatten wir noch nicht die Hälfte des Weges nach der Centinella in Lingue erreicht. Meine Hände waren in Folge der ungewohnten Arbeit des Ruderns derart mit Blasen bedeckt, daß ich vollkommen unfähig war weiter zu helfen; ich konnte nur noch Wasser ausschöpfen. Aber auch meine Leute, obgleich an das Rudern gewöhnt, erklärten mir bald, daß sie es nur kurze Zeit aushalten würden.

In dieser so äußerst schwierigen und gefährlichen Lage hielten wir Rath; die Centinella konnten wir von hier aus nicht unter acht Stunden erreichen, zu landen war ebenfalls unmöglich, weil das Colligue und Quilagesträuch hier undurchdringlich war, und zurück nach Mehuin zu fahren war gefährlich, da das Canoa stromabwärts bei der ersten Biegung des Flußes sicher umgeschlagen sein würde. Wir kamen endlich überein, dicht an das Ufer zu fahren, das Canoa mit Lazos an

die Colliguebüsche zu befestigen und die Nacht in demselben zuzubringen. Eben im Begriff dies auszuführen und an eine Stelle gelangend, wo der Fluß eine rechtwinklige Biegung macht, erfaßten jedoch die Wellen unser Canoa derart, daß wir nur mit vereinter Kraftanstrengung uns einen Augenblick erhalten konnten, im zweiten aber schon zu gleicher Zeit das Ruder meines Dieners und des Dolmetschers brach, wobei ersterer kopfüber in den Strom stürzte, während das Canoa, von der reißenden Fluth erfaßt, pfeilschnell den Strom hinabschoß. Ein Schrei entfuhr unsrer aller Brust, wir konnten aber dem Unglücklichen, welchen die Wellen hinwegrissen, nicht die geringste Hülfe leisten, da wir selbst jeden Augenblick gewärtig sein mußten gegen das Ufer geschleudert oder ins Wasser gestürzt zu werden. An das Canoa angeklammert, Rettung oder Tod erwartend, schossen wir dahin — da mit einem Mal zuckte ein so mächtiger Blitzstrahl vom Himmel vor uns nieder und folgte diesem ein so furchtbarer Donnerschlag, daß wir theils geblendet, theils vollkommen betäubt waren; dicht vor uns stürzte unter Rauschen und Krachen ein von diesem Blitz getroffener und gespaltener Riesenbaum des Urwaldes quer über den Fluß, gegen welchen wir nun mit solcher Gewalt anprallten, daß ich sowie der Dolmetscher aus dem Canoa in den Fluß geschleudert wurden. In wahrer Todesangst erfaßte ich aber schnell die Aeste dieses Stammes, und mich fest an sie klammernd, gelang es mir mit Hülfe der Indianer das Canoa zu gewinnen. Als der größte Schreck vorüber war, gewahrte ich zu meiner Freude, daß nicht allein der Dolmetscher, sondern auch mein Diener, den ich sicher für verloren gehalten, sich an diesem Stamm erhalten und gerettet hatte. Sofort befestigten wir das Canoa mit Lazos an den Aesten, bei welcher Arbeit die fortwährend herniederzuckenden Blitze die Gegenstände um uns her beleuchteten, und nachdem wir dieses Werk vollbracht, waren wir abwechselnd beschäftigt das Wasser aus dem Canoa auszuschöpfen, um nicht zu sinken. So lagen wir nun bei ununterbrochenem starken Regen während acht Stunden, ohne irgend eine Nahrung, im höchsten Grade erschöpft und vom Frost erstarrt, bis der Morgen anbrach.

Unter größten Beschwerden gelangten wir am Stamm entlang ans Ufer, von wo wir unter den größten Anstrengungen, uns mit dem Machette im Urwald Bahn brechend, und das Canoa am Lazo nachziehend, die Richtung heimwärts einschlugen.

Den ganzen Tag arbeiteten wir, die größten Strapazen aller Art ertragend, und schon senkte sich die Nacht das zweitemal hernieder, und

wir befürchteten auch diese auf dieselbe Weise zubringen zu müssen, als wir um einen Vorsprung biegend zu unserer großen Freude ein Licht entdeckten. Die letzten Kräfte anwendend, erreichten wir im miserabelsten Zustande, mit verschwollenen Händen, verwundeten Füßen, zerrissenen Kleidern, nachdem wir während zwei Tagen und einer Nacht keine Nahrung zu uns genommen hatten, endlich die Centinella. Sofort entledigten wir uns unserer Kleider und schaarten uns in Adams Kostüm um das Feuer, die erstarrten Glieder zu erwärmen und uns durch Schnaps und Nahrung zu stärken. Mehrere Frauen und Mädchen befanden sich hier, welche aus Gutmüthigkeit ihre Ponchos auszogen, damit wir unsere Blöße bedecken konnten, während sie selbst mit unbedeckten Oberkörper verbleibend uns schnell ein Mahl aus gekochtem Mais bereiteten.

Durch Schlaf erquickt und gestärkt, ließ ich früh am 17. Juni die hier zurückgelassenen Pferde und Maulthiere von der Weide einfangen und zur Heimreise rüsten, und nachdem ich dem Wirthe meine Dankbarkeit für die so freundliche Aufnahme durch Geschenke bewiesen hatte, verließ ich la Centinella.

Wiederum das Gebirge erkletternd, gelangten wir auf demselben Wege, welchen wir auf der Herreise passirt hatten, nach sehr angestrengtem achtstündigen Ritt am Abend glücklich nach der Mission San José, wo uns die ehrwürdigen Paters, welche schon sehr um uns in Sorge gewesen waren, auf das Liebevollste aufnahmen und denen wir unsere Erlebnisse bei dieser ersten Expedition erzählen mußten.

Am nächsten Morgen sandte ich die Treiber mit den eingehandelten Pferden und Rindern zu Lande nach Valdivia, und nachdem ich Abschied von den Paters genommen und Kapitän Jaramillo, welcher in der Nähe lebte, für mir geleisteten Dienst entschädigt hatte, ritt ich mit meinen Leuten diesmal auf dem westlichen Ufer des Crucesflusses, durch bebaute Felder und Ansiedelungen bis nach der größten derselben, Cruces genannt. Dieser Ort war fünf Meilen von Valdivia entfernt, bestand aus etwa 10 Häusern, und in seiner Nähe befanden sich die Ruinen eines alten spanischen Forts, welches noch Reste von Laufgräben, Zugbrücken und mehreren alten verrosteten Kanonen auf zusammengebrochenen Lafetten aufzuweisen hatte.

Ich bat bei einer chilenischen Familie um Gastfreundschaft, wo ich sehr freundlich empfangen und bewirthet wurde, und da die Tochter des Hauses (Claudina Garcia) bildschön und höchst liebenswürdig war, verlebte ich hier einige sehr angenehme Stunden.

Als die Ebbe eintrat, mußte ich scheiden, und nachdem ich von dem Vater der schönen Chilenin ein Boot gemiethet hatte, schiffte ich mich mit meinen Leuten auf dem breiten Crucesfluß, welchen ich bei der Herreise beschrieben habe, nach Valdivia ein, wo ich am Abend zum großen Erstaunen der Bevölkerung und zur Freude meiner Bekannten, welche mich, falschen Nachrichten zu Folge, für ermordet hielten, glücklich anlangte, und, im Hotel Selzer angekommen, vom Intendent Ruperto Solar sogleich besucht und von den Deutschen förmlich belagert wurde, um meine Erlebnisse zu erzählen.

So hatte ich nun trotz der schlechten Jahreszeit und der schrecklichen Wege, trotz der gereizten Stimmung der Indianer zur Chichazeit diese nicht allein besucht und mir ein klares Bild über dieselben und ihr Land verschafft, sondern auch viel erreicht, was für meine später auszuführenden Pläne von größter Bedeutung war. Ich hatte Freundschaft mit den Kaziken Cariman, Martin, Voiquipan, Huilcafiel und Millapi geschlossen, hatte sie zu bewegen vermocht sich nicht an dem Aufstand zu betheiligen, die Erlaubniß erhalten Minen, suchen zu dürfen, so wie in Tolten eine Mission zu gründen; wahrlich ein gutes Resultat!!

Kapitel VII.

Zweite Expedition unter die Araucaner-Indianer über San José und Trailafqueen nach den Ruinen von Villarica.

Von Valdivia aus hatte ich meine erste Expedition unter die Araucaner-Indianer über Queuli nach Tolten unternommen, und nach meiner Rückkehr die Monate October und November dazu benutzt, Ausflüge in die Umgegend von Valdivia zu machen. Da nun der Sommer begonnen hatte und es die Wege erlaubten mich nach den Ruinen der alten, von den Indianern zerstörten Stadt Villarica zu begeben, so konnte ich es kaum erwarten die Reise dahin zu unternehmen. Der Hauptzweck dieser Expedition bestand aber nicht darin, die Ruinen dieser Stadt zu untersuchen, in welchen laut glaubwürdigsten Quellen von den Spaniern, zur Zeit als sie von den Indianern belagert wurde, Millionen in Gold vergraben sein sollten, sondern die in der Nähe befindlichen so reichen verschütteten Goldbergwerke zu erforschen, wie den von da aus nach der Argentinischen Republik führenden Hauptpaß der Anden zu bereisen, und zu ermitteln, ob er sich zu einer Schienenverbindung zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean eigne.

Am 4. December brach ich auf. Die Sonne strahlte in ihrer ganzen Pracht von dem azurblauen Himmel freundlich hernieder und spiegelte sich in dem schönen breiten Valdiviastrom wieder, der, sich gleich einem silbernen Bande aus dem dunklen Grün des Urwaldes daherschlängelnd, majestätisch am Fuß der alten Festungswerke der Stadt Valdivia vorüberströmte. Unzählige Boote und Kanoas fuhren auf und nieder, auf welchen die Bewohner der Umgegend theils ihre Producte nach der Stadt brachten, theils Waaren von hier nach dem Hafen Corral versendet wurden, und Trupps von Indianern, die gute Jahreszeit

benutzend, langten am Landungsplatz mit Rindvieh und Pferden an, um selbige gegen die von ihnen benöthigten Waaren zu vertauschen.

Seit der frühesten Morgenstunde lag mein Boot, mit allen zu meiner Expedition nöthigen Waaren, Instrumenten, Minenwerkzeugen und Lebensmitteln ausgerüstet, am Landungsplatz. Als die Fluthzeit eintrat, begab ich mich von vielen meiner Freunde begleitet dahin, schiffte mich mit meinem Diener Antonio und den zwei von mir engagirten Bergleuten ein, und bald flog mein Fahrzeug unter den gleichmäßigen Schlägen vier kräftiger Ruderer über die klare Wasserfläche gen Norden.

Wenn auf meiner ersten Fahrt die unermeßlichen und stillen Wälder, durch welche der Cruces sich schlängelt, einen imposanten tiefen Eindruck auf mich gemacht, so gewährten sie jetzt im Sommer einen prächtigen, wahrhaft bezaubernden Anblick, da an den uralten Bäumen von colossalem Umfange und imposanter Höhe sich in den herrlichsten Farben prangende Schlingpflanzen verschiedenster Art emporrangten und, gleich Guirlanden bildend, von einem Baum zum andern hinzogen.

Nach sechsstündiger Fahrt auf dem Cruces-Fluß landete ich bei dem kleinen Ort gleichen Namens, wo ich bei meinem Bekannten José Garcia die nöthigen Pferde und Maulthiere miethen wollte, um meine Reise von da nach San José fortsetzen zu können. Da ich die Thiere heute nicht mehr erhalten konnte, war ich genöthigt, bis zum nächsten Morgen die Gastfreundschaft Garcias anzunehmen, mit dessen schöner Tochter Claudina ich einen sehr angenehmen Abend verlebte.

Bei Anbruch des Tages wurden die nöthigen Pferde und Lastthiere von der Weide zusammengetrieben und gesattelt, und nachdem ich mich von der liebenswürdigen Familie verabschiedet, ritt ich mit meinen Leuten, theils durch den Wald, theils durch cultivirtes Terrain, stets am westlichen Ufer des Cruces-Flußes entlang und erreichte nach fünfstündigem Ritt die Mission von San José, wo ich mit meiner Karawane von den Paters wieder auf das Freundlichste aufgenommen und bewirthet wurde.

Im Laufe des Vormittags des sechsten Decembers wurden die Ausrüstungen zu dieser Expedition vollendet, und nachdem ich mit den Paters, wie den Capitänen Moreno und Mera, welch letzterer mich mit seinen zwei Söhnen begleitete, ein Abschiedsmahl eingenommen, gab ich den Befehl zum Aufsitzen und sprengte an der Spitze meiner kleinen aber muthigen Schaar der Indianergrenze zu. Mein Gefolge bestand aus 11 Mann, welche sämmtlich gut beritten und mit Säbeln und Revolvern bewaffnet waren, und zwar aus Don Hadriano Mera und seinen zwei Söhnen, Soto, dem Dolmetscher, den zwei Bergleuten,

meinem Diener Antonio und vier Treibern, welchen letzteren zwei Packpferde und fünf Maulthiere zur Obhut übergeben waren.

Bei meiner ersten Expedition in das Araucaner-Gebiet hatte ich mich von hier aus westlich nach dem Meere zu gewendet, nun aber schlug ich eine nordöstliche Richtung nach den Codilleren der Anden zu ein. Der Weg führte zuerst dicht am westlichen Ufer des Cruces-Flußes auf ebenem Terrain, theils durch Wald, theils durch Weideplätze, und nach einstündigem langsamen Ritt, damit die Lastthiere folgen konnten, passirte ich die nur aus einigen Hütten bestehenden ersten indianischen Orte Chonqui und Quechupulli, und bald darauf Marilef. Dieser, etwa 300 Seelen zählende Ort stand unter dem Kaziken Cariman, den ich früher in San José kennen gelernt hatte und dessen Persönlichkeit ich schon beschrieben habe. Etwa 30 Häuser, wovon ein Theil nach spanischer Bauart aus Holz hergestellt war, der andere aus den gewöhnlichen indianischen Hütten bestand, lagen zerstreut den Fluß entlang, ein jedes von Feld und Apfelwäldchen umgeben.

Nach Landessitte ritten wir bis vor die Wohnung des Kaziken Cariman, der inmitten des Ortes wohnte, und da anhaltend, ließen wir den Gruß marri marri erschallen, worauf der Kazike erschien und uns einlud bei ihm einzukehren. Die Pferde und Maulthiere wurden abgesattelt und auf die Weide getrieben, meine Waaren zusammengestellt und den Treibern zur Ueberwachung übergeben. Während dessen bedeckten einige Mädchen den vor dem Hause befindlichen Platz mit Löwenfellen, Guanako- und Straußfederdecken, wie auch für meine Leute mit Schaffellen und Rindshäuten, auf welche wir uns Alle in einem Kreise mit untergeschlagenen Beinen, wie die Türken, um den Kaziken setzten. Während der lästigen langweiligen Begrüßungsrede war nun auch der unglückliche unvermeidliche Hammel angekommen und war ich wieder gezwungen, zum Willkommen das warme Blut mit dem Kaziken zu trinken, wonach das Fleisch, am Spieß gebraten, uns vorgesetzt wurde.

Nach der Mahlzeit überreichte ich Cariman einige Geschenke, aus einem Fäßchen Rum, einigen Pfund Tabak und einem schönen Säbel bestehend, und da mir dieser 70 Jahr alte Häuptling nun auch mit Stolz seine Frauen vorstellte, deren er acht besaß und von denen die jüngste erst 17 Jahr zählte, mußte ich natürlich auch diesen einige Schnuren Glasperlen, Fingerhüte, Scheeren, Spiegel und etwas von dem sehr beliebten spanischen Pfeffer (Aji) geben. Entzückt über die reichen Spenden, tauschte dieser Häuptling sofort zwei Faß Schnaps gegen einige Pferde und

Ochsen bei mir ein, und sandte Boten aus, um die Indianer seines Stammes einzuladen, an einem Trinkgelage, welches er mir zu Ehren geben wolle, Theil zu nehmen. Von allen Seiten strömten diese bald herbei, und bald saßen mehr als 50 mit untergeschlagenen Beinen auf den Fellen um uns herum, nachdem Jeder bei der Ankunft vorgetreten war und zum Gruß sein marri marri gesagt hatte.

Obgleich nun diese Grenzindianer von den Christen Vieles angenommen, auch mehrere derselben spanisch sprachen, gab es doch auch wilde unheimliche Gestalten unter ihnen, welche ihren angeborenen Haß gegen Fremde nicht verbergen konnten. Als alle Gäste versammelt waren, nahm Cariman, den neuen Säbel umgeschnallt, zwischen mir und dem Capitän Mera Platz, darauf wurde ein Faß Schnaps in die Mitte gestellt und das erste daraus gefüllte Ochsenhorn, das Trinkgeschirr, dessen man sich hier stets bedient, dem Kaziken gereicht. Nachdem dieser seine Finger hineingetaucht und einige Tropfen als Opfer in der Richtung nach dem Vulcan von Villarica gespritzt hatte, leerte er dasselbe mit einem Zuge auf mein Wohl, wonach mir das zweite gereicht wurde, welches ich leider gezwungen war, auf das Wohl des Kaziken ebenfalls bis auf die Neige zu leeren. Wenn dies für meinen Magen wahrlich keine kleine Aufgabe war, löste sie mein Begleiter Mera mit Behagen. Hierauf tranken sich die Indianer unter einander zu, und da nun die Angesehensten des Stammes dem Häuptling, wie mir und Mera auch zuzutrinken begannen, war es sicher, daß wenn ich so fortführe, ich bald berauscht am Boden liegen mußte.

Um diesem zu entgehen, entfernte ich mich, um nach meinem Gepäck zu sehen, bei welchem Gange mir ein sehr unheimlich und wild aussehender Indianer folgte. Dieser verlangte von mir verschiedene Gegenstände, und als ich ihm diese verweigerte, stieß er furchtbare Drohungen gegen mich aus und würde mich vielleicht mit seinem langen Messer angegriffen haben, wenn die junge 17 jährige Frau des Häuptlings ihren Gatten nicht schnell davon benachrichtigt hätte. Mit der Wuth eines Tigers warf sich Cariman auf den Indianer, schleifte ihn an den langen Haaren in den Kreis der Versammelten und erklärte, den neuen Säbel ziehend, nicht dulden zu können, daß ein Fremder, der in seinem Hause Gastfreundschaft genöße, weder von Feinden, noch weniger aber von seinen Unterthanen beleidigt und bedroht werde, und daß er diesen Frevler sofort mit dem Tode bestrafen werde. In dem Moment aber, als er den Spruch vollziehen wollte, fiel ihm der Capitän Mera in den Arm, und auch ich bat ihn, diesen Säbel nur gegen seine Feinde zu

gebrauchen, ihn aber nicht durch das Blut seiner Unterthanen zu beflecken. Nur mit der größten Mühe gelang es uns endlich seinen Zorn zu beschwichtigen und ihn zu vermögen, den Indianer, nachdem derselbe mich hatte um Verzeihung bitten müssen, frei zu lassen. Nach dieser Scene, die dem Indianer leicht den Kopf kosten konnte, begann das Trinkgelage mit erneuter Kraft, da mir aber mein Kopf bereits sehr schwer wurde, begab ich mich nach meinem Lager, welches mir mein Diener unter einer Apfelbaumgruppe bereitet hatte.

Der alte Kazike war schon bei Tagesanbruch auf den Beinen und begab sich nach Landessitte mit seinen Lieblingsfrauen nach dem Fluß, um zu baden. Von da zurückgekehrt, bot er alle seine Beredsamkeit auf, mich zu bewegen, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, in welchem Fall er mir auch noch zwei Fässer Schnaps abkaufen und Feste geben wolle. Hierdurch bestimmte er mich aber im Gegentheil so schnell als möglich abzureisen, da ich ja den Schnaps auch für die Kaziken des Innern des Landes brauchte und jedes Trinkgelage nach Kräften vermeiden mußte. Nachdem ich ihm das Versprechen hatte geben müssen, ihn bald wieder zu besuchen, entließ er mich und gab mir einen seiner Söhne nebst einen Indianer mit auf den Weg, die mich bis nach dem Orte Pelehue begleiten und dem dortigen Kaziken Naipan empfehlen sollten.

Mein nächstes Ziel waren die unweit von hier, jenseits des Cruces-Flußes gelegenen alten, früher als sehr reich bekannten Goldminen von Pumillahue. Wir durchwateten vorerst den Fluß, ritten eine Stunde zwischen mit dichtem Urwald bedeckten Bergen und erreichten ein Plateau, auf dem im Schatten hoher Apfelbäume, umgeben von cultivirten Feldern, eine Hütte lag. An dieser angekommen, erschienen nach unserm lauten marri marri-Gruß und auf das Gebell der Hunde zwei etwa 16 und 17 Jahre zählende hübsche Mädchen mit entblößtem Oberkörper, nur den Chamal um die Hüften geschlagen, die aber schleunigst, als sie einen so unerwarteten Besuch von so vielen Huincas in ihrer Einsamkeit erblickten, erschreckt in das Innere des Hauses zurückflohen.

Nach indianischer Sitte darf man ein Haus nicht betreten, ohne von den männlichen Bewohnern empfangen zu werden, und so lagerten wir uns im Schatten der hohen Apfelbäume, bis der Besitzer dieses Hauses zurückkehrte. Als ihm der Sohn Carimans den Auftrag seines Vaters, uns zu beherbergen, wie mir, ohne Aufsehen zu erregen, die alten Goldminen zu zeigen, ausgerichtet, ich ihm auch einige Geschenke gemacht hatte, ließ er meine Thiere auf die Weide bringen, schenkte mir einen Hammel zur Abendmahlzeit und beorderte seinen Sohn, mich

heimlich nach dem Berge Pumillahue (Goldminen) zu führen. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, begab ich mich bald, mit meiner Büchse versehen und von meinem Diener und dem Indianer begleitet zu Fuß waldeinwärts. Nach einer Stunde Weges auf dem engsten Pfade, auf welchem wir uns oft mit dem Machette Bahn brechen mußten, erreichten wir endlich die gesuchte Stelle des Berges, ich begnügte mich aber nur damit, mir einen oberflächlichen Ueberblick über diese Arbeiten zu verschaffen und zu diesem Zwecke den Sand eines da befindlichen kleinen Baches, wie einige Erdarten auszuwaschen und zu untersuchen, in welchen beiden ich auch Gold fand.

In das Indianerhaus wieder zurückgekehrt, und beschäftigt die Mahlzeit einzunehmen, hörten wir plötzlich einen furchtbaren Lärm im Hofe. Ich ergriff sofort mein Gewehr und eilte vor die Thür, wo sich mir ein eigenthümliches Schauspiel darbot. Ein großer Puma-Löwe hatte ein junges Schwein geraubt und floh mit seiner Beute dem Walde zu. Die jungen Mädchen, die, um besser laufen zu können, den um die Hüften geschlagenen langen Chamal abgeworfen hatten, jagten ihm nun im Naturkleide nach. So schnell als möglich folgte auch ich, und von den ihn verfolgenden Menschen und Hunden erschreckt, ließ der Löwe bald seine schwere Beute fallen und flüchtete auf einen der höchsten Bäume. Die Mädchen erhielten ihr Schweinchen, wenn auch todt, zurück und eilten nun, als sie mich und meine Leute, die sie im Eifer der Verfolgung gar nicht bemerkt, um sich sahen, beschämt davon. Ich sandte dem Puma eine Kugel zu und unter großem Geräusch stürzte er todt zu unsern Füßen nieder. Das schöne Fell wurde ihm abgezogen, und mit dieser Trophäe kehrten wir unter großem Jubel nach der Indianerhütte zurück.

Bei Tagesanbruch des achten Decembers verließ ich mit meiner Karawane Pumillahue, durchwatete nach kurzem Ritt den Cruces und würde nur einmal noch diesen Fluß zu passiren gehabt haben, um dann auf breitem ebenen Wege binnen einigen Stunden bis zu den Ruinen von Villarica zu gelangen, wenn die alten Wege der Spanier passirbar gewesen wären. Wir mußten deshalb die nordöstliche Richtung einschlagen, ritten einige Stunden am westlichen Ufer des Cruces-Flußes entlang, passirten den Ort Ciruelos und darauf den Fluß und erreichten bald den am südlichen Ufer des Zusammenflußes des Cruces mit dem Leufucahue gelegenen Ort Imulfudi. Dieser Ort bestand aus einigen Hütten, welche von mächtigen Apfelbäumen beschattet wurden; infolge der großen Hitze hielten wir hier an, um uns im Schatten zu erholen.

Ich benutzte die Gelegenheit, Papageien und wilde Tauben zu schießen, deren es in diesen Apfelwaldungen zu Tausenden gab, und welch letztere uns ein Mahl, sowie Proviant für die Weiterreise gewährten. Die Papageien waren sämmtlich von grüner Farbe, große wie kleinere Arten. Die wilden Tauben waren von graublauer Farbe wie die europäischen, aber größer und von ausgezeichnetem Fleisch.

Am Nachmittag setzten wir unsere Reise fort, durchschwammen vorerst den Fluß Leufucahue, ritten dann an seinem nördlichen Ufer in östlicher Richtung dahin, passirten die kleine Niederlassung Puleufu und setzten nach einigen Stunden zum zweiten Mal über den Strom. Am südlichen Ufer desselben angelangt, erreichten wir nach einem Wege von einer halben Meile den Ort La Rosa, der nur aus zwei verlassenen Hütten bestand, in welchen wir uns für die Nacht einquartierten.

Schon in frühester Morgenstunde war meine Karawane in Bewegung, zum dritten Mal durchkreuzten wir den Fluß Leufucahue, passirten am Norduser nach einigen Stunden sehr waldigen und bergigen Weges den Ort Cülche und mußten uns von da wieder nach dem Süduser begeben und einen ziemlich hohen Gebirgszug erklimmen. Auf dem Kamm desselben lagen alte Festungswerke der Spanier, welche diesen früher zum Schutz gegen die Indianer gedient hatten. Hier waren reiche Goldminen ausgebeutet worden, von denen aber nur noch wenig zu sehen war, da fast undurchdringlicher Urwald die alten Arbeitsplätze bedeckte. Von da den steilen Nordabhang herunter reitend, erreichten wir den Ort Malalhue, rasteten hier ein Stündchen, uns an herrlichen Erdbeeren erfrischend, kreuzten dann den Fluß Leufucahue zum vierten Mal, passirten den Ort Chaingal und langten darauf in Pelehue an, wo mein Begleiter Mera ein Grundstück besaß, das sein ältester Sohn, bei dem wir einkehrten, verwaltete.

In einem Orte wie Pelehue war meine Ankunft mit so vielen Leuten und Waaren ein Ereigniß, und die Kunde davon war wie ein Lauffeuer von Hütte zu Hütte, und von da weiter von Ort zu Ort gedrungen. Zu verwundern war es daher nicht, daß die Indianer am nächsten Morgen schon truppweise hier eintrafen und Pferde und Rinder brachten, um diese gegen ihre Bedürfnisse einzutauschen. Gegen Mittag erschien auch der Kazike dieses Ortes, Naipan, im Gefolge einiger dreißig seines Stammes, wie seiner und anderer Frauen und Mädchen. Als die gewöhnliche Ceremonie des Grußes beendet, der Hammel geschlachtet und sein Blut genossen war, ich auch ihm und seinen Weibern verschiedene Geschenke gemacht hatte, erhandelte er von mir gegen einige

Pferde und Ochsen zwei Faß Schnaps, einen rothen mit Goldtressen besetzten Rock nebst Mütze und einen Säbel und lud dann mich, wie meine Leute im Namen eines jungen Indianers, den er mir vorstellte, zu dessen heute stattfindenden Hochzeit ein, welche Einladung ich dankbar annahm.

Wir versammelten uns im Hause des Kaziken und als die Nacht eingebrochen, gab dieser Befehl zum Aufsitzen; wir jagten nach einer einsam stehenden Hütte, umstellten dieselbe, und unter furchtbarem Gebrüll drang der Bräutigam mit Gewalt in die Wohnung, um seine Zukünftige zu rauben. Bald erschallte großer Lärm und Hülferufe weiblicher Stimmen und nachdem der junge Mann lange mit seiner Braut gekämpft, diese sich tapfer vertheidigt hatte, zog er sie aus dem Hause heraus und sprengte, sich mit seiner Beute auf sein Pferd schwingend, an der Spitze seiner Gäste unter andauerndem Gebrüll seiner Wohnung zu, wo er sich, während das Trinkgelage begann, mit seiner Braut hinter die Verschläge zurückzog.

Wenn die Bewerber Alte sind, vertheidigt sich das Mädchen natürlich nach Kräften, wehrt sich aber auch, wenn der Bewerber ein junger ihr lieber Mann ist und sie weiß, daß er sie rauben wird; sie muß ihn schlagen, zwicken, kratzen und beißen, und jemehr der Bräutigam Spuren vom Kampfe trägt, desto mehr ist dann das Paar geachtet. Am nächsten Morgen mußte dann der junge Ehemann den Werth für seine Frau dem Schwiegervater überbringen und als Zeichen der Demuth einige Stunden vor dem Hause damit warten, wenn es auch noch so stark regnen sollte. Ferner ist es Sitte, daß wenn die Frau stirbt, er den Eltern derselben, wenn sie noch leben, den Preis, für welchen er sie erworben, nochmals zahlen muß. Männer wie Mädchen, die nicht heiratheten, wurden verachtet. Bei Ueberfällen erbeutete Frauen und Mädchen waren Sclavinnen, und wenn sie ihren Herren gefielen, ihre Frauen, wurden von diesen aber oft wieder an andere verkauft, oder gegen andere Sclavinnen eingetauscht.

Ehe wir am anderen Morgen aufbrachen, fand ein Wechsel meiner Begleiter statt, indem die Abgesandten Carimans von hier nach Marilef zurückkehrten und der Kazike Naipan mir seinen Sohn und mehrere Indianer als Begleiter mitgab, die mich an den Kaziken Curinanco in Trailafqueen empfehlen sollten. Wir passirten zuerst den Leufucahue, und zwar zum fünften Mal, und am südlichen Ufer zwischen Wiesen und Apfelbäumen dahinreitend, erreichten wir den kleinen, am Fuße des

Berges gleichen Namens gelegenen Ort Chingil. Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise durch dichten Urwald fort; dieser lichtete sich nach einem Ritt von einer Stunde und vor uns dehnte sich eine über eine Quadratmeile große, von dichtem Urwald umgebene Wiese aus, hinter welcher sich die so pittoreske Andenkette und der über 16,000 Fuß hohe Vulkan von Villarica vor uns majestätisch erhob. Bei größter Hitze durchritten wir die große ganz baum- und strauchlose Flur und erreichten auf der entgegengesetzten Seite nahe am Waldessaum eine kleine Hütte, die eine alte Indianerin mit ihrer Tochter und Schwiegersohn und vielen Kindern bewohnte, die uns freundlich aufnahmen.

Dieser Ort war einst der Schauplatz eines blutigen Dramas gewesen, das der Pater Adeodato in San José mit erlebt hatte und welches ich hier kurz erzählen will.

In früheren Jahren lebte hier der Kazike Marinao mit seiner zahlreichen Familie im Besitz großer Heerden von Pferden, Rindvieh und Schafen und ließ einen großen Theil der so fruchtbaren Ebene, die wir eben passirt hatten und die nun öde liegt, bebauen. Er war ein der Civilisation zugeneigter Indianer, und da er öfter die Missionäre in San José und in Valdivia besucht hatte, war es diesen gelungen ihn wie seine Familie zu taufen. Er hatte den Paters auch ein Terrain zum Geschenk gemacht, damit diese hier eine Mission erbauen könnten, und bald war der Pater Adeodato gekommen, um den Bau, welcher von chilenischen Zimmerleuten ausgeführt wurde, persönlich zu leiten. Nach kurzer Zeit war eine bescheidene kleine Mission errichtet und diese sollte im Beisein mehrerer Amtsbrüder, Marinao und vieler befreundeter Indianer eingeweiht werden.

In der Nacht vor der Einweihung des Kirchleins begannen die Hunde des Paters plötzlich zu heulen, die Pferde unruhig zu werden, und da er glaubte, daß sich ein Löwe in den Hof geschlichen oder eine bedeutende Eruption des Vulkans von Villarica stattfinde, erhob er sich schnell mit seinen Amtsbrüdern, um die Ursache des Lärmes zu erforschen.

Ins Freie tretend, vernahmen sie erst ein fernes donnerähnliches Geräusch, das aber bald näher kam und stärker wurde, und bald erdröhnte die Erde unter ihren Füßen und es sprengten plötzlich einige Hundert Indianer aus dem Walde, unter dem üblichen Feldgeschrei Malon, Malon vor dem Hause Marinaos Halt machend und in dasselbe eindringend. Die Paters und chilenischen Zimmerleute flohen sofort in den Wald, während Marinao mit seinen zwei Söhnen den Angreifern entgegen trat,

von dem Anführer dieser Horde aber sogleich ermordet wurde. Hierauf stürzte diese Bande nach der Mission, um auch die Paters und Chilenen niederzumachen, die aber glücklich entkamen, brannte diese nieder und fiel über den Schnaps und Chicha, wie das Fleisch her, welches zum Fest bestimmt war, und hielt neben der Leiche Marinaos und seiner Söhne ein Trinkgelage.

Der Anführer dieser Horde war ein Kazike der Pehuenchen-Indianer, und es ist bei diesem Fall recht deutlich zu erkennen, welchen Haß dieser Häuptling gegen Fremde und das Christenthum hatte, da er aus den Pampas der Argentinischen Republik mit seinem Stamme über die Anden gekommen, um die Mission niederzubrennen und die Missionäre, wie den zum Christenthum übergetretenen Kaziken Marinao und seine Söhne — ersterer sein ältester Bruder und letztere seine Neffen — zu ermorden.

Der Pater Adeodato wie seine Amtsbrüder und die chilenischen Zimmerleute hatten sich auf Umwegen zu Fuß bis nach San José durch dichten Urwald flüchten müssen, und kamen, nachdem sie mehrere Tage fast ohne Nahrung zugebracht, im beklagenswerthesten Zustande da an. Auch die Frau und Tochter Marinaos hatten sich in der Schreckensnacht nach San José geflüchtet. Später heirathete diese Tochter einen chilenischen Schmied und kehrte mit diesem und ihrer Mutter auf ihren alten Grund und Boden in Mangisehue zurück, wo sie sich die kleine Hütte erbaut, in der wir eingekehrt waren. Das daneben liegende große Gebäude, in welchem Marinao und seine Söhne ermordet waren, wurde aus Aberglauben von ihnen nicht bewohnt. Der Schmied hatte hier eine kleine Werkstatt und beschäftigte sich damit, den Indianern aus geprägten Thalern, die sie auf christlichem Gebiet gegen Pferde eingetauscht, Sporen und Zaum-Beschläge, und den Weibern Schmuckgegenstände herzustellen, wofür er Vieh erhielt, das er, wenn er eine kleine Heerde beisammen hatte, nach Valdivia trieb und da verkaufte.

Am Nachmittag setzten wir unsere Reise fort und erreichten, auf ebenem und freien Terrain dahinreitend, am Abend den Ort Trailafqueen, wo wir mit den bekannten Förmlichkeiten von dem Kaziken des Stammes, Curinanco, aufgenommen wurden.

Bei Tagesanbruch ging es in dem Hause des Häuptlings Curinanco schon sehr lebhaft zu. In dem Schlafraum hatte nicht allein er mit seinen acht Frauen und einer Anzahl Kinder aller Altersklassen und beiderlei Geschlechts, sondern auch ich mit allen meinen Begleitern, und

außerdem noch etwa ein Dutzend Hunde, mehrere Katzen und eine große Anzahl Hühner die Nacht zugebracht. Mich ins Freie begebend, eilte ich von dem Dolmetscher Soto und dem Diener begleitet hinab nach dem unweit von dieser Hütte gelegenen See von Trailafqueen, um mich durch ein Bad zu erfrischen, als ich plötzlich durch einige sehr gellende Töne, die meilenweit vernommen werden, erschreckt wurde und aufschauend auf einem der höchsten Bäume einen Indianer entdeckte, welcher mittelst eines kleinen nur 12 Zoll langen, 2 Zoll starken Holzes (Pifulca) Alle zum Stamm Curinancos gehörigen Indianer zusammenrief.

Nach dem Bade, wobei ich zu beobachten Gelegenheit hatte, daß die Frauen und Mädchen weißer und hübscher und besser gebaut waren als die bisher gesehenen, wollten wir uns wieder nach dem Hause zurück begeben, als plötzlich vom Walde her ein furchtbares Gebrüll und Geheul erschallte. Im nächsten Augenblick sprengten einige Dreißig halbnackende Indianer auf ungesattelten Pferden, mit scheußlich blau, roth und schwarz gemalten Gesichtern und fliegenden Haaren, mit eingelegten Riesenlanzen von etwa 15 Fuß Länge direct auf uns zu, so daß wir, sie für einen feindlichen Stamm haltend, glaubten, daß unser letztes Stündlein geschlagen, und kamen uns so nahe, daß ihre Lanzen uns fast berührten, parirten aber ihre Pferde mit unglaublicher Geschicklichkeit derart, daß dieselben wie eine Mauer vor uns standen. Sie herrschten uns an wer wir wären, und als mein Dolmetscher ihnen antwortete, daß wir Händler seien und bei Curinanco wohnten, jagte dieser Trupp eben so schnell und unter eben solchem Gebrüll und Geheul, wie er gekommen, nach dem Hause des Häuptlings davon. Mein an allen Gliedern zitternder Dolmetscher theilte mir nun mit, daß der Stamm, welchem die Indianer angehörten, ein sehr wilder und bösartiger sei, der in Pangipulli (im Löwenland) lebte, und daß er wirklich gefürchtet habe, wir würden aufgespießt werden.

Wir beeilten uns nach dem Hause Curinancos zurückzukehren, wo bereits der Trupp im Kreise herum saß und die Begrüßungs-Ceremonien stattfanden. Kaum waren diese vorüber, sprengte ein ähnlicher Trupp und dann viele andere Indianer in kleineren Abtheilungen mit Lanzen bewaffnet heran, und jedesmal, wenn ein Häuptling dabei war, begannen die Ceremonien des Grußes aufs Neue. Während der erste Theil dieser Indianer zufällig hergekommen war, hatten sich die anderen auf das Zeichen hier eingefunden, nicht aber weil sie Curinanco in den Krieg führen, sondern weil er mir zu Ehren ein Trinkgelage geben wollte.

Als die Begrüßungen vorüber waren, stellte mich mein Begleiter, Capitän Mera, der Versammlung vor und bat sie, da ich große Freundschaft mit allen Kaziken geschlossen, durch deren Terrain ich gereist sei, daß auch sie meine Freunde sein und Geschäfte mit mir machen möchten.

Ich hatte nun Gelegenheit diese Söhne der Wildniß näher zu betrachten. Sie sahen wahrhaft teuflisch aus, die meisten hatten die Nasen ganz blau und die Backen ziegelroth, andere die Nasen roth und die Backen blau bemalt, und Alle hatten einen fingerdicken schwarzen Kreis um die Augen.

Bald begann das Trinkgelage, und es wurden Fässer Chicha und Schnaps aufgestellt, um welche sich ein großer dreifacher Kreis von Indianern, Alle mit unterschlagenen Beinen, lagerte. Kaum hatten sie Platz genommen, so erscholl plötzlich vom Walde her wiederum ein furchtbares Geschrei und mehr als 20 Pifulcas ließen ihre gellenden Töne hören; Schalmeien ertönten, Trompeten schmetterten dumpf dazwischen, und gleich darauf sprengte eine Menge indianischer Frauen und Mädchen zu Pferd aus dem Walde auf uns zu. Es waren die Frauen und Töchter der Indianer, welche von Curinanco zum Fest geladen waren und zum Tanz und Gesang musiciren sollten. Angekommen nahmen sie ebenso wie wir sitzend Platz, und bildeten hinter den Männern die vierte Reihe im Kreise.

Es gab sehr schöne Frauen und Mädchen unter ihnen, aber auch sie waren Alle bemalt. Wenn die Männer so grell bemalte Backen und Nasen hatten, trug das weibliche Geschlecht nur mit großer Kunstfertigkeit ganz fein gemalte blauschwarze Strahlen um die Augen, so daß jedes Auge wie eine Sonne erschien und Mancher ausgezeichnet kleidete, da es dem Auge viel mehr Ausdruck verlieh.

Curinanco hatte mich gebeten, sobald er den Schnaps anzapfen werde, möge ich meine Revolver abschießen lassen, um den Teufel zu erschrecken, damit er sich in dieser Gesellschaft nicht als Feldermaus oder unter irgend einer andern Gestalt einfinde, welchen Wunsch ich gern erfüllte. Heimlich stellte ich meine Leute, einige mit Revolvern, andere mit Ziehharmonikas versehen, ganz in der Nähe auf, und als Curinanco den Spund zog und das erste Horn nach dem Vulcan Villarica zu goß, commandirte ich Feuer; eine starke Detonation erfolgte direct über den Köpfen der Indianer, ein furchtbares Geschrei und Gebrüll folgte, und als sich der Pulverdampf verzogen, lagen Männer und Weiber am Boden. Erst als sie nun die Musik der Ziehharmonikas und den

Gesang hörten ermannten sie sich nach und nach, befühlten sich, ob sie verwundet seien und brachen, als sie sich gesund befanden, in ein furchtbares Gelächter aus. Da nun also die Revolvers keinen Schaden angerichtet hatten und, wie sie meinten, den Teufel furchtbar erschreckt haben müßten, war die natürliche Folge, daß sie Alle mich stürmisch baten, noch mehr zu schießen, um den Teufel weit zu verjagen, worauf ich dann noch vier Läufe abschießen ließ und Curinanco mir vor Freude um den Hals fiel. Nun begann das Trinkgelage, wobei ich wieder das Opfer bringen mußte, verschiedene Ochsenhörner Schnaps zu vertilgen.

Als wir mit den Wilden gemüthlich zechten, klopfte mich plötzlich ein Häuptling auf die Schulter und ergriff, Trafquin sagend, meinen Hut, setzte sich denselben auf und kehrte auf seinen Platz zurück. Es war mir wahrlich sehr unangenehm, den Hut zu verlieren, aber was sollte ich thun; es blieb mir nur übrig gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Nach einer Weile näherte sich mir ein anderer der fremden Kaziken und betrachtete lange sehr aufmerksam meine hohen Wasserstiefeln, und ich dachte mit Schrecken daran, ob es diesem etwa einfallen sollte, diese zu begehren. Ich hatte mich leider nicht geirrt, bald schlug auch er mich auf die Achsel, Trafquin sagend, setzte sich vor mich und verlangte, daß ich sie ausziehe. Dies war mir jedoch über allen Spaß, denn auf einer so wichtigen und vielleicht noch sehr langen Reise waren mir die Wasserstiefeln unentbehrlich. Ich stand auf und eilte zum Capitän Mera, damit er mich gegen dieses Verlangen schützen möge, da so wie diesen mein Hut und meine Stiefeln gefallen hatten, andern mein Rock, meine Weste, meine Hose und mein Hemd gefallen konnten und ich mich zuletzt im Naturkleide befinden mußte. Mera beschwor mich, dem Häuptling sofort meine Stiefeln zu geben, weil es die größte Beleidigung sein würde, sie ihm zu verweigern und ich selbst für mein Leben zu fürchten hätte, wenn ich es nicht thäte.

Unter schwerem Seufzer übergab ich darauf dem Häuptling meine Stiefeln, welche er sich sofort anzog, und da er sehr klein war, die Stiefeln mithin ihm viel zu groß waren, spielte er eine so lächerliche Figur, daß ein stürmisches Gelächter ausbrach. Ich lachte aber nicht, sondern schlich mich nach dem Haus, damit man mich nicht mehr entkleide. Mera folgte mir bald und theilte mir mit, daß das Wort Trafquin das Zeichen großer Freundschaft sei, und daß ich, nachdem diese Kaziken sich etwas zum Andenken von mir ausgebeten, ich nun ebenfalls zur Erinnerung an sie etwas wählen könne. Unter diesen Verhältnissen war meine Wahl nicht schwer. Der Besitzer meines Hutes war

auf einem schönen Rappen gekommen, ich rief demselben Trafquin zu, schwang mich auf das Pferd und ritt zu meinen Leuten, denen ich es übergab. Der Besitzer meiner Stiefeln aber, welcher auf einem schönen, reich mit Silber geschmückten Schwarzschecken gekommen war, hatte dies bemerkt, und als ich sein Schlachtroß betrachtete, wurde er ebenso unruhig, wie ich vorher, als er meine Stiefeln so gemustert hatte. Wohl ahnend, daß ich auch zu ihm Trafquin sagen und sein Pferd mit Sattel und Zaum mir zueignen werde, ihm auch außerdem meine Stiefeln zu groß waren, ihn dabei aber auch maßlos drückten, stürzte er plötzlich auf mich zu und bat mich für die Stiefeln um einen Säbel, wogegen er mir einen hübschen Schimmel gab, und während er auf diese Art sein Lieblingspferd rettete, war ich froh, meine Stiefeln wieder zu erhalten.

Nach und nach übte der Schnaps seine Wirkung, Alles gerieth in heitere Stimmung und es wurde unter den Naturkindern, die sonst so bösartig sind, sehr gemüthlich. Viele Indianer, besonders aber Frauen und Mädchen, drängten sich heran und richteten tausend Fragen an mich, die mein Dolmetscher übersetzen mußte. Was besonders ihre Bewunderung erregte, war mein langes blondes Haar, wie mein großer Vollbart, und sie baten mich, daß ich mich auskleide, um zu sehen, ob mein ganzer Körper so mit Haaren bedeckt sei. Um ihnen etwas zu willfahren, entblößte ich meinen Oberkörper, den sie bewunderten und befühlten, zupften mich auch am Bart, und jedes Kleidungsstück, jeder Knopf wurde angefaßt; ich kam mir in dieser Lage wahrlich höchst lächerlich vor.

Da Araucaner- und Pampa-Indianer als beste Reiter bekannt sind, bat ich sie, mir einige Proben ihrer Reitkunst zu zeigen, welchem Wunsch sie auch gern entsprachen. Einige 20 Indianer entfernten sich nun aus dem Kreise, und kurze Zeit darauf erschien am Waldessaum eine Heerde Pferde, welche auf uns zugesprengt kam. Ich nahm natürlich an, daß dies die Pferde der Indianer seien, welche sie jagten, um sie einzufangen und zu besteigen, doch wie verwundert war ich, als diese Heerde plötzlich vor mir stand und sich schon auf jedem Pferd ein Reiter befand. Auf diese Art überfielen sie die Karawanen in den Pampas, deren Führer diese Trupps auch nur für Heerden wilder Pferde halten, und ehe sie ihren Irrthum erkennen und von ihren Waffen Gebrauch machen können, niedergestochen oder gefangen werden. Den Pferden wurde nur ein sehr dünner Riemen um das Hintertheil des Körpers geschnürt, in welchen diese vortrefflichen Reiter die große Zehe steckten, und mit den Händen an der Mähne sich festhaltend, hingen sie so schwebend an der Seite des

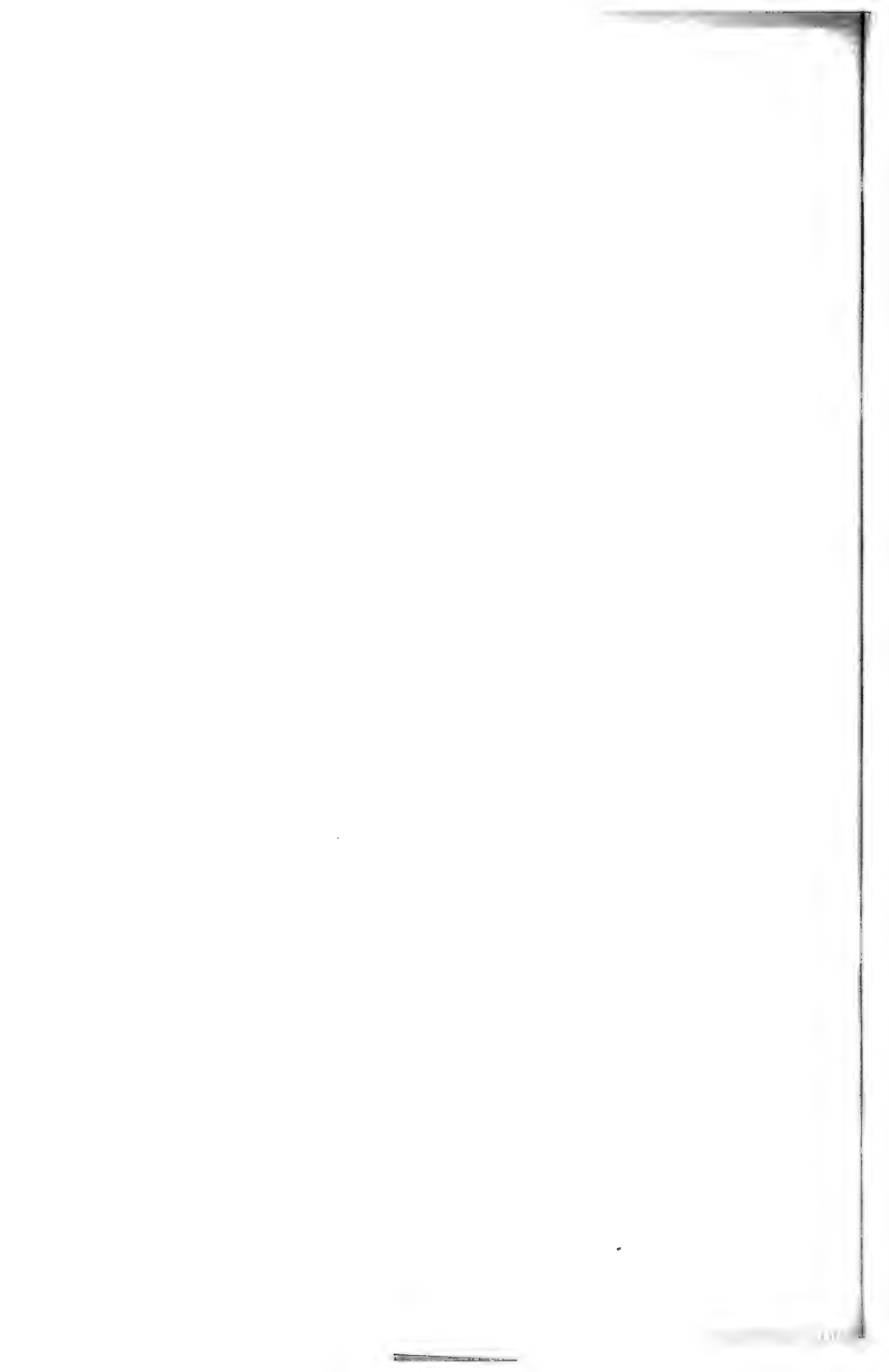
Pferdes und waren somit vollkommen unsichtbar. Hierauf ließen sie vier Pferde nach der Musik eine lange Zeit auf den Hinterbeinen tanzen. Das eine dieser Pferde, ein sehr schöner Schimmel, gelang mir gegen Waaren an mich zu bringen, und ich ließ es später oft in Valdivia zur Freude der Bevölkerung tanzen. Ich belohnte darauf die kühnen Reiter mit Papier-Cigarren und einigen anderen Kleinigkeiten, und da Curinanco mich um eine meiner Havanna-Cigarren bat, so gab ich ihm eine solche. Nachdem er nur einige Züge gemacht, gab er sie seinem Nachbar, und dieser dem nächsten, und somit machte diese Cigarre die Runde unter mehr als 30 Indianern, deren jeder aber gewissenhaft nur einen Zug that; zuletzt kam sie an Curinanco wieder zurück, der den Rest aufrauchte.

Als ich mein Feuerzeug benützend mir auch eine Cigarre anzündete, kamen viele der Indianer auf mich zu, um dasselbe zu bewundern. Ich mußte nun zum großen Vergnügen der Indianer immer mehr Hölzer anzünden, wonach ich das Feuerzeug schließlich Curinanco schenkte. Es wurde nun auch ein großes Feuer angezündet und an diesem kleine Schweine, halbe Hammel, Viertel von Ochsen und Pferden an Spießen gebraten, und ich kann nicht genug schildern, welch interessantes, für einen Maler geeignetes Bild sich mir nun darbot. Eben stieg der Mond hinter den Anden empor und beleuchtete magisch die dunklen Urwälder, und spiegelte sich in den Wellen des Sees wieder; der uns gegenüber liegende Vulcan von Villarica warf colossale Feuermassen gen Himmel, welche wie ein Feuerregen niederfielen und die Umgegend beleuchteten. Um das große Feuer saßen oder lagen malerisch die teuflischen Gestalten der so grell bemalten Wilden, dazwischen die hübschen Frauen und Mädchen und ich mit meinen Begleitern, welche Ziehharmonika spielten und dazu ihre Volkslieder sangen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte das Fest, wo dann einer nach dem andern der Gäste entschlief, und auch ich zog mich bald mit schwerem Kopfe zurück. Den Indianern muß ich aber das rühmliche und zugleich bezeichnende Zeugniß geben, daß, obgleich Alle mehr oder weniger betrunken oder angeheitert waren, nicht der geringste Streit und Zank, nicht die geringste kleinste Unsitte oder Rohheit vorkam.

So interessant die Scenerie des gestrigen Abends gewesen, bot der junge Tag ebenfalls ein malerisches Bild. Da lag ein großer Theil der Gesellschaft, Männer, Frauen und Mädchen um das ausgebrannte Feuer auf dem Rasen ausgestreckt im tiefen Schlaf, ein anderer erfrischte sich in den Wellen des Sees, Andere fingen mit Lazos ihre Pferde ein, um nach Hause zurückzukehren. Viele, besonders Frauen und Mädchen,

Ein indianischer Leckerbissen.

Digitized by Google



denen der ungewohnte Schnaps schlecht bekommen war, bestürmten mich, als ich auf dem Platze erschien, unter den traurigsten Geberden um Mittel gegen Kopf- und Magenschmerzen, und mußte ich denn bald meine kleine Reiseapotheke auspacken und zu kuriren anfangen, und da meine Mittel zwar sämmtlich sehr einfach, aber sehr wirksam waren, erntete ich den größten Beifall und Dank und wurde als großer Arzt betrachtet.

Obgleich Curinanco, wie seine Frauen und sämmtliche Anwesende Alles aufboten mich zu bewegen noch länger hier zu verweilen, lehnte ich dies entschieden ab und gab Befehl Alles zu rüsten, um meine Reise fortzusetzen. Da der Weg, der von hier nach Villarica am Ufer des Sees entlang führte, sehr eng und verwachsen war, so daß die Maulthiere mit meinen Koffern und Fässern ihn nur sehr schwer passiren konnten, beschloß ich, die Waaren auf einem mir von Curinanco angebotenen Canoa übersetzen und die Thiere frei nach der andern Seite treiben zu lassen.

Die Abgesandten von Naipan kehrten nun nach Pelehue zurück und Curinanco gab mir zwei neue Begleiter mit, die mich an den nächsten Kaziken Vointen in Lican empfehlen sollten. Da der See so glatt wie ein Spiegel vor mir lag, ich auch gern die größte der in ihm liegenden Inseln besuchen wollte, beschloß ich mit dem Gepäck, nur von Mera, meinem Diener und den beiden Indianern begleitet, das Canoa zu benutzen.

In der Erwartung bei dem so reichen Kaziken ein entsprechend schönes Kanoa zu finden, wurde ich bitter getäuscht, denn außer einem halbverfaulten, das zum Zerschlagen der Aepfel bei der Chichabereitung gebraucht wurde, und welches man für mich ins Wasser geschoben hatte, gab es kein anderes, weder in diesem Ort, noch in dem nahen Calafqueen. Bedenke der Leser, daß man dies Fahrzeug, damit es halte, nur mit strickartigen Schlingpflanzen (Boqui) zusammengebunden und eine Menge Löcher nur mit Bast verstopft hatte, daß die Ruder nur aus Stangen, an welche ein viereckiges Stück starke Rinde gebunden war, bestanden, und er wird zugeben, daß es nicht einladend war, eine achtstündige Fahrt auf einem See zu unternehmen. Weil aber, wie erwähnt, der See sehr ruhig war und mir einer der Indianer mitgetheilt hatte, daß er mir heimlich etwas sehr Interessantes auf dieser Fahrt zeigen wolle, wagte ich es und bestieg mit meinem Diener und den zwei Indianern dies gebrechliche Fahrzeug. Capitän Mera dagegen war um keinen Preis zu vermögen, mich zu begleiten, sondern brach mit meinen andern Leuten

zu Lande nach Lican auf. Nachdem ich mich unter großem Gebrüll der Indianer von denselben verabschiedet hatte, glitt mein Fahrzeug vorerst langsam am Ufer in nördlicher Richtung auf dem glatten Wasserspiegel dahin, und nachdem wir an einer kleinen Insel angehalten hatten, auf welcher mein Begleiter binnen kurzer Zeit eine Menge Eier gesammelt, erreichten wir nach etwa vierstündiger Fahrt einen vorspringenden Felsen bei dem Ort Futronhue.

Hier war es, wo nach Traditionen der Vorfahren der mich begleitenden Indianer einst von Villarica geflüchtete Spanier einen großen Schatz von Gold im See versenkt hatten, in der Hoffnung, ihn später wieder herausholen zu können, dabei aber von den Indianern überfallen und sämmtlich niedergemetzelt wurden. Diese Nachricht war ganz glaubwürdig, indem es historisch feststand, daß Spanier kurz vor der Belagerung von Villarica mit einer bedeutenden mit Gold beladenen Heerde Maulthiere nach Valdivia geflüchtet, unterwegs von den Wegen abgeschnitten, und nachdem sie das Gold versteckt, sämmtlich ermordet worden waren, den Ort, wo die Versenkung stattgefunden, aber Niemand erfahren hatte. Ferner sprach dafür, daß bei den Indianern die Lüge im höchsten Grade verachtet war, und sie kein Interesse haben konnten eine falsche Nachricht zu geben, im Gegentheil sogar ihr Leben von Seiten der Ihrigen wegen Mittheilung dieses Geheimnisses an mich gefährdet war. Wie sehr sie selbst von dem Dasein dieses Schatzes überzeugt waren, bewies wohl genugsam, daß sie über eine halbe Stunde auf einer Stelle umherfuhren und all ihre Sehkraft aufboten, um den Schatz zu entdecken. Sie versicherten mir, daß man in einer Tiefe von 15 Fuß diese Schätze liegen sehen könne. Leider erhob sich aber etwas Wind, der von Minute zu Minute stärker wurde, und da sich bereits Wellen bildeten, mußten wir für jetzt das Vorhaben aufgeben; die Indianer versprachen aber, mir bei meiner Rückkehr von Villarica den Platz genau zu zeigen.

Die Wellen gingen nun fortwährend höher und der Wind blies stärker, so daß wir uns beeilten, die größte der Inseln zu erreichen; allein wir hatten Wind und Wogen gegen uns, es drang so viel Wasser in unser Kanoa, daß ich und mein Diener unausgesetzt schöpfen mußten, um nicht unterzusinken. Ueber eine Stunde hatten wir bereits mit den Wellen gekämpft, als, um das Unglück zu vergrößern, beide Ruder brachen. — Machtlos wurden wir hin- und hergetrieben, unsern sichern Untergang voraussehend, als zu unserem Glück der Wind sich wendete und Ostwind eintrat, wonach unser Fahrzeug, auf dem aufgeregten See umhertanzend, mit Macht der großen

Insel zugetrieben wurde. Bald darauf warf uns eine hohe Welle mit solcher Gewalt ans Ufer, daß es nur der merkwürdigen Geschwindigkeit der Indianer zu danken war, daß die umher geworfenen Waaren und das Kanoa gerettet wurden. Vollkommen durchnäßt, suchte ich nun ein Unterkommen und entdeckte eine Höhle, in welche ich alle Waaren bringen und sofort ein Feuer anzünden ließ, um uns und unser Gepäck zu trocknen.

Durch Speise und Trank gestärkt, durchwanderten wir diese Insel, welche etwa vier Morgen groß und mit dichtem Urwald bewachsen war, und bestiegen dann den Felsen, der auf ihr emporragte. Der Wind, der über die mit Schnee bedeckten Anden herüberbrauste, war kalt und artete bald in Sturm aus, immer größere Wellen bildeten sich im See, und brausend und tosend einherrollend zerschellten sie zu unseren Füßen an dem mächtigen Felsen, den sie bis weit hinauf mit Schaum bespritzten, und wir würden sicher Alle unser Leben verloren haben, wenn unser gebrechliches Fahrzeug nicht an dieser Insel gestrandet wäre. Wir dankten alle Gott für unsere Rettung aus so großer Gefahr und die Indianer opferten einige Lebensmittel. Von diesem Felsen genoß ich eine prächtige Aussicht, denn nach Süden lagen die Hütten der Orte Calafqueen und Trailafqueen am Ufer in den Apfelwäldchen zerstreut umher, gegen Norden am dunklen Waldessaum einige Hütten des Ortes Lican, im Osten erhob sich die hohe Cordillere der Anden mit dem Vulkan Villarica, der von der Abendsonne beleuchtet erglänzte, und zu meinen Füßen brachen sich die hohen, gegen den Felsen anstürmenden Wellen des Sees. Als wir bis zur anbrechenden Dunkelheit die herrliche Natur bewundert hatten, begaben wir uns nach unserer Höhle zurück, wo wir, nachdem wir uns eine möglichst bequeme Lagerstatt für die Nacht bereitet, nach den Strapazen und Aufregungen des Tages einschlummerten.

Bei Sonnenaufgang legte sich der Sturm, die Wellen wurden immer schwächer und wir waren eben im Begriff, das wieder ausgebesserte Kanoa ins Wasser zu schieben, als der Capitän Mera mit einigen Indianern in einem guten Kanoa von Lican hier ankam, uns aufzusuchen und natürlich nicht wenig erstaunt und erfreut war, uns sämmtlich hier noch am Leben zu treffen. Schnell wurden die Waaren in das Kanoa Meras gebracht, und das alte Fahrzeug ins Schlepptau nehmend, langten wir nach einer Stunde Fahrt glücklich in dem am nördlichen Ufer des Sees gelegenen Ort Lican an, wo mich der Kazike Pointen und seine Frauen bestens empfingen.

Wie der ganze Landstrich, den ich bis jetzt bereist, früher von großen Indianerstämmen bewohnt gewesen war, deren jetzt nur noch wenige und zwar sehr decimirt existirten, fand ich auch hier nur Reste von früheren Wohnungen, Spuren von früher bebautem Feld und großen Apfelwaldungen, und nur zwei von Vointen, dem Besitzer alles umliegenden Terrains, bewohnte Hütten. Wenn auf den andern Strecken aber die Spanier und die Blattern das Land verödet hatten, war es hier der gefährliche Nachbar, der Vulcan, der das Terrain vom Ufer bis zu diesen Hütten mit Schlacken, ausgebrannten Steinen von großem und kleinem Umfange, Bimstein und vulkanischer Asche vollkommen bedeckt hatte. So gefährlich mir auch diese Lage schien, besonders wenn ich oft einen Kubikfuß enthaltende ausgeworfene Steine sah, erklärte mir Vointen, daß seit Jahren keiner mehr hierher geflogen sei, indem der jetzt sich in Thätigkeit befindende Krater auf der Südostseite liege.

Vointen war ein sehr lustiger, freundlicher, gutmüthiger, kleiner, dicker etwa 60 Jahre alter Mann und hatte nur zwei Frauen, besaß große Heerden Pferde und besonders schönes Rindvieh. Am Nachmittage erschien auch sein Schwiegersohn, der in dem am Abhange des Vulcans gelegenen Ort Chaliupen lebte. Da ich mich ja auch hier für einen Händler ausgegeben, rieth mir Vointen, einige Tage bei ihm zu bleiben, indem ein sehr reicher Kazike aus den Pampas über die Cordillere komme, der mir sicher sofort alle Waaren gegen sehr gute Pferde vertauschen werde. Dieser Rath bewog mich aber umsomehr meine Abreise zu beschleunigen, da der genannte Kazike der erwähnte wilde, blutgierige Häuptling war, der seinen Bruder Marinao in Mangisehue wie dessen Söhne ermordet, Alles geraubt und die Mission niedergebrannt hatte.

Wir waren mit unserem Wirth bald vertraut und nachdem ihm Capitän Mera gehörig zugetrunken hatte und er sehr redselig geworden war, machte Mera ihn mit dem wirklichen Zweck meiner Reise bekannt und bat ihn um seine Unterstützung. Vointen war zuerst, trotz seines Zustandes, über diese Pläne erschrocken; als ich ihm jedoch durch Mera verdolmetschen ließ, daß alle Kaziken, die ich bis jetzt besucht, heimlich mit einander einverstanden seien, daß ferner, wenn ich Schätze finden sollte, diese ehrlich mit ihm theilen werde, und da ich wüßte, daß er kein Gold annehmen könne, ich ihm für den Werth Waaren von Valdivia senden wolle, ich auch das größte Geheimniß über Alles, was er mir anvertraue, bewahren werde, entschloß er sich, mir verschiedene Mittheilungen zu machen und versprach mir, mich am

nächsten Morgen heimlich an einen Ort zu führen, wo ein großer Schatz liege, sowie auch mich persönlich nach Voipire zu dem zunächst den Ruinen von Villarica wohnenden Kaziken Antulef zu begleiten, um mich diesem zu empfehlen. Ueber die Pässe, die von hier aus nach der Argentinischen Republik führen, erfuhr ich von seinem Schwiegersohn, daß der nächste direct von hier über sein Terrain in Chalinpen gehe, aber, obgleich der kürzeste, ungemein steil und schwierig und nur im Sommer zu passiren sei, wogegen der von den Ruinen von Villarica aus über Pocon und Pailin und dann am Fuß des Vulcans Quetru dahin führende, ganz eben und bequem zu jeder Zeit zu passiren sei, und ein dritter nördlich von Villarica am Fuße des Vulcans Llaima hinüberführe.

In frühester Morgenstunde begab ich mich, von Vointen und meinem Diener begleitet, nach dem See, und nachdem wir wohl eine Stunde am östlichen Ufer desselben, am Fuße des Vulcans auf einem mit Lava, Schlacken, Bimstein und Asche bedecktem Wege dahin geritten waren und mehrere Sturzbäche, welche den See speisten, passirt hatten, erreichten wir die Stelle, wo ein breiter Canal, der den Ausfluß des Sees nach dem einige Meilen südlich davon gelegenen See von Pangipulli bildete, begann. Von hier wandten wir uns links, dem Abhang des Vulcans zu, und nachdem wir eine Strecke im Walde zurückgelegt hatten, bedeutete mich Vointen, mit meinem Diener weiter vorzureiten, da das bezeichnete Terrain, wo der Schatz liege, sich an einer Stelle befinde, die er, ohne die Götter zu beleidigen, selbst nicht betreten dürfe, hier aber warten wolle, damit uns Niemand überrasche. Eine kleine Strecke im Gebüsch vordringend, erblickte ich zuerst alte Festungswerke mit doppelten Wallgräben, die, nach Jahrhunderten noch tief, früher eine bedeutende Tiefe gehabt haben mußten. Sie waren vollkommen mit Quila bedeckt und hundertjährige Riesenbäume wuchsen im Innern der Festung, wie in den Gräben. Mauern existirten, so viel ich sehen konnte, gar nicht mehr, wogegen ich die Grundmauern einer Häuserreihe, welche früher eine Straße gebildet haben mußte, die von da am Abhang hinauf führte, entdeckte. Als die Stelle, wo der Schatz liege, hatte mir Vointen einen großen von Menschenhand zusammengetragenen Steinhaufen bezeichnet; ich suchte lange unter den vielen Trümmern und vom Vulcan ausgeworfenen großen Steinen umher und entdeckte endlich einen solchen, welcher aber derart bewachsen war, daß sich die Steine bereits mit der Erde verbunden hatten, so daß eine Brechstange nöthig war, um diese zu lösen, ich daher beschloß,

mit meinen Bergleuten und Werkzeugen hierher zurückzukehren.

Ich ließ mich hierauf langsam in den ersten Wallgraben hinab, hieb mir mit dem Machette durch das dichte Gesträuch Bahn, erklomm die andere Seite und als ich eben im Begriff war, mich in den inneren Wallgraben gleiten zu lassen, gab Vointen ein Zeichen, daß Gefahr vorhanden sei und ich schnell zu ihm eilen müßte. Vor Begierde brennend, das Innere der alten Festung zu erreichen, war ich höchst verstimmt, mich zurück begeben zu müssen, allein ich mußte mich fügen.

Bei Vointen angelangt, fand ich denselben am ganzen Leibe zitternd, und ohne ein Wort zu verlieren, ergriffen wir die schleunigste Flucht in den dichtesten Urwald und jagten auf Umwegen nach Hause. Da angelangt erfuhr ich durch Mera, daß mehrere Pehuenchen-Indianer, welche eben über die Cordilleren gekommen waren, sich unweit von uns gelagert hatten, und daß, wenn diese uns erspäht, unser Aller Leben in größter Gefahr geschwebt haben würde, da diese wahrscheinlich zum Gefolge des Kaziken und Mörders Marinaos gehörten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen war es unmöglich die Erforschung dieses Ortes weiter fortzusetzen und um mit diesen Wilden nicht zusammen zu treffen, ließ ich schnell zur Weiterreise rüsten und binnen Kurzem befand ich mich, von Vointen begleitet, mit meinen Leuten und Waaren auf dem Wege nach Voipire. Obgleich dieser Ort nördlich von hier lag, waren wir genöthigt, uns westlich zu wenden, indem sich direct vom Vulcan eine fast eine-halbe Meile lange, senkrechte, hohe Felswand nach Westen erstreckt, die wir zu umreiten hatten. Nachdem wir auf sehr engem, verwachsenen Wege einige Stunden an Ruinen alter Festungswerke, ähnlich wie in Malalhue, dahingeritten waren, erreichten wir das Ende dieser Felswand, wo sich eine große freie Ebene ausbreitete, in welcher unter Apfelbäumen die Hütten des Ortes Chesque-alto lagen. Der Kazike dieses Ortes war kürzlich gestorben, so daß wir glücklicherweise den Förmlichkeiten des Grußes und unnöthigen Aufenthaltes überhoben waren; nachdem wir uns im Schatten gelagert und ich an die hier versammelten Indianer gegen Waaren einige Pferde eingetauscht hatte, setzten wir unsere Reise fort und erreichten an der Nordseite dieser Felswand in rein östlicher Richtung dahin reitend, bald den Ort Voipire. Die Hütten desselben lagen zwischen Apfelbäumen zerstreut auf einer sich direct vom Fuße der Nordwestseite des Vulkans erstreckenden, wohl eine Quadratmeile umfassenden Wiese, durch welche der kleine, vom Vulkan herabrauschende Fluß Voipire dahinströmte. Es war dies der Ort, welchen der Pater

Imons beschrieb, dessen Bericht ich in der Einleitung mittheilte, also derjenige, in dessen unmittelbarer Nähe sich die reichen Gold-, Silber- und Kupferadern befinden sollten und wo der Pater auch Diamanten vermuthet hatte.

Wir kehrten hier bei dem Kaziken Antulef ein, wo ich nach den bekannten Begrüßungs-Ceremonien, dem unvermeidlichen Hammelschlachten und Bluttrinken dem Häuptling wie seinen Frauen Geschenke überreichte, die in Anbetracht des Umstandes, daß dieser Kazike der nächste an den Ruinen von Villarica war, natürlich die bedeutendsten und werthvollsten waren. Da ich ihm auch ein kleines Fäßchen Rum geschenkt, trank ihm Mera und Vointen tüchtig zu, und als sie ihn in die gehörige Stimmung versetzt hatten, theilten sie auch ihm den wahren Zweck meiner Reise mit und es gelang ihnen nach gemachtem Versprechen ihn am Gewinn theilnehmen zu lassen ihn zu vermögen, uns seine Hülfe zuzusagen.

Um die Umgegend etwas zu erforschen, hing ich meine Büchse über die Schultern und ging unter dem Vorwand zu jagen mit meinem Diener in's Freie und begann die Abhänge des Vulkans zu erklettern. Kaum hatte ich mich jedoch dahin begeben, als mir auch schon Indianer folgten und jede meiner Bewegungen beobachteten. Als ich einen Stein aufnahm, verlangten sie sofort von mir, daß ich ihn wegwerfen sollte, und als ich den Vulkan zeichnen wollte, erlaubten sie auch dies nicht und zwangen mich schließlich zur Rückkehr nach des Kaziken Antulefs Haus. Da angekommen traf ich bereits zwei Brüder dieses Kaziken, welche in das Geheimniß eingeweiht waren und die ich natürlich auch reich beschenkte, und bis gegen Mittag trafen noch an 50 Indianer ein, die mein Wirth eingeladen hatte.

Nachdem ich mit diesen verschiedene Tauschgeschäfte gemacht, sie auch beschenkt hatte, begann das Trinkgelage; als die Versammlung sich bereits in guter Stimmung befand, hielt Capitän Mera eine Ansprache an dieselbe. Er theilte ihnen mit, daß ich zwar um Tauschgeschäfte zu machen hergekommen sei, da ich aber wisse, daß große Schätze in dieser Gegend verborgen wären, und die nöthigen Kenntnisse besäße, sie auszugraben, ich um ihre Erlaubniß bitten ließe, die Umgegend erforschen und untersuchen zu dürfen; ich sei ihr Freund, habe mit allen Kaziken, die ich besucht, Freundschaft geschlossen und sei von allen sehr gut empfohlen; er erwarte und ersuche daher, mir meine Bitte zu gewähren.

Hierauf hielt Vointen, dann der Kazike Antulef zu meinen Gunsten eine Rede und zuletzt sprach ich die Versammlung an, wobei Mera

meine Worte verdolmetschte. Ich erklärte, daß ich sehr wohl wüßte, wie reiche Goldgruben sich hier befänden, welche von ihren Vorfahren verschüttet worden seien, als sie ihre Unterdrücker, die Spanier, aus dem Lande gejagt, wisse auch, daß große Schätze an Gold während der Belagerung von Villarica da vergraben seien, und obgleich ich leicht diese hätte ausgraben können, habe ich dies verschmäht und mir vorgenommen, Nichts ohne ihre Zustimmung zu thun, und wenn sie mir die nachgesuchte Erlaubniß ertheilten, würde ich diese ausgegrabenen Schätze redlich mit ihnen theilen. Da ich ferner wisse, daß sie das Gold nicht nehmen dürften, so verspräche ich ihnen für ihren Antheil blanke neue Silberthaler oder Waaren zu übergeben. Sicher sei, daß der Stamm von Voipire dann der reichste und mächtigste im Araucaner-Land sein würde, daß sie die schönsten Frauen und Mädchen kaufen und diese mit dem theuersten Schmuck zieren, daß sie die besten und mit dem reichsten Silberschmuck behangenen Pferde besitzen würden, daß ich ihnen große Fässer Schnaps senden würde und sie das ganze Jahr hindurch die herrlichsten Feste geben könnten.

Auf diese Reden folgte ein furchtbares Geschrei, und um Alle für mich günstig zu stimmen, ließ ich Cigarren vertheilen und schenkte Jedem ein rothes baumwollenes Taschentuch als Kopfbinde.

Nach einer etwa halbstündigen Debatte erhob sich ein sehr alter Indianer und erklärte, wenn sie mir diese Schätze zeigten, welche die Vorfahren so weise verborgen und auf deren Entdeckung, ja sogar auf das bloße Betreten der Stelle sie Todesstrafe gesetzt hätten, so würde zur Strafe bald die chilenische Regierung Soldaten senden, Alles wegnehmen, die Gruben wieder aufdecken lassen und sie würden wieder als Sklaven arbeiten müssen.

Auf diese Reden erwiederte ich, daß ich ein Deutscher sei und nichts mit der chilenischen Regierung zu thun habe, und daß ich, wenn ich Schätze finden sollte, diese nur mit ihnen theilen würde. Nach nochmaligem großen Geschrei erhob sich der Alte wieder und erklärte, wenn ich den großen Condor, der über ihnen kreiste, zu seinen Füßen niederlegte, so wollte er an meine wahre Freundschaft glauben und seine Zustimmung geben.

Es war dies eine schwierige Aufgabe, allein ich nahm meine Büchse zur Hand, zielte eine lange Weile, drückte ab und unter Geräusch stürzte das mächtige Thier aus der großen Höhe, und merkwürdiger Weise, wie berechnet, zu den Füßen dieses alten Indianers nieder. Die ganze Gesellschaft war wie vom Blitze getroffen, während der Alte auf mich

zukam und mich küßte, worauf ein furchtbares Gebrüll entstand und mir von Allen die Erlaubniß gegeben wurde, Schätze zu graben und Minen aufzudecken. Hierauf nahm der Alte wieder das Wort und erklärte, daß, wenn sie auch nun damit einverstanden seien, daß ich mich nach den Ruinen von Villarica begebe, so sei es unbedingt nöthig, die Erlaubniß der Kaziken, welche jenseits vom See und dem Toltenfluß in Putuhe und Alipen lebten, zu erhalten, welchem allgemein beigestimmt wurde; da diese Häuptlinge aber jetzt nach der Argentinischen Republik gereist waren, so wurde beschlossen, daß ich in einigen Monaten wieder zurückkehren sollte, bis zu welcher Zeit sie diese Kaziken zur Erlaubniß bewogen haben würden!

Ich mußte diese Vorsichtsmaßregeln durchaus billigen, der Leser kann sich aber wohl denken, wie unangenehm es für mich war, jetzt, nur eine Stunde von dem so heiß ersehnten Ziele, nach allen Strapazen Geld- und Zeitopfern unverrichteter Sache wieder nach Valdivia zurückkehren zu müssen.

In wahrer Verzweiflung, meine Expedition vereitelt zu sehen, zog ich mich, nachdem ich mich von der Gesellschaft verabschiedet und in einigen Monaten wiederzukommen versprochen hatte, nach meinem Lager zurück, welches meine Leute bei der schönen Sommernacht im Freien unter Apfelbäumen aufgeschlagen hatten. Als ich im höchsten Grade verstimmt da lag und den sich gerade vor mir befindlichen Krater, aus welchem abwechselnd schwarze Rauchmassen und Feuer emporstiegen, beobachtete, näherte sich mir Mera mit einem Indianer, der mir schon durch sein Aeußeres sehr aufgefallen war. Derselbe hatte eine sehr weiße Hautfarbe, schönes Gesicht, echt spanische Adlernase und ritt ein schönes Pferd, welches einen Silberschmuck im Werthe von mehreren Hundert Thalern am Sattel, Zaum und Steigbügeln trug. Ich verwunderte mich noch mehr, als mich dieser Indianer spanisch anredete.

Er hieß Quitrulef, war der Sohn eines Häuptlings und einer geraubten Christin, hatte mit seinem Vater den Krieg in den Pampas der Argentinischen Republik mitgemacht, schon oft die Cordilleren überschritten und die Reise vom Stillen Ocean nach Buenos-Ayres und an den Atlantischen Ocean unternommen. Auf diesen Reisen hatte er etwas spanisch gelernt, und da er nicht so abergläubisch war zu glauben, daß man das Terrain, auf dem die erschlagenen Spanier lagen, nicht betreten dürfe, hatte er sich in der Nähe der Ruinen von Villarica, ein Haus gebaut, wo er mit seinen Frauen lebte. Er besaß die frucht-

barsten Aecker und üppige Weiden, sowie große Heerden Pferde und Rinder.

Da ich mich öffentlich nicht nach den Ruinen von Villarica begeben konnte, kam er mich aufzufordern, daß ich diese Nacht heimlich mit ihm nach seinem Hause reite, von wo er mich am andern Morgen nach den Ruinen, nach dem See und dann später auch bis nach dem nach der Argentinischen Republik führenden Paß begleiten wolle; doch müsse ich mich wie ein Indianer kleiden und den Bart abschneiden.

Höchst erfreut über dieses Anerbieten, beschenkte ich diesen jungen, etwa 25 Jahre alten Mann möglichst reich und bat ihn nun mir einige Nachrichten über diese Gegend zu geben, was er auch gern that. Er theilte mir mit, daß die Ruinen von Villarica nur eine Stunde von hier entfernt wären und direct an dem etwa vier Meilen langen und eine Meile breiten See gleichen Namens lägen und zwar an der südwestlichen Spitze, wo der Fluß Tolten demselben entströmt. Obgleich nun der ganze Theil, welchen früher die Stadt und die massiv gebauten Festungswerke einnahmen, mit dichtem Urwald bedeckt sei, so könne man aus den stehengebliebenen Grundmauern sehr gut die Straßen und Plätze, sowie auch die großen Gebäude: wie Kirchen, Klöster, ebenso die Festungsmauern deutlich erkennen. Vergrabene Schätze gebe es viele und es wären auch einige Stellen bekannt, welche aber kein Indianer, um die Götter nicht zu erzürnen, betreten dürfe; so gebe es einen großen Schatz unter einem großen, flachen mit Inschriften bedeckten Stein, den er kenne. In der Nähe des Ausflusses des Tolten liege ferner eine Insel in dem See, auf welcher die Spanier ebenfalls große Summen vergraben hätten, aber auch diese dürfe kein Indianer besuchen, ohne die Götter zu erzürnen, und jedesmal, wenn es einer gewagt, sich der Insel zu nähern, sei Sturm gekommen und der Vorwitzige ertrunken. — Der Grund, weshalb Niemand diese Schätze hebe, sei aber nicht allein der, die Aufmerksamkeit der Chilenen auf dieselben zu lenken und die Götter nicht zu erzürnen, sondern auch der, daß sie bei ihrem Rechtlichkeitsgefühl anerkannten, daß dies Gold nicht ihnen, sondern den Spaniern gehöre und wenn sie sich es aneigneten zu ihrer Strafe die Feinde wiederkommen und sie in Sklaverei bringen würden. In der Nähe, besonders bei Pocon und Pailin, gäbe es sehr reiche Goldadern, aber auch Silber und Kupfer und wenn auch die Bergwerke einst zugedeckt und verschüttet worden seien, könne man jetzt an den Stellen, wo das Wasser die Erde weggeschwemmt habe, die Schächte und reiche Adern sehen. Und was die Wege nach der Argentinischen

Republik beträfe, sei der Paß bei Villarica zu empfehlen, der bis auf einen kleinen Hügel ganz eben und zu jeder Jahreszeit passirbar wäre.

Durch diese Nachrichten, welche alle meine früher gesammelten bestätigten, im höchsten Grade enthusiasmirt, beschloß ich sofort, mich als Indianer zu kleiden, meinen Bart abzuschneiden und mich kommende Nacht heimlich mit Quitrulef nach seinem Hause zu begeben. Ich bat Mera, mich als Dolmetscher zu begleiten, da Quitrulef nur sehr wenig spanisch verstand und noch weniger sprach. Dieser erklärte mir aber, daß er dies um keinen Preis wage, da ich wie er sicher das Leben dabei einbüßen werde und bot all' seine Beredsamkeit auf, mich zu bewegen, die Rückreise anzutreten und später hierher zurückzukehren. Ich verlangte nun, daß mich mein Dolmetscher Soto begleite, aber auch dieser hatte eine solche Furcht, daß er für kein Geld dazu zu bestimmen war; dies setzte mich in so große Verzweiflung, daß ich den kühnen Entschluß faßte, mit dem Indianer allein zu reisen, hoffend, daß mich meine Begleiter nicht im Stich lassen würden. Leider aber war auch dies Mittel vergebens und Alle machten mir so ernstliche Vorstellungen von der Grausamkeit der Indianer und baten mich so dringend, mein Leben nicht so muthwillig auf das Spiel zu setzen, daß ich endlich nachgab und mich in mein Schicksal fügte. — Ich ließ daher sofort zur Abreise rüsten und nachdem ich Quitrulef versprochen, ihn nächstens zu besuchen, verließen wir Voipire und erreichten nach kurzem Ritt Chesque=alto, wo wir die Nacht unter Apfelbäumen verbrachten.

Kaum hatten wir uns zur Ruhe begeben, als ein Indianer, der Bruder des Kaziken Antulef, dem ich gegen ein Pferd einen schönen Trabuco gegeben hatte, bei uns ankam; dieser hatte letzteren mit einer doppelten Ladung Pulver geladen und in Folge dessen beim Abdrücken eine so starke Ohrfeige bekommen, daß er sich nicht traute, noch einmal zu laden und nun mit verschwollenem Gesicht mich zu bitten kam, ihn zurückzunehmen und ihm ein Hemd dafür zu geben. Ich war damit sehr gern einverstanden, da der Trabuco mich 10 Dollar gekostet, und schenkte ihm obendrein noch Messer, Tabak und verschiedene andere Sachen. So sehr sich die Indianer stets für meine Büchsen, Revolver, Pistolen und deren Leistungen interessirten, waren sie nicht dazu zu bewegen, Feuerwaffen zu führen und nahmen daher diese auch nie als Geschenk an, wogegen ein guter Säbel sehr hoch geschätzt wurde.

Früh verließen wir Chesque=alto und erreichten bald Lican. Von hier wollte ich am nächsten Morgen mit meinen Bergleuten nach den uns von Vointen gezeigten alten Festungswerken gehen, um den Schatz

auszugraben, sowie dann mit den Indianern von Trailafqueen den Punkt zu besuchen, wo sie Schätze gesehen haben wollten. Leider konnte ich aber weder den einen noch den anderen Plan ausführen, indem eine Menge Indianer aus Pangipulli ihr Vieh in die Nähe der Ruinen auf die Weide gebracht hatten und diese auch unter einigen Wochen nicht verließen.

Am Nachmittage ließ Vointen seine Viehheerden zusammentreiben, die so bedeutend und vorzüglich waren, wie ich bisher ihresgleichen nie gesehen hatte. Ich suchte mir für die vertauschten Waaren verschiedene schöne Ochsen aus und ließ dieselben an einander koppeln.

Höchst merkwürdig und interessant ist es wohl, daß die Indianer, im Besitz so herrlicher Heerden Rindviehs, nie die Milch tranken, auch weder Butter noch Käse bereiteten und genossen, da sie diesen Brauch der Christen als etwas sehr Unreines, Schmutziges betrachteten. Nicht genug konnten sie mich auf meinen Reisen anstaunen, wenn ich Milch genoß und konnte man stets den Ekel davor auf ihren Gesichtern ausgeprägt sehen.

Da ich unter den obwaltenden Verhältnissen leider keinen meiner Pläne hatte ausführen können, auch der Himmel Wind und Regen verkündete, beschloß ich, die Rückreise nach Valdivia möglichst zu beschleunigen. — Ich sandte daher zwei meiner Treiber nach Trailafqueen, um die dort gekauften Pferde und Rinder abzuholen voraus und ritt mit Mera und meinen anderen Begleitern am westlichen Ufer des Sees bis Mangiselhue, wo wir bei dem erwähnten chilenischen Schmied, dem Schwiegersohn des alten Marinao rasteten und erreichten, die Reise über Chingil fortsetzend, des Abends Pelehue, wo wir übernachteten.

Bei Tagesanbruch brach ich auf, während Mera, um seine Wirthschaft zu bestellen, hier zurückblieb. — Wenn ich durch das Fehlschlagen meiner Pläne auf dieser Reise schon verstimmt war, so brachte mich nun dieser Weg in wahrhafte Verzweiflung. Bedenke man, daß sich meine früher schon aus 11 berittenen Personen und sechs Lastthieren bestehende Karawane nun um 14 wild eingefangene, eingehandelte Pferde und 12 Ochsen vermehrt hatte, welch letztere, trotzdem sie stets zu zweien an einander gekoppelt waren, kaum 100 Schritt zurücklegten, ohne rechts oder links in den dichten Urwald auszubrechen, in Folge dessen ich nicht allein gezwungen war, Schritt für Schritt hinter dieser Heerde her zu reiten, sondern es verging auch oft eine halbe Stunde, ehe man sie wieder auf den rechten Weg brachte, indem sie sich oft

derart in den Quila- und Coligue-Sträuchern verwickelten, daß wir sie mit dem Machette heraushauen, ja sogar mit der Axt Bäume fällen mußten, um sie wieder frei zu bekommen. Dabei regnete es in Strömen vom Himmel hernieder, auch war der Weg so morastig und ausgetreten, daß unsere Pferde oft stecken blieben und stürzten, und man wird meinen Mißmuth gerechtfertigt finden. Unter solchen Verhältnissen erreichten wir Chaingal, passirten das erste Mal den Leufucahue, der schon sehr gestiegen war, erkletterten dann mit großer Anstrengung den Gebirgskamm von Malalhue, setzten das zweite Mal durch den Fluß, gelangten nach Cülche, kreuzten den Fluß das dritte Mal und trafen dann in La Rosa ein, wo wir ein Stündchen rasteten. Von da diese anstrengende Reise fortsetzend, erreichten wir am Abend Pucalon, wo wir die Ochsen mit größter Gefahr über den Fluß brachten, und gelangten endlich nach Puleufu, wo wir bei einem Indianer die Nacht zubrachten.

In frühester Morgenstunde des 23. Decembers brachen wir auf. Als wir nun bei Imulfudi den Leufucahue das fünfte Mal zu passiren hatten, war er während der Nacht derart angeschwollen, daß wir ihn durchschwimmen mußten, wobei uns die Indianer behülflich waren, die Ochsen herüberzuziehen. Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise fort, und wenn dieselbe bis jetzt schon so beschwerlich gewesen, war der Punkt, wo wir nun den Cruces zu passiren hatten, nicht allein höchst schwierig, sondern auch sehr gefährlich. Dieser Fluß war bereits mit dem Leufucahue vereint, mithin bedeutend tiefer, breiter und reißender und natürlich nur schwimmend zu passiren, dazu befand sich der Uebergangspunkt mitten im Urwald, wo keine Wohnung, kein Kanoa, nicht die geringste Hülfe zu finden war.

Wir beeilten uns, so schnell als nur möglich über denselben zu setzen, banden zu diesem Zweck an die Hörner eines Ochsenpaares einen Lazo, mit dessen anderen Ende sich der eine der Treiber, von meinen Bergleuten begleitet, in den reißenden Strom stürzte und nach großer Anstrengung das jenseitige Ufer erreichte. Während wir nun dies erste Ochsenpaar in den Fluß trieben, wurden sie jenseits von meinen Leuten gezogen und erreichten glücklich das andere Ufer, worauf der Treiber mit dem Lazo zu uns zurückschwamm und derart nach und nach die anderen Ochsen und die eingehandelten Pferde ohne Verlust hinüberbrachte und zuletzt folgte ich mit dem Rest meiner Leute. Nachdem wir an sechs Stunden zu dieser Operation gebraucht, setzten wir unsere Reise fort, erreichten bald Marilef, wo wir uns bei dem Kaziken

Cariman etwas stärkten und eilten dann auf San José zu, wo wir am Abend glücklich in der Mission eintrafen.

Traurig, niedergeschlagen, ermattet und angegriffen hier ankommend, erfuhr ich nun noch zu meiner größten Bestürzung, daß am 17. Decbr. in Valdivia eine große Feuersbrunst ausgebrochen war, welche, vom Sturm angefacht, den schönsten, hauptsächlich nur von Deutschen bewohnten Theil der Stadt in Asche gelegt hatte. — Auch das Hotel, in welchem ich alle meine Habe und Sammlungen zurückgelassen, war bis auf den Grund niedergebrannt und viele meiner Freunde hatten ihr Vermögen verloren. Dies bewog mich schon bei Tagesanbruch von den Missionären Abschied zu nehmen, übergab die eingehandelten Pferde und Ochsen, zu denen in Marilef noch mehrere hinzugekommen waren, meinen Leuten, die sie zu Lande nach Valdivia bringen sollten, und ritt nur von meinem Diener begleitet nach Cruces. Hier erhielt ich von meinem Freund Garcia ein Boot und von ihm und der schönen Claudina begleitet flogen wir auf dem reißenden Crucesstrom hinab und erreichten am Nachmittag Valdivia.

Welch' trauriger Anblick bot sich mir hier dar! Die drei schönsten Straßen waren total niedergebrannt und ich fand nichts als eine schwarze Fläche mit verkohlten Balken; von meinen Sachen war nichts gerettet. Da alle Hotels niedergebrannt waren und die Privathäuser all' die Obdachlosen aufgenommen hatten, fand ich nur mit Mühe ein Unterkommen, wo ich, in meine Decken gehüllt, die Nacht zubringen konnte. Am anderen Morgen verkaufte ich sofort die nun auch eingetroffenen Ochsen und setzte nur mit den eingehandelten 16 Pferden meine Reise über die deutsche Colonie Union nach der von Osorno fort, wo ich dann die Weihnachtsfeiertage unter meinen Landsleuten verlebte.

Kapitel VIII.

Dritte Expedition unter die Araucaner-Indianer über San José und Riguen nach Pitrufqueen. (1860).

Drei Monate waren seit meiner letzten Expedition ins Araucanergebiet verflossen, und da mir der Kazike Quitrulef versprochen hatte, bis zu dieser Zeit die Erlaubniß der Häuptlinge von Putuhe und Alipen, die Ruinen, die alten Goldgruben und den Paß von Villarica zu erforschen für mich einzuholen, konnte ich es trotz der vorgerückten Jahreszeit und der zu erwartenden Schwierigkeiten kaum erwarten dahin zu gelangen. Meine Ausrüstung zu diesem Unternehmen war bald beendet; ich sandte meine Pferde nach Cruces zu Lande voraus und schiffte mich am 14. März, von meinem Diener und den Bergleuten begleitet, in Valdivia ein. Nach fünfstündiger Fahrt auf dem Crucesfluß erreichte ich den Ort gleichen Namens, wo ich meine Pferde vorfand und von wo ich, nachdem ich ein Stündchen bei der schönen Waldrose Claudina gerastet und von ihrem Vater einige Maulthiere gemiethet hatte, meine Reise fortsetzte und am Abend in der Mission San José anlangte.

In der festen Ueberzeugung, daß mich der Kapitän Mera wie verabredet zu dieser Reise gerüstet hier erwarte, auch den Dolmetscher wie die Treiber engagirt haben würde, damit ich ohne Zeitverlust am nächsten Tage meine Expedition antreten könne, war ich nicht wenig überrascht, als mir die Missionäre mittheilten, daß weder Mera, noch der Dolmetscher und die Treiber mich begleiten wollten, und daß man mir selbst nicht Maulthiere zu vermiethen beabsichtigte. Der Grund hierzu war das allgemein verbreitete Gerücht, daß sich der Kazike Alliapan in Pangipulli

(Löwenland) mit anderen verbunden habe, mich mit meinen Leuten auf dieser Expedition zu überfallen und uns alle zu ermorden.

Am nächsten Morgen offerirte ich daher, um keine Zeit zu verlieren, all' meinen früheren Begleitern sofort doppelte Löhnung, wonach mir aber leider Sämmtliche erklärten, daß sie für keinen Preis mich begleiten wollten, da der Tod ihnen dann sicher sei.

Zehn Tage weilte ich bereits in der Mission San José, und da ich während dieser Zeit Niemanden bewogen hatte, mich zu begleiten, es auch so anhaltend stark geregnet hatte, daß man die Flüsse nicht passiren konnte, und ich nicht ganz unverrichteter Sache nach Valdivia zurückkehren wollte, beschloß ich eine kleine Tour nach dem nur einige Meilen von hier noch auf christlichem Gebiet gelegenen Ort Pidei zu unternehmen. Ein daselbst lebender Chilene hatte nämlich den Missionären unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mitgetheilt, daß er auf dem in seiner Nähe befindlichen, einem Indianer Namens Chepu gehörigen Terrain die reiche so viel gesuchte Goldgrube gefunden zu haben glaube, aus welcher der spanische Eroberer Pedro de Valdivia so große Summen gewonnen hatte.

Als der Regen endlich aufgehört hatte und die Sonne wieder freundlich hernieder strahlte, verließ ich, nur von meinem Diener begleitet, die Mission, und nachdem wir über den angeschwollenen Crucesfluß übergesetzt und während einiger Stunden auf fast grundlosen Wegen dahingeritten waren, erreichten wir den nur aus wenigen kleinen Häusern bestehenden Ort.

In Folge bester Empfehlungen der Missionäre von San José fand ich bei dem erwähnten Chilenen die freundlichste Aufnahme und theilte mir dieser nun im Vertrauen mit, daß er nicht allein die reichste Goldgrube Valdivias, sondern auch Diamanten entdeckt zu haben glaube.

Am nächsten Morgen brachen wir früh auf, und nachdem ich bei diesem Ort ein entdecktes mächtiges Thoneisensteinlager untersucht hatte und wir eine Zeit in dichtem Urwald dahingeritten waren, erreichten wir eine große von Wald freie Ebene. Auf dieser befanden sich unzählige, nur etwa noch an zwei Fuß tiefe Löcher, welche früher aber natürlich bedeutend tiefer gewesen sein mußten und deutlich bekundeten, daß hier Gold gegraben worden war. Ein Beweis dafür, daß dieser Ort sehr reich gewesen sein mußte, war dadurch geliefert, daß eine bedeutende Anzahl von großen thönernen Gefäßen, in welchen früher

die Spanier das Quecksilber eingeführt hatten, dessen sie sich zum Auswaschen der goldhaltigen Erde bedienten, im Walde herumlag. Von hier wendeten wir uns weiter nach jenem, dem Indianer Chepu gehörigen Terrain von Huichaco.

Wenn der Weg bis hierher schon sehr schlecht gewesen war und wir nur sehr langsam und mühsam vorwärts kommen konnten, wurde er nun lebensgefährlich und völlig unpassirbar. Beinahe eine Stunde waren wir auf einer Strecke von kaum einer Viertel Meile, auf welcher uns das Wasser der hier ausgetretenen Flüsse oft bis an den Sattel reichte, dahin geritten. Die Pferde blieben jeden Augenblick in dem lehmigen Boden stecken oder stolperten über am Boden befindliche, vom Wasser bedeckte unsichtbare Hindernisse, und so hatte ich das Unglück mit meinem muthigen Pferd derart zu stürzen, daß ich unter dasselbe zu liegen kam, und wenn mich mein Begleiter nicht sofort aus dieser Lage befreit hätte, ertrunken sein würde. Unter den obwaltenden Verhältnissen blieb uns nichts übrig, als für jetzt, wo ich total durchnäßt und mit Schlamm bedeckt war, die Erforschung dieser Gegend und der Goldgruben aufzugeben, um sie bei trockener Jahreszeit wieder vorzunehmen, und so kehrten wir nach Pidei zurück, von wo ich mit meinem Diener nach San José eilte.

Ich hatte mir in meiner aussichtslosen Lage in das Indianergebiet eindringen zu können nun vorgenommen, mich am nächsten Tage wieder nach Valdivia zu begeben, als mein Entschluß sich plötzlich änderte. Bei meiner Rückkehr traf ich nämlich einen Indianer, Namens Nailef, in der Mission, welcher der Bruder des mächtigen Kaziken Pailialef in Petrufqueen war, der, von Valdivia kommend, wo er einige Tauschgeschäfte gemacht hatte, nach Hause reiste. Er war ein großer, kräftiger, schöner Mann, trug eine Militäruniform, galonirte Mütze, und natürlich schwere silberne Sporen, hatte schon oft die Reise vom Stillen Ocean über die Cordilleren der Anden bis an den Atlantischen Ocean gemacht, war auch als Abgesandter seines Stammes einst in Santiago de Chile gewesen, sprach etwas spanisch, und war dem Fortschritt der Civilisation und dem Christenthum günstig gesinnt. Durch einige werthvolle Geschenke erwarb ich mir bald seine Freundschaft und dann theilte ich ihm meine Pläne in Bezug auf Villarica, wie die Gründe der Verzögerung der Reise dahin mit. In einer langen Unterredung, welche ich mit ihm hatte, bestätigte er mir, daß sich in der Nähe von Villarica sehr reiche Gold-, Silber- und Kupferadern befänden, wie auch, daß große Schätze an Gold da vergraben lägen, welche Orte aber die Indianer, ohne ihre

Götter zu erzürnen, nicht betreten, noch weniger das Gold nehmen dürften.

Sehr entschieden widerrieth er mir jetzt direct nach Voipire und Villarica zu reisen, da sich einerseits die Indianer bei unausgesetzten Trinkgelagen befänden, andererseits die Flüsse sehr gefährlich zu passiren seien, und der Kazike Alliapan ein so großer Feind der Ausländer sei, daß ich auf dieser Expedition mit meinen Leuten leicht das Leben einbüßen könne. Dagegen lud er mich ein, sobald es die Flüsse und Wege für meine kleine Karawane erlaubten, ihn in Pitrufqueen zu besuchen und versprach mir, wenn ich ihn am Gewinn bei meinem Unternehmen theilnehmen ließe, mich nach Kräften zu unterstützen. Sein Plan sei, mich dann von Pitrufqueen aus an dem Ufer des Toltenflusses, stromaufwärts reitend, bis nach Villarica zu seinem Verwandten Quitrulef zu bringen.

Ich nahm natürlich diese Einladung sehr dankbar und erfreut an, und nachdem auch die Missionäre diesem Gast die größte Aufmerksamkeit erwiesen hatten, kehrte er nach Pitrufqueen zurück.

Seit einigen Tagen hatte der Regen aufgehört, der Himmel sich aufgeheitert, die Flüsse waren in Folge dessen gefallen und die Wege getrocknet, und es war mir gegen sehr hohe Löhne endlich gelungen, den Dolmetscher Soto, wie einige Treiber zu engagiren, daß sie mich wenigstens bis Petrufqueen begleiteten. Ich verabschiedete mich daher nach so langem Besuch von den braven Missionären und trat meine Reise an, auf welcher ich den Leser bitte mich auf beigefügter Karte zu begleiten.

Wir mußten erst denselben Weg wie früher bei der Expedition nach Villarica einschlagen, und nachdem wir beim Kaziken Cariman in Marilef einen kurzen Besuch gemacht und bei dem Ort Ciruelos mit großer Schwierigkeit über den sehr angeschwollenen Cruces gesetzt hatten, erreichten wir Imulfudi. Von hier setzten wir über den ebenfalls schwierig zu passirenden Leufucahue, und nachdem wir von da, anstatt wie früher uns östlich zu wenden, die nördliche Richtung eingeschlagen hatten, erreichten wir den nur aus einigen Hütten bestehenden Ort Cudico. Hier rasteten wir nur ein Stündchen und gelangten, unsere Reise fortsetzend, erst nach Mucun und bald darauf nach Vaicalaf, beide auch nur aus wenigen miserablen Hütten bestehende Orte; die Nacht verbrachten wir in der Nähe des Letzteren.

Bei Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort und gelangten, nachdem wir den Cruces überschritten hatten, erst nach dem ebenfalls nur aus wenigen Hütten bestehenden, im Schatten schöner Apfelwaldungen gelegenen Ort Rancahue, und bald darauf nach Coigue. Hier waren wir genöthigt ein Stündchen zu rasten, indem uns der Kazike Cheuquepan einlud, seinen neuen Apfelwein zu kosten, wofür ich ihm natürlich einige kleine Geschenke machen mußte.

Von hier setzten wir zum drittenmal über den Cruces, und nachdem wir am östlichen Ufer die kleinen Orte Sapaco und Chesque-bajo passirt hatten, mußten wir über den Cruces das viertemal setzen und gelangten nach Loncotsche.

Während wir bisher stets an den Ufern des Cruces auf ganz ebenem Terrain geritten waren, hatten wir nun uns stets nördlich wendend ein gebirgiges Land zu passiren, dessen Thäler derartig morastig waren, daß die Lastthiere oft stecken blieben, und nach dreistündigen Anstrengungen erreichten wir den Ort Niguen. Dieser lag malerisch auf mehreren freien Hügeln, umgeben von bebauten Feldern und Apfelwaldungen, und da der Kazike Aburto abwesend war, lagerten wir uns, um etwas zu rasten, im Freien.

Bald versammelte sich der ganze Stamm neugierig um uns, und erfuhr ich auf meine Erkundigungen betreffs des Weges, daß ich von hier aus nach Petrufqueen während zweier Tage im Urwald reisen und nicht die geringsten Nahrungsmittel finden werde, was mich veranlaßte, gegen Waaren zwei Hammel einzutauschen, die ich sofort schlachten und auf meine Maulthiere packen ließ.

Hatten wir, um nach Niguen zu gelangen, schon so schlechte Wege gehabt, so waren sie, als wir diesen Ort verließen, fast grundlos. Nicht allein die Maulthiere blieben oft stecken und die Treiber mußten dieselben, bis an die Knie im Schlamm watend, öfter von der Last befreien, damit sie sich emporarbeiten konnten, sondern auch ich und mein Diener waren öfter genöthigt abzusteigen und ein Stück in tiefem Morast zurückzulegen.

Als die Nacht hereinbrach, hielten wir mitten im dunklen Urwald an, um uns ein Lager zu machen, und als wir eben im Begriff waren, ein Feuer anzuzünden, um unsere Abendmahlzeit zu bereiten, begann es so stark zu regnen, daß nicht daran zu denken war, und wir nach den Strapazen des Tages gezwungen waren, die Nacht schlaflos auf einem großen umgestürzten Baumstamm sitzend zuzubringen, wobei wir natürlich bis auf die Haut durchnäßt wurden.

Sobald der Tag nur graute wurde aufgebrochen, und nachdem wir während sechs Stunden im dichten Urwald auf schlechten Wegen dahingeritten waren, erreichten wir erst den Ort Pichi Maquegua und dann Kesketschan, welche beiden Orte aber nur aus einigen halb verfallenen, unter Apfelbäumen stehenden verlassenen Hütten bestanden.

Um unser Mittagsmahl zu kochen, kehrten wir in einer der verlassenen Hütten ein, wo wir eine Stunde verweilten. Unsere Reise dann stets im dichten Urwalde fortsetzend, passirten wir den Fluß Donguil, der zwar sehr breit, aber nicht tief und zu durchwaten war, und gelangten am Abend endlich nach einem, in diesem großen Walde allein stehenden Hause, welches bewohnt war. Dieser Ort hieß Nimpuc und wurden wir von einer hier einsam lebenden Indianerfamilie sehr freundlich aufgenommen. Da wir Alle vollkommen durchnäßt waren entledigten wir uns zuerst sämmtlicher Kleider, um dieselben zu trocknen, und legten uns fast im Naturzustand um das wohlthätige Feuer, an welchem wir die Reste des einen Hammels braten ließen.

Als ich mir mit meinem Streichfeuerzeug eine Cigarre anzündete, war mein Wirth höchst erstaunt, und bat mich dringend ihm ein solches Feuerzeug zu schenken. Er erzählte mir, daß er das Feuer in seinem Hause Tag und Nacht, Jahr aus Jahr ein unterhalten müsse, und wenn es ihm ausgehe, was ihm in der letzten Woche passirt, gezwungen sei, nach einem acht Stunden von hier entfernten Ort zu reiten, um sich von da ein glimmendes Holz zu holen; das letztemal habe ihn auf halbem Wege ein so starker Regen überrascht, daß ihm das glimmende Holz verlöscht und er daher diese Tour noch einmal zu machen gehabt hatte. Durch zwei gegen einander geriebene harte Hölzer Feuer zu erzeugen, wie es unter den nordamerikanischen Indianern Sitte ist, verstand er nicht; er war sehr erfreut, als ich ihm ein ganzes Kästchen voll Zündhölzer schenkte.

Trotz des strömenden Regens brachen wir bei Anbruch des Tages von hier auf und gelangten nach einer Stunde nach dem nur aus einigen verlassenen und halb verfallenen Hütten bestehenden Ort Celenal, und nachdem wir diesen verlassen, begann der schlechteste Weg, den ich in meinem Leben passirt bin. Er führte durch den dichtesten Urwald und war eben so wie bei der ersten Expedition auf dem Küstengebirge ausgetreten, und nur so breit, daß sich ein Pferd mühsam hindurch arbeiten konnte; auch hier bildeten zu beiden Seiten die rohrartige Quila und Colligue eine hohe und undurchdringliche Mauer, aus welcher die abgehauenen Zweige wie Lanzenspitzen hervorragten, und unzählige Schling-

pflanzen zogen sich in Guirlanden über dieselben und bildeten gefährliche Schlingen. Das größte Hinderniß verursachten aber nun hier unzählige mächtige alte Riesenbäume, welche quer über diesen Weg gefallen waren, deren Stämme oft einen Durchmesser von 5—6 Fuß hatten.

Wenn es für gute Reiter schon sehr schwierig war, auf mit diesem Weg bekannten Pferden über diese Stämme zu setzen, war es für uns auf ungeübten Pferden höchst gefährlich. Nur selten konnte man einen Anlauf nehmen, da oft zwei, drei und vier solcher Bäume so dicht hintereinander lagen, daß, wenn man über den ersten glücklich gekommen war, man direct vor dem zweiten stand, und dieser lag nicht grade querüber, sondern gewöhnlich noch im spitzen Winkel. Andere waren nur halb gestürzt, so daß man nicht über sie setzen konnte, sondern unter ihnen hindurch reiten mußte, wobei man sich entweder flach auf dem Pferde auszustrecken, oder abzusteigen und zu Fuß zu gehen hatte. Bei einem jeden solchen Stamme mußten nun die Maulthiere abgesattelt und die Waaren von den Treibern hinübergetragen werden, damit die Thiere frei darüber springen oder darunter durchkriechen konnten, worauf sie wieder gesattelt wurden, um — nach fünf Minuten wieder abgesattelt zu werden.

Der Leser wird aus vorstehender Schilderung leicht begreifen, in welcher höchst unangenehmen und gefährlichen Lage wir uns auf den Pferden, die das erste Mal diesen Weg passirten, befanden; sie stürzten entweder alle Augenblicke, oder sprangen hoch in die Höhe, so daß wir stets der Gefahr ausgesetzt waren, wenn nicht der Hals zu brechen, uns die Augen auszustechen, oder wenigstens zu verwunden. Dazu kam, daß es den ganzen Tag hindurch regnete, und uns nun auch noch zu unserer Verzweiflung mehrere Indianer begegneten und wir einer halben Stunde und länger bedurften, bevor wir mit Machete und Axt soviel Colligue und Quilarohr ausgehauen hatten, daß diese vorüber reiten konnten. Dann rannte das eine der Maulthiere mit solcher Gewalt gegen einen Baum, daß der eine meiner Koffer zerbrach und der Inhalt im Schmutz herumgestreut wurde, und um das Maß unserer Leiden noch voll zu machen, verunglückte ein anderes derart beim Uebersetzen, daß ich es tödten und die Last desselben noch auf die anderen vertheilen lassen mußte. Auf diesem Wege trafen wir außer Löwen kein lebendes Wesen mehr. Da wir keine Lebensmittel mehr besaßen, auch die Nacht bereits hereinbrach und wir im höchsten Grade erschöpft waren, boten wir Alles auf, um endlich aus diesem Urwald herauszukommen.

Nachdem wir um diese drei Meilen zu passiren 10 Stunden gebraucht hatten und über mehr als 100 theils größere, theils kleinere

Baumstämme gesetzt waren, lichtete sich endlich der Wald, und wir erreichten den Ort Quitratue, wo wir bei dem Kaziken Lemunao um Gastfreundschaft baten, welche uns freundlichst gewährt wurde.

Wir befanden uns Alle in einem jämmerlichen Zustande, waren bis auf die Haut durchnäßt, am Körper und im Gesicht verwundet und blutend, unsere Kleider mit Schmutz und Schlamm bedeckt, in Fetzen gerissen, sowie unsere Thiere beschädigt. Wir entledigten uns sofort unserer Kleider, hingen sie zum Trocknen auf und lagerten uns um das so wohlthätige Feuer, uns durch Speise und einen guten Kaffee erquickend.

Es ging in diesem Hause sehr lebhaft zu, da der älteste Sohn Lemunaos sich zu einem Raubzug nach der Argentinischen Republik rüstete. Lanzen wurden angefertigt, Lazos gedreht und Weizen, das Hauptnahrungsmittel der Krieger, auf Steinen zu Mehl gerieben. Später fanden sich noch viele Indianer ein, welche den jungen Kaziken begleiten wollten, und es wurde zum Abschied bis in die Nacht getrunken, während ich mich mit meinen Leuten sehr früh nach meinem Lager begab.

Als wir uns früh erhoben, um mit dem Sohne Lemunaos nach Pitrufqueen zu reisen, strömte der Regen noch stärker als gestern vom Himmel, und da mehrere meiner Pferde und Maulthiere in Folge der gehabten Strapazen lahmten, war ich gezwungen diesen Tag hier zuzubringen. Zu unserem Erstaunen war aber auch die Reise des jungen Kaziken total aufgegeben, indem das Streitroß desselben plötzlich lahm geworden war, was die Indianer stets als Anzeichen betrachten, daß sie im Kriege getödtet werden, und deshalb den Kriegszug aufgeben.

Zu meiner Freude strahlte am nächsten Tag bei unserm Erwachen die Sonne freundlich hernieder, wir rüsteten daher uns schnell und verließen Quitratue. Nach einer Stunde guten Weges erreichten wir den Ort Cupe, wo es eine schöne Apfelwaldung gab. Da aber hier kein Kazike lebte, ritten wir weiter. Als wir während einer Stunde auf ebenem Terrain und gutem Wege geritten waren, begegnete uns ein alter Indianer, welcher fragte, ob wir nicht ein Mädchen getroffen hätten, und als wir dies verneinten, in Thränen ausbrach und uns nun begleitend Folgendes erzählte:

Der alte Kazike Pailialef in Petrufqueen hatte sein Auge auf seine sehr hübsche 16jährige Tochter geworfen, und er war mit ihm gegen sehr werthvolle Geschenke einig geworden, daß er sie ihm zur Frau gebe. Da sie dieser Häuptling nun am nächsten Tage nach indianischer Sitte rauben, sie aber einen jungen Indianer sehr

liebte und heirathen wollte, war sie nach Indianerart in den Wald entflohen, um sich zu erhängen. — Er suchte sie nun seit bereits einigen Stunden, hatte überall im Walde ihr zugerufen, daß er die Heirath mit dem Kaziken rückgängig mache, aber keine Antwort erhalten.

Während fünf Stunden ritten wir in Begleitung dieses unglücklichen Vaters stets im Walde auf ebenen und guten Wegen dahin und erquickten uns an den aromatischen Früchten der Murta, welche hier in großer Menge wuchs. Als sich aber der Wald etwas lichtete, da dehnte sich vor uns eine weite Ebene aus, in deren Hintergrund wir den Ort Pitrufqueen erblickten. Ehe wir den Wald jedoch verließen, wandte sich der Indianer plötzlich links ab in das Gebüsch, wo sein scharfes Auge an einigen geknickten Ruthen wie am Erdboden eine Spur entdeckt hatte, und als er eine Strecke weiter in den Wald eingedrungen war und einen gellenden Schrei ausstieß, nahmen wir an, daß er wohl was er gesucht gefunden haben würde. Wir eilten sofort dahin und fanden den Indianer neben seiner eben abgeschnittenen Tochter knieend, alles aufbietend, sie ins Leben zurückzurufen. Ich eilte sofort nach meinem Koffer, um einige belebende Mittel zu holen, deren Anwendung aber von keinem Erfolg begleitet waren; als sich aber der Alte in Verzweiflung über sie warf und sie küßte, da begann nach und nach das Leben in sie zurückzukehren; nach kurzer Zeit war es dem glücklichen Vater möglich, sie mit auf sein Pferd zu nehmen und mit uns nach Pitrufqueen zu reiten.

Da angelangt, begab ich mich mit meinen Leuten sofort nach dem Hause Railefs, welcher uns sehr freundlich aufnahm, und bald lagerten wir um das inmitten des Hauses angezündete Feuer, uns durch Speise und Trank stärkend. Railef hatte nur eine Frau, aber zwei sehr hübsche Töchter von 15 und 16 Jahren, und nachdem ich ihm unter anderen Geschenken ein Fäßchen Rum und seiner Frau und seinen Töchtern eine Menge kleiner Geschenke, wie Glasperlen, Nadeln, Scheeren, Fingerhüte, Spiegel und spanischen Pfeffer gegeben hatte, herrschte große Zufriedenheit und Railef probirte so lange den Rum, bis er umfiel und zu Bett gebracht wurde, wonach auch wir uns zur Ruhe begaben. Da das Haus nicht groß war, so hatte mir mein Wirth als Zeichen besonderen Vertrauens mein Lager in dem Verschlage, wo er mit seiner Frau und seinen Töchtern schlief, bereiten lassen, dieser Raum war aber so eng, daß ich direct neben die hübschen Töchter zu liegen kam. Der Leser wolle aber bei der bekannten unverbrüchlichen Keuschheit dieser Race, bei der Todesstrafe auf Ehebruch und Verführung steht,

nichts Unsittliches hierin finden. In dem Hauptraum lagen meine Begleiter um das Feuer herum, außerdem befanden sich da noch an sechs Hunde, einige Katzen und viele Hühner.

Schon sehr früh erwachte ich durch das starke unausgesetzte Krähen eines großen Hahnes, der in der Nähe meines Lagers die Nacht zugebracht hatte, und als sich meine schönen Nachbarinnen erhoben, um wie stets Sitte ihr Morgenbad im Fluß zu nehmen, begab auch ich mich ins Freie. Es war ein schöner, klarer, aber etwas kalter Herbstmorgen, und schon herrschte überall Leben um mich herum.

Pitrufqueen war einer der bedeutendsten Orte des Araucanergebiets und zählte über 400 Einwohner. Er zog sich fast eine spanische Meile am südlichen Ufer des Toltenflusses auf einer einige Quadras breiten sehr fruchtbaren Ebene dahin. Diese war früher das Flußbett des Tolten gewesen, was eine sich mit diesem parallel hinziehende, etwa 60 Fuß hohe Felswand anzeigte, welche damals das Ufer gebildet hatte.

Der Fluß Tolten, an dessen Mündung ins Meer ich mich auf meiner ersten Expedition befand, war hier etwa 500 Fuß breit und durch eine Insel in zwei reißende Arme getheilt. Er entsprang, wie bereits auch früher berichtet, aus dem 11 Meilen von hier gelegenen See von Villarica, und die Entfernung von hier bis zu seiner Mündung betrug 14 spanische Meilen; leider aber war dieser 25 Meilen lange schöne breite Strom nur vier Meilen schiffbar. Die Ufer dieses Flußes bestanden vom Ocean bis an die Anden aus dem fruchtbarsten Ackerland, auf welchem Mais, Weizen, Pferdebohnen und besonders Kartoffeln ausgezeichnet gediehen, und die schönsten Apfelwaldungen zogen sich längs derselben dahin. Wie fruchtbar diese Gelände auch waren, so konnte man hier recht deutlich sehen, wie die Bevölkerung abgenommen hatte, indem große Strecken, welche früher bebaut waren, jetzt wüst lagen, von denen ein großer Theil bereits mit Strauchwerk, ein anderer noch älterer mit hohen Bäumen bedeckt war. Es gab hier die schönsten ausgedehntesten Weiden, demgemäß große Heerden von Pferden, Rindvieh und Schafen und Aepfel wurden jährlich in solcher Menge geerntet, daß die Indianer das ganze Jahr hindurch Apfelwein besaßen.

Die Nachricht von meiner Ankunft und daß ich viele Waaren mitgebracht, hatte sich wie ein Lauffeuer von Hütte zu Hütte verbreitet, und so fanden sich auch bald eine Menge Indianer mit Thieren und anderen Tauschgegenständen vor meiner Wohnung ein, um mit mir Geschäfte zu machen; ich ließ meine Koffer öffnen und begann nun diese so lästige Arbeit.

Dieser Ort war unstreitig für den Händler ein sehr vortheilhafter, indem erstens viele reiche Indianer daselbst lebten, welche große Heerden besaßen, außerdem aber auch das 200 Einwohner zählende Boroa nur acht spanische Meilen entfernt lag, dessen Bewohner ebenfalls große Heerden besaßen und binnen wenigen Stunden hierher gelangen konnten. Ferner bezahlten die Indianer dieser Stämme bedeutend bessere Preise, als die anderen, weil sie durch den Paß von Villarica viel Handel mit den Pampaindianern trieben und mit den hier erkauften Waaren drüben glänzende Geschäfte machten. Schließlich hielt der Kazike Pailialef hier sehr streng darauf, daß jede von Christen gekaufte Waare richtig zur Zeit bezahlt wurde und man ruhig Alles auf Kredit und Zeit verkaufen konnte. Man rechnete nach Vollmonden, und am bestimmten Tage wurden sicher die Pferde oder Rinder geliefert.

Wie gute Geschäfte ein Händler hier machen konnte, geht wohl aus Folgendem hervor. Ich kaufte z. B. zweijährige Kühe für fünf, vier und fünfjährige Kühe für 10 Unzen Indigo, deren erstere mich drei Mark, letztere sechs Mark gekostet. Die Kühe wurden mir in Valdivia mit 15 und 30 Mark bezahlt. Der Preis eines guten Pferdes, welches ich für 90 Mark wieder verkaufte, betrug zwei Pfund Indigo (Werth 20 Mark); Thierhäute kaufte ich für ½ Pfund Glasperlen (Werth 1½ Mark) und verkaufte sie für 9—12 Mark; Guanako und Straußfederdecken für zwei Pfund derselben (Werth sechs Mark), die ich mit 60 Mark wieder verkaufte.

Das Hauptgeschäft war jedoch mit Branntwein zu machen, und alle anderen Artikel wurden nur nebenbei mitgenommen. In Valdivia kaufte ich die Maulthierladung, aus zwei Fässern, jedes zu 40 Flaschen bestehend, für 90—120 Mark. Da, wie schon erwähnt, die Indianer nie starken Branntwein trinken, so mußte ich, um mich mit den anderen Tauschhändlern nicht zu verfeinden und die Preise nicht zu verderben, durch Wasserzusatz aus 80 Flaschen 160 machen. Die Maulthierladung kostete mich mit Lohn für Treiber 150 Mark und enthielt 160 Flaschen, und da jede dieser mit drei Mark bezahlt wurden, so verdiente ich über 300 Mark an der Ladung.

In Bezug auf den Werth des Geldes herrschte hier große Unwissenheit; so offerirte mir z. B. ein Indianer eine Kuh für 30 Dollar, welche ich in Valdivia höchstens mit 10 Dollar verkaufen konnte; da aber der Indianer viel zu stolz ist, um mit sich handeln zu lassen, nahm ich dieses Thier für 30 Dollar an, gab dem Besitzer aber natürlich nur Waaren im Werth von vier Dollar, womit er sehr zufrieden war.

Während ich mit dem Handel beschäftigt war, ertönten plötzlich Trompetensignale, und ich erfuhr, daß der Hauptkazike von Pitrufqueen, Pailialef, mit seinem Gefolge aufbreche, mir einen Besuch zu machen, um auch Waaren zu tauschen, weshalb ich meinen Leuten den Befehl gab, zu seinem Empfange sämmtliche Revolver und Flinten abzuschießen.

Einige Minuten nachher erschien der Zug des Häuptlings, welchem der Trompeter, einen Marsch blasend, voranritt, und in welchem sich auch seine Frauen, sein Sohn und viele angesehene Indianer befanden, vor meiner Wohnung. Es war ein kleiner, sehr dicker, einige sechzig Jahre zählender Mann, trug eine Militäruniform, die er auf einem Raubzug erbeutet hatte, eine galonirte Mütze, einen Säbel mit gediegener Silberscheide und hohe Wasserstiefeln, an welchen schwere, massive silberne Sporen angeschnallt waren, und ritt einen schönen fast ganz mit Silberschmuck behangenen Rappenhengst. Als er vom Pferde stieg, umarmte und küßte er mich zum Gruß dreimal, welche Ceremonie ich wiederholen mußte, während eine Salve von allen Feuerwaffen abgegeben wurde und der Trompeter einen Tusch blies. Hierauf nahmen wir unter hohen Apfelbäumen auf ausgebreiteten Guanako- und Löwenfellen Platz, und ich übergab diesem Häuptling wie seinen Frauen einige Geschenke. Dem Alten schmeckte mein Rum so vortrefflich, daß er bald eine schwere Zunge und einen noch schwereren Kopf bekam und auf sein Pferd gehoben werden mußte, worauf er trotz seines Alters, von seinen Frauen und dem übrigen Gefolge begleitet, unter Gebrüll und Trompetenschall nach seinem Heim zurückjagte.

Ich hatte mir vorgenommen, Pailialef meinen Gegenbesuch zu machen, mußte aber diesen Plan aufgeben, da der Kazike mit den Angesehensten seines Stammes zu einem Trinkgelage nach dem jenseits des Tolten gelegenen Ort Boroa geladen war. Sehr interessant war es für mich zu sehen wie der aus mehr als 50 bemalten Indianern bestehende Zug am Ufer die Pferde in den reißenden Strom trieb, und sich selbst dann unter Gebrüll hineinstürzend und am Schwanze der Pferde festhaltend nach der inmitten gelegenen Insel schwamm. Nachdem sie da einige Zeit gerastet, passirten sie auf dieselbe Art den andern Arm dieses Flusses, und am jenseitigen Ufer glücklich angelangt, bestiegen sie ihre Pferde und jagten durch das Wiesenland nach Boroa zu.

Um mir die Zeit etwas zu vertreiben, machte ich mit dem Dolmetscher Soto einen Spazierritt durch Pitrufqueen und kaufte mehrere schöne Guanakodecken und Löwenfelle, wie auch einen zahmen großen

Strauß unter der Bedingung, mir denselben in Valdivia abzuliefern. — Da jetzt die Zeit der Maisernte war, eine Frucht, die hier sehr viel gebaut wurde und ganz vortrefflich gedieh, waren Frauen und Mädchen auf den Feldern beschäftigt dieselbe einzuheimsen.

Obschon ich bereits mit den indianischen Sitten vertraut war und wußte, daß der Indianer zum Arbeiten zu stolz ist, daher die Frauen und Töchter alle und jede Arbeit verrichten müssen, so war es für mich wirklich empörend zu sehen, wie große kräftige Knaben den ganzen Tag sich spielend umhertrieben, während ihre Mütter und Schwestern kaum die Bürden ertragen konnten. Hatten die armen Frauen nun den ganzen Tag in schwerer Arbeit hingebracht und waren höchst ermüdet, so erschienen in der Nacht dann die betrunkenen Gatten und Väter, deren Launen sie zu ertragen hatten; trotzdem hörte man aber nie eine Klage, noch weniger ein Wort des Vorwurfs, noch kam es zu Streit; die Frau war das Bild der Unterwürfigkeit, ganz Sclavin.

Am Nachmittag versammelte sich in meinem Hause eine Menge Frauen und Mädchen, alt und jung, hübsch und häßlich, und nachdem diese sich mit untergeschlagenen Beinen um ein großes hölzernes Gefäß herum auf Fellen am Boden niedergelassen hatten, vertheilte die Frau Railefs Maiskolben unter sie; von diesen lösten sie die Körner, die sie kauten und dann in das vor ihnen stehende Behältniß spuckten. Dieser gelbliche Brei, etwas gegährt und dann ausgepreßt, war das Lieblingsgetränk der Indianer und fehlte nie bei Festlichkeiten. Da ich wußte, daß, ebenso wie ich stets das Blut genießen mußte, ich auch bald gezwungen sein würde, diesen Trank zu mir zu nehmen, so bedauerte ich nur Zeuge der Zubereitung gewesen zu sein. — Spät am Abend erschien Railef, aber derart betrunken, daß er gleich auf sein Lager geschafft werden mußte.

Den Vormittag des nächsten Tages verbrachte ich mit meinem Diener auf der Jagd am Flußufer, wo es viel Enten, Schwäne, Reiher und schön gefiederte Flamingos gab. Gegen Mittag ließ ich satteln und ritt von allen meinen Leuten begleitet eine am westlichen Ende des Ortes befindliche Anhöhe hinan, um dem Kaziken Pailialef, der da wohnte, nun meinen Gegenbesuch zu machen. Da angekommen erfuhr ich, daß er abwesend sei, aber bald zurückkehren werde, weshalb ich abstieg, um ihn zu erwarten, und mich auf einem vor dem Hause ausgebreiteten Guanakofell niederließ. Von dieser Anhöhe bot sich eine entzückende Aussicht dar. Vorerst erstreckte sich vom Fuße des Hügels

nach Osten der ausgedehnte Ort Pitrufqueen, welchen man von hier ganz deutlich übersehen konnte und dessen Hütten malerisch zwischen Feldern und Wiesen im Schatten hoher Apfelbäume zerstreut umherlagen. An ihm vorüber rauschte der mächtige breite Strom Tolten, viele Inseln bildend, dessen sich gleich einem silbernen Bande dahinschlängelnden Lauf man viele Meilen weit verfolgen konnte, und im Hintergrunde erhoben sich die Cordilleren der Anden mit den thätigen Vulcanen von Villarica und Llaima. Gegen Norden erblickte man die jenseits des Flusses sich erstreckenden ganz ebenen fruchtbaren Weiden, die sich bis an den Fluß Imperial hin zogen, woselbst die Orte Boroa und Allipeen lagen. Gegen Süden erstreckte sich der unendliche Urwald, durch welchen ich nach hier gekommen, und gegen Westen, den Lauf des Tolten verfolgend, erblickte man die Gebirge von Donguil.

Während ich diese Landschaft betrachtete, trat plötzlich eine junge hübsche Person aus einer der umliegenden Hütten hervor, welche, nachdem sie sich nach allen Seiten umgesehen und sich überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, mit den in spanischer Sprache an mich gerichteten Worten: „Wenn Du ein Christ bist, so beschwöre ich Dich, rette mich!“ zu meinen Füßen stürzte. Ich führte sie sofort in eine Ecke des Hauses, damit uns Niemand bemerke, wo sie mir dann ihre Leidensgeschichte kurz erzählte.

Sie war eine sehr stattliche junge Frau von 19 Jahren, hieß Natalia Mora und war die Tochter eines portugiesischen Obersten, welcher in Buenos-Ayres lebte, mit einem jungen, argentinischen Kaufmann verheirathet und von diesem Mutter geworden. Als sie einst mit ihrem Gemahl und ihrem Söhnchen durch die Pampas nach Mendoza reiste, war die Post von den Indianern überfallen, ihr Mann wie ihr Kind vor ihren Augen ermordet und sie von dem Häuptling der Bande als Sclavin weggeführt worden, und nachdem sie mit diesem grausamen Indianer, dem Mörder ihres Gatten und Kindes, einen Monat als seine Sclavin und Frau gelebt hatte, war sie von diesem an einen anderen Häuptling und von dem Letzteren einige Monate später gegen einen Werth von 200 Dollar an Pailialef verkauft worden.

Hier lebte sie nun schon einige Monate als Sclavin und mußte die indianischen Frauen dieses Kaziken bedienen. Da dieser sie nun aber den anderen Frauen vorzog und sie auch schwanger von ihm war, trachteten ihr die anderen aus Eifersucht nach dem Leben.

Gern hätte ich noch mehr Auskunft von dieser Unglücklichen gehabt und mich mit ihr berathen, auf welche Art ich sie auslösen oder ihr zur Flucht

Raub von Christenmädchen
durch Araucaner-Indianer.

Digitized by Google

Digitized by Google

behülflich sein könnte; allein von Weitem erschallte das Trompetensignal, das uns noch rechtzeitig die Ankunft Pailialef's verrieth, so daß wir nicht von ihm überrascht wurden, was dieser Armen leicht das Leben gekostet und meine Lage hier sehr gefährdet haben würde. Nachdem sie mich nochmals bei Allem, was mir heilig und theuer, beschworen hatte, sie zu retten, zog sie sich schnell in ihre Hütte zurück.

Bald darauf erschien Pailialef, von seinen Frauen, seiner Dienerschaft und mehreren Verwandten und fremden Kaziken begleitet, stieg vom Pferde, küßte mir die Hand und umarmte mich drei Mal, welche Ceremonie ich wiederholen mußte, und diesem Beispiel folgend, umarmten mich nun auch die anderen Häuptlinge. Als die ganze Gesellschaft auf den ausgebreiteten Fellen Platz genommen hatte, stellte mir Pailialef seine Verwandten vor.

Ebenso wie unter den Indianern Nord-Amerikas, hatten auch hier Namen ihre Bedeutung; so gehörte Pailialef zur Familie Lef, was Lauf bedeutet. Seine Brüder hießen Nailef (Hirschlauf), Pagilef (Löwenlauf), Antulef (Sonnenlauf), Epulef (Doppellauf), seine Vettern Quatrilef, Quetrulef und Quitrulef. Er bedauerte sehr, mir seine anderen Söhne und Verwandten, welche sich in der Argentinischen Republik befänden, nicht vorstellen zu können.

Ehe das Gastmahl bereitet wurde, führte mich Pailialef nach seinem großen Hause indianischer Bauart, wie nach einigen daneben stehenden kleinen Hütten, in welchen seine Frauen wohnten, denen ich einige Geschenke überreichte; er hütete sich aber, mir die weiße Sclavin zu zeigen.

Um mir nun einen Beweis zu liefern, wie sehr er sich für den Fortschritt interessire, führte er mich auch nach einem ganz nach europäischer Construction neuerbauten kleinen Hause mit Thüren und Fenstern, das er von zwei chilenischen Zimmerleuten und einem Schmied hatte errichten lassen, die auch jetzt noch, ebenso wie der Trompeter und ein Viehhüter in seinen Diensten standen. Diese fünf Chilenen waren sämmtlich von der chilenischen Regierung verfolgte Verbrecher, die, weil sie nach christlichem Gebiet nicht mehr zurückkehren konnten, hier ihr Unterkommen gefunden hatten; der Trompeter hatte früher bei der Artillerie in Valdivia gestanden und war in der Uniform mit der Trompete hierher geflüchtet.

Pailialef lebte in seinem alten Hause und benutzte das neue nur als Vorrathskammer und zur Aufbewahrung seiner Schätze. Mit Stolz öffnete er das eine der Zimmer und zeigte mir eine Menge chilenischer

und argentinischer Uniformen, welche er theils von Deserteuren gekauft, theils auf Raubzügen erbeutet hatte. Außerdem besaß er sechs Paar schwere, massivsilberne Sporen, einige silberne Gefäße, mit Silber beschlagene Sättel, Steigbügel und Zäume, mehrere Säbel und Gewehre, Pistolen und einen Sack mit mehreren Hundert neuen blanken Silberthalern, welche er erst kürzlich für eine Heerde Rindvieh erhalten hatte. Natürlich fehlte es ihm auch nicht an einer Menge schöner Guanako- und Straußfederdecken, Löwen- und Seehundsfellen und sehr kunstvoll von Indianerinnen gewebter Ponchos und Chamals.

Nachdem ich alle diese Schätze in Augenschein genommen und bewundert hatte, begann das Essen und das Trinkgelage. Während dasselbe in bestem Gange war, ertönte ein Trompetensignal, und es wurde Pailialef angezeigt, daß soeben ein Trupp Indianer über den Fluß geschwommen sei und den Berg heraufjage. Wenige Minuten nachher erschienen diese vor uns, wurden eingeladen abzusteigen, und es begannen nun die gegenseitigen Begrüßungs-Ceremonien. Es waren sechs sehr wild aussehende bemalte Indianer, Abgesandte eines im Norden des Araucaner-Gebiets mit der chilenischen Regierung im Krieg lebenden Kaziken, welcher erst kürzlich wieder einen Einfall in christliches Gebiet gemacht, die Männer ermordet und die Frauen und Mädchen geraubt hatte. Diese Gäste kamen, um diesen Stamm aufzufordern an dem Kriege gegen die Regierung theilzunehmen.

Da diese Indianer denselben Nachmittag noch andere Stämme besuchen mußten, so ließ Pailialef sofort Alarmsignale geben, wonach sich jeder waffenfähige Mann dieses Stammes sofort bei ihm einfinden mußte, und binnen einer Stunde waren Alle versammelt und die Berathung begann. Nachdem zwei Stunden hin- und hergestritten war, erklärte Pailialef, welcher sich mit den Angesehensten seines Stammes heimlich berathen, auch mich um meinen Rath gebeten hatte, daß sein Stamm mit der chilenischen Regierung in freundschaftlichem Verkehr lebe und sich nicht an einem Kriege gegen dieselbe betheiligen wolle. Die Abgesandten, entrüstet über diesen Bescheid, verließen uns sofort unter Drohungen und schwammen wieder über den Fluß zurück.

Bis spät in die Nacht dauerte das Trinkgelage, worauf Pailialef nach seinem Lager getragen wurde, ich aber kehrte mit Railef und meinen Leuten nach Hause zurück, ohne die arme Gefangene auch nur einen Augenblick gesehen zu haben.

Schon früh am nächsten Morgen holte mich der chilenische Schmied ab, um mir heimlich eine Erzader zu zeigen, welche er entdeckt hatte.

Als wir eine weite Strecke am Fluß aufwärts dahin geritten waren, sah ich ganz nahe ein ausgestopftes Pferd in der Luft hängen und erfuhr, daß dieses das Schlachtroß eines verstorbenen mächtigen Kaziken sei. Nach Landessitte war dasselbe bei dem Tode seines Herrn geschlachtet, das Fleisch mit in das Grab gelegt und die Haut ausgestopft über dem Steinhaufen, welcher das Grab des Häuptlings bedeckte und auf welchem seine Lanze aufgepflanzt war, aufgehängt worden. Vier starke Holzpfosten waren im Viereck um diesen Grabhügel herum eingerammt, die, grob zugeschnitzt, Krieger vorstellten, welche das Grab bewachten. Weiter reitend fand ich noch mehrere über solchen Grabstätten schwebende ausgestopfte Pferde, welche, wenn sie im Halbdunkel vom Winde hin- und herbewegt gesehen wurden, in der Luft zu gallopiren schienen.

Als wir nun zu einem Punkt kamen, wo sich das, einen Halbkreis beschreibende Gebirge bis an das Ufer des Flusses erstreckte, wendeten wir uns waldeinwärts, und bald fanden wir die gesuchte Stelle. Es war ein mächtiger Gang, der viel metallische Substanzen enthielt; ich schlug mir einige Stufen heraus, und ergaben dieselben nach oberflächlicher Untersuchung etwas Silber.

Am Abend kam Nailef wieder sehr betrunken nach Hause; als er meinen Diener, welcher ein junger, hübscher Bursche war, neben seiner Tochter am Feuer sitzen sah und bemerkt haben wollte, wie sie sich geküßt, gerieth er in solche Wuth, daß er sein langes Messer zog und auf ihn zustürzend ihn sicher ermordet haben würde, wenn dieser sich nicht schnell aus dem Hause geflüchtet hätte. — Nach vieler Mühe gelang es mir endlich, den Wüthenden unter der Bedingung, daß mein Diener sein Haus nie mehr betreten dürfe, zu beruhigen, der arme Junge aber mußte die kalte Nacht im Freien zubringen. —

Schon früh am Morgen erwachte Nailef und theilte mir mit, daß sie am Abend eine Berathung gehabt und er in Folge der gefaßten Beschlüsse noch an demselben Tage eine Reise über die Cordilleren nach der Argentinischen Republik antreten werde und Pailialef ihn beauftragt habe mir anzuzeigen, daß ich mit meinen Leuten zu ihm kommen und mich in das neue Haus einquartieren solle.

Unter diesen Verhältnissen erinnerte ich Nailef an sein Versprechen und verlangte, ihn bis Villarica zu begleiten, wo ich mich bei seinem Verwandten Quitrulef während einiger Zeit aufhalten wolle. Zu meinem größten Bedauern sollte ich mich aber auch von dieser Seite meinem Ziele nicht nähern; denn Nailef erklärte mir, daß Quitrulef ihn

ebenfalls auf seiner Reise begleite und daß er, ehe er mich nach jener Gegend bringe, unbedingt erst Erkundigungen einziehen müsse, wie die Stämme von Putuhe und Allipeen gesinnt seien, indem wir Beide leicht das Leben einbüßen könnten, wenn wir ohne Erlaubniß kämen.

Am Nachmittag zog ich mit meinen Leuten bei Pailialef ein, was mir sehr erwünscht war, indem ich nun sichere Aussicht hatte, die Gefangene zu treffen und mich mit ihr über ihre Rettung berathschlagen zu können.

Da es mich interessirte, den aufgefundenen Erzgang zu bearbeiten, zeigte ich Pailialef meinen Erzfund, und nachdem ich ihm das Versprechen gegeben hatte, ihn am Gewinn theilnehmen zu lassen, ließ er sofort die Angesehensten seines Stammes zum Trinkgelage einladen, um mir die Erlaubniß zum Erzbauen von denselben zu verschaffen. Diese erschienen bald. Als Pailialef zu meinen Gunsten gesprochen und ich ihnen durch meinen Dolmetscher den für sie in Aussicht stehenden Vortheil auseinander gesetzt, sie auch mit Papiercigarren und bunten Kopftüchern beschenkt hatte, erklärten sie nach langem Hin- und Herstreiten endlich sich einverstanden. Gereizt durch meine Versprechungen verlangten sie nun aber, daß ich schon am nächsten Tage arbeite und Silber schaffe, und es kostete mir Mühe, sie zu belehren, daß ich erst nach Valdivia reisen müsse, um die nöthigen Werkzeuge zu besorgen. Bis spät am Abend wurde fortgetrunken. Obgleich ich mir große Mühe gegeben hatte, die Gefangene zu entdecken, war dies auch heute vergeblich.

Der nächste Tag war ein schöner Herbsttag, und als ich am Morgen mit meinem Diener von der Jagd zurückgekehrt, wo ich einen Flamingo geschossen, mit dessen Abziehen ich beschäftigt war, ertönte das bekannte Trompetensignal, daß sich wieder ein Besuch nähere. Bald darauf kam ein Kazike mit einigen seiner Leute angesprengt und nahm nach den unvermeidlichen Begrüßungsceremonien neben uns Platz.

Ich hatte seit meinen Reisen im Araucaner-Gebiet wahrlich schon sehr wilde und durch Malereien entstellte Physiognomien gesehen, gestehe aber, daß mir nie ein Indianer einen so unangenehmen Eindruck gemacht hatte, wie dieser. Ich erfuhr bald, daß er ein mächtiger und grausamer Häuptling aus Allipeen sei, dessen Bruder kürzlich gestorben war. Da, wie ich früher erwähnte, unter diesen Wilden der Aberglaube herrschte, daß ein Mann nur in Folge hohen Alters oder durch Gewalt sterben könne und wenn Jemand einer Krankheit erlag, vergiftet sein müsse, hatte dieser Kazike das Orakel von Boroa befragt, welches ihm

zwei junge Mädchen seines Stammes angegeben, die dem Verstorbenen Gift beigebracht hätten. In Folge dieses unfehlbaren Spruches hatte er einige Tage vorher das eine der unschuldigen Mädchen unter furchtbaren Qualen lebendig verbrennen lassen und kam nun, damit man ihm die andere, welche sich hierher geflüchtet hatte, ausliefere, um sie ebenfalls den Flammentod sterben zu lassen.

Paillalef, viel zu gebildet, um an das Orakel zu glauben, zugleich aber die Feindschaft und Rache dieses Häuptlings fürchtend, sandte sofort einige seiner Leute aus, das Mädchen zu suchen, um seinem Gast zu willfahren. Heimlich gab er diesen jedoch den Auftrag, das Mädchen anzuweisen so schnell als möglich zu fliehen, und daß man die Flucht desselben dem Häuptling dann in entgegengesetzter Richtung angeben solle. Auf diese Art konnte das arme Mädchen gerettet werden, und ich freute mich sehr über die Menschlichkeit Paillalef's. Leider schöpfte aber der wilde Häuptling Verdacht und befahl dem einen seiner Begleiter, der die Entflohene gut kannte, mitzureiten. Hierdurch schwand alle meine Hoffnung, und ich erwartete in der größten Aufregung und Angst, daß man diese Unglückliche bald bringen und ich am nächsten Tage Zeuge der grausamen Hinrichtung derselben, ohne ihr helfen zu können, sein würde.

Während dieser Zeit trank Paillalef seinem Gast, welcher nicht wie andere Kaziken mich freundlich begrüßt hatte, sondern mich stets mit einem durchbohrenden finsteren Blick betrachtete, stark zu. Da er aus Allipeen war und mir die Indianer von Voipire wie Quitrulef versprochen hatten, bis zu meiner Rückkehr von diesem gefürchteten Stamm die Erlaubniß zu erwirken, die Ruinen und den Paß von Villarica zu erforschen und die Goldgruben zu bearbeiten, lag mir natürlich sehr viel daran, seine Freundschaft zu gewinnen. War ja dann für mich Hoffnung vorhanden, unter seinem Schutz dahin gelangen zu können. Ich überreichte ihm einige werthvolle Geschenke, und gewöhnt, daß solche stets mit großem Danke angenommen wurden, war ich nicht wenig erstaunt, als dieser Wilde sie mit großer Verachtung zurückwies und mir in grobem Ton zuschrie, daß er mächtig und reich genug sei, wenn ihm etwas gefalle, es mit Gewalt zu nehmen oder es von mir zu kaufen. Da Paillalef nach dieser Scene fürchtete, daß dieser Häuptling nach Genuß von mehr Schnaps, und wenn das Mädchen nicht gebracht werde, mir Gefahr bringen könne, so bedeutete er mich, daß ich mich mit meinen Leuten nach meinem Zimmer zurückziehen möge, was ich denn auch sofort ausführte.

Schon war es finster, und ich hatte mich zur Ruhe begeben, als die nach dem Mädchen gesandten Indianer zurückkehrten. Mein Herz schlug mächtig, und in der größten Spannung und Sorge für das arme Wesen sprang ich aus dem Hause, war aber herzlich froh, als ich erfuhr, daß die Unglückliche bereits am Morgen nach christlichem Gebiet geflohen war.

Der fremde Häuptling hatte diese Nachricht, anstatt zu wüthen, ruhig aufgenommen, hatte längere Zeit, ohne ein Wort zu sagen, mit stierem Blick neben Pailialef gesessen; jetzt aber verlangte er plötzlich von ihm, daß er mich rufe, da er mit mir trinken wolle. Pailialef, ernstlich um mich besorgt, hatte alles aufgeboten ihn von dieser Idee abzubringen; als Derselbe es jedoch um so trotziger verlangte, ließ er mich rufen.

Obgleich unter den obwaltenden Verhältnissen eine Einladung zum Trinken wahrlich nicht vertrauenerweckend war, begab ich mich dennoch von meinem Dolmetscher begleitet zu ihm. Der Empfang war noch beunruhigender; denn kaum trat ich ein und näherte mich ihm, so sprang er wie eine wilde Katze in die Höhe, zog sein langes Messer aus dem Gurt, stürzte auf mich zu, und nachdem er mich einen Moment scharf fixirt, um meinen Muth zu prüfen und ihm jedenfalls meine Kaltblütigkeit imponirt hatte, was bei diesen Indianern über Alles geachtet wird, steckte er es ruhig wieder ein, kam auf mich zu, umarmte und küßte mich zum Gruß, was ich wiederholte, und trank mir ein Horn Branntwein zu. Wahrlich ein wunderlicher Mann! Er bat mich nun ihm die Havannacigarre, die ich rauchte, zu geben, meinen Diener die Ziehharmonika spielen und die Bergleute dazu singen zu lassen, welche Wünsche ich ihm gern erfüllte.

Nachdem dieser wilde Natursohn mit größter Aufmerksamkeit auf die Musik gelauscht hatte, schien sie ähnlich wie bei Thieren eine starke Wirkung bei ihm hervorzubringen; denn plötzlich sprang er wieder auf, zog wiederum sein langes Messer und übergab es Pailialef mit der Bitte, es ihm bis zum nächsten Tage zu verwahren, indem, da so viel Blut daran klebe, er es nicht sehen wolle und bat mich stets, wenn ein Lied vorüber war, daß meine Leute fortfahren sollten. Der wilde Ausdruck seines Gesichts war nun geschwunden, und er theilte uns mit, daß er, wie es Sitte unter ihnen und wie seine Pflicht ihm geboten, den Tod seines Bruders zu rächen gehabt habe, und da ihm das Orakel die Schuldigen genannt, er diese habe verfolgen müssen, um sie zu verbrennen. Er habe die Eine gerichtet, die Andere befinde sich nun außer seiner Gewalt, und er sei seiner Verpflichtung nachgekommen, sie bis

hierher zu verfolgen. Die Nachricht, daß dies Mädchen entkommen sei, habe ihn nicht erzürnt, im Gegentheil erfreut, indem er sie sehr geliebt und zur Frau habe nehmen wollen; die Pflicht der Rache aber sei der Liebe vorgegangen.

Die gute Stimmung und Freundlichkeit dieses Mannes nun benutzend, theilte ich ihm auch meine Pläne in Bezug auf Villarica mit, machte ihm große Versprechungen und bat ihn um seine Hülfe, mich unter seinem Schutz dahin zu bringen. Er erzählte mir, daß er Nachricht von mir gehabt, als ich mich von Voipire aus heimlich mit Quitrulef nach den Ruinen von Villarica hätte begeben wollen. Wir Beide, wenn wir dies gewagt hätten, wären sicher ermordet worden, da unser Plan bereits verrathen gewesen sei, und man uns aufgelauert habe. Da er mich nun aber persönlich kenne und mein Freund sei, die Anerbietungen ihm auch gefielen, so könne ich unter seinem Schutz mit nach Allipeen kommen, wo er diese Sache mit seinem Stamm wie mit dem von Putuhe berathen wolle. Sehr erfreut über diese Aufforderung suchte ich meinen Dolmetscher durch große Geldgeschenke dazu zu bewegen, mich zu begleiten, welcher mir aber fest erklärte, daß er es für keine Summe thun werde, indem wir Beide sicher da umkommen würden. Da ich mich ohne Diesen unmöglich dahin wagen konnte, mußte ich zu meinem größten Bedauern auch diese Gelegenheit vorüber gehen lassen, von hier aus nach Villarica zu gelangen. Der Häuptling versprach mir aber Nachrichten nach Valdivia zu senden, ob mir die Stämme von Allipeen und Putuhe die Erlaubniß geben würden, dahin kommen zu dürfen.

Früh am Morgen des 16. April verließ uns dieser Häuptling, und da alle meine Pläne nach Villarica vorzudringen, gescheitert waren, vertauschte ich fast alle meine Waaren gegen Pferde, und nur einige zu Geschenken für die Rückreise behaltend, sandte ich meine Treiber und Bergleute mit den eingetauschten Rindern und Pferden auf Umwegen nach Valdivia voraus und blieb nur mit meinem Diener und meinem Dolmetscher, um noch einem großen Feste beizuwohnen.

Der Anlaß zu diesem war die Krankheit der Frau Epulefs, der Schwägerin Pailialefs, weil stets, wenn eine angesehene Person erkrankte, der ganze Stamm, wie auch viele Nachbarkaziken mit ihren Leuten eingeladen wurden, sich bei dem Hause des Kranken zu einer bestimmten Stunde einzufinden, um den Teufel aus dem Leibe derselben vertreiben zu helfen. Die Einladungen zu einem solchen Fest ergingen stets schon einige Tage vorher, damit sich alle Eingeladenen dazu vorbereiten konnten. Es war Sitte, daß jede Familie etwas zum Mahle

lieferte, wie Ochsen, Pferde, Schafe, Mehl, Weizen, Hühner, Branntwein, Apfelwein, Maistrank u. s. w.

Um 10 Uhr Vormittags ertönte das Signal, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran ritt der Trompeter einen Marsch blasend, dann folgte Pailialef im höchsten Staat auf seinem von Silberschmuck strotzenden schönen Rappen, hintenauf eine seiner Frauen, welche natürlich auch mit Silber überladen war, so daß bei jeder Bewegung ein wahres Schellengeläute erklang. Darauf folgte sein Sohn mit seiner Mutter auf einem schönen Schimmel, dann ich mit der Nichte Pailialefs, einem sehr hübschen jungen Mädchen von 16 Jahren, welche er mir, wenn ich bei ihm bliebe und die Grube bearbeitete, zur Frau geben wollte, ebenso hintenaufsitzend und mich umklammernd, und dann mein Dolmetscher, mein Diener, die in des Häuptlings Diensten befindlichen Chilenen und viele Indianer; nicht allein Pailialef, seine Frauen und seine Nichte, sondern auch ich und alle Anderen waren bemalt. Als wir uns dem Hause der kranken Frau Epulefs näherten, erschallte lauter Hörnerklang und Trommelwirbel zu unserem Empfange. Wir stiegen nun ab, die Frauen begaben sich in das Haus der Kranken, während Pailialef, sein Sohn und ich mitten in einen Kreis von mehr als 500 Indianer traten, wo uns Epulef eine thronartige, mit schönen Decken belegte Erhöhung anwies, auf welcher wir Platz nahmen.

Kaum hatten wir uns niedergelassen, so nahten sich erst die anwesenden Kaziken, um uns zu begrüßen und dann neben uns Platz zu nehmen, und dann sämmtliche Indianer, aber jeder einzeln, uns ihr marri marri zurufend.

Sämmtliche Männer waren bemalt, trugen aber außer silbernen Sporen an den bloßen Füßen nicht den geringsten Schmuck, während ihre Pferde mit vielem Silber bedeckt waren. Die Frauen und Mädchen, welche nur sehr fein und sorgfältig gemalte Strahlen um die Augen hatten, waren reich mit Silberschmuck versehen, viele damit überladen. Fast Alle trugen die fußlange silberne Nadel mit großem Knopfe, um den Hals eine Anzahl Schnüre von Glasperlen und Fingerhüten, in den Haaren Perlenschnüre, silberne Kreuze und Glocken, an den Ohren große Silberplatten und Ringe.

Obgleich ich früher schon bei großen Indianerversammlungen öfter schöne Frauen und Mädchen gesehen hatte, gab es nun hier vorzugsweise deren sehr viele. Der Grund hiervon war, daß dieser Stamm an den Kriegen und Ueberfällen in der Argentinischen Republik besonders viel Theil genommen und dabei viel Frauen und Mädchen spanischer

Abkunft geraubt hatte, deren Nachkommen sich hier befanden. Es gab auch mehrere Chileninnen unter ihnen, welche erst kürzlich geraubt oder gekauft waren, dies jedoch nicht merken lassen durften und von denen nur eine einen Augenblick Gelegenheit hatte, sich mir erkennen zu geben und mich um Rettung anzuflehen. Viele derselben, nachdem sie bereits Kinder von ihrem Gebieter gehabt, hatten sich in ihr unabänderlich trauriges Schicksal gefügt und sich an dies Leben gewöhnt, der größte Theil derselben wartete aber natürlich darauf, die Freiheit wieder zu erlangen und in das Vaterland zu ihren Familien zurückkehren zu können. Nie aber durften sie diese Sehnsucht an den Tag legen, da, wenn nur der Verdacht einer beabsichtigten Flucht bei ihren Gebietern rege wurde, diese die Grausamkeit begingen, der Sclavin eine Sehne an der Ferse zu durchschneiden, so daß sie nie mehr schnell laufen konnte.

Plötzlich erschallten wieder die Hörner, Trommelwirbel wie Trompetensignale, und ein großer Trupp bemalter Indianer kam auf seinen mit vielem Silber geschmückten Pferden, hinter sich gewöhnlich eine Frau sitzend, angesprengt, parirte vor uns angekommen meisterhaft die Pferde und stieg ab, um Pailialef und seinen Hofstaat, zu welchem auch ich gehörte, mit dem marri marri zu begrüßen.

Trotzdem daß Alle schrecklich roth und blau bemalt waren, erkannte ich sie doch an der durchscheinenden weißen Hautfarbe, an den schlanken Figuren, wie an dem blonden Haar als Boroaner, welche, wie erwähnt, zu den wildesten und zu den dem Christenthum am wenigsten zugänglichen Indianern gehörten, bei welchen sich auch das berüchtigte Orakel befand.

Wenn mich die vielen schönen Frauen schon deshalb interessirten, daß sie Deutschen ähnlich sahen, von welchen man ihren Ursprung ableiten will, hatte ich auch noch einen anderen Grund, sie mir näher zu betrachten, wobei ich mich wahrlich kaum des Lachens erwehren konnte. Vor kurzer Zeit war nämlich ein französisches Schiff, welches viele Pariser Modewaaren an Bord hatte, die nach Valparaiso bestimmt waren, an der Araucanischen Küste gestrandet und hatten die Boroaner eine bedeutende Anzahl Kisten den Wellen entrissen, dieselben aufgebrochen und des Inhalts beraubt. Man kann sich aber wahrlich keine Vorstellung machen, wie die wilden Söhne der Natur diese Gegenstände verwendeten, um recht imposant und schön auszusehen und bei diesem Feste zu glänzen.

Krinolinen hatten Frauen aber auch Männer angezogen, ebenso trugen Indianerinnen wie Indianer Damenhüte und Barrets und einige Indianer trugen sogar Corsets, sie wahrscheinlich für Kürasse haltend.

Am komischsten nahmen sich aber unstreitig einige Indianer aus, welche das Glück gehabt hatten, schwarze Fracks zu erbeuten, welche sie, die Schöße dazu bestimmt haltend, ihre Schaam zu bedecken, verkehrt angezogen hatten.

Dieser Trupp wurde natürlich mit größtem Jubel und unter furchtbarem Geschrei begrüßt, und während er bei dieser Versammlung größte Bewunderung, Staunen und Neid erregte, machte er auf mich unwillkührlich den Eindruck, als wenn eine Heerde Affen ein Modewaarenlager geplündert hätte.

Bald nach diesem Schiffbruch waren Tauschhändler von Valdivia und Umgegend nach Boroa gereist und hatten für Spottpreise viele der Kisten mit Waaren von den Indianern eingehandelt und oft für solche im Werth von vielen Tausenden von Mark vielleicht Branntwein und Indigo im Werthe von hundert Mark gegeben.

Mehr als zwanzig Feuer flackerten um uns herum, an welchen die Frauen und Mädchen etwas kochten oder rösteten. Viele dieser Frauen hatten auch ihre Säuglinge mit, und ich bewunderte, wie praktisch sie mit diesen umgingen. Jedes dieser kleinen Wesen war in Felle gehüllt auf ein leichtes Bret von der Größe des Kindes mit Riemen aufgeschnürt. Wollte die Mutter das Kind stillen, so hing sie sich dieses an einem starken Bande befestigte Bret mit dem Kinde um den Hals; sollte es schlafen, so legte sie dies Bret auf den Boden oder hing es mit einem Lazo an einem Baum auf, ihm eine schwingende Bewegung gebend. Wenn es wachte, stellte sie es aufrecht gegen einen Stein oder Baum; endlich wenn sie ging oder ritt, hatte sie das Kind mit dem Bret auf dem Rücken. So kam z. B. eine nur 16jährige Frau, Mutter von Zwillingen, im Galopp bei uns angesprengt, das eine Bret mit dem Kinde auf dem Rücken, das andere vor der Brust hängend. Nach dem tollen Ritt blickten die kleinen Wesen sehr vergnügt zu uns herab, während die junge Mutter, welche gleich allen Indianerinnen wie ein Mann zu Pferde saß, sich mit einer Leichtigkeit herabschwang, als ob sie gar Nichts trüge. —

Nachdem nun alle Begrüßungsceremonien vorüber waren, begannen die Frauen und Mädchen uns etwas von dem, was sie zubereitet hatten, zu überreichen. Einige brachten uns gekochtes, Andere gebratenes Ochsen-, Pferde- oder Hammelfleisch, Andere wieder Kartoffeln, Mais, auf alle Art zubereitet, gebratene Hühner, Apfelwein und auch das aus Mais bereitete Lieblingsgetränk, dessen Zubereitung ich leider mit angesehen hatte und das ich ohne Ekel nicht genießen konnte. Von allem Angebotenen

mußte man etwas genießen, wollte man die Spenderin nicht auf das Gröblichste beleidigen, und wenn ich von jeder mir gereichten Schüssel auch nur etwas kostete und sie dann meinem Dolmetscher oder Diener übergab, befand ich mich bald in der Lage, daß es mir unmöglich war, auch nur einen Bissen noch zu genießen. Wahrlich eine sehr schwere Magenprobe, und dabei mußte ich noch mit jedem Häuptling und vielen anderen angesehenen Indianern viel Branntwein und Maistrank zu mir nehmen.

Zu meinem Glück erschallten aber bald die schalmeiartigen, an 15 Fuß langen Hörner und Trommelwirbel, worauf mehr als 100 Indianer, jeder mit einer Pifulca-Pfeife versehen, unter den gellenden Tönen dieser Instrumente vier vor uns im Viereck eingepflanzte Canelos-Bäume in wilden Sprüngen zu umtanzen begannen. Diese Bäume waren oben durch Laubguirlanden verbunden, und unter ihnen saß in der Mitte die Wunderdoctorin, Machi genannt, in einem bunten Costüm, mit Perlenschnüren und vielem Silberschmuck überladen. Als dieser wilde Tanz schon eine Zeit gewährt hatte, erhob auch sie sich, sprang wie besessen unter den Bäumen umher, von da in das Zimmer der Kranken, tanzte um sie herum, sang, schrie und lachte und kam dann wieder unter ihre Bäume zurück. Darauf umtanzte sie, von Allen die Pifulca blasenden Indianern begleitet, unter rauschendster Musik der Hörner, Trommeln und dem Gebrüll aller Anwesenden dreimal das Haus und kehrte wiederum unter die Canelosbäume zurück. Jetzt trat große Stille ein, und eine Anzahl Mädchen nahte ihr und sang unter Begleitung einer sehr gedämpften Trommel ein Trauerlied, worauf die Machi mit Tabakrauch die Bäume, wie einige neben sie gebrachte Hammel anblies, diese letzteren dann eigenhändig erstach, ihnen das Herz herausriß und das Blut theils dem Vulcan von Villarica zu spritzte, theils genoß. Hierauf begab sie sich von den Mädchen mit Trauertrommel begleitet zur Kranken und that so, als ob sie ihr den Leib öffnete, während der Trauergesang unter gedämpfter Trommelbegleitung erschallte. Dann kehrte sie unter die Canelos zurück, wo sie sich unter Verzückungen auf die Erde warf. Hierauf kehrten Alle auf ihre Plätze zurück und begannen auf's Neue zu essen und besonders zu trinken.

In Pausen von etwa einer halben Stunde wiederholten sich unter Musik, Tanz, Gebrüll und dem Schlachten neuer Hammel die vorerwähnten Ceremonien, aber jedes Mal mit Abwechselung. So hatte das eine Mal jeder junge Mann zwei Mädchen aufzufordern, was auch ich und

meine Leute thun mußten, um an jeder Hand Eine unter Gesang und Musik nach dem Takt um die Machi herumzuspringen. Unwillkührlich dachte ich an meine Familie in Europa, wenn sie mich hier, bunt bemalt, in indianischer Tracht, mit zwei Indianerinnen wie verrückt im Kreise hätte herum springen sehen, und mußte lachen. Bis in die Nacht hinein blieben wir hier vereint, und wenn auch tüchtig getrunken wurde, so kam kein Streit vor, und obgleich sich so viele Frauen und Mädchen hier befanden, welchen der Apfelwein etwas zu Kopfe gestiegen war, so ereignete sich nicht eine unschickliche oder rohe Scene.

Gegen 11 Uhr ließ Pailialef das Zeichen zum Aufbruch geben. Bevor wir aber den Rückweg antraten, bat er mich, meine Revolver abfeuern zu lassen, um den Teufel zu verscheuchen, was ich gern gewährte und auf allgemeines stürmisches Bitten noch mehrere Male gewähren mußte.

Pailialef wurde nun auf sein Pferd gehoben und von seiner hinter ihm sitzenden Frau gehalten; ich bestieg mit seiner hübschen Nichte mein Pferd, und unter Trompetenschall, wie wir gekommen, jagten wir wieder unserem Hause zu.

Kaum hatte ich mich, da angekommen, auf mein Lager geworfen, als ein furchtbarer Lärm vor unserem Hause entstand. In der Meinung, daß ein Ueberfall stattfinde, ergriff ich schnell meinen Revolver und stürzte mit meinen ebenfalls bewaffneten Leuten hinaus. Anstatt feindlicher Indianer trafen wir aber Pailialef, halb nackend, mit einem großen Messer bewaffnet, welcher wüthend unter Gebrüll umherlief und die arme Gefangene suchte, um sie zu ermorden. Der Grund zu dieser Wuth war der: seine Frauen, im höchsten Grade eifersüchtig auf die hübsche Gefangene, hatten ihm erzählt, daß diese bei seiner heutigen Abwesenheit die Zeit mit einem Chilenen, von welchem sie schwanger sei, zugebracht habe.

Wir gaben uns alle Mühe, ihn zu beruhigen und nach seinem Lager zu bringen, was uns erst, nachdem er alles durchsucht und weder die Gefangene, noch den Chilenen gefunden hatte, gelang; da aber Ehebruch oder Unzucht bei den Araucanern als größtes Verbrechen gilt, betheuerte er bei seinem Gott, Beide am nächsten Tage lebendig verbrennen zu lassen.

Obgleich mir nach dem bei dem Feste eingezwungenen Apfelwein und Branntwein der Kopf schwer geworden, war ich durch diesen Vorgang vollkommen wieder nüchtern, da wir Alle die feste Ueberzeugung

hatten, daß Pailialef seinen grausamen Entschluß ausführen werde Galt es nun doch zu handeln, um diese Unglückliche zu retten.

Bedenke der Leser, was diese arme Frau schon gelitten hatte und welch' schreckliches Loos ihr bevorstand. Wer hätte wohl, selbst bei eigner Lebensgefahr, nicht Alles aufgeboten, dieses arme Wesen, das in kalter Winternacht in Verzweiflung und Angst sich im Wald verborgen hatte, zu erretten, es koste was es wolle. Ich sann mit meinem Dolmetscher lange hin und her, wie sie zu retten sei, doch schien es mir ungemein schwer und gefährlich.

Da Pailialef wegen angeblicher Treulosigkeit eine solche Wuth gegen sie hatte, nahm ich von vornherein an, daß er mir dieselbe selbst zu einem sehr hohen Preise nicht verkaufen, sondern vorziehen werde, das Geld zu verlieren, um seine Rache an ihr ausüben zu können. Demnach blieb mir nur übrig, ihre Flucht zu bewerkstelligen oder selbst mit ihr zu fliehen. Beide Unternehmungen waren äußerst schwierig und gefährlich; denn wenn sie nicht glückten, würde er wahrscheinlich ein Liebesverhältniß derselben mit mir annehmen und mich sicher auch verbrennen lassen, und meine Begleiter würden sich ebenfalls in großer Gefahr befunden haben. Wäre sie allein oder mit mir auf dem Wege, auf welchem ich hierher gekommen war, geflohen, um auf christliches Gebiet zu gelangen, so würden uns die verfolgenden Indianer bei den großen Schwierigkeiten und Hindernissen sofort eingeholt haben. Hätten wir uns in den dichten Urwald begeben, so würden wir in demselben, weil er undurchdringlich war, nicht haben weiter kommen können und verhungern müssen, oder das scharfe Auge der Indianer würde an einem geknickten Zweige oder irgend einer Kleinigkeit sicher unsere Spur entdeckt haben. Demnach war der einzig mögliche Weg der Flucht und Rettung der Fluß Tolten, der am Fuße dieses Hügels nach dem Meere dahinrauscht.

Da mir zuerst Alles daran gelegen war diese Unglückliche aufzusuchen, sandte ich den Dolmetscher, um zu lauschen, ob Pailialef und seine Frauen schliefen, und als er mir dies fest versicherte, stellte ich ihn und meinen Diener als Posten aus, um, wenn sich etwas rühre, mir Nachricht zu geben, und eilte den Berg nach dem Fluß hinab, in der Hoffnung, sie doch, wenn sie sich aus Verzweiflung nicht bereits in denselben gestürzt hätte oder auf einem Kanoe entflohen wäre, in der Nähe zu entdecken.

Es war eine kalte, schaurige Herbstnacht, schwarze Wolkenmassen flogen, vom Sturme gejagt, pfeilschnell am Himmelszelt dahin. Des Mondes fahles Licht beleuchtete nur auf Augenblicke den tobenden Strom, um schnell hinter den Wolken zu verschwinden. Der Wind brauste durch

den Urwald, wo unter Krachen alte hundertjährige Riesenbäume zusammenbrachen, alle in ihrem Bereiche stehende kleineren Bäume darniederschmetternd. Unheimlich schallte das Brüllen und Heulen der Löwen, und vom Fluß her der eigenthümliche Schrei der Wasservögel. Am fernen Horizonte stiegen Rauch- und Feuersäulen aus dem Vulcane von Villarica und Llaima empor.

Am Ufer des Tolten angelangt, begab ich mich nach dem bekannten Landungsplatze, wo die Kanoas gewöhnlich lagen. Als ich nicht ein einziges da gefunden, die Unglückliche in spanischer Sprache gerufen, aber keine Antwort erhalten hatte, nahm ich fest an, daß sie sich auf einem der Kanoa habe nach dem Meere treiben lassen, in der Hoffnung sich zu retten oder in den Fluthen einen schnelleren und leichteren Tod zu finden, als ihr nun bevorstand.

Schon wollte ich mich nach meinem Hause zurückschleichen, da theilten sich die Zweige und die arme Unglückliche sank halb todt in Verzweiflung zu meinen Füßen nieder und beschwor mich, bei allem was mir heilig und theuer sei, sie zu retten.

Ich beruhigte sie und theilte ihr mit, daß die einzige Möglichkeit, sie vielleicht zu retten, meiner Ansicht nach darin bestehe, daß sie sich vorerst im tiefen Walde verberge und ich ihr für einige Tage Lebensmittel hole, und zuerst versuchen wolle, sie von Pailialef zu kaufen. Sollte er auf diesen Kauf nicht eingehen, dann sollte sie, nur des Nachts reisend, sich stets am Ufer des Tolten halten, den Tag im dichten Urwald zu bringen und nach der am Meere gelegenen Mission von Queule zu gelangen suchen. Ich selbst wollte dann, vorgebend, daß der andere Weg zu schlecht, mich mit meinen Leuten, am Ufer des Tolten dahinreitend, auch nach Queule begeben. Schwierig aber war auch dies auszuführen, indem Pailialef natürlich diesen Weg ganz besonders durchforschen und bewachen lassen würde.

Demgemäß brachte ich sie so schnell als möglich an einen Ort im tiefen Urwald, den ich leicht wiederfinden konnte, bedeckte sie mit meinem warmen Poncho und schlich nun zurück, ihr die Lebensmittel zu holen. Nachdem ich dies ausgeführt und ihr Muth zugesprochen hatte, begab ich mich auf mein Lager zurück.

Als Pailialef erwachte, ließ ich mich sofort bei ihm melden, um Abschied zu nehmen, da ich nach Valdivia zurückkehren wolle, worauf er sogleich zu mir kam. Ich schickte meinen Diener hinaus, um mit ihm und meinem Dolmetscher allein zu sein. Er sah sehr verstört aus, ließ aber vor mir nichts merken, ob er noch seinen Entschluß

ausführen wollte. Um daher seine Absicht zu erfahren, fragte ich ihn, ob er mir nicht seine Sclavin verkaufen wolle, für welche ich ihn den doppelten Preis, den er für dieselbe bezahlt, nämlich 400 Dollar, bezahlen würde. Auf diese Frage sah er lange stier vor sich hin, ohne mir zu antworten und schien mit sich zu kämpfen. Hierauf rieth ich ihm als Freund, daß dies doch das Beste sei; denn wenn er sie hinrichte, verlöre er doch die für sie bezahlte Summe, auch würde die chilenische Regierung den Tod einer Christin nicht unbestraft lassen. Auch hierauf blieb er im dumpfen Hinbrüten sitzen, ohne mir zu antworten. Als ich ihn jedoch um Schonung für die arme Gefangene bat und ihn darauf aufmerksam machte, ob er denn auch Beweise ihrer Untreue habe oder ob nicht die Eifersucht seiner älteren Frauen diese vielleicht nur, um sie zu entfernen, verleumdet hätten, da sprang er wild auf, ohne mir meine Fragen zu beantworten, und als ich ihm nun 500 Dollar anbot, erklärte er mir, daß er sie selbst nicht für 1000 Dollar verkaufe.

Als ich hierauf weitere Propositionen machen wollte, verlangte er von mir, wenn ich sein Freund sei, daß ich keine Silbe mehr von der Gefangenen erwähne. Ich schwieg und war im Begriff, der Unglücklichen das verabredete Zeichen zu geben, nämlich zwei Schüsse hinter einander abzufeuern, was bedeutete, daß ich nichts ausgerichtet habe und sie auf die angegebene Art fliehen solle, als Pailialef mich beim Arme nahm und mir das feste Versprechen gab, daß, wenn die Verborgene zu ihm zurückkehre, ihr nicht das Geringste widerfahren solle, indem er fest überzeugt sei, daß sie unschuldig und seine Frauen ihn nur aus Eifersucht so aufgereizt und diese verleumdet hätten. Er liebe sie sehr, weit mehr als alle anderen und wolle sich nicht von ihr trennen.

Da der Indianer ein gegebenes Versprechen stets hält, sandte ich heimlich den Dolmetscher zur Gefangenen, um ihr das Resultat zu melden und sie aufzufordern, ruhig zurückzukehren; ich würde in Valdivia dahin wirken, daß die Regierung sie zurückverlange.

Nachdem ich mit Pailialef noch gefrühstückt und ihm versprochen hatte, sobald als möglich zurückzukehren und die Erzader in Angriff zu nehmen, verließ ich mit meinem Diener und dem Dolmetscher Pitrufqueen, ohne die Gefangene wieder zu sehen. Diese ward später nach gemachter Anzeige von der Regierung ausgelöst und ihrer Familie wieder zurückgegeben. — Wir erreichten am Abend Quitratue, wo wir bei dem Kaziken Lemunao übernachteten.

Anderen Tages setzten wir über den Fluß Donguil, übernachteten in unserem alten Quartier in Nimpue, passirten den folgenden Tag

Quesquetschan, Pichi-Maquegua und Niguen und langten Abends in Lonkotsche an, wo wir bei einem Indianer übernachteten.

Da ich in Pitrufqueen erfahren hatte, daß sich der Kazike Aburto von Niguen, welcher sich zur Apfelernte hier befand, mit dem Kaziken Nequelveque von Muqueen verbunden habe, mich auf meiner Rückreise über sein Gebiet zu überfallen, wollte ich dies nicht abwarten, sondern einer solchen Catastrophe möglichst vorbeugen. Ich erhob mich daher bei Anbruch des Tages, ritt von meinem Dolmetscher und Diener begleitet vor die Wohnung Aburtos und rief das bekannte marri marri zum Gruß. Bald darauf trat der Kazike Aburto heraus, und ich erklärte ihm durch meinen Dolmetscher, daß ich gehört habe, wie feindlich er gegen mich gesinnt sei. Da ich weder ihm, noch irgend Jemandem im Araucaner-Gebiet etwas zu Leide gethan habe und von allen Kaziken freundlich empfangen worden sei, so verlange ich mir zu sagen, was er gegen mich habe.

Bei dem Indianer gilt als erste Tugend der persönliche Muth. Trotz der Nachricht, daß ich von ihm überfallen werden sollte, suchte ich mich nicht durch sein Gebiet zu schleichen, noch kam ich ihn zu bitten, sondern forderte eine Erklärung für sein Benehmen. Daher imponirte ihm mein plötzliches Erscheinen und mein Auftreten derart, daß er, anstatt mich nun, wo ich mich in seiner Gewalt befand, anzugreifen oder wenigstens mit Gewalt aus seinem Gebiet jagen zu lassen, mich abzusteigen bat und mich dreimal umarmte und küßte. Wir nahmen nun vor seinem Hause Platz, wo er mir gestand, wie man mich nicht falsch berichtet, daß er und der Kazike Nequelveque mich habe überfallen wollen, indem ihn mehrere Chilenen versichert hätten, daß ich ein Spion der Regierung sei und das Gebiet auskundschafte, um sofort nach meiner Rückkehr nach Santiago mit Truppen von da nach dem Araucaner-Gebiet zurückzukehren und ihnen ihre Ländereien zu nehmen. Da ich nun aber den Muth gehabt habe, ihn als Feind persönlich aufzusuchen, müsse ich ein gutes Gewissen haben, und er halte mich nicht für so schlecht daß ich die Gastfreundschaft, die ich im Araucaner-Gebiet genossen habe, derart vergelten werde.

Es stellte sich bald heraus, daß es chilenische Tauschhändler gewesen waren, welche wegen der ihnen gemachten Concurrenz mich hatten beseitigen wollen, und diese Kaziken durch Verleumdung und Lügen endlich soweit gereizt hatten, daß sie mich unschädlich zu machen beschlossen.

Nachdem ich Aburto einige Geschenke gemacht, übergab er mir zwei junge Schweine und ein Faß Apfelwein und bat mich diesen Tag bei ihm zu verweilen. Ich nahm diese Einladung an, wonach er sofort seine Leute, wie den Kaziken Nequelveque mit seinem Stamm aus Muqueen zum Trinkgelage einladen ließ.

Die Gäste erschienen bald, und der Kazike Nequelveque wunderte sich nicht wenig, mich in solcher Freundschaft mit Aburto zu finden; nachdem dieser aber mit ihm längere Zeit gesprochen hatte, kam auch jener mich zu umarmen und zu küssen. Die Schweinchen wurden nun auf eine Art, die ich nie gesehen hatte, getödtet, indem man ihnen eine Lanze in das Maul stach, welche hinten wieder herauskam. Dieselbe Lanze diente dann als Bratspieß, an welchem die Thiere gebraten wurden. Aburto spendete dazu einige Faß Apfelwein, bei welchen wir bis in die Nacht hinein zechten.

Der 21. April war ein schöner Herbsttag, und wir brachen sehr früh auf. Nachdem wir, wie auf der Herreise, die Orte Coigue, Rancahue, Sapaco, Mucun, Voicalaf, Cudico, Imulfudi, Ciruelos und Marilef passirt und viermal über den Cruces und einmal über den Leufucahue gesetzt hatten, erreichten wir am Abend die Mission von San José, wo wir übernachteten.

Obgleich ich gern noch einen Tag bei den Missionären geblieben wäre, verließ ich, weil der Wind baldigen Regen ankündigte, doch am nächsten Morgen die Mission, ritt mit meinem Diener nach Cruces, wo ich bei der schönen Claudina speiste, und gelangte von da aus, mich auf einem Kanoa einschiffend, am Abend wieder nach Valdivia. Am nächsten Tage trafen meine Treiber mit den eingetauschten Pferden und Rindern, sowie ein Indianer mit dem lebendigen Strauß, den ich in Pitrufqueen gekauft hatte, ein.

Dieser Strauß war so zahm, daß er oft in mein Zimmer kam und sich aus meinen Taschen Futter holte; nur mußte ich sehr vorsichtig sein, da er eine besondere Vorliebe für kleine glänzende Gegenstände hatte, und blanke Knöpfe, Geld &c. oft verschluckte. Ebenso begleitete er mich oft durch die Straßen Valdivias und erinnerte sich sehr gut der Verkaufsläden, wo man ihm etwas gegeben. Er trat in diese sofort ein, wenn er an ihnen vorüber kam. Seine Höhe betrug fast fünf Fuß, und seine Farbe war dunkelgrau.

Diese Thiere, indianisch Cheuque genannt, kommen jetzt nur noch wenig in der Republik Chile vor, dagegen findet man sie sehr zahlreich und oft in Heerden, sobald man nur die Cordilleren der Anden passirt,

besonders in der Nähe des in den Pampas der Argentinischen Republik belegenen Sees von Nahuelvapi.

Gewöhnlich ist ein Strauß von fünf bis sechs Hennen begleitet. Eigenthümlich ist, daß das Männchen die Eier ausbrütet und die ausgekrochnen Jungen ausführt. Es liegen oft 40 bis 60 Eier auf einem Haufen bedeckt, wenn möglich mit etwas Sand, und hilft die Sonne beim Ausbrüten. Von einem solchen Haufen sollen die Strauße stets einige ausrangiren und aufpicken, so daß, wenn der ganze Schwarm auskriecht, diese nun verfaulten Eier, in welchen sich Würmer gebildet, demselben als erste Nahrung dienen. Fleisch wie Eier sind sehr schmackhaft und ein Hauptnahrungsmittel der Pampaindianer. Die Federn sind der Haupthandelsartikel dieser Gegenden.

Da ich Einiges über den Strauß berichtet, will ich auch noch einige Worte über die Hühner und Hunde der Araucaner hinzufügen. Erstere sind allgemein grau, und sehr viele haben die Federn aufrechtstehend. Die Hähne krähen nicht wie in Europa bei Anbruch des Tages, sondern um Mitternacht.

Hunde fand ich stets in jeder Indianerhütte mehrere auf, gewöhnlich soviel, wie Personen sich in derselben befanden. Unter allen, die ich gesehen, habe ich aber nie einen hübschen gefunden, sondern alle waren sehr hochbeinig, von schmutziggrauer Farbe, scheu, furchtsam und zu Skeletten abgemagert. Da die Hunde von Knochen, wie sie ihnen abgenagt und des Markes beraubt die Indianer nur bieten, unmöglich leben können, so fristen sie ihr' elendes Dasein, indem sie sich von menschlichen Excrementen ernähren. —

Jede Person hat ihren Leibhund und herrscht ein solcher Corpsgeist unter ihnen, daß keiner wagen wird, sich an dem Eigenthum seines Leidensgefährten zu vergreifen.

Daß sie oft lahmten und Brandnarben hatten, kam daher, daß sie bei den vielen Regentagen dieses Landes stets in der Asche um das inmitten der Hütte brennende Feuer lagen und von den Hausfrauen gewöhnlich mit brennenden Holzscheiten geworfen und herausgetrieben wurden.

Jndianer-Gruppe aus Marilef.

Digitized by Google

Kapitel IX.

Vierte Expedition unter die Araucaner-Indianer über Pelehue nach Voipire.

In den Jahren 1859 und 1860 hatte ich drei Expeditionen unter die Araucaner-Indianer unternommen und war im August 1860 nach der Hauptstadt Santiago de Chile zurückgekehrt, um dem Präsidenten der Republik Don Manuel Montt Nachrichten über dieses Land zu geben und ihn zugleich zu ersuchen, mir eine Summe zu gewähren, um meine Forschungen fortsetzen zu können, da ich mein damaliges Vermögen gänzlich zu diesen Expeditionen verwendet hatte.

Da mir der Präsident seine Unterstützung zugesagt, hoffte ich im September nach Valdivia zurückkehren zu können.

Leider wurde ich aber mit Versprechungen von Woche zu Woche von Monat zu Monat hingezogen, bis im September 1864 Präsident José Joaquin Perez ans Staatsruder kam.

Von seinem Vorgänger empfohlen, versprach auch dieser Präsident mir seine Unterstützung, ich wurde aber wiederum von Monat zu Monat vertröstet und verlor nochmals ein Jahr.

Während dieser Zeit hatte ich in meinen Goldbergwerken ein kleines Kapital verdient, auch von Enrique Meiggs eine Summe erhalten, um den Paß von Villarica zu untersuchen, ob er sich zu einer Schienenverbindung zwischen dem Stillen und Atlantischen Ocean eigene, und beschloß daher sofort nach Valdivia zurückzukehren.

Ich begab mich zu diesem Zweck nach Valparaiso, engagirte daselbst einen Photographen, der mich begleiten sollte, um einige Ansichten und Gruppenbilder aufzunehmen, und schiffte mich am 15. März mit demselben auf dem Dampfer Cloda ein.

Nach fünftägiger Fahrt, auf welcher wir, wie früher, die Häfen Constitution, Tomé, Talcahuano, Lota und Coronel berührten, erreichten wir den Hafen von Corral und fuhren noch an demselben Tage auf einem Boote nach Valdivia. Daselbst verweilten wir nur einige Tage, um die zum Tauschhandel nöthigen Waaren einzukaufen, ein Reisezelt anfertigen zu lassen, sowie den Diener und die Bergleute, die mich auf meinen früheren Expeditionen begleitet hatten, wieder zu engagiren. Diesen Allen schloß sich noch ein Deutscher Namens Heufelmann an.

Am 26. März verließen wir Valdivia und erreichten nach sechsstündiger Bootsfahrt auf dem Crucesfluß den Ort gleichen Namens, wo wir bei dem Vater der schönen Claudina etwas rasteten, um Pferde und Maulthiere zu miethen, und unsere Reise fortsetzend, gelangten wir am Abend nach San José, wo wir von den Missionären wieder auf das gastfreundlichste aufgenommen wurden.

Obgleich mich hier der Kapitän Mera und der Dolmetscher Soto mit den für mich theils gekauften, theils gemietheten Pferden und Maulthieren bereits erwarteten, konnten wir dennoch am nächsten Morgen die Reise nicht antreten; denn in der Nacht begann ein so starker, mehrere Tage anhaltender Regen, daß alle Flüsse anschwollen und ich zu meiner Verzweiflung wieder 10 Tage in dieser Mission bleiben mußte.

Endlich hatte der Regen nachgelassen und der Himmel sich aufgeheitert, die Sonne erglänzte nach so langen trüben Tagen wieder am blauen Himmelszelt, und ich verließ am frühen Morgen des 6. April an der Spitze meiner kleinen Karawane die Mission von San José. Meine Begleitung bestand diesmal aus 11 Personen, nämlich dem Capitän Mera, dem Dolmetscher Soto, dem Photographen, dem Deutschen Heufelmann, meinem Diener, den zwei Bergleuten und vier Treibern, sämmtlich gut beritten und mit Revolver und Säbel bewaffnet. Uns folgten vier Maulthiere, welche mit den Waaren zum Tauschhandel, Minenwerkzeug, dem Zelt und dem photographischen Apparat beladen waren.

Cazike Cariman
mit seinen Frauen und Gefolge.

Digitized by Google

Nach zweistündigem Ritt erreichten wir den Ort Marilef, und obgleich ich sehr gern das gute Wetter benutzt hätte und weiter geritten wäre, mußte ich erst bei dem Kaziken Cariman um Erlaubniß zur Weiterreise bitten. Wie ich vorausgesehen hatte, war dieser über unsern Besuch so erfreut, daß er sofort seinen Stamm zum Trinkgelage einladen ließ, und wir somit gezwungen waren, diesen Tag bei ihm zu verweilen.

Als fast der ganze Ort, Männer und Frauen, Alt und Jung, bei Cariman versammelt war und sich auf einer Wiese unter Apfelbäumen um die Fässer gelagert hatte, mußte ich natürlich dem Kaziken und seinen Frauen Geschenke machen und die Gesellschaft mit Papiercigarren tractiren. Um die Zeit nicht ganz zu verlieren, ließ ich meinen photographischen Apparat aufstellen, um einige interessante Gruppen aufzunehmen. Dieser Apparat war den Indianern ganz neu und als er aufgestellt war, erschraken sie vor dem auf sie gerichteten Objectiv und stoben auseinander, da sie dasselbe für eine Kanone hielten. Ich beruhigte sie, indem ich mich unter sie begab und in der Gruppe mit aufstellte. Als ich die Bilder den Indianern zeigte, und ein Jeder sich getroffen fand, waren sie zuerst ganz erschrocken, bald aber herrschte eine so große Aufregung unter ihnen, daß sie diese Bilder, welche ich verwahren wollte, unter Drohungen zurückverlangten.

Wenn ich auch recht wohl wußte, daß es stets gefährlich ist, diesen so abergläubischen Indianern Dinge zu zeigen, die sie nicht begreifen können und für Hexerei und ein Werk des Teufels halten, hatte ich doch angenommen, daß dieser Stamm, der so viel mit Christen in Berührung kam, etwas aufgeklärter sein werde. Der Grund zu der allgemeinen Aufregung war merkwürdigerweise der Aberglaube, daß, wenn ich diese Bilder, welche ihre Körper darstellten, mitnähme, nur ihre Seelen zurückblieben und sie sofort sterben müßten, und trotz allem Zureden von meiner wie Meras Seite ließen sie sich diesen Glauben nicht nehmen.

Zum Glück hatte ich bereits mehrere Platten aufgenommen, und es gelang mir, einige, wenn auch sehr mangelhafte, zu verheimlichen, welche der Leser anbei findet.

Wie gewöhnlich wurde dann bis in die Nacht hinein gezecht.

Bei dem schönsten Wetter setzten wir mit Tagesanbruch unsere Reise fort, und nachdem wir, wie auf der zweiten Expedition, die Orte Ciruelos, Immulfudi, Puleufu, Pucalon, La Rosa, Cülche, Malalhue und Chaingall passirt und den Leufucalhuefluß wieder sechsmal, theils

durchschwommen, theils durchwatet hatten, erreichten wir am Abend den Ort Pelehue, und übernachteten bei dem Sohne Meras.

Am frühen Morgen brachen wir von Pelehue auf und passirten wie früher die Orte Chingil und Mangisehue. Anstatt uns aber von da nach Trailafqueen zum Kaziken Curinanco zu begeben, wendeten wir uns direct nach dem Westufer des großen Sees von Trailafqueen und schlugen im Urwald unser Lager auf. Zuerst beschäftigte ich mich nebst dem Photographen damit, verschiedene Ansichten dieses so malerischen Sees, wie der Cordilleren mit dem sich dicht vor uns schroff erhebenden Vulkan von Villarica aufzunehmen, und nachdem wir dies erreicht hatten, ging ich mit Heuselmann wilde Enten schießen, deren es hier viele gab. Da sie stets ungestört sind, so ließen sie sich so leicht schießen, daß wir unsere Beute kaum fortbrachten, welche uns mehrere ausgezeichnete Mahlzeiten lieferte.

Da der Weg von hier nach Lican sehr verwachsen, eng und schlecht und es schon spät war, blieben wir diese Nacht in diesem Walde. Wir brachen frühzeitig nach Lican auf und erreichten diesen Ort nach zweistündigem sehr beschwerlichem Ritt durch den Urwald.

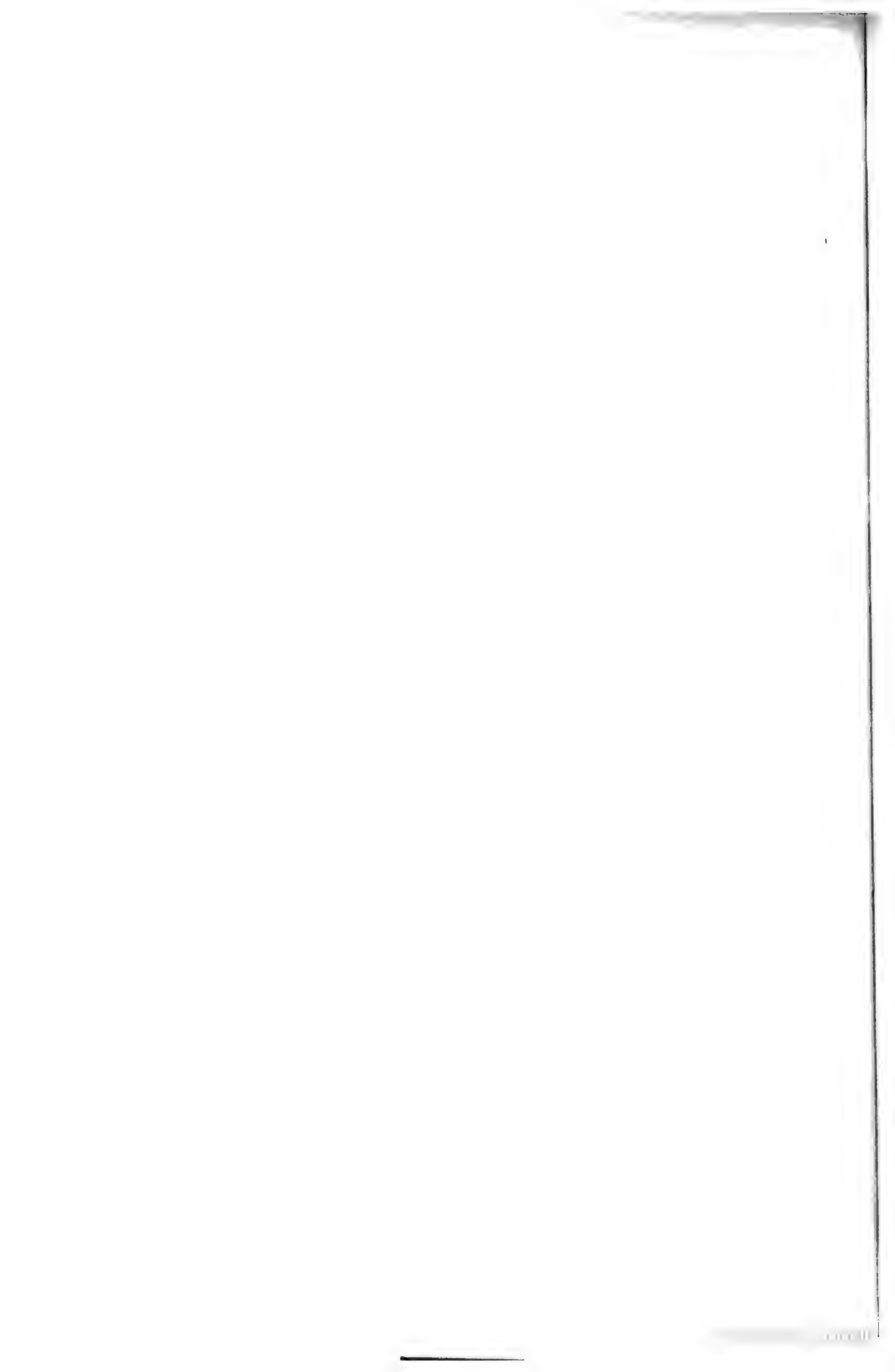
Um meine Ankunft anzuzeigen, ließ ich vor dem Hause des Kaziken Vointens die Revolver abfeuern und ein lautes marri marri meiner Leute erschallen. Zu unserem Erstaunen antwortete und erschien aber Niemand, und es ergab sich bei näherer Untersuchung, daß diese Wohnung ganz verlassen war; mehrere in derselben angebrachte Kreuze bekundeten, daß die Blattern dieses Haus verödet hatten. Unter diesen Verhältnissen zogen wir vor wiederum ein Lager im Walde aufzuschlagen; doch kaum hatten wir die Pferde und Maulthiere auf die Weide getrieben, als es so stark zu regnen begann, daß wir uns nach dem verpesteten Hause flüchten mußten, in welchem ich sofort ein großes Feuer anzünden und das Innere gründlich säubern ließ.

Andern Tags ergoß sich der Regen ebenfalls in Strömen vom Himmel und ich war gezwungen, in diesem wahrlich nicht anheimelnden Hause eine für meine Erforschungen und photographischen Aufnahmen günstigere Witterung abzuwarten.

Als wir unser Frühmahl bereiteten, ertönte plötzlich ein Schrei vor der Thür und zu meiner Freude erschien der Kazike Vointen, welcher jedoch trotz meiner Bitten und ungeachtet des starken Regens durchaus nicht zu bewegen war, zu uns in das von ihm verlassene Haus einzutreten. Er theilte mir mit, daß seine Frauen an den Blattern gestorben seien, und daß er sich ein neues Haus in der Nähe der besten

Cazike Vointen unter Pehuenchen-Indianern.

Digitized by Google



Weideplätze seiner großen Rinder und Pferdeheerden errichtet habe. Da wir keine Nahrungsmittel besaßen, eilte er bald nach Hause, um uns das Nothwendigste zu verschaffen, und kehrte am Nachmittag zu uns zurück, begleitet von seinen neuen Frauen, seinen Töchtern, Schwiegersöhnen und mehreren andern Indianern und deren Frauen, welche uns Schafe, Hühner, Eier, Mehl und Apfelwein zum Geschenk brachten. Die Witterung hatte sich gebessert und so lagerten wir uns ins Freie, und bald flackerten mehrere Feuer empor, an welchen uns die Indianerinnen ein Mahl bereiteten.

Selbstverständlich machte ich Vointen und seiner Familie Gegengeschenke, unter welchen sich auch ein Fäßchen Rum befand, und kaum hatten wir diesen probirt, als ein aus etwa 12 Pehuenchen- und sechs Pangipulli-Indianern bestehender Trupp zum Besuch Vointens angesprengt kam, welcher sich bei uns niederließ und dem ich natürlich auch Branntwein und andere Geschenke geben mußte.

Die Ankunft der Indianer, die mehrere Tage hier verweilen wollten, war mir im höchsten Grade unangenehm, da ich fürs Erste meinen Plan aufgeben mußte, die Schätze der am See gelegenen Ruinen aufzugraben, und fürs Zweite Vointen abgehalten wurde mich, wie er versprochen, nach Voipire und den Ruinen von Villarica zu begleiten.

Um mich wieder in etwas zu entschädigen, ließ ich meinen photographischen Apparat aufstellen, um einige Gruppen dieser wilden Söhne der Pampas aufzunehmen, was aber sehr schwierig und gefährlich war. Ich mußte mich daher einer List bedienen, um die Bilder zu erlangen, und als sich die Gesellschaft in Folge des gereichten Branntweins in guter Stimmung befand, zeigte Mera derselben an, daß ich ein großer Arzt sei und eine Maschine mitgebracht habe, durch welche ich sofort alle Krankheiten, welche Jemand habe, erkenne und dann vermöge meiner Mittel heilen könne.

Sofort baten mich die Indianer sie zu untersuchen, und wenn sie auch anfangs, als ich den Apparat zeigte, sehr bestürzt waren, indem sie das Objectiv auch für eine Kanone hielten, gelang es mir doch, sie zu einer Gruppe zu ordnen, um mehrere sehr gute Bilder aufzunehmen. Ich hütete mich diesmal aber wohl, letztere zu zeigen, ertheilte jedem Eingeborenen Rath und schenkte ihnen auch verschiedene Arzneimittel. Die Pangipulli-Indianer brachen gegen Abend nach Voipire auf, während die wilden Pehuenchen bis spät in die Nacht zechten.

Vointen hatte am Abend vorher schon alle seine Beredtsamkeit aufgeboten, um mich zu vermögen nicht weiter zu reisen, indem er ver-

sicherte, daß in Voipire, Villarica und Allipeen eine sehr ungünstige Stimmung gegen mich herrschte; da ich ihm jedoch zwei Faß Branntwein zu verkaufen verweigert hatte, deren ich für meine weitere Reise bedurfte, nahm ich an, daß er nur aus dem Interesse, daß ich bei ihm bleibe, von der Weiterreise abgerathen habe, und ließ am frühen Morgen satteln, die Maulthiere beladen und verließ Lican.

Als wir etwa eine Stunde im dunkeln Urwald auf den schlechtesten Wegen dahin geritten waren und an einer einzeln stehenden Hütte vorüber kamen, trafen wir ein hübsches Mädchen, welches ich auf einer früheren Expedition reichlich beschenkt hatte. Dieselbe rieth uns, schleunigst umzukehren und zu fliehen, indem sie als ganz gewiß versicherte, daß die Indianer von jenseits des Tolten Kunde von unserer Ankunft erhalten hätten und herübergekommen wären uns zu überfallen und zu ermorden.

Wenn meine Begleiter schon durch die Nachrichten Vointens etwas eingeschüchtert waren und wenig Lust hatten mich weiter zu begleiten, so erschraken sie nun sichtlich bei dieser Warnung, ließen sich jedoch durch höheren Lohn bewegen, mir bis Voipire zu folgen, wo wir, nachdem wir das Dorf Chesque passirt hatten, durch die schlechten Wege sehr ermüdet am Abend anlangten.

Wir begaben uns sofort zum Kaziken Antulef, der uns früher so gut aufgenommen hatte, und baten um Gastfreundschaft. Wie groß aber war meine Besorgniß und der Schreck meiner Begleiter, als dieser nicht einmal uns zu begrüßen erschien, und uns sogar die Gastfreundschaft verweigerte.

Unter diesen Umständen berathschlagte ich mit meinen Begleitern was zu thun sei, und wenn auch einige aus Furcht, trotz der finsteren Nacht und der schlechten Wege, auf den ermüdeten Thieren umkehren wollten, entschieden sich doch die meisten dafür, unser Zelt auf der großen Wiese, welche sich bis zum Fuße des Vulcans erstreckte, aufzuschlagen, die Nacht daselbst zuzubringen und am nächsten Morgen die Rückreise anzutreten.

Kaum hatten wir das Zelt aufgeschlagen, die Pferde und Maulthiere abgesattelt und ein Feuer angezündet, um unsere Abendmahlzeit zu kochen, so erschallte rings um uns aus dem diese Wiese umgebenden Urwald ein furchtbares Gebrüll und Geheul, im nächsten Augenblick sprengten von allen Seiten bemalte und mit Lanzen bewaffnete Indianer mit den wildesten Physiognomien auf uns zu, schlossen einen dichten, engen Kreis um uns, und einer der Anführer dieser Horde erklärte uns

für Gefangene, indem er zugleich seinen Leuten befahl, uns bei dem geringsten Versuche zum Widerstande oder zur Flucht sofort mit den Lanzen niederzustoßen.

Da wir es mit mehr als 300 gut bewaffneten, gut berittenen, aller Wege und Schluchten kundigen Indianern zu thun hatten, wir auch inmitten dieser großen, ganz baumlosen Wiese uns ohne jeden Schutz und ohne jede Deckung befanden, war weder ein Kampf mit ihnen anzunehmen, noch die Flucht zu bewerkstelligen möglich, und wir mußten uns in unsere schlimme Lage fügen.

Der Kapitän Mera, eine herkulische Gestalt und als ein unerschrockener, muthiger Mann bekannt, war durch diesen plötzlichen Ueberfall in hohem Grade bestürzt, da diese Indianer vom jenseitigen Ufer des Flusses Tolten als die wildesten berüchtigt waren, und beschwor uns, von den Feuerwaffen keinen Gebrauch zu machen, indem der Kampf zu ungleich sei, und, wenn auch einige Indianer von uns getödtet und verwundet würden, wir doch im nächsten Augenblick der Uebermacht unterliegen müßten und uns dann ein qualvoller Tod mit Gewißheit bevorstehe.

Bald nach unserer Gefangennahme versammelten sich die Häuptlinge und begaben sich gemeinschaftlich nach dem ohnweit von unserem Zelte gelegenen Hause des Kaziken Antulef, um Gericht über uns zu halten, und kurze Zeit nachher wurde ich und der Kapitän Mera vorgeladen und vor diese Versammlung geführt. — Da saßen an zehn Häuptlinge mit untergeschlagenen Beinen im Kreise und wohl an 100 Indianer um diese herum.

Wir waren, obgleich die große Gefahr erkennend, in der wir uns befanden, ruhig und gefaßt, und als sich ein alter ergrauter Häuptling aus dem Kreise erhob und mich anherrschte, zu welchem Zweck ich hierher gekommen sei, antwortete ich demselben, daß ich Viehhändler sei, und daß Mera als Dolmetscher mich begleitet habe.

Kaum hatte ich dies jedoch ausgesagt, als sich ein furchtbares Gebrüll erhob, und nur mit großer Mühe gelang es dem Sprecher, Ruhe zu schaffen. Als diese endlich hergestellt war, erklärte der alte Häuptling, daß ich wegen vier verschiedener Verbrechen angeklagt sei, und zwar:

1. daß ich kein Tauschhändler, sondern ein Spion der chilenischen Regierung sei, um das Terrain und die Wege auszukundschaften;

2. daß ich gekommen sei, um die Schätze ihrer Vorfahren aus den Gräbern derselben zu rauben;
3. daß ich beabsichtige, die alten Goldminen wieder zu öffnen und zu bearbeiten, und
4. daß ich mit chilenischen Truppen das Land besetzen wolle, so daß sie wieder Sclavendienste zu verrichten haben würden.

Daß ich dieser Verbrechen mich schuldig gemacht habe, bewiese er dadurch, daß ich in Santiago ein Buch über die Araucaner in spanischer Sprache herausgegeben habe, welches der Sohn des Kaziken Aburto in Niguen, der in der Mission in San José spanisch gelernt, gelesen habe. In diesem Buche habe ich selbst erklärt, daß ich nur, um dies Land kennen zu lernen, die Schätze desselben zu heben, und die Goldgruben auszubeuten, als Tauschhändler mich eingeschlichen, und daß mir die chilenische Regierung Mittel und Truppen versprochen habe, um dies Land zu besetzen.

Ein furchtbares Gebrüll und Wuthgeschrei erhob sich wiederum in der Versammlung gegen uns, und als der Häuptling wieder Ruhe befohlen, erklärte er, daß ich nach jedem einzelnen der mir nachgewiesenen Verbrechen den Tod verdient habe, und diese Strafe auch diejenigen, welche mich begleitet hätten, treffen müsse. Ein nochmaliges Gebrüll bekundete, wie beifällig dies Urtheil von der Versammlung aufgenommen wurde.

Hierauf wurde ich aufgefordert, mich gegen diese Anklage zu vertheidigen, und es gelang mir nur mit Mühe, den vollkommen fassungslos gewordenen Kapitän Mera zu vermögen, der Versammlung meine Vertheidigung zu verdolmetschen. Wenn ich auch durchaus keine Aussicht hatte, durch diese mein Leben zu retten, hoffte ich wenigstens das meiner Begleiter zu erhalten, und vielleicht meine Todesart zu mildern, welche unter diesen Verhältnissen keine andere sein konnte, als lebendig geröstet zu werden.

Ich erklärte der Versammlung offen, daß es wahr sei, daß ich, um dies Land, die Schätze, die Goldgruben rc. kennen zu lernen, unter der Maske eines Tauschhändlers gereist sei, aber nicht als Spion der chilenischen Regierung, sondern um selbst die Gruben zu bearbeiten und die vergrabenen Schätze zu heben. Ich habe dies allen Kaziken, welche ich besucht, mitgetheilt, denselben Antheil am Gewinn versprochen und ihre Erlaubniß zum Arbeiten erhalten. Da mir der Kazike Quitrulef, wie auch einer der Hauptkaziken von Allipeen versprochen habe, auch mit ihnen es abzumachen, daß sie mir die Erlaubniß gäben, sei ich

nun hierher gekommen, um mir den Bescheid zu holen, und wenn er günstig ausgefallen wäre, meine Arbeiten zu beginnen, wenn ungünstig, nach Valdivia zurückzukehren. Wenn sie hierin ein Verbrechen finden sollten, möchten sie mich verurtheilen, jedenfalls bäte ich aber um die Freiheit meiner Begleiter, welche völlig unschuldig seien.

Jedenfalls hatte diese Rede einen günstigen Eindruck auf meine Richter gemacht, leider wurde dieser aber wiederum total dadurch verwischt, daß ich von der chilenischen Regierung Truppen verlangt hatte. Diese hatte ich nämlich im Einverständniß mit den mir befreundeten Kaziken grade zu ihrem und meinem Schutz gegen die Einfälle der jenseits des Toltenflusses wohnenden Stämme, welche nun meine Richter waren, bestimmt, und konnte mich daher nicht entschuldigen. Unter furchtbarem Gebrüll und Drohungen wurden wir darauf unter starker Bedeckung nach unserem Zelt zurückgebracht, und nun begann in unserer Abwesenheit die Abstimmung über unser Schicksal.

Bald nach unserer Rückkehr brach die Nacht herein, eine der schauerlichsten, welche ich je erlebt habe, an welche ich selbst jetzt noch, wo ich diese Zeilen niederschreibe, nur mit Entsetzen denken kann.

Der Himmel war mit schweren schwarzen Wolken bedeckt, der Sturm heulte furchtbar durch den uns umgebenden Urwald, und unter Krachen stürzten die von ihm entwurzelten Riesenbäume nieder. Eulen krächzten, und unheimlich ertönte das Gebrüll der Löwen, welche öfter an uns vorüber jagten, während der dicht vor uns sich schroff in die Wolken erhebende Vulcan von Villarica unter Donner und Tosen seine Rauch- und Feuersäulen gen Himmel schleuderte und glühende Steine dicht bei uns niederfielen. Unweit von uns saßen die scheußlich bemalten, von Branntwein und Leidenschaft erhitzten, von einem großen Feuer, um welches sie sich gelagert hatten, grell beleuchteten wilden Indianerhäuptlinge, unter Streit und Gebrüll über unsern Tod berathend.

Während draußen die entfesselten Elemente tobten und Menschen und Thiere brüllten, herrschte in unserem Zelte die größte Angst, Sorge und Verzweiflung.

Meine chilenischen Leidensgefährten lagen sämmtlich leichenblaß auf den Knien, jeden Augenblick einen furchtbaren Tod erwartend, und beteten unausgesetzt ihr Ave Maria und Misericordia, wobei sie sich an die Brust schlugen und baten, daß Gott ihnen armen Sündern gnädig sein möge.

Nur einer meiner Gefährten, der Deutsche Heufelmann, der wie ich an Gefahren gewöhnt war, und auch dem Tode oft ins Auge gesehen hatte, war im Stande gewesen seinen Muth zu bewahren. Wir Beide warteten, den Revolver an der Brust verborgen, der Dinge, die da kommen würden und hatten uns vorgenommen, wenn eine Rettung nicht möglich sein sollte, uns lieber eine Kugel durch den Kopf zu schießen, als uns auf so grausame Weise hinrichten zu lassen.

Während meine Unglücksgefährten beteten und ich in dieser verzweifelten Lage, einen baldigen sicheren Tod voraussehend, in Betrachtungen vertieft saß, und meiner Lieben in der Heimath gedachte, erschreckten uns oft die uns bewachenden Indianer, von denen bald dieser, bald jener plötzlich die Leinwand aufriß, seinen Kopf hereinsteckte, und uns seine scheußliche Physiognomie zeigte, uns mit der Lanze etwas stach, oder Steine zwischen uns warf.

Um unsere Lage noch zu verschlimmern, erschien nun ein Trupp Indianer, die den Capitän Mera und den Dolmetscher Soto, wie auch meine Fässer Branntwein abholten, wonach nun Niemand unter uns zurückblieb, der der indianischen Sprache mächtig war, und wir erfuhren zugleich, daß diesen Beiden nach erfolgter Abstimmung das Leben geschenkt sei, wir dagegen den sicheren Tod zu erwarten hätten.

Die finstere Nacht umgab unser Zelt, in welchem wir ein kleines Feuer unterhielten, um uns etwas zu erwärmen und bei Gefahr orientiren zu können, leider aber hatte dies den Nachtheil, daß wir dadurch die sichere Zielscheibe unsrer Wächter wurden. So erhielt ich, als ich mich aus dem Zelte begeben wollte, sofort einen Lanzenstich in das Bein, so daß ich zurückstürzte.

Da ich wußte, daß diese Indianer ihre Lanzen oft mit einem sehr acuten Gift bestrichen, welches baldigen Tod verursacht, fand ich meine einzige Rettung darin, den eisernen Ladestock im Feuer zu glühen und mir mit diesem die Wunde sofort auszubrennen, was mir sonst natürlich die größten Schmerzen verursacht haben würde, jetzt aber in der furchtbaren Aufregung weniger empfindlich war. Heufelmann hatte bereits den Revolver gespannt, um diesen Indianer, der nun auch mit einem langen Messer auf den Photographen eindrang, nieder zu schießen, und nur mit Mühe konnte ich dies verhindern, was uns Allen sofort den Tod gebracht haben würde.

Ich war mit dem Verbinden meiner Wunde beschäftigt, als plötzlich ein furchtbares Gebrüll der Indianer vom Hause Antulefs an unser Ohr drang, welches immer näher kam, und gewahrten wir zu unserem

Entsetzen, daß sich die Häuptlinge, umgeben von vielen Indianern, welche mit Feuerbränden leuchteten, unserem Zelt näherten.

Hier angekommen, hielt die von Leidenschaft und Branntwein erhitzte Horde an, und auf Befehl ihres Anführers mußten wir heraustreten, was Heuselmann und ich, den Revolver unter dem Poncho verborgen, ausführten, während meine Leute, betend auf den Knien liegend, erst durch Anwendung der Lanzen und Messer der Indianer herausgetrieben werden mußten.

Als der Anführer Ruhe geboten, uns gemustert und mit den anderen Häuptlingen gesprochen hatte, richtete er verschiedene Fragen an uns, die wir aber, weil wir sie nicht verstanden, nicht beantworten konnten. Nun entstand ein furchtbares Geheul und Gebrüll und einige der Betrunkenen stürzten mit Messern auf uns zu, und nur der Verwendung Antulefs gelang es, uns dadurch zu schützen, daß er diese Rotte durch Versprechung eines neuen Fasses Branntwein nach seinem Hause zurückbrachte. Durch ihn war für den Augenblick unser Leben gerettet und begaben wir uns nach unserem Zelt zurück. Der Sturm tobte draußen noch heftiger, der Vulkan donnerte stärker, und der Regen ergoß sich wie aus Schleußen vom Himmel.

Als wir uns kaum um das kleine Feuer gelagert hatten, um die durch Schreck und Kälte erstarrten Glieder etwas zu erwärmen, schraken wir sämmtlich aufs Neue zusammen, als die Leinwandthür des Zeltes wiederum plötzlich mit Gewalt aufgerissen wurde. Zu unserer angenehmen Ueberraschung standen aber diesmal nicht unsere schrecklich anzusehenden Henker, sondern die hübsche Tochter Antulefs vor uns.

Diese hatte ich auf meiner ersten Reise hierher sehr lieb gewonnen, ihr auch einige sehr werthvolle Geschenke gemacht, und nun hatte sie sich aus Dankbarkeit heimlich zu mir geschlichen, um mir eine Schüssel warmer Bohnen, wie auch einen Zettel Meras zu bringen, worauf sie so schnell wie sie gekommen war wieder verschwand.

Dieser Zettel enthielt nur die Worte: „Verurtheilung erst morgen, da der Kazike von Boroa erwartet wird, — Ruhe — Geduld — Hoffnung zur Rettung.

Diese Nachricht gab meinen Unglücksgefährten etwas Trost, und wir lagen nun während zwei Stunden in fieberhafter Erwartung, nichts als das Donnern des Vulcans, das Brausen des Sturmes, das Geheul der Löwen, das Gebrüll der zechenden Indianer und die Signale der vielen um uns am Waldessaum aufgestellten Wachen hörend.

Bereits war Mitternacht vorüber, als wir eine andere Art von Signalen, die mit der Pifulca gegeben wurden, vernahmen, worauf viele Indianer von allen Seiten an uns vorüber nach dem Hause Antulefs sprengten. Zu unserem neuen Schreck hielt plötzlich ein solcher Trupp vor unserem Zelt, wie groß war aber unser aller Freude und Glück, als anstatt unserer Feinde plötzlich der Kazike Antulef mit meinem Freunde Vointen in das Zelt trat und uns bedeutete, auf den von ihnen mitgebrachten Pferden so eiligst wie möglich die Flucht zu ergreifen.

Ich verstand nicht Alles, was sie sagten, nur daß sie uns retten wollten begriffen wir, und in wahrhaft fieberhafter Hast und Angst sattelten wir die Pferde, bestiegen sie und jagten in eiligster Flucht, Vointen nachfolgend, in den Urwald.

In diesem herrschte totale Finsterniß, so daß wir unserem Retter nur dem Gehör nach folgen konnten, wobei wir oft gegen Bäume anprallten, oder uns an dem Colliguerohr verwundeten. Es regnete in Strömen, der Sturm heulte furchtbar, und vor und hinter uns stürzten mächtige Riesenbäume entwurzelt nieder, die uns in jedem Augenblick zu erschlagen drohten; unheimlich brüllten aufgeschreckte Löwen, und mich schmerzte meine ausgebrannte Wunde auf das Empfindlichste. Alle diese Unannehmlichkeiten und Leiden standen aber in keinem Verhältniß zu der schrecklichen und verzweifelten Lage, aus welcher wir eben entronnen waren; — den Pferden die Sporen tief eindrückend, sprengten wir in die Nacht hinein.

Als wir etwa eine halbe Stunde dahin gejagt waren, trafen wir Mera und den Dolmetscher Soto auch fliehend, und von diesen erfuhr ich nun erst, durch wen wir aus der Gefangenschaft entkommen waren. Mein Freund Vointen hatte nämlich von meinem Unglücke gehört und war sofort nach Voipire gesprengt, um uns wenn möglich noch zu retten. Er und Antulef hatten den fremden Häuptlingen so lange von meinem Branntwein gereicht, bis sie sämmtlich berauscht und fast besinnungslos am Boden lagen, dann den Wachen Signale gegeben, ihre Posten zu verlassen und nach dem Hause Antulefs zu kommen, wo er auch ihnen ein Faß preisgegeben hatte, über welches sie gierig hergefallen waren.

In Chesque angekommen, trennten wir uns, und nachdem ich Vointen herzlich gedankt hatte, jagte er mit Capitän Mera nach Lican zurück, während ich mit meinen anderen Begleitern den kürzesten Weg nach Valdivia, nämlich den über Muqueen einschlug.

Gegen Morgen kamen wir an einigen einzeln im Walde stehenden Hütten vorüber, und da mich meine Wunde sehr schmerzte, wollte ich einen Augenblick anhalten, um sie frisch zu verbinden; zu unserem nicht geringen Schreck hatten diese Indianer aber schon Kunde von unserer Gefangennahme gehabt, empfingen uns mit Steinwürfen und versuchten uns mit Lazos vom Pferde zu reißen, so daß wir uns nur durch Abfeuern unserer Revolver und schleunigste Flucht retten konnten.

Da nun durch diese Indianer die Richtung, wohin wir geflohen waren, verrathen werden konnte, mußten wir trotz des starken niederströmenden Regens und trotz meiner Schmerzen die ermüdeten Pferde nach Kräften antreiben, um von unsern Verfolgern nicht eingeholt zu werden und so schnell als möglich christliches Gebiet zu erreichen. Nach zweistündigem Ritt lichtete sich der Wald, wir ritten in einem anmuthigen Thal über Wiesen und Felder, und erreichten wiederum einige Hütten. Da aber meine Schmerzen wegen eingetretener starker Geschwulst meines Beines immer zunahmen, baten wir hier um Gastfreundschaft, um nur etwas zu rasten, worauf wir denn auch von einem greisen Indianer auf das Freundlichste aufgenommen wurden.

Als ich noch mit dem Verbinden meiner Wunde beschäftigt war, kamen zu unser aller Schreck drei Indianer angesprengt, und da wir diese natürlich für unsere Verfolger hielten und an eine Flucht nicht denken konnten, ergriffen wir unsere Waffen, um uns zu vertheidigen.

Zu unserem Glück waren diese aber der Sohn des Greises, der uns aufgenommen, und dessen Enkel, welche uns Hülfe zu leisten kamen, da sie von unserer Flucht und dem schlechten Empfang, welchen uns ihre Nachbarn bereitet, gehört hatten.

Während uns einerseits ihre Ankunft und die versprochene Hülfe sehr beruhigte, brachten sie auch noch die gute Nachricht, daß man uns nicht verfolgen werde, indem Antulef den beiden Häuptlingen alle meine Waaren und besonders meinen Branntwein übergeben und sie bewogen hatte, so lange zu bleiben, bis dieser vertrunken sein würde, sie zugleich aber auch dabei gewarnt habe, meine Verfolgung durch das Gebiet mir befreundeter Kaziken fortzusetzen. Unter diesen Verhältnissen beschloß ich, theils meiner Wunde wegen, theils um meine Kleider nur etwas zu trocknen, wie auch etwas Nahrung zu mir zu nehmen, einige Stunden hier zu rasten.

Meine Begleiter waren aber derart von der Furcht und dem Schrecken der verflossenen Nacht erfüllt, daß ich sie nicht eine Stunde länger hier zu verweilen vermocht haben würde, wenn ihnen der greise

Indianer nicht versichert hätte, daß er so viel Einfluß auf seine Landsleute habe, daß es Keiner wagen werde, sein Haus ohne seine Erlaubniß zu betreten, noch weniger seine Gäste anzugreifen. Der Grund, daß unser greise Wirth so freundschaftlich gegen uns handelte, lag darin, daß er auf verschiedenen Reisen nach Valdivia stets von den Missionären auf das Beste aufgenommen und beschenkt worden war, und daß die Patres seine eben hier mit seinem Sohne eingetroffenen Enkel getauft und erzogen hatten. Leider erinnere ich mich nicht mehr des Namens dieses Alten, noch des Ortes, da ich damals so aufgeregt, angegriffen und leidend war.

Als ich dem alten Indianer erzählte, daß ich die Goldgruben von Villarica habe aufdecken und bearbeiten wollen, theilte er mir mit, daß sich nach sicheren Nachrichten diese nicht in unmittelbarer Nähe der zerstörten Stadt, sondern in der Nähe seines Hauses auf seinem Terrain befunden hätten, von wo das Gold stets nach der Münze von Villarica auf einem ganz geraden, sehr nahen, jetzt aber ganz verwachsenen, nicht mehr passirbaren Wege gebracht worden sei. Da ich mich lebhaft dafür interessirte, diese alten Goldgruben zu sehen, beauftragte er seinen Sohn, mir dieselben zu zeigen, welches Anerbieten ich dankbar annahm und trotz meiner Schmerzen sofort ein Pferd satteln ließ.

Nur eine kleine Strecke war ich mit meinem Begleiter in diesem kleinen Thale dahingeritten, als wir uns am gesuchten Ziele befanden.

Zu meiner großen Ueberraschung fand ich am Abhang des Gebirges mehrere noch offene Tunnel, wie auch eine große Anzahl zum Theil noch stehender, zum Theil halb oder ganz eingestürzter Schächte und viele alte Halden, welche, obgleich sie nun mit Vegetation bedeckt waren, dem Bergbaukundigen nicht entgingen und deutlich Zeugniß gaben, daß dieser Abhang sehr reich gewesen sein mußte, und auch noch war, da ja die Spanier gerade zur Zeit vertrieben wurden, wo ihre Goldgruben am reichsten waren.

Ich wusch nur einige Schüsseln Sand zur Probe, und fand sehr reichen Goldgehalt, und ich glaube, daß das Thal wohl eins der reichsten im Araucaner-Gebiet, wie in der Provinz Valdivia sein dürfte.

Meine Schmerzen erlaubten mir leider nicht, genauere Untersuchungen anzustellen, und da meine Begleiter, aus Furcht, daß wir nochmals in die Hände unserer Feinde fallen könnten, mir erklären ließen, daß, wenn ich nicht sofort weiter reise, sie allein aufbrechen wollten, war ich gezwungen, nach dem Hause zurückzukehren.

Daselbst angekommen, erhielt ich von dem Alten noch sehr interessante Nachrichten über den früheren Goldreichthum, über die Ruinen von Villarica, wie über verschiedene alte Gruben, er erklärte mir aber zugleich, daß ich mich der größten Gefahr aussetzen und sicher mein Leben einbüßen würde, wenn ich diese Gruben hier aufdecken und bearbeiten wollte, und daß selbst er in diesem Fall mich zu schützen nicht im Stande sein würde.

Während dieses Gespräches sprengten zum großen Schrecken meiner Leute wiederum einige Indianer aus dem Walde hervor und hielten vor unserem Hause; zum Glück waren aber auch diese nicht unsere Verfolger, sondern Freunde, und zwar der Schwiegersohn Vointens mit seinen Leuten, welche meine Maulthiere nachbrachten, die mit dem Zelt, dem photographischen Apparat und noch einem der Koffer beladen waren, in welchem sich meine Aufnahmen befanden. Leider war aber der größte Theil derselben in Trümmern zerschlagen, und nur aus Bruchstücken gelang es, die beigefügten Bilder herzustellen.

Meine Wunde bedurfte einer baldigen ärztlichen Behandlung, und so befahl ich, um noch an diesem Tage christliches Gebiet zu erreichen, zu satteln. Ehe wir dies Haus aber verlassen und unsere Weiterreise antreten konnten, hatten wir noch eine Verzögerung zu erfahren.

Der Alte erklärte mir nämlich, daß er alle seine Enkelsöhne nach der Mission von San José senden werde, um sie daselbst taufen und erziehen zu lassen, da aber Mädchen nicht aufgenommen werden, wünsche er von mir, daß ich seine drei Enkelinnen schnell noch taufen solle. Alle Vorstellungen nützten nichts, und um dem guten Alten zu dienen, vollzog ich diese heilige Handlung nach katholischem Ritus, welchen der Bruder der Täuflinge, der, wie erwähnt, in der Mission erzogen war, sehr gut kannte, und es war dabei wahrhaft komisch anzusehen, daß die Mädchen, welche 11, 12 und 14 Jahr zählten, von meinen Leuten, welche als Taufzeugen fungirten, wie kleine Kinder gehalten werden mußten.

Nachdem diese Taufe beendet war, stiegen wir zu Pferde, setzten, von dem Sohne und dem Enkel des Alten begleitet, unsere Reise fort, und erreichten, als bereits die Nacht hereinbrach, die unbewohnte Hütte von La Rosa, in welcher wir, wie auf der früheren Expedition, auch diesmal unser Nachtquartier aufschlugen. Nach den furchtbaren Aufregungen der verflossenen Nacht und der so anstrengenden Flucht verfielen wir bald in einen tiefen Schlaf.

Am frühen Morgen setzten wir unsere Reise fort und erreichten, nachdem wir die Orte Pucalon, Puleufu, Immulfudi und Ciruelos passirt hatten, Marilef, wo wir bei dem Kaziken Cariman etwas rasteten, und am Abend langten wir wieder glücklich in der Mission San José an.

Die Patres hatten bereits Nachricht von unserem Unglück erhalten, und hielten uns für todt, hatten auch sofort Boten an den Intendenten von Valdivia gesandt, um uns, wenn es noch möglich wäre, Hülfe zu senden; sie waren daher nicht wenig überrascht und erfreut, als wir wieder lebendig bei ihnen eintrafen.

Nachdem ich dem Dolmetscher Soto, wie den Treibern ihren Lohn bezahlt, und meinen indianischen Begleitern einige Geschenke gemacht hatte, verabschiedete ich mich von den Missionären; — diesmal wohl für immer. Ich ritt von dem Photographen, von Heufelmann, den Bergleuten und meinem Diener begleitet nach Cruces, wo mir Claudina meine Wunde verband, und schiffte mich dann auf einem Boot auf dem Crucesfluß ein. Am Nachmittag erreichte ich Valdivia.

Die Kunde von meiner Ankunft hatte sich unter den Bewohnern Valdivias bald wie ein Lauffeuer verbreitet, und die Bevölkerung strömte zahlreich nach meinem Hotel, mich zu beglückwünschen. Unter diesen befand sich auch der Intendent, der bereits verschiedene Anordnungen getroffen und Befehle ertheilt hatte, um uns, wenn es noch möglich wäre, zu retten.

Wir hatten wahrlich alle Ursache, Gott für unsere Rettung zu danken, und es war mir nun unter diesen Verhältnissen in Zukunft ohne bewaffnete Macht nicht mehr möglich, das Araucaner-Gebiet zu betreten. Und wenn ich nun auch wiederum Zeit, Geld und Gesundheit geopfert hatte, und das mir vorgesteckte Ziel wohl für immer mir entrückt sah, mußte ich zufrieden sein, wenigstens mein Leben, wie das meiner Begleiter vor einem schrecklichen und qualvollen Tode bewahrt zu haben.

Kapitel X.

Reiseschilderungen nach den in den Provinzen Valdivia und Llanquihue gelegenen Deutschen Kolonien Arica, Quinchilca, Corral, Futa, Union, Riobueno, Trumao, Osorno, sowie einige Nachrichten über Puerto Montt.

Bei Beginn dieses Bandes hatte ich Gelegenheit Einiges über die Bewohner der Deutschen Kolonie Valdivia zu erwähnen, und nachdem ich die Araucaner-Indianer, ihr Land, ihre Sitten und Gebräuche geschildert, halte ich es nicht für unwichtig, auch über die andern in den Provinzen Valdivia und Llanquihue gelegenen Deutschen Kolonien einige interessante Einzelheiten zu erwähnen, die dem Deutschen Leser umsomehr willkommen sein werden, als es ja Worte über seine Landsleute sind, die drüben in fernem Westen verweilen.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in Valdivia nach meiner ersten Rückkehr aus dem Araucaner-Gebiet beschloß ich an einem schönen freundlichen Tage den am Fuße der Anden gelegenen See von Ranco zu besuchen, miethete mir zu diesem Zweck ein Pferd und verließ, nur von meinem Diener begleitet, Valdivia.

Ich ritt zuerst an romantisch zwischen Gärten und Apfelbaumgruppen direct an dem schönen breiten Valdiviastrom gelegenen Deutschen Ansiedelungen, Wiesen und Feldern vorüber, aber nach kaum halbstündigem Ritt gelangte ich nach einem Gebirgszuge, welcher sich von hier an zu beiden Seiten des Stromes hinzog. Er führte den wenig poetischen Namen Quitacalzon (Hosenzerreißer) und erhob sich an 500

Fuß so steil von den Ufern des Flusses, daß für die Passage nur ein schmaler Reitweg verblieb.

Dieses Gebirge war vom Ufer bis zum Gipfel mit dichtem Urwald bedeckt, der positiv undurchdringlich war. Wenn sich diese Wälder schon durch die colossalen Dimensionen der Bäume, sowohl in Bezug auf Höhe wie Umfang von den europäischen unterscheiden, trägt auch besonders Das viel bei, daß man hier nicht Wälder von einer und derselben oder wenigen Holzarten findet. Hier stehen eine Unzahl der verschiedensten Arten, deren Stämme von Schlingpflanzen umrankt sind, dicht neben einander gedrängt, ihre Aeste in einander verschlungen, und kaum der achte Theil dieser Bäume verliert im Herbst sein Laub, während die anderen ewig grünen.

Wenn es nun schon sehr schwierig ist, sich durch diese mächtigen Stämme in dem Urwald hindurch zu drängen, wird dies durch das Unterholz und ganz besonders durch die so überaus wuchernden Bambusarten Quila und Colligue vollkommen unmöglich. Das Colliguerohr schießt oft 40 Fuß ganz gerade, ohne jeden Nebenast, in die Höhe und findet man oft ganze Strecken von solchen direct neben einander stehenden Stangen, welche eine feste Mauer bilden; die Quila dagegen ist ein strauchartiges Gewächs, welches im Gegentheil hundert von Sprossen aus einer Wurzel 10 bis 15 Fuß hoch verästelt, so daß das Eindringen ohne Machete und Axt nicht möglich ist. Beide Arten Rohr brechen und schneiden sich ungemein schwer, und brennen nur wenn sie ganz dürr sind, was nach sieben Jahren der Fall sein soll. Hieraus ersieht man schon, wie schwierig es ist, hier den Urwald in Ackerland zu verwandeln.

Beide Rohrarten sind aber auch nützlich, indem die langen Colliguestangen besonders den Indianern zur Konstruction ihrer Hütten, wie zu ihrer Hauptwaffe, zur Lanze, dienen. Die Quila dagegen ist von größter Wichtigkeit, da ihre stets grünen Blätter dem Vieh im Winter gute Nahrung geben.

Am meisten waren in diesem Walde die Ulmos, Maiten, Guayacan, Litre, Lingue, Peumo, Avellano, Laurel, Roble, Coihue, Cypres vertreten, fast alle Bäume, welche werthvolle Nutzhölzer liefern.

Die den Fluß begleitenden Gebirgszüge bestanden aus Glimmerschiefer, der, von vielen Quarzadern durchzogen, mit einer rothen Lehmschicht bedeckt war, und mehrere da befindliche großartige alte Erdarbeiten der Spanier deuteten an, daß man hier viel Gold gefunden haben mußte.

Nachdem ich einige Stunden an dem Ufer dieses Stromes geritten war, traten die Gebirgszüge zu beiden Seiten zurück und erstreckten sich an

ihrem Fuße gut cultivirte Felder, Wiesen und bedeutende Apfelwaldungen. Zwischen ihnen erhoben sich freundliche hölzerne, von Gärten umgebene Häuser, welche sofort verriethen, daß ich mich in einer Deutschen Kolonie befand. Es war die fünf Meilen von Valdivia gelegene Kolonie Arique. Dieser Ort zählte einige Hundert Einwohner, theils Deutsche, theils Chilenen, deren Häuser an beiden Seiten des Flusses lagen, und stach die sehr primitive Bauart der Letzteren höchst unvortheilhaft gegen die der Deutschen ab.

Als ich vor einem der größten der deutschen Häuser hielt, erschien eine junge, hübsche Frau, welche mich mit dem zutraulichen „Na grüß di Gott" abzusteigen und einzutreten aufforderte.

Da sich Ackerbau hier nicht sehr lohnte, trieb mein Wirth mehr Viehzucht, hauptsächlich aber producirte er Apfelwein, zu welchem Zweck er einen großen Theil der Apfelwaldungen dieses Thales theils gekauft, theils gepachtet und eine große Presse errichtet hatte.

Schaaren von Papageien, Chorois genannt, umschwärmten unter furchtbarem Geschrei diese Apfelbäume, und wo sie sich niederließen, lagen binnen kürzester Frist sicher alle Äpfel getheilt am Boden, indem diese Vögel nur die Kerne fraßen. Ich schoß unter sie, und da einer stets so dicht neben dem andern mit Apfelspalten beschäftigt saß, stürzten vier. Als sich der Schwarm unter größtem Geschrei erhob, bemerkte ich, daß es hier auch eine Menge wilder Tauben gab, und schoß auch mehrere. Ich bat nun meine freundliche Wirthin, mir die Tauben zu braten, wozu sie sich sofort anschickte, zu meiner Verwunderung aber auch die Papageien rupfte. Sie erklärte mir, daß Papageien gekocht eine ausgezeichnete Brühe gäben, das Fleisch dagegen sehr zähe und ungenießbar sei, und überzeugte ich mich bald von der Wahrheit.

Nach Tisch setzte ich meine Reise, mich stets am Ufer des Flusses haltend, fort. Die Gebirgszüge verflachten sich aber von hier nach und nach und befand ich mich nach einigen Stunden in vollkommener Ebene, durch welche der Fluß, wenn auch bedeutend schmäler und seichter, nun aber bei vielem Gefälle sehr reißend, unter Rauschen und Getöse herabströmte.

Gegend Abend erreichte ich das Ziel meiner heutigen Reise, nämlich den Ort Quinchilca. Er bestand nur aus wenigen Hütten, in deren Mitte sich ein großes hölzernes Gebäude erhob. Dieses gehörte einem Deutschen, Namens Kaiser, und war eine Brennerei. Ich war von Valdivia aus an diesen Landsmann empfohlen, und gewährte er mir sehr bereitwillig Nachtquartier.

Wenn der Schwäbische Landsmann in Arique aus den Aepfeln Chicha bereitete, gewann Herr Kaiser Spiritus aus denselben, und machte besonders mit den nicht weit von hier wohnenden Indianern von Pagipulli bedeutende Geschäfte, welche ihm Rindvieh, Pferde und Häute dafür eintauschten. Der Ort Pagipulli führte seinen Namen wegen der vielen Löwen, welche in der Umgegend existirten, da „Pagi" in indianischer Sprache der Löwe und „Pulli" das Land heißt. Der südamerikanische Löwe ist kleiner wie der afrikanische und hat keine Mähne.

Pagipulli liegt dicht am Fuß der Anden, am Ufer eines großen Sees gleichen Namens, welcher seinen Hauptzufluß aus dem nördlich gelegenen See Trailafqueen, und seinen Abfluß nach dem Rinihuesee hat, aus welchem der Valdiviastrom entspringt.

So nahe dieser Indianerstamm, dessen Häuptling Alliapan war, bei Christen lebte, diese Indianer auch häufig nach Valdivia kamen, um Einkäufe zu machen, gehörte er doch zu dem wildesten und berüchtigsten, zu dem sich Chilenen noch Deutsche nicht gern wagten, und während sich schon bedeutend weiter im Innern des Indianergebietes Missionen befanden, hatte dieser Stamm durchaus nicht gestattet, eine solche da zu gründen.

Am nächsten Morgen verließ ich zeitig Quinchilca, und mich von den Ufern des Flusses südlich abwendend, ritt ich während mehrerer Stunden auf schmalem Wege durch finsteren, einsamen und schweigenden Urwald, dessen Stille nur bisweilen durch das Gebrüll eines Löwen, den Schrei eines Raubvogels, oder das Hacken eines Spechtes unterbrochen wurde. Gegen Mittag erreichte ich einige von Hirten bewohnte ärmliche Hütten, welche in Mitten großer Weideplätze lagen, auf welchen Pferde, Rindvieh und Schafe grasten.

Von da wiederum durch Wald und Wiesen dahinreitend, gelangte ich gegen Abend nach dem westlichen Ufer des Sees Ranco.

Es war ein herrliches Ponorama. Zehn spanische Meilen von Nord nach Süd und fünf Meilen breit von Ost nach West streckte sich dieser meistentheils von Urwald umgebene herrliche See, an dessen östlichen Ufer sich die Cordilleren der Anden direct aus den Fluthen erhoben, deren pittoreske Felsenkuppeln und theils mit Schnee bedeckten Gipfel von der untergehenden Sonne nun malerisch beleuchtet erglänzten, und mehrere theils größere, theils kleinere mit Wald bedeckte Inseln lagen in diesem See zerstreut umher und erhöhten die Schönheit dieser Landschaft.

Während es im Wald so traurig und still gewesen war, herrschte hier mehr Leben. Eine Heerde von schwarzhälsigen Schwänen wiegte sich

in den leicht bewegten Wellen, große Schwärme wilder Enten schwammen oder flogen auf und nieder, Papageien ließen ihr Geschrei aus den Apfelwaldungen erschallen, schöne Flamingos und weiße Reiher stolzirten am Ufer einher, Trailes, eine Art Kibitze, ließen ihre gellende Stimme hören, indem sie mich Eindringling scheu umflatterten, wilde Tauben saßen wie angereiht auf den Aesten eines herrlichen Riesenbaumes des Urwaldes, und eine kleine Heerde Rehe kam den Abendtrunk zu nehmen.

Nach kurzer Rast begann ich erst in südlicher, dann in östlicher, dann wieder nördlicher Richtung diesen See zu umreiten, da das heutige Ziel meiner Reise der am östlichen Ufer gelegene kleine indianische Ort Maihue war, und durchwatete den Riobuenofluß, der aus diesem See entsprang.

Nachdem ich am Fuße der Anden den, wenn auch nicht sehr tiefen, aber sehr breiten, mit vielen Steinen und Felsentrümmern bedeckten Teufelsfluß, (Pillian Leufen) und darauf den Pichileufu durchwatet hatte, erreichte ich bei Einbruch der Nacht den Ort Maihue, wo mich der Indianer Cajuante mit meinem Diener freundlich aufnahm.

Es war dies dieselbe Reise und derselbe Kazike von Maihue, den Gerstäcker in seinem Buch „Achtzehn Monate in Südamerika" beschrieb, wo er übernachtet, als er von hier über den Andenpaß nach den Pampas der Argentinischen Republik reisen wollte, welchen Plan er aber nicht ausführen konnte und nach Valdivia zurückzukehren gezwungen war, weil die Indianer sich seinem Vorhaben widersetzten. Ich erhielt die Kunde von einem Kaziken, bei dem ich mich aufhielt, und hätte ich von Gerstäckers Absicht eher Kenntniß erhalten, würde ich ihm mit Hülfe der mir befreundeten Kaziken die Erlaubniß verschafft haben, diesen Paß zu überschreiten.

Von hier kann man bei guter Jahreszeit durch den Paß Boquete de Lifen nach den Pampas der Argentinischen Republik gelangen. Dieser liegt nur 594 Fuß über dem Meere und unternahmen die Deutschen Kaufleute, Gebrüder Muhm in Valdivia, ihre Reise dahin über ihn.

Ich hatte Nachrichten erhalten, daß hier in einer Nebenschlucht der Anden reiche Kupfer- und Golderze vorkämen, und so begab ich mich am nächsten Morgen frühzeitig dahin, leider aber fand ich nur Schwefelkies, welchen man für Gold gehalten hatte. Da sich der Himmel wieder bewölkte und der starke Nordwind Regen verkündete, kehrte ich bald wieder nach Maihue zurück, weil ich bei starkem Regen leicht abgeschnitten und gezwungen werden konnte, eine Woche, vielleicht auch einen Monat hier zu verweilen, und begann daher sofort meine Rückreise.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Kaum zwei Stunden unterwegs, begann ein sehr starker Regen, welcher den ganzen Tag anhielt, und bis auf die Haut durchnäßt und vom schlechten Wege sehr ermüdet langte ich am Abend bei Herrn Kaiser in Quinchilca wieder an.

Frühzeitig beeilte ich mich meine Rückreise nach Valdivia anzutreten, und wiederum bis auf die Haut durchnäßt, erreichte ich es des Abends, nachdem ich oft mit großen Schwierigkeiten über den angeschwollenen Fluß und mehrere Bäche hatte setzen müssen.

Einige Tage nach meiner Rückkehr vom Rancosee hatte sich die Witterung gebessert und beschloß ich die den Hafen von Corral umgebenden Gebirgszüge und da befindlichen alten Goldminen der Spanier zu erforschen.

Ich miethete zu diesem Zwecke ein gutes Seegelboot, und bald schoß dasselbe unter den Schlägen vier kräftiger Ruderer von Wind und Ebbe begünstigt pfeilschnell den schönen breiten Valdiviastrom hinab. Nach 1½ Stunde langte ich in dem herrlichen Hafen von Corral an, wo ich mich nach dem deutschen Gasthof begab. Ich besuchte hier den Botaniker Herrn Krause, um ihn zu einer Rundfahrt in diesem Hafen einzuladen, was er gern annahm.

Wir durchschnitten nun mit unserem Boote quer die Bai, legten am Ufer des nördlichen Theiles des Küstengebirges an und erkletterten den fast 800 Fuß hohen Gipfel desselben, auf welchem sich die Ruinen des alten Forts Niebla erhoben.

Ein Theil desselben war noch gut erhalten und befand sich hier ein Militärposten, aus einigen Mann Artillerie bestehend, welche aber hauptsächlich nur die alten Kanonen zu bewachen und dem Hafencapitän in Corral Signale zu geben hatten, wenn sich ein Schiff näherte, das einlaufen wollte.

Die Aussicht war von hier, wenn man über die alten Festungsmauern hinüberblickte, eine wahrhaft entzückende. Gegen Westen erstreckte sich der unermeßliche Stille Ocean, auf welchem Schiffe in größerer oder geringerer Entfernung an der Küste auf und niederfuhren. Gegen Norden zog sich das steile, vom Gipfel bis zum Fuß mit dichtem Urwald bedeckte Küstengebirge, das man mit seinem Buchten und Felsenvorsprüngen viele Meilen weit verfolgen konnte. Gegen Süden steil unter mir stürmten die Wellen gegen die Felsen der so pittoresken Einfahrt in diesen Hafen, gegenüber erhoben sich die Ruinen des Forts San Carlos, und weiterhin lag die Deutsche Kolonie Corral

mit ihren alten verfallenen Festungswerken. Blickte man gegen Osten, breitete sich der herrliche Hafen aus, von tausend Fuß hohen, ebenfalls vom Gipfel bis zum Wasserspiegel mit dichtem Urwald bedeckten Gebirge umgeben, in dessen Mitte sich die kleine romantische Insel Manzera mit ihrem alten Schloß erhob, und in nördlicher Richtung, im Hafen selbst mündete der breite schöne Valdiviastrom.

Nachdem wir ein Stündchen in diesen alten Mauern verweilt und unser Auge an dem so herrlichen Panorama geweidet, kletterten wir das Gebirge wieder hinab, bestiegen unser Boot, und ruderten nun nach der erwähnten, mitten in dieser Bai gelegenen Insel Manzera. Sie hatte ungefähr fünf Morgen Flächeinhalt, ringsum flache Ufer, und in ihrer Mitte erhoben sich auf einem Hügel die noch sehr gut erhaltenen Ruinen des alten zerstörten Schlosses. Dies Schloß wurde, wie bereits Eingangs dieses Bandes erwähnt, im Jahr 1643 vom Marquis de Manzera erbaut.

Vom Landungsplatz begaben wir uns auf einem etwas steilen Wege, an welchem mehrere, theils Chilenen, theils Deutschen gehörige Häuser standen, nach dem Schloß. Die hohen Mauern und Fensterbogen waren von Ephen und verschiedenartigsten Schlingpflanzen umrankt, in den früheren Wohnräumen, wie in dem großen Schloßhofe blühten Gruppen herrlichster Fuchsien, zwischen denen sich Cypressen und Myrthenbäume erhoben, und wenn man sich nach dem alten Schloßgarten begab, welcher sich terrassenförmig bis an das Ufer hinabzog, fand man die verschiedensten Sorten europäischer Obstbäume und Blumen, die nun aber verwildert waren.

Nachdem wir hier einige Zeit gerastet, führte mich Herr Krause nach dem östlichen Theil der Insel und fand ich da einen von den alten Spaniern gearbeiteten Tunnel, welcher sich quer durch die ganze Insel erstreckte, und erkannte bald, daß sie hier einen goldhaltigen Quarzgang ausgearbeitet hatten.

Von hier fuhren wir nach dem südlichen Ufer dieses Hafens und ruderten in einem kleinen da ausmündenden Flüßchen einige hundert Schritt aufwärts und begaben uns ans Land.

An diesem Ort hatten die Spanier jedenfalls das meiste Gold in diesem Küstengebirge gewonnen, denn eine weite Strecke hin war das Terrain mit sehr langen und tiefen Gräben durchzogen und mit unzähligen Löchern bedeckt, welche früher natürlich noch weit tiefer gewesen sein mußten. Ich untersuchte dieses Terrain näher und es stellte sich heraus,

daß man hier nicht die Quarzadern, sondern nur die Erdschichten ausgearbeitet und in diesem Flüßchen ausgewaschen hatte.

Mehrere Versuche, welche ich hier anstellte, gaben mir zwar stets Gold, doch nie so viel, daß ich mich entschließen konnte, hier eine Arbeit zu beginnen.

Wohl zwei Stunden hatte ich hier Versuche angestellt, und kehrte dann mit Herrn Krause nach Corral zurück.

Hier besuchten wir die Festungswerke, welche noch gut erhalten, aber verlassen waren; eine Menge Kanonen stand hier, deren Rohre verrostet und deren Lafetten verfault und zusammen gebrochen waren. — Die alten Kasernen dienten nun zu Speichern und Niederlagen von Waaren.

Von da erstiegen wir das Küstengebirge, an dessen Abhängen ich wiederum alte Arbeiten der Spanier fand, wo sie Gold gewonnen, aber diese Arbeiten waren bei Weitem nicht so bedeutend, als die vorerwähnten.

Auf dem Rückwege, und zwar zwischen den Häusern von Corral selbst, fand ich dicht am Wege ein ziemlich mächtiges Steinkohlenflötz, welches aber trotz der so günstigen Lage nicht gearbeitet wurde.

Am Nachmittag nahm ich verschiedene Sammlungen des Herrn Krause in Augenschein, welche aus getrockneten Blumen, Moosen, Schmetterlingen, Käfern, Mineralien &c. bestanden, und den Abend verlebte ich in Gesellschaft des Hafencapitäns und mehrerer deutschen Kolonisten.

Am frühen Morgen verließ ich Corral und ruderte von Fluth und Wind begünstigt quer durch die Bai in den Valdiviastrom. Nach kurzer Strecke wendete ich mich aber gegen Westen und fuhr auf dem kleinen Flüßchen Cuttibai nach einem meinem Freunde Herrn Schülke gehörigen nahegelegenen Landgut, welches nach dem Fluß seinen Namen führte.

Auch von hier erstieg ich das steile Küstengebirge und kletterte auf der anderen Seite nach dem Meere hinab, wo, da sich wie früher erwähnt die chilenische Küste allgemein gehoben, sich nun auch schmale Landstriche an der Küste hinzogen. Diese waren urbar gemacht, bebaut, und befanden sich die Dörfer Niebla und Curinanco auf ihnen, welche größtentheils von getauften Indianern bewohnt waren. In ersterem Orte befand sich früher direct am Meeresufer eine Mission; es existirten aber nun nur noch ihre Ruinen.

Herr Schülke hatte bedeutende Terrains dem Strand entlang gekauft, und eines Tages warf ihm das Meer einen colossalen Wallfisch auf sein Gebiet, welcher, von Wallfischfängern verwundet, verstorben war. Da er laut Landesgesetz der rechtmäßige Eigenthümer war, verkaufte er denselben und erhielt dafür gegen 5000 Mark.

Vom Strande des Stillen Oceans kehrte ich über das Küstengebirge auf demselben Wege wieder nach Cuttibai zurück, bestieg da mein Boot, ruderte nach dem Valdiviastrom, und nachdem ich auf ihm fast den halben Weg nach Valdivia zurückgelegt hatte, wandte ich mich gegen Osten und fuhr den Guacamayofluß bis nach Casitas hinan. — Dieser Ort bestand nur aus einigen miserablen Hütten, in welchen Holzschläger wohnten.

Ich verließ hier wieder mein Boot und kletterte einen sehr steilen Berg hinan, dann auf der anderen Seite hinab, und gelangte in ein enges Felsenthal, in welchem sich in der Nähe eines sehr malerisch gelegenen kleinen Wasserfalls ein Kupfergang befand, welcher von einigen Deutschen in Angriff genommen war. Da in dieser Schlucht aber auch Gold, und zwar in größeren Stücken im Werth von 15, 30 und mehr Mark gefunden war, stellte ich auch hier einige Untersuchungen an, welche aber kein besonders günstiges Resultat gaben.

Von da kehrte ich wieder nach meinem Boot und in ihm nach Valdivia zurück, wo ich des Abends spät anlangte.

Einen imposanten Anblick gewährte nun in finsterer Nacht auf dieser Fahrt ein bedeutender Waldbrand, der im Küstengebirge stattfand, und welcher das Thal weithin hell erleuchtete und den Himmel blutroth färbte.

Meine nächsten Ziele waren nun die im Innern des Landes südlich vom Valdiviastrom gelegenen deutschen Kolonien zu besuchen, und trat ich daher am 23. August, nachdem der Südwind eingetreten, der stets heitere Tage verkündigte, meine Reise dorthin an.

Um nach Futa zu gelangen, standen mir zwei Wege zur Verfügung, erstens eine von den deutschen Ingenieuren Frick, Lagresse und Harnecker gut gebaute Chaussee, sowie der Wasserweg. Ich zog letzteren vor und schiffte mich, nachdem ich meine Pferde zu Lande vorausgesandt hatte, in Begleitung meines Dieners in einem von vier kräftigen Ruderern bemannten Boote ein.

Stromabwärts dahingleitend, wendeten wir uns nach kurzer Fahrt südlich und bogen in den Guacamayofluß ein, fuhren an der gut an=

gebauten und mit vielen Apfelbäumen bedeckten Insel gleichen Namens dahin, und erreichten den Ort Tres Bocas. Dieser bestand nur aus wenigen Hütten, in welchen Holzschläger wohnten, und hat seinen Namen daher, weil sich hier die Flüsse Futa, Pococomer und Angachilla vereinigen. Von hier fuhren wir den Futafluß hinauf, und während bis dahin die Ufer flach und sumpfig gewesen waren, erhoben sich nun zu beiden Seiten des Flusses hohe steile mit dichtem Urwald bedeckte Berge, zwischen welchen das Wasser reißend dahin schoß.

Nach einer Fahrt von einer Stunde auf diesem Fluße gelangten wir wieder nach dem vorerwähnten Ort Casitas, von welchem an das Flußbett so schmal wurde, daß die Aeste der riesigen Bäume von beiden Ufern sich über uns wie eine Laube wölbten. Wegen der Enge des Flußbettes wurde die Strömung natürlich reißender, und wurde unsere Fahrt besonders durch den Umstand verzögert, daß alte, vom Sturm entwurzelte Bäume quer über dem Wasser lagen, und da unsere Machetes bisweilen nicht ausreichten uns freie Bahn zu schaffen, mußten wir sogar einmal mit der Axt die Stämme entzweihauen.

Außerdem lagen viele halb verfaulte Bäume unter dem Wasserspiegel, welche das Boot oft in Gefahr brachten, umzuschlagen.

Nach einer achtstündigen Fahrt von Valdivia aus erweiterte sich das Thal und wir erreichten das aus etwa 10 Häusern bestehende Dörfchen Futa, welches auf einer etwa 10 Morgen großen ebenen Lichtung lag, die von hohen, mit dichtem Urwald bedeckten Bergen umgeben war. Bevor wir aber landen konnten, hatten wir noch zwei gefährliche Stromschnellen zu passiren, wo die Strömung so bedeutend war, daß die Ruderer mein Boot vom Lande aus mit Lazos durch diese ziehen mußten.

Dieser Ort ist nur deshalb zu erwähnen, weil der Fluß nur soweit schiffbar ist; alle Waaren, welche von Valdivia oder Corral kamen und nach dem Innern des Landes gebracht werden sollen, müssen hier ausgeladen und auf Maulthieren weiter transportirt werden, dagegen werden die Landesproducte, welche aus dem Innern kommen, hier nach den Kähnen verladen.

Ich kehrte hier in einem Gasthause ein, wo ich meine vorausgesandten Pferde schon antraf, und verbrachte daselbst die erste Nacht.

In früher Morgenstunde ließ ich die Pferde satteln, verließ Futa und ritt mit meinem Diener auf einem schlechten, vom Regen sehr ausgewaschenen Wege in dunklem Urwald dahin und erreichte nach

etwa einer Stunde ein kleines freundliches, in dem Ort Los Ulmos gegelegenes deutsches Gasthaus.

Von hier führte der Weg stets im Walde bald bergauf, bald bergab und wir trafen in diesen Gebirgsschluchten viele reinste weiße Quarzfelsen von colossalen Dimensionen, welche gegen das dunkele Grün des Waldes grell abstachen; der Weg war derart mit scharfen Steinen derselben Gattung bedeckt, daß die unbeschlagenen Pferde sich oft verletzten und lahmten.

Auf den Anhöhen war der Urwald stets etwas gelichtet und ich erreichte auf der ersten die kleine chilenische Ansiedelung Tregua, dann auf der zweiten die von Welkikura und zuletzt die von Catamutun. In der Nähe der letzteren befanden sich mächtige Kohlenlager von sehr guter Qualität, welche aber, da sie zu weit vom Meeresstrand entfernt lagen, nicht ausgebeutet wurden.

Sieben Stunden lang war ich durch dunklen Urwald geritten, welcher, wie erwähnt, nur in unmittelbarer Nähe vorgenannter Orte etwas gelichtet war, und wenn die von Tausenden von Schling- und Schmarotzerpflanzen in den bizarrsten Formen umschlungenen Riesenbäume auch einen imposanten, die herrlichen Myrthen- und Fuchsien-Büsche, die prächtigen Blumenguirlanden, die sich über den Weg zogen, einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewährten, war ich doch nun, nach mehrmonatlichem Reisen in diesen Wäldern, für ihre Schönheit unempfindlich geworden. Ebenso wie ich bei meiner Ankunft in dieser Provinz, nachdem ich acht Jahre hindurch größtentheils in den ödesten Sandwüsten gelebt hatte, mit Entzücken diese herrlichen Wälder begrüßt und die üppige Vegetation bewundert hatte, sehnte ich mich nun oft wieder nach dem ewig blauen Himmel des Nordens, wo die Sonne stets freundlich herniederblickt. Zu dieser Empfindung trugen natürlich die so anhaltenden Regengüsse und der fast stets trübe Himmel bei, so wie der Umstand, daß in dem Urwald kein Vogel von den Zweigen sein Lied ertönen ließ, und nur bisweilen das tactmäßige Klopfen eines Spechtes, oder das melancholische Gurren einer wilden Taube zu vernehmen war.

Endlich wurde dieser Urwald lichter, zu beiden Seiten des Weges erblickte ich bald bebaute Felder, zerstreute Wohnungen, Wiesen, auf welchen Heerden weideten, und erreichte den kleinen Ort La Centinella, (Schildwache), wo sich zur Zeit der Spanier ein Militärposten befunden hatte, wonach er seinen Namen führte. Dieser Ort lag auf dem Kamm eines vom Meere bis fast nach den Cordilleren der Anden sich erstreckenden

Gebirgszuges, und da sich von hier eine herrliche Aussicht darbot, rastete ich etwas, um den ermüdeten Pferden eine Erholung zu gewähren.

Von hier breitete sich nach Süden hin die unabsehbare Ebene vor mir aus, die sich vom Fuß dieses Gebirges bis nach dem Meerbusen von Reloncavi erstreckt. Im Vordergrund lag eine Menge Hütten im Schatten hoher Apfelbäume und umgeben von bebauten Feldern und von Weiden, auf denen große Heerden grasten; etwa eine Meile weiter erhoben sich die zerstreut liegenden Häuser des Städtchens Union, und noch südlicher ragten am Waldessaum die Thürme der alten Stadt Osorno empor. Im Westen war diese Ebene von dem über 1000 Fuß hohen Küstengebirge, im Osten von dem Riesendamm der Cordilleren der Anden begrenzt. Diesen konnte man von hier über 30 Meilen von Nord nach Süden hinlaufend verfolgen und gewährte derselbe jetzt, wo er weit herab mit Schnee bedeckt war und von der im Stillen Ocean untertauchenden Sonne beleuchtet wurde, einen wahrhaft imposanten, großartigen Anblick.

Von seinem Kamm erhoben sich Riesenfelsenkuppeln, unzählige hohe Spitzen und Zacken in pittoresken Formen, und stachen die weißen Kegel der Vulcane Llaima, Villarica, Descabezado, Osorno und Calbuco, abwechselnd Rauch- und Feuersäulen entsendend, malerisch gegen das dunkle Grün des Urwaldes der Abhänge und gegen das helle Grün dieser Ebene ab.

Als sich die Pferde etwas erholt hatten, ritt ich dies Gebirge langsam nach der Ebene hinab und langte binnen einem Stündchen in der deutschen Colonie Union an, wo ich mich in einem, an dem Marktplatz gelegenen deutschen Gasthaus einquartierte.

Dieser Ort lag etwa 12 Meilen von Valdivia entfernt und war nach spanischem System angelegt, d. h. er hatte einen 500 Fuß langen und eben so breiten Hauptplatz, von welchem gradlinige Straßen nach den vier Himmelsgegenden ausliefen, bis jetzt aber wenig bebaut waren. Die Häuser waren aus Holz aufgeführt und bestanden nur aus einem Erdgeschoß. — Dieses Städtchen zählte damals etwa 400 Einwohner, unter welchen sich ungefähr 50 Deutsche befanden.

An dem Hauptplatz, gegenüber von meinem Hotel, befand sich das Gouvernementsgebäude, die Wache, ein Gefängniß, die Kirche und die Schule.

Bald nach meiner Ankunft machte ich einen Besuch bei dem Gouverneur, an welchen ich Empfehlungen von dem Intendent von Valdivia, Senor don Ruperto Solar brachte. Als ich von da nach meinem Gast-

Huyllichen-Indianer.

Digitized by Google

hause zurückkehrte, wurde ich, da sich an einem so kleinen Ort die Kunde von der Ankunft eines fremden Deutschen sofort wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, von fast allen hier lebenden Landsleuten auf das Herzlichste begrüßt, unter welchen mein Wirth Erdmann Schmitt, der Apotheker Lewy und der Lehrer Carl Schmitt Breslauer waren. Bis spät in die Nacht blieben wir beisammen und ich mußte viel von meinen Reisen und den neuesten Nachrichten aus der alten Heimath erzählen.

Der nächste Tag war ein Sonntag, Alles strömte nach der Kirche und es war mir sehr interessant, die Einwohner, welche größtentheils indianischer Abkunft waren, kennen zu lernen.

Wie ich bereits erwähnte, gehörte dies Land früher auch zum Araucaner-Gebiet, während aber nördlich vom Valdiviafluß die Picuntos lebten, gehörten diese Indianer zu dem Cuncos- und Huyllichen-Stamm. Diese waren in Character und Kleidung von den zuerst genannten verschieden und mit Ausnahme sehr weniger Alle getauft und in der christlichen Religion erzogen. Sie nannten sich Mapunchen, was Ureinwohner bedeutet, indem „Mapu“ das Vaterland und „Che“ Mensch in Araucanischer Sprache heißt.

Körperlich waren sie kleiner als die Picunten, hatten niedrigere Stirn und ich fand viele, welchen das Haupthaar nur bis auf Fingerbreite von den Augenbrauen entfernt war, wie der Leser auf nebenstehender Abbildung ersehen kann.

Während der Picunte ein so ausgezeichneter Reiter ist, waren diese bewundernswerth zu Fuß und legten Distanzen, die man in einem Tage zu Pferde macht, zu Fuß zurück, und zwar auf den schlechtesten Wegen im Urwald über Berg und Thal.

Sie waren im Gegensatz zu den Picunten, die stolz, herrisch, grausam und Feinde der Civilisation und des Christenthums waren, höchst gutmüthig, demüthig und friedfertig, und diesen Umständen war es auch zu danken, daß sie früher die Wiedererbauung der Städte Valdivia und Osorno erlaubt hatten, daß die chilenische Regierung Besitz von diesem Lande genommen hatte und sie nun auch Christen waren.

Sie machten mir ganz den Eindruck eines Volkes, welches untergegangen ist und dessen letzte Repräsentanten sie noch sind, und aus den Unterredungen, welche ich mit ihnen hatte, trat klar die Trauer über den Verfall ihres Stammes zu Tage. — Dieses Land war früher von Hunderttausenden bewohnt gewesen, war aber dann durch die Grausamkeiten der Spanier und besonders durch die schwarzen Blattern so verödet,

daß man viele Meilen reisen konnte, ohne eine Hütte oder einen Indianer zu treffen, wo sonst Tausende lebten.

Wenn nun auch diese Indianer, die man zum Unterschied von den wilden, zahme nennt (mansos), die christliche Religion angenommen hatten, hingen sie doch mit ungemeiner Vorliebe an ihren alten Sitten und Gebräuchen.

Was ihre Kleidung anbelangt, trugen sie nicht wie die Picunten den Chamal und Tarilonco, sondern Hosen und Hut. Erstere waren aus dickem wollenen, von ihren Weibern gewebten Stoffe und reichten bis an die Knöchel. Anstatt des Kopfbandes trugen sie gewöhnlich einen spitzen Filzhut ohne Krämpe, und anstatt des mit Indigo blau gefärbten Ponchos einen schwarzen. Die Tracht der Frauen bestand wie die der Picunten nur aus zwei Tüchern, nämlich dem Chamal und der Jculla, welche bei den Picunten aus dem bei ihnen so beliebten blauen Wollenstoff, bei diesen Indianerinnen aber gewöhnlich aus rothen oder blauen Frießdecken europäischen Fabrikats hergestellt waren.

Die Sprache ist die Araucanische, nur mit dem Unterschiede des Dialectes und wird z. B. das v der Picunten hier wie f gesprochen.

Nach der Messe langten einige Kaziken dieser zahmen Indianer mit ihren Leuten vor dem Hause des Gouverneurs an, welche, wie der Leser aus beifolgendem Bilde ersehen kann, als Zeichen ihrer Würde einen Cylinderhut mit Band oder einen Stab mit silbernem Knopf trugen. Diese Oberhäupter haben hauptsächlich nur darauf zu sehen, daß die Gesetze befolgt werden, Streit zu schlichten ꝛc., wofür sie von der Regierung alljährlich Geschenke erhalten.

Nach dem Gegenbesuch des Gouverneurs ritt ich mit einigen meiner Landsleute nach dem etwa eine Stunde von hier entfernten Ort Daglipulli, wo die Gebrüder Fehrenberg aus Cassel eine große amerikanische Mühle erbaut hatten. Wir verweilten daselbst einige Zeit und begaben uns dann in die an diesem Ort befindliche Mission, wo ich dem Pater Rumaldo de Civitavechia Grüße von seinen Ordensbrüdern aus Valdivia, San José und Queuli überbrachte und sehr herzlich begrüßt und aufgenommen wurde.

Es gab nämlich außer den Missionen von Valdivia, Queuli, Quinchilca und der nördlich am Imperialfluß unter 38 S. B. gelegenen noch sechs auf christlichem Gebiete und zwar: Daglipulli, Trumao, Riobueno, Cudico, Quillacahuin, Pilmaiqueen.

Digitized by Google

Alle diese Missionen waren auf gleiche Art aus Holz erbaut, bestanden aus einer Kapelle, einem Wohnhaus und Gehöft und einer Schulstube.

So auch die in Daglipulli. — Sie lag romantisch unter hohen Apfelbäumen, von hübschen Gärten, Feldern und Weiden umgeben, auf einem Hügel, von dem man die große Ebene weithin übersehen konnte.

In der Schule erhielten die Kinder Religionsunterricht und lernten Lesen, Schreiben und die spanische Sprache, Viele aber vergaßen bald wieder Gebote und Gebete, wie auch Lesen und Schreiben. — Wenn sich nun aber ein Paar verheirathen wollte, wurde verlangt, daß es die Lehren der Religion genau kenne, und mußte es so lange bis diese Forderung erfüllt war in der Mission bleiben und lernen, während welcher Zeit es vom Missionär zu Feldarbeit &c. benutzt wurde. — Trotz dieses Unterrichts hingen sie aber noch so an alten Sitten und Gebräuchen, daß man sie wahrlich nicht für Christen gehalten hätte; auch waren sie überaus abergläubisch.

Am Abend verließ ich mit meinen Landsleuten die Mission und wir ritten nach Union zurück, wo wir den Abend wiederum bis spät in die Nacht hinein im Gasthause beim Apfelwein zubrachten.

Am Vormittag des 26. August verließ ich, von mehreren meiner Landsleute begleitet, das Städtchen Union, und wir erreichten nach einem Stündchen Weges zwischen Feldern und Weiden die auf einem hohen Abhang sehr romantisch gelegene Mission von Trumao, zu deren Füßen der mächtige, wohl an 500 Fuß breite Riobueno seine Wassermassen dahinwälzte.

Nachdem ich auch dem daselbst lebenden Pater Constantio de Ponzone Grüße aus dem Norden von seinen Ordensbrüdern gebracht, wir etwas gerastet, uns an gutem Chicha erfrischt und die herrliche Aussicht über den Lauf des Flusses genossen hatten, ritten wir den Abhang hinab, setzten in einer Fähre über den Strom, und erreichten am andern Ufer den Ort Trumao, wo wir in einem kleinen deutschen Gasthaus, welches Herr Mangold aus Cassel gepachtet hatte, einkehrten.

Neben diesem erhob sich dicht am Ufer des Flusses ein massives dreistöckiges Gebäude, welches das Depot der von dem Dampfer Fosforo von Valparaiso auf diesem Strome gebrachten Waaren, sowie der Landesproducte war, die dieses Schiff von hier als Rückfracht mitnahm. Es gehörte dem Handelshaus Larrain und Erazuriz in Valparaiso und stand diesem Geschäft Herr Carl Seidler aus Cassel vor. Außer diesen

Gebäuden befanden sich an diesem Ort nur noch etwa sechs kleine chilenische Hütten.

Früh am Morgen besuchte mich Herr Seidler und lud mich ein, bei ihm zu wohnen, was ich dankbar annahm, und da es stark zu regnen begonnen hatte und während einiger Tage anhielt, verblieb ich diese Zeit bei dieser liebenswürdigen Familie. Von hier aus ritt ich mehrmals mit meinem Wirth nach dem nur eine Stunde von hier entfernten Landgut Roble, welches dem Baron von Bischofshausen gehörte. Dieser hatte mit einer sehr zahlreichen Familie Hessen-Cassel verlassen und sich hier angesiedelt. Auch hier fand ich sehr liebevolle Aufnahme.

Am 1. September beeilte ich mich meine Reise in südlicher Richtung fortzusetzen, verließ daher Trumao, und erreichte, auf einem, durch die Regengüsse sehr erweichten morastigen Wege, welcher zwischen bebauten Feldern, Weideflächen und Wald führte, an welchem mehrere chilenische kleine Dörfer lagen, nach achtstündigem Ritt die Stadt Osorno, wo ich in einem deutschen Gasthause einkehrte.

Die Stadt Osorno wurde, wie Eingangs des Bandes erwähnt, 1558 vom spanischen General Garcia de Mendoza an diesem in strategischer Beziehung günstigen Punkt erbaut, indem sie auf einem an 200 Fuß hohen Felsenplateau, am Zusammenfluß des Rahue- und Damas-Flußes lag, nach welchen Gewässern die Abhänge schroff abfielen. Durch das viele Gold, welches die Spanier in früherer Zeit in den Umgebungen dieser Stadt gewonnen hatten, war dieselbe bald eine der bevölkertsten und reichsten geworden, es wurden mehrere Klöster erbaut und der Bergbau, sowie auch Handel und Gewerbe, besonders große Webereien blühten empor.

Bei dem allgemeinen Aufstande der Araucaner-Indianer konnte aber auch diese Stadt, nachdem Villarica, Valdivia, Imperial und alle anderen spanischen Städte zerstört waren, diesem traurigen Schicksale nicht entgehen, und wurde 1603 von demselben General Toqui Paillamachu, welcher Valdivia zerstörte, vollständig niedergebrannt.

Erst 1788 wurde dieser Ort von Ohiggins wieder aufgebaut, blieb aber bis 1850 unbedeutend, in welchem Jahre sich die deutschen Auswanderer da nieder zu lassen begannen.

Früh besuchte mich der frühere Buchhändler August Schulz aus Breslau, welcher sich in dieser Stadt mit seiner Familie niedergelassen hatte und bereits 10 Jahre daselbst lebte.

Da die Witterung herrlich war, unternahmen wir einen Spaziergang durch die Stadt.

Wie alle Städte spanischen Ursprungs, war auch diese, soweit es die Naturverhältnisse gestatteten, regelmäßig angelegt, mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen und mehreren großen Plätzen.

An den zahlreichen Ruinen und den langen geflasterten Straßen, an deren beiden Seiten sich aber jetzt nur noch dicke Grundmauern einige Fuß über die Erde erheben, wie an den großen Strecken, welche mit Schutt und Trümmern bedeckt waren, konnte man deutlich erkennen, wie bedeutend einst diese Stadt gewesen sein mußte, welche die ganze, zwischen den beiden Flüssen gelegene Hochebene eingenommen hatte.

In der Mitte der Stadt lag der Hauptplatz, an welchem sich die Kirche, das Regierungsgebäude und das Gefängniß erhoben, welche massiv erbaut waren, während die andern Häuser, welche den Eingeborenen gehörten, aus Holz aufgeführt waren und nur aus einem Erdgeschoß bestanden. Auf einem südlicher von da gelegenen Platze erhob sich an der einen Seite ein großes Franziskanerkloster mit mehreren Höfen und von schönen Gärten umgeben, in welchem an 30 Mönche wohnten. Die anderen Seiten des Platzes waren noch unbebaut, und es ragten nur die alten Grundmauern hervor.

Im nördlichen Theile dieser Hochebene lag ein dritter Platz, welcher sich bis in die ausgehende Spitze desselben erstreckte, von wo man über die alten Festungsmauern hinweg eine herrliche Aussicht genoß. — Fast 200 Fuß senkrecht unter denselben vereinigen sich die Flüsse Rahue und Las-damas, welche nun, vom Regen angeschwollen, ihre Wassermassen brausend und tosend über die vielen Mauertrümmern, welche bei der Zerstörung dieser Stadt herabgerollt waren, dahin wälzten. Gegen Norden breitete sich die gegen 10 Meilen lange Ebene bis an die Centinella aus, durch welche ich auf dem Herwege geritten war; in ihr lag das Städtchen Union. Weiterhin konnte man die Uferabhänge des Riobuenoflusses, in fast gerader Linie von Ost nach West sich erstreckend, erblicken, in welchen Strom die beiden hier vereinten Flüsse nach vielen Windungen durch die grüne Thalebene mündeten. Gegen Westen zog sich eine viele Meilen lange Ebene bis an das über 1000 Fuß hohe Küstengebirge, in welcher die Spanier einst die großen Schätze an Gold ausgebeutet hatten, was daran zu erkennen war, daß sich hunderttausende von kleinen Löchern und Halden in ihr befanden. Gegen Süden erstreckte sich von hier bis nach dem Meerbusen von Reloncavi fast undurchdringlicher, finsterer Urwald, der bis an diese Stadt heran reichte. Gegen Osten endlich erhoben sich die Cordilleren der Anden mit ihren Vulkanen.

Während die spanische Bevölkerung dieser Stadt hauptsächlich auf diesen Plätzen, oder in der Nähe derselben ihre Wohnungen errichtet hatte, bekam die Stadt bald nach 1850, als die Deutschen anlangten, ein ganz anderes Aussehen. Bald erhoben sich auf den Trümmern an den Straßen zuerst einzelne freundliche, saubere Colonistenhäuser, welche nach und nach derart sich vermehrten, daß nun mehrere Straßen und besonders eine sehr lange, auf welcher ich von Trumao hier eintraf, fast nur von Deutschen bewohnt waren. Vor diesen freundlichen, nur aus Holz construirten Häusern fehlte auch nie ein Gärtchen mit Obstbäumen und Blumen, und diese Wohnungen stachen sehr vortheilhaft gegen die unordentlichen der Eingeborenen ab.

Osorno zählte zu dieser Zeit über 2000 Einwohner, darunter über 600 Deutsche; es befand sich der Handel vollkommen in den Händen der Letzteren, und die bedeutendste Firma war Schwarzenberg und Geise aus Cassel. Hier gab es deutsche Gerbereien, Brennereien, eine Brauerei, ein Oelmühle, eine Mahlmühle, eine deutsche Apotheke, Aerzte, mehrere deutsche Gasthäuser und natürlich auch einen Deutschen Club.

Die Polizei war sehr schlecht organisirt, wovon ich mich gleich in der ersten Nacht überzeugte, denn mein, wie meines Dieners Pferd wurde aus dem Stall des Gasthauses gestohlen. — Wenn diese Polizei energischer vorginge und die Diebe, wie es im Norden der Republik geschieht, durch Peitschenhiebe züchtigen ließe, so würde diesem Uebelstande sicher bald abgeholfen werden.

Lebensmittel und Alles was zum Leben gehört, waren in Osorno sehr billig.

Ich verweilte zehn Tage hier und brachte die Tagesstunden beim Gouverneur, an dem ich von dem Intendent von Valdivia empfohlen war, oder im Kloster der Franciskanermönche zu, und die Abende im Deutschen Club oder beim erwähnten Buchhändler Schulz.

Auch dieser Colonie muß ich zum Ruhme nachsagen, daß die größte Einigkeit unter den Deutschen herrschte, obwohl sie aus sehr verschiedener Herren Ländern zusammengewürfelt waren.

Sehr interessant waren für mich die Nachrichten, welche mir die Mönche im Kloster über die in dieser Stadt vergraben liegenden Schätze gaben. — Nach allen Nachrichten stand fest, daß als dieselbe von dem Araucanern belagert und erobert wurde, sich große Reichthümer darin befanden, besonders viel Gold in der Münze, zum Theil noch in Goldstaub, Blättchen und Körnern, wie es in der Natur gefunden wird, theils bereits zu Barren, geschmolzen oder geprägt. — Da die Spanier

so schnell von dem kühnen Araucanerhäuptling eingeschlossen wurden, war es nur sehr Wenigen gelungen zu entfliehen, daher vermauerten und vergruben die zurückgebliebenen ihre Schätze oder versenkten sie in die Brunnen, deren mehrere bis auf das Niveau der Flüsse in Stein gehauen waren. Ein großer Theil der Schätze ist nun wohl für immer verloren, indem sich gerade auf den Punkten, wo man die größte Ausbeute vermuthen kann, bereits Häuser der Deutschen erheben.

Die reichen Goldminen in der Umgegend von Osorno, aus welchen die Spanier so bedeutende Massen dieses edlen Metalls gewonnen hatten, zu besuchen und zu erforschen war mir leider nicht möglich, da die Wege dahin unter Wasser standen und völlig unpassirbar waren. Alles was ich darüber erfahren konnte, stimmte mit meiner Ansicht überein, daß sich an den Ostabhängen der Küstencordillere reiche goldhaltige Quarzgänge befinden, welche früher bearbeitet wurden, daß aber besonders die ganze Ebene mit einer goldhaltigen Schicht bedeckt ist, in welcher dasselbe als Körner, Blättchen und Staub, auch bisweilen in größeren Stücken vorkommt. Tausende von Löchern in dieser Ebene verrathen, daß die Erde ausgegraben und dann ausgewaschen worden war.

Hiernach sollte man nun meinen, daß die Deutschen sich ganz speciell mit Goldbergbau oder Goldwäscherei beschäftigten. Dies ist aber nicht der Fall und zwar deshalb, weil das Gold so fein im Sande oder Erdschichten vorkommt, daß es nicht lohnend genug ist es auszuwaschen, außerdem befindet sich aber auch Niemand dort, der es versteht die richtigen Lagerstätten aufzusuchen und vortheilhaft auszubeuten; denn es ist nicht genügend, daß Jemand als Bergmann theoretisch ausgebildet ist. Wer hier sein Glück machen will, muß selbst eine längere Zeit in den Diggins Californiens, Ausstraliens und Neuseelands gearbeitet, das Vorkommen studirt und das Gewinnen praktisch betrieben haben! — Daß die Spanier so große Summen gewonnen hatten kam daher, daß zu jener Zeit die Gegend ungemein bevölkert und die Indianer gezwungen worden waren, ohne Lohn in den Goldwäschereien zu arbeiten.

Ich selbst kam im Jahre 1852 als theoretisch und praktisch gebildeter Bergmann nach der Republik Chile und bearbeitete während sieben Jahren in der Provinz Atacama nicht allein Silber- und Kupferminen, sondern auch Goldminen, und kam 1859 nach Valdivia.

Im Jahre 1864 kam ich nach der Republik Neu-Granada, wo ich in den reichen Minen von Barbacoas mit Californischen Compagnien

Goldbergbau, besonders Goldwäschereien betrieb, erst persönlich praktisch mitarbeitete, dann größere Arbeiten, bei denen ich an 50 Neger und Chinesen beschäftigte, dirigirte, und gestehe offen, daß ich zur Zeit, als ich in Valdivia war, zu wenig Kenntnisse davon besaß, jetzt aber die feste Ueberzeugung habe, daß auch in dieser Provinz reiche Goldausbeute zu machen ist, die umsomehr vortheilhaft, als sich hier stets und überall Wasser im Ueberfluß befindet — ein Haupterforderniß bei Goldwäschereien.

Die ganze Republik Chile hat ein Geschichtsschreiber sehr richtig mit einer langen Stange Goldes verglichen; denn wir finden in der nördlichsten Provinz Atacama die reichen Goldminen von Copiapo, in der folgenden Coquimbo die alte reiche Grube bei Serena, in der dritten Provinz Santiago die fabelhaft alte reiche Grube von Peldehue bei Colina, wo man es eine Zeit lang täglich centnerweise gewann, in der vierten Provinz Talca die reiche Grube Chivato am Maulefluß, in der fünften Provinz Constitution die reichen Gruben von Palhuen, in der sechsten Provinz Concepcion die von Rere, in der siebenten Provinz Arauco die von Villarica, in der achten Provinz Valdivia die von Pumillahue ꝛc., und endlich in der neunten Provinz Llanquihue die Gruben von Osorno.

Ebenso wie es in Deutschland unzählige Nachrichten und Sagen von vergrabenen Reichthümern giebt, fehlten solche auch hier nicht und wohl mit mehr Recht. So war hier der Glaube vielfach verbreitet, daß sich in dem fast undurchdringlichen, südöstlich von Osorno gelegenen Urwald seit der Zeit der Spanier, d. h. also seit Jahrhunderten, ein Ort mit einer Bevölkerung spanischer Abkunft befände, welche große Schätze an Gold und Silber, große Viehheerden und alles zum Leben Nöthige besäße, daß aber nie Jemand zu ihnen käme, weil kein Weg dahin führe.

Mehrere Expeditionen hatte man bereits dahin unternommen, doch waren alle Bemühungen fruchtlos geblieben, dieses Eldorado zu entdecken, daher behaupteten die so abergläubischen Eingeborenen, daß diese Stadt verhext sei, und nannten sie daher La cindad encantada. Auch die Mönche von Osorno erzählten mir davon und waren der Ansicht, daß wahrscheinlich da eine alte spanische Stadt existirt habe, jetzt aber nur noch Ruinen derselben im Urwald sich befinden möchten, in deren Nähe auch Gold gewonnen worden war und glaubten auch, daß es da Heerden verwilderter Pferde und Rinder geben könne, aber keine Menschen.

Der Grund, welcher zu diesem Glauben berechtigte, war erstens der, daß man in alten Schriften noch eines spanischen Orts erwähnte, den man bis jetzt nicht gefunden hat, wo sehr reiche Goldminen sein sollten, wie zweitens, daß Holzschläger, als sie Alerzebäume aufsuchten, auf einer ihrer Expeditionen im dichten Urwald eine Spur von Spaniern gut gebauten Weges fanden, welcher nach einer Gegend führte, in der man nicht die geringste Kunde von einer Wohnung, noch weniger von einem Orte hatte. Da dieser Weg aber seit Hunderten von Jahren nicht mehr passirt war, was nach den Riesenbäumen, welche inmitten desselben wuchsen, berechnet werden konnte, wäre es nur dann möglich gewesen denselben zu verfolgen, wenn man den Urwald längs desselben niedergebrannt hätte.

Nach Süden zu führte dagegen von Osorno ein Weg mitten durch den zehn Stunden langen Urwald, bis an das Nordufer des Llanquihuesees, wo sich ebenfalls nun eine bedeutende deutsche Colonie befindet; dieser Weg war aber, mit Ausnahme einer Strecke von etwa drei Meilen, wo ein colossaler Brand den Urwald gelichtet hatte, derart morastig, daß, damit Mann und Roß nicht versinken möchten, meilenlange Knüppeldämme angelegt waren. Eine Chaussee dahin war im Bau begriffen.

Die Mönche in Osorno hatten mir auch mitgetheilt, daß sich bei der zwei Meilen entfernten Mission von Pilmaiqeen eine große Höhle befinde, in welcher, wie die Indianer fest glaubten, der Teufel (Gueeubu) hause und beschloß ich eines Tages trotz des regnerischen Wetters mich dahin zu begeben, um sie zu untersuchen. Ich interessirte mich für diese Höhle umsomehr, als ich glaubte, daß sie ein von den alten Spaniern angelegter Tunnel einer Goldmine sei, oder auch, wenn es eine natürliche Höhle sein sollte, daß Schätze darin verborgen sein könnten, weil die alten schlauen Indianer den Ihrigen ebenso den Besuch der Ruinen von Villarica verboten und gesagt hatten, daß der Teufel diese bewache. Außerdem befand sich in der Nähe dieser Mission aber auch ein herrlicher durch den Fluß Pilmaiqeen gebildeter großer Wasserfall, den ich auch zu sehen wünschte.

In Begleitung meines Dieners brach ich früh von Osorno auf und erreichte nach achtstündigem Ritte auf fast unpassirbaren Wegen im dunkelsten Urwald endlich diese von einigen wenigen Hütten umgebene Mission, wo mich der Pater Pablo de Royo auf das Freundlichste aufnahm und bewirthete.

Andern Morgens begab ich mich von meinem Diener und einigen indianischen Christen begleitet nach der unweit dieser Mission in tiefem Urwald, an den Ufern eines reißenden Bergstromens gelegenen berüchtigten Teufelshöhle, wohin mir die Indianer nur mit Zittern und Zagen folgten und sich nicht in die Nähe des Eingangs wagten, da sie fürchteten, daß Guecubu herauskäme.

Der Aberglaube und die Furcht vor diesem bösen Wesen war bei ihnen derart eingewurzelt, daß der Missionär vergebens dagegen ankämpfte, und sie waren trotz ihres Christenthums derart von der Gegenwart des Teufels in dieser Höhle überzeugt, daß sie ihm bei Vollmond stets Opfer in Eiern, Mais, Apfelwein u. s. w. bestehend darbrachten. Diese Gaben stellten sie in den Eingang der Höhle und freuten sich, wenn diese verschwanden, da sie ja dann der Teufel angenommen. Dies ging aber mit sehr natürlichen Dingen zu, indem, wie ich erfuhr, die Knaben der Missionsschule diese Lebensmittel regelmäßig wegstahlen und mit dem größten Appetit verzehrten.

Vor der Höhle angekommen, erkannte ich sofort, daß dies kein von den alten Spaniern gearbeiteter Tunnel war, hatte demnach keine Hoffnung hier eine reiche Goldader zu entdecken und hatte nur noch die Aussicht vielleicht verborgene Schätze der alten Indianer in derselben vorzufinden oder wenigstens in geologischer Beziehung etwas Interessantes wahrzunehmen.

Ich ließ meinen Diener am Eingang der Höhle zurück, um ihm nöthigenfalls, wenn mich irgend ein Unglück treffe, ein Zeichen geben zu können, und als ich nun in dieselbe kroch — denn obgleich 10 Fuß breit, war sie nur 3½ Fuß hoch — hielt ich in einer Hand ein Licht, in der anderen den gespannten Revolver, und drang langsam und vorsichtig, Boden, Wände und Decke genau prüfend, vor.

Als ich kaum zehn Schritte eingedrungen war, erweiterte sich die Höhle und bald erreichte sie eine Breite und Höhe von ca. 15 Fuß. Der Boden war trocken, aber mit vielen Felstrümmern bedeckt, die von der Decke herabgestürzt waren und mich zu doppelter Vorsicht bestimmten.

Nachdem ich eine Strecke weiter zurückgelegt, wendete sich die Höhle nach der rechten Seite, so daß ich nun das Tageslicht nicht mehr sehen konnte. — Als ich mich auf einem großen Steine niedergelassen, vernahm ich dicht über mir ein eigenthümliches Geräusch, ich verspürte einen starken Luftzug, mein Licht erlosch und ich befand mich in totaler Finsterniß. Schnell machte ich Licht und erkannte bald,

daß ich eine Eule aufgescheucht, die ängstlich und scheu nach dem Ausgang flog.

Immer langsam und vorsichtig weiter vordringend wurde die Höhle abwechselnd bald etwas breiter, bald schmäler, ihr Charakter änderte sich im Allgemeinen aber nicht. Plötzlich glaubte ich ein Geräusch dicht hinter mir zu vernehmen und mich schnell umdrehend stolperte ich und mein Licht erlosch zum zweitenmal.

Ich suchte nun nach meinem Feuerzeug, konnte es aber nicht finden, und annehmend, daß es auf dieser Stelle mir aus der Westentasche gefallen sein müsse, suchte ich es am Boden. Als ich bereits eine Weile vergeblich in vollkommenster Finsterniß herum getappt war, spürte ich ganz deutlich, daß sich ohnweit von mir etwas bewegte; ich lauschte erschreckt, es war keine Täuschung, ich vernahm sogar ein leises Athmen und fühlte, daß mir ein Wesen sogar näher kam. Ich wußte, daß es ein lebendes Wesen war, aber nicht welcher Art, ob ein Mensch oder eine Bestie? — Auf meinen Anruf antwortete es nicht und näherte sich mir langsam immer mehr.

Es ist unstreitig eins der unangenehmsten Gefühle, wenn man, noch dazu an einem so gefährlichen Orte, in finsterer Nacht ein Wesen, welches keine Antwort giebt, langsam auf sich zuschleichen hört, und gestehe offen, daß, obgleich ich nicht ängstlicher Natur, mir der kalte Schweiß über die Stirn lief.

Auf mein nochmaliges Anrufen erfolgte wieder keine Antwort und drückte ich daher mein Revolver nach der Richtung ab. Der Hahn knackte, aber der Schuß versagte, und als ich nun dies Wesen schon so nahe fühlte, daß ich es greifen konnte, hätte ich wahrlich wie die Indianer glauben können, daß ich es mit dem Teufel zu thun habe. Halb tastend, halb kriechend, suchte ich den Ausgang zu gewinnen, schrie aber unwillkührlich auf, als ich an etwas Lebendiges stieß. In größter Aufregung suchte ich eine Patrone, um den Revolver zu laden, was ich leider zu Hause zu thun vergessen hatte, fand aber an deren Stelle zum Glück mein Feuerzeug. Licht machen, entsetzt umherblicken und laut auflachen, war das Werk eines Augenblicks. — Der große Hund aus der Mission, den ich früh gut gefüttert, war mir heimlich nachgeschlichen und stand nun vor mir und schaute mich freundlich wedelnd an!

Obgleich ich durch dieses eigenthümliche Intermezzo wirklich etwas erschreckt war, wollte ich meinen Plan, diese Höhle, soweit ich nur irgend eindringen könne, zu untersuchen, nicht aufgeben, und in Begleitung des Hundes drang ich immer weiter ein. Plötzlich aber blieb derselbe stehen,

schnüffelte mit hoch gehobener Nase und begann zu knurren, und da ich nun zum Glück noch aus ziemlicher Entfernung das unverkennbare Brummen eines Löwen hörte, gab ich sofort alle weiteren Erforschungen auf und begann so schnell als nur irgend möglich den Ausgang der Höhle zu gewinnen.

Der Kampf wäre wahrlich ein zu ungleicher gewesen, denn sicher war wohl anzunehmen, daß dieser Löwe nicht allein, sondern mit seinem Weibchen und Jungen hier sein Lager aufgeschlagen haben werde.

Wenn diese beiden Bestien in größter Wuth, in Vertheidigung ihrer Jungen mich nun angefallen hätten, so würde ich sicher bald im Finstern zwischen den vielen am Boden liegenden Felsentrümmern gestürzt, und von ihnen zerrissen und gefressen worden sein, und selbst der Hund würde mir dabei sehr wenig genützt und dasselbe Schicksal gehabt haben. Dies schien der schlaue Hund instinktmäßig vorherzusehen, denn während er sonst im Freien die Löwen sofort verfolgte und sie zwang sich auf Bäume zu flüchten, folgte er mir nun schleunigst mit eingezogenem Schwanz und verspürte keine Lust einen Angriff zu machen.

Wenn mich die Bewohner dieser Höhle schon zu schleunigster Flucht zwangen, bewog mich auch der Umstand zu noch größtmöglichster Eile, daß plötzlich ein großer Felsblock von der Decke sich lösend, unter furchtbarem Getöse, Donner und Krachen nur wenige Schritt hinter mir aus einer Höhe von einigen zwanzig Fuß herniederstürzte, und durch diese Erschütterung zugleich auch an mehreren Stellen Felsmassen herabkamen.

Endlich gelangte ich wieder glücklich ins Freie, wo ich von den Chilenen und dem Missionär, welche das Krachen der Felsmassen draußen vernommen und mich für verloren hielten, mit Jubel begrüßt wurde, während die Indianer mich mit Furcht und Scheu betrachteten.

Ich erfuhr nun, daß die Indianer, nachdem ich in die Höhle eingedrungen war, auf Zureden der Chilenen sich bis an den Eingang derselben gewagt und hineingeschaut hätten, in diesem Moment aber gerade die große Eule und zwar zwischen ihren Köpfen hindurch herausgeflogen wäre, und sie einen furchtbaren Schreck gehabt. Sie nahmen sicher an, daß dies der Teufel gewesen, der diese Form angenommen, und fürchteten nun, daß dieser sich für dieses freche Eindringen meinerseits an ihnen rächen werde.

Meiner Ansicht nach ist diese Höhle ein altes, nun trockenes unterirdisches Flußbett.

Phot. u. Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden.

Wasserfall des Pilmaiqueen.

Digitized by Google

Von hier aus besuchte ich den großartigen Wasserfall, den der Fluß Pilmaiquen bildet, und nachdem ich einige Stunden da verweilt, trat ich den Rückweg nach der Mission an.

Am nächsten Morgen beeilte ich mich nach Trumao aufzubrechen, weil es stark zu regnen begonnen hatte und Gefahr vorhanden war, daß ich durch Ueberschwemmung mehrere Tage hier zu verweilen gezwungen sein würde. Pater Pablo begleitete mich dahin und trafen wir am Abend total durchnäßt dort ein. Auf diesem Wege hatte ich mich derart erkältet, daß ich bis 18. September im Hause des Herrn Seidler an starken rheumatischen Schmerzen darniederlag.

Der 18. September war der bekannte Festtag der Unabhängigkeit Chiles, welchen ich bis jetzt in Copiapo, Valparaiso und Santiago festlich begangen und dessen Feier ich nun hier zu begehen Gelegenheit hatte. Es war ein schöner Frühlingstag, und während der Morgenstunden trafen die Familie des Baron Bischofshausen, die Gebrüder Fehrenberg und mehrere andere deutsche Familien zu Pferde bei Herrn Seidler ein, und wir ritten sämmtlich, 15 Personen, theils Herren, theils Damen, nach dem etwa eine Stunde von hier entfernten Landgut des Professor Don Amando Philippi, wo wir von dessen Frau und Familie herzlich bewillkommnet wurden.

Herr Philippi war Professor an der Universität in Santiago und verlebte hier nur seine Ferien, befand sich aber leider nicht zu Hause.

Er war der Bruder des von den Patagoniern ermordeten Major Bernhard Philippi, des Gründers der deutschen Colonien in der Republik Chile und zeichnete sich ebenso sehr durch seinen strebsamen Geist, wie durch seine gediegenen Kenntnisse, besonders auf dem Gebiet der Naturwissenschaften aus, und seinen unermüdlichen Erforschungsreisen und Studien verdankt die Republik Chile eine Menge von Entdeckungen und Erfahrungen, welche natürlich auch den Wissenschaften im Allgemeinen zu Gute kommen, so daß er sich in seinem alten, wie in seinem neuen Vaterlande die größte Achtung erworben hat.

Da er selbst nicht hier lebte, verwaltete Herr von Stillfried aus Reichenbach in Schlesien dies Gut.

Nach einem sehr vergnügten Tage, an welchem bis spät in die Nacht getanzt wurde, ritten wir bei herrlichem Mondenschein nach Trumao zurück.

Von hier war es nicht weit nach der deutschen Colonie Riobueno und beschloß ich daher sie am nächsten Tage zu besuchen.

Gegen Mittag verließ ich von meinem Diener begleitet das gastliche Haus von Trumao und ritt am südlichen Ufer des Riobuenostromes in östlicher Richtung seinem Ursprung zu. Nach mehrstündigem Ritt durch Felder, Wiesen und Gebüsch, und nachdem ich über den Pilmaiqueenfluß in einem Kanoa gesetzt war, erreichte ich gegen Abend das an seinem Ufer gelegene alte, etwa 600 Einwohner zählende Städtchen Riobueno, wo ich mich in der Mission bei dem Pater einquartierte.

Früh am Morgen besuchte mich ein deutscher Kaufmann, Herr Machmer, welcher hier das Hauptgeschäft besaß, und Waaren aller Art gegen Käse vertauschte. Mit diesem Herrn machte ich einen Spaziergang, um den Ort kennen zu lernen.

Riobueno ist ein armes, aber sehr freundliches Städtchen, welches am südlichen Ufer des Flusses gleichen Namens auf einer 200 Fuß hohen sehr steilen Felswand lag. Es war zur Zeit der Spanier durch ein Fort befestigt, welches noch recht gut erhalten war und von welchem aus sich mir eine sehr schöne Aussicht über den Lauf des Stromes darbot. Gegenüber von hier erstreckte sich eine Ebene, Pampa de Negron genannt, auf welcher die ersten deutschen Familien, welche sich in diesem Departement niederließen, von der Regierung 443 Quadras Land erhielten, und zwar so vertheilt, daß jeder Mann 10, jede Frau fünf und ebenso jedes Kind über 10 Jahre fünf Quadras erhielt. — Eine Quadra ist 6½ Acker, und jeder Acker kostete 6 Real — 3 Mark, welchen Betrag die Ansiedler nach zwei Jahren zu zahlen hatten. Fünfzig Deutsche theilten sich in diese 443 Quadras, und ebenso übernahmen zwei Meilen westlich von Union 12 Deutsche 70 Quadras Land in der Nähe der Mission Cudico.

Da es am 21. September leider wieder sehr stark regnete, war ich gezwungen diesen Tag hier zu verweilen und verbrachte ihn in Gesellschaft des Missionärs und des Herrn Machmer. Gegen Abend heiterte es sich auf und unternahmen wir einen Spaziergang nach dem alten Fort.

Früh am Morgen des 22. Septembers trat ich meine Rückreise nach Trumao an, traf jedoch erst am Abend dort ein; der Pilmaiqueenfluß, den ich wieder zu passiren hatte, war derart vom starken gestrigen Regen angeschwollen, daß ich ihn nur nach vielem Zeitverlust und mit Lebensgefahr schwimmend passiren konnte.

Der nächste Tag ließ sich gut an und da ich keine Stunde guten Wetters verlieren wollte, miethete ich mir in früher Morgenstunde ein

Boot mit guten Ruderern, und verließ von einem getauften Indianer, welcher mir Erzgänge zeigen wollte, und meinem Diener begleitet Trumao, um den Riobueno und dessen Ufer bis an seine Mündung ins Meer kennen zu lernen.

Der Fluß Riobueno, auch Trumao genannt, ist der Ausfluß des Rancosees, aus dessen südwestlicher Spitze er in einer Breite von mehr als 120 Fuß heraustritt. Nachdem er ungefähr 10 Meilen in westlicher Richtung durch ebenes Land geströmt ist, in welches er sich über 100 Fuß tief eingewühlt hat, nimmt er von Süden her den Pilmaiqueen auf, den Abfluß des am Fuß der Anden gelegenen Puyehuesees. Von diesem Punkte an, bis zu welchem man die Wirkung der Ebbe und Fluth verspürt, hat er eine Breite von mehr als 300 Fuß, weiter nach Westen, bei Trumao, bereits eine solche von 500 Fuß. Die ersten Meilen bis zum Einfluß des Rahueflusses, welcher aus dem noch südlicher vom Puyehuesee gelegenen Llanquihue unter 40° 50′ S. B. entsprang, waren die Ufer hüglig, größtentheils gelichtet, und zum Theil urbar gemacht. Hier aber hatte er das über 1000 Fuß hohe mit dichtem Urwald bedeckte Küstengebirge durchbrochen und rauschte dadurch eingeengt reißend dem Meere zu.

Mehrere Stunden fuhren wir nun auf diesem schönen breiten, aber reißenden Strome zwischen den hohen Gebirgsschluchten dahin, und erreichten am Nachmittag eine Stromschnelle, wo die Ruderer mit großer Vorsicht fahren mußten, da schon viele Kanoas hier verunglückt waren und der Ort deshalb El Peligro (Gefahr) genannt wurde. Nachdem wir über die gefährliche Stelle hinweg waren, landeten wir bei einer Hütte, welche von einem Holzschläger bewohnt war, und da ich hier einige alte Goldminen untersuchen wollte, bat ich denselben um Gastfreundschaft.

Von hier aus untersuchte ich die Ufer, fand auch Goldgehalt in verschiedenen Erdschichten, aber nicht mehr als ich schon in unzähligen anderen Gegenden dieser Republik gefunden hatte. Zur Abendmahlzeit kaufte ich von meinem Wirth einige Fische, die hier in großer Menge vorkamen und gebraten von ausgezeichnetem Geschmack waren.

Früh am Morgen setzten wir unsere Reise zu Wasser fort und erreichten endlich am Nachmittag die Mündung des Flusses in den Ocean, unter 40° 11′ S. B., 73° 44′ W. L. Die Ufer waren auf dieser ganzen Strecke gleichmäßig hoch, steil und mit dichtem Urwald bedeckt. Der Strom hatte hier eine Breite von 2000 Fuß, wurde aber von einer inmitten desselben liegenden Insel in zwei Arme getheilt.

Auch dieser schöne Strom, welcher bis zum Einfluß des Pilmaiqueen herauf, also über acht Meilen, eine Tiefe von 18—45 Fuß besaß, mithin für große Schiffe fahrbar war, hatte leider, ebenso wie der Maule und Tolten, eine große Sandbank an seiner Mündung, welche nur Schiffer, die mit der Oertlichkeit genau bekannt sind, in einem durch dieselbe führenden, nur 15 Fuß tiefen Canal passiren konnten. Sowohl der kleine Dampfer Fosforo, als auch viele Segelschiffe waren bereits an dieser Stelle sitzen geblieben, mehrere der Letzteren sogar gestrandet.

Wir landeten am nördlichen Ufer der Mündung des Flusses, wo sich viel Gold befinden sollte, und ich war nicht wenig enttäuscht, als mir der mich begleitende getaufte Indianer Granitfelsen zeigte, aus welchen das Küstengebirge hier besteht, die mit Adern von Schwefel- und etwas Kupferkies durchzogen waren. Bis zum Abend untersuchte ich noch die Abhänge, leider aber fand ich nichts, und als wir ein Feuer angemacht, um unsere Abendmahlzeit zu kochen, erschien plötzlich ein Deutscher Namens Kißling, welcher in den in der Nähe von hier gelegenen kleinen Häfen von Laimiguapi und Milagro Holzgeschäfte betrieb.

Bis spät blieben wir beisammen, worauf er auf einem Boot nach Hause ruderte und wir uns in einer von den Klippen gebildeten geräumigen Höhle für die Nacht einrichteten.

Bei Tagesanbruch begannen wir die Rückreise, hoffend unser voriges Nachtquartier erreichen zu können; leider war aber der Fluß derart reißend, daß wir, als es finster wurde, gezwungen waren zu landen und die Nacht im Urwald ohne Obdach zubrachten.

Kaum waren wir eingeschlafen, als wir durch einen plötzlichen sehr starken Regen auf das Unangenehmste überrascht wurden, in welchem wir während der ganzen Nacht ausharren mußten.

Total durchnäßt, erfroren und erstarrt, beeilten wir uns bei Anbruch des Tages unser Boot zu erreichen und nachdem wir bei anhaltendem Regen wieder bis zum Abend gegen den angeschwollenen Fluß angekämpft hatten, erreichten wir glücklich Trumao.

Den nächsten Tag hatte ich in der unweit von Trumao gelegenen Mission von Quillacahuin bei dem Pater Feliciano de Strevari zugebracht und verließ am 28. September das gastfreundliche Haus in Trumao, um meine Rückreise nach Valdivia anzutreten. Herr Seidler begleitete mich bis nach dem Städtchen Union, von wo er am Abend zurückkehrte, während ich mit meinen neuen Bekannten bis spät in die Nacht vereint blieb.

Puerto Montt.

Digitized by Google

Bei Tagesanbruch setzte ich meine Reise, von einigen meiner Landsleute begleitet, fort, passirte die Orte Centinella, Catamutun, Welkicura, Tregua und Los Ulmos sowie Futa und erreichte, den Futafluß hinabfahrend, am Abend glücklich Valdivia.

Die Deutschen Kolonien von Llanquihue und Puerto Montt konnte ich leider nicht besuchen, halte es aber für angemessen, hier einige Nachrichten, welche ich über sie gesammelt, beizufügen.

Als in den Jahren 1849—1852 ein Theil des Stromes Deutscher Auswanderer in dem Hafen von Valdivia landete, Ackerbauer aber für Landwirthschaft nicht genug günstige Terrains fanden, begaben sich viele nach dem Innern dieses Landes und ließen sich theils in Union, theils in Osorno nieder. Andere durchkreuzten den 10 Stunden langen Urwald von da nach Süden, und als sie an dem nördlichen Ufer des Sees Llanquihue angelangt große Strecken Landes fanden, welche früher auch Urwald gewesen, durch große Waldbrände aber nun gelichtet waren, und sich gut zur Kultur eigneten, so siedelten sie sich hier an und zogen nach und nach viele Deutsche dahin.

Da die Chilenische Regierung die Deutsche Kolonie unterstützte und förderte, so legte der Präsident Montt 1853 in dem, im Meerbusen von Reloncavi gelegenen kleinen Ausschiffungsort Mellipulli die Stadt, welche nach ihm den Namen Puerto Montt erhielt, unter 41° 30′ S. B. und 42° 55′ an. Es wurden nun alle Schiffe mit ankommenden Auswanderern dahin dirigirt, von wo aus sie nur eine Strecke von vier bis fünf Stunden hatten, um an den Llanquihuesee zu gelangen, während sie von Valdivia aus früher mehr als drei Tage bedurften.

Die Ackerbauern begaben sich nach dem Innern, während die Professionisten und andere Gewerbtreibende sich im Hafen niederließen, und so blühte das Städtchen Puerto Montt, welches einen sehr guten und sichern Hafen besaß, in kurzer Zeit zu einer Stadt von etwa 3000 Einwohner empor, von denen die Hälfte Deutsche waren. Da sich auch die Ansiedelungen um den See Llanquihue so vermehrten, wurde 1861 die neue Provinz Llanquihue gegründet, deren Hauptstadt Puerto Montt war.

Diese neue Provinz entstand dadurch, daß man das früher zur Provinz Valdivia gehörige Departement Osorno mit dem Departement Carelmapu, welches das südlichst von Reloncavibusen gelegene Festland war und zur Provinz Chiloe gehörte, verband. Sie zählte jetzt über 30,000 Einwohner, unter denen sich einige Tausend deutsche Colonisten befanden. Letztere waren zum Theil auf Kosten der Chilenischen Regierung nach hier gekommen. Im Hafen von Puerto Montt einge-

laufen, wurden sie auf Staatskosten während einiger Wochen und oft längerer Zeit untergebracht und verpflegt, bis sie sich ein Terrain ausgesucht hatten und dann dahin abreisten. Bereits über 4000 Quadras Land hatten dieselben erhalten (über 25,000 Morgen), welches unter 90 Familien getheilt war. Nur verheirathete Leute, und solche, welche als ehrlich bekannt waren, erhielten Regierungs-Land. Der Preis für jede Quadra (450 Fuß lang und breit) wurde auf einen Dollar festgesetzt, und erhielt der Familienvater 24 Quadras, Mutter und jedes Kind über 10 Jahr 12.

An ihrem Bestimmungsort angekommen, erhielten die Colonisten Lebensmittel auf ein Jahr, ein paar Zugochsen, eine Kuh mit Kalb, wie einen Centner Getreide und einen Centner Kartoffeln zur Aussaat. Alle diese gemachten Vorschüsse, die Reisevorschüsse mit inbegriffen, wurden dann derart getilgt, daß sie erst nach fünf Jahren anzufangen hatten, jährlich den fünften Theil ihrer Schuld abzuzahlen, wonach eine Familie, welcher z. B. 500 Dollar vorgeschossen waren, erst nach fünf Jahren jährlich 100 Dollar und keine Zinsen während dieser Zeit zu zahlen hatte. Konnte der Colonist aus gerechten Ursachen die Schuld nicht decken, bekam er neue Frist. Ebenso waren die Colonisten während 15 Jahren von der Gründung dieser Colonie an gerechnet von Abgaben befreit, und hatten ferner Hospital, Arzt und Medicamente frei, die Kinder freie Schule und keiner Militärpflicht zu genügen.

Diese Landstriche waren eben und sehr kulturfähig, und wo der Urwald durch Brand gelichtet, wucherte die wilde Kartoffel, deren Vaterland besonders diese Provinz war, und junge Quila, welche das Winterfutter für das Vieh gab. Dabei war die Gegend höchst romantisch. Der Llanquihue, am Fuß der Anden gelegen, war von Ost nach West sechs Meilen lang, von Nord nach Süd $^1/_2$ Meile breit, 175 Fuß über dem Meere gelegen, und an verschiedenen Stellen 60 Faden tief. Sein Ausfluß war der Maulin, welcher unter 41° 30′ S. B. und 72° 55′ W. L. in den Ocean mündete. Am östlichen Ufer erhob sich der 7,500 Fuß hohe, fast stets bis zur Hälfte mit Schnee bedeckte Vulkan von Osorno; am südlichen Theil desselben der etwa 6490 Fuß hohe Vulkan von Calbuco.

Der See war theils noch von Urwald umgeben, seine Nordufer aber bereits gelichtet, auf welchen Stellen sich die deutschen Ansiedelungen befanden. Die Abhänge waren größtentheils schroff, zum Theil aber auch eben, und auf dem Wasser bewegten sich unzählige kleine Fahrzeuge und Kanoas, wie auch ein Dampfer, welcher den Verkehr zwischen den Colonien vermittelte.

— Ende des zweiten Bandes. —

ler Prc^a

Villa Rica See.

Palguin

Chiwowe.

Voipire.

Putue.

Villa Rica Ruinen.

Pocon

Vulcan Villa Rica.

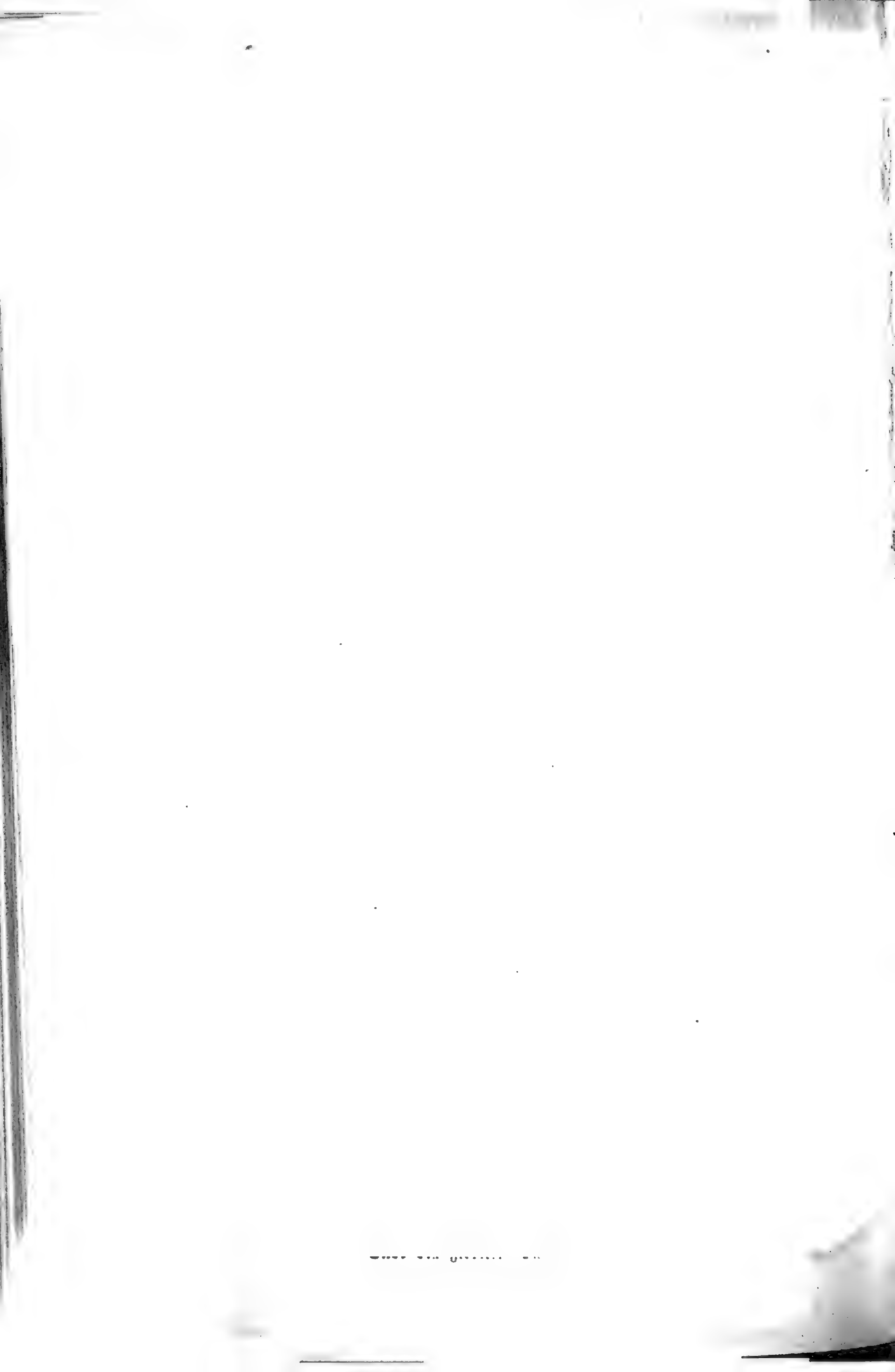
Malloco

Voipire

Palinge

Chesque.

Digitized by Google



Fünfzehn Jahre
in
Süd-Amerika
an den
Ufern des Stillen Oceans.

Geschehenes und Erlebtes
von
Paul Treutler.

Mit fünfzehn Bildern und einer Karte der Umgegend von Lima, des Hauptschauplatzes des letzten Krieges zwischen den Chileuen und Peruanern, in Lichtdruck
nach theils eigenen Aufnahmen des Verfassers.

Band III.

Leipzig,
Weltpost-Verlag,
Richard Lesser
1882.

Nachdruck und Uebersetzung in andere Sprachen vorbehalten.

Druck von Wilhelm Hoffmann, Dresden.

Inhalts-Verzeichniß zu Band III.

Kapitel I.	Reise von Valparaiso nach Santiago	Seite	1
" II.	Geschichtliche Nachrichten über Santiago	"	5
" III.	Santiago	"	8
" IV.	Reise von Santiago über Santa Rosa nach San Felipe und Quillota und mein Aufenthalt daselbst	"	23
" V.	Der Mord Hermann Wagner's in Santiago	"	31
" VI.	Feier des Weihnachtsfestes in Santiago	"	34
" VII.	Reise von Valparaiso nach der Insel Juan Fernandez (Robinson-Insel)	"	36
" VIII.	Die Insel Juan Fernandez	"	38
" IX.	Reise von Santiago nach den Silberbergwerken von San Pedro Nolasco	"	45
" X.	Das Erdbeben von Mendoza	"	50
" XI.	Reise nach den Silberbergwerken Arana und Leonera	"	54
" XII.	Die Osterwoche in Santiago	"	60
" XIII.	Die Bäder von San Bernardo	"	63
" XIV.	Analyse der Bäder von Chillan, Apoquindo und Colina	"	68
" XV.	Die alte reiche Goldmine von Peldehue	"	70
" XVI.	Gefährliche Reise von Valparaiso nach den Bädern von Cauquenes	"	73
" XVII.	Eine Prozession in Santiago	"	79
" XVIII.	Reise von Santiago über San Fernando und Talca nach dem Hafen von Constitucion	"	82
" XIX.	Reise von Constitucion nach Palhuen und das dortige Silberbergwerk	"	87
" XX.	Reise von Constitucion nach Concepcion und Beschreibung dieser Stadt	"	93
" XXI.	Vorbereitungen zu der vierten Expedition in das Land der unabhängigen Araucaner-Indianer	"	96
" XXII.	Audienzen beim Präsident Perez	"	98

Kapitel	XXIII.	Valparaiso 1863	Seite 100
"	XXIV.	Die Valparaiso-Santiago-Eisenbahn	" 101
"	XXV.	Das Schuldgefängniß in Santiago	" 104
"	XXVI.	Die Jesuiten und der Brand der Kirche La Compania in Santiago	" 109
"	XXVII.	Mein Abschied von Chile	" 125
"	XXVIII.	Reise von Valparaiso nach Callao	" 127
"	XXIX.	Callao	" 130
"	XXX.	Historische Nachrichten über Peru	" 133
"	XXXI.	Lima	" 136
"	XXXII.	Von Callao über Payta und Guayaquil nach der Insel Tumaco	" 168
"	XXXIII.	Von der Insel Tumaco nach Barbacoas in der Republik Neugranada	" 175
"	XXXIV.	Barbacoas. — Meine Goldbergwerke und -Wäschereien in Cucarachera	" 183
"	XXXV.	Von Barbacoas nach Tuqueres	" 195
"	XXXVI.	Panama	" 199
"	XXXVII.	Die Panama-Eisenbahn	" 204
"	XXXVIII.	Meine Heimkehr	" 207

Digitized by Google

L i

Digitized by Google

m a.

Digitized by Google

Kapitel I.

Reise von Valparaiso nach Santiago.

Es war ein herrlicher Wintermorgen und schon früh 5 Uhr bestieg ich eine für den Preis von sechzig Pesos gemiethete leichte zweirädrige Kutsche, welche mit vier Pferden bespannt durch die Straßen Valparaisos dem über Tausend Fuß hoch sich erhebenden Küstengebirge zujagte, welches ich, um nach dem Innern des Landes zu gelangen, passiren mußte.

Nach einer zweistündigen Fahrt über die fast baum- und strauchlosen Abhänge dieser Cordillere, wo der Weg, von Regengüssen zerrissen, oft kaum zu passiren war und sich in unzähligen Windungen hinanschlängelte, erreichte ich endlich den Kamm.

So monoton und einförmig dieser Bergrücken auch war, so gewährten doch die tiefen Schluchten, welche sich längs des Weges hinzogen und in deren Grunde sich freundliche Häuser inmitten schöner Baumgruppen, Gärten und Wiesen zeigten, einen angenehmen Anblick. Dabei erinnerten die noch einzeln stehenden großen Palmen an frühere Zeiten, wo diesen ganzen Gebirgszug ein Wald von Palmen, Myrthen, Oliven- und Mandelbäumen zierte. Trotzdem daß es Winter war, wurde ich oft auf längere Zeit von dichten Staubwolken eingehüllt, welche durch die unzähligen großen, je mit 8 bis 10 Ochsen bespannten Frachtwagen verursacht wurden, auf denen die ausländischen Waaren von Valparaiso nach der Hauptstadt und umgekehrt die Landesprodukte aus dem Innern nach dem Hafen gebracht wurden. Die Wagen, deren

sich regelmäßig einige Hundert auf dem Wege befanden, legten diese Tour in acht Tagen zurück.

Oben auf dem Kamm des Gebirges befanden sich mehrere Windmühlen und Häuser mit kleinen Gärten, von denen aus sich eine herrliche Aussicht darbot. Im Westen lag der unermeßliche Stille Ocean ausgebreitet, zu meinen Füßen Valparaiso, dessen Hafen von aus- und einfahrenden Segelschiffen und Dampfern belebt war, und sowohl nach Norden wie nach Süden konnte ich die Küste mit ihren Buchten und Klippen auf viele Meilen Entfernung übersehen. Gegen Osten breitete sich vom Fuß dieses Küstengebirges eine mehrere Meilen breite und viele Meilen lange Hochebene aus, welche der Weg, den ich zu passiren hatte, in grader Linie bis zu einem Städtchen durchschnitt. Dahinter erhoben sich terrassenförmig zwei parallel laufende Gebirgszüge der Mittelcordillere und im Hintergrund die majestätischen Anden, welche soweit das Auge reichte sich von Süd nach Nord erstreckten.

Diese Hochebene, welche ich nun mit meinem leichten Wagen durchjagte, bestand nur aus Wiesen und Triften, auf denen Hunderte von Pferden und Rindvieh weideten. Sie war ganz baum- und strauchlos und in der Mitte derselben befanden sich nur einige Hütten, bei denen die Fuhrleute gewöhnlich mit ihren Karren rasteten. Auch jetzt hielten hier mehr als 30 solche Gespanne, um die erschöpften Thiere zu stärken.

Als ich mich dem Orte, mit Namen Casa Blanca (Weißes Haus) näherte, war die Gegend nicht mehr so monoton und wüste. Hier begannen schon cultivirte Felder, und eine Pappel-Allee bot Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen. Erst passirte ich einige einzeln stehende Hütten, dann eine geschlossene Häuserreihe, bis ich endlich den Hauptplatz des Orts erreichte.

Casa Blanca liegt 232 Meter über dem Meere und hatte damals etwa 2000 bis 3000 Einwohner. Es war von schönen Gärten, in denen herrliche Baumgruppen aus Feigen, Oliven, Aepfel, Pflaumen- und Birnbäumen sich befanden, umgeben./—

Nach kurzer Rast setzte ich meine Reise weiter fort und gelangte nach einstündiger Fahrt zwischen Feldern, Hecken und Obstbaumgruppen in ein kleines an dem Fuß des ersten Gebirgszuges der Mittelcordillere gelegenes Dorf. Hier nahm ich frische Pferde und in einer Stunde hatte ich den Gipfel erreicht. Im Galopp gings dann ins Thal hinab, in dessen Mitte, umgeben von bebauten Feldern, schönen Obstbaumgruppen und Blumengärten, das Dorf Curacavi liegt. Hier wurden wiederum die Pferde gewechselt, mit denen ich durch Wiesen und Gärten bis an

den Fuß des zweiten Gebirgszuges der Mittelcordillere, wo sich ebenfalls ein Dörfchen malerisch bis in die Schluchten der Berge hinanzieht, jagte. — Nach mehr als einstündiger Fahrt auf einem sehr gut gebauten Wege erreichte ich nach 26 Zick-Zackwendungen den Gipfel dieses Bergrückens, der, 1314 Meter über dem Meere, mir eine herrliche Aussicht bot.

Nach Westen zu, tief unter mir lag das anmuthige Thal mit den freundlichen Dörfern, die ich eben durcheilt hatte; vor mir dehnte sich die dritte Hochebene aus, welche sich bis an den Fuß des Riesendammes der Cordillere der Anden erstreckt, der sich von da direct über 10,000 Fuß mit seinen Spitzen und Felskuppen über dem Meere erhebt; er war bis an seinen Fuß mit Schnee bedeckt und gewährte von der Sonne beleuchtet einen majestätischen und imposanten Anblick. Um dies herrliche Ponorama noch zu verschönern und Leben in das Bild zu bringen, erblickte ich fast dicht am Fuße dieses großartigen Schneedammes, inmitten der schönsten grünen Felder, Baumgruppen und Gärten am Ufer des reißenden Mapochoflusses die schöne Hauptstadt Santiago de Chile mit ihren Kirchen, Klöstern, Kapellen und Palästen. — Von ihr aus zogen sich, nach allen Richtungen die so fruchtbaren Ebenen durchkreuzend, Alleen von italienischen Pappeln. Im Galopp ging es nun wieder die Abhänge hinunter nach dem Thal, und in diesem zwischen Feldern, Dorfschaften, Gärten und Baumgruppen durch hohe Pappelalleen dahin jagend, erreichte ich endlich nach zwölfstündiger Fahrt von Valparaiso aus die ersten Häuser von Santiago.

Hier hielt der Postillon an, zwei andere sehr elegant mit rothem Poncho bekleidete erschienen, es wurden drei frische Pferde mit gutem Geschirr versehen breit vorgespannt und nun, nachdem die Postillone das Hand- wie Sattelpferd bestiegen hatten, ging es im Galopp vorwärts.

Der Weg war hier nicht gepflastert und die Menschen, denen man begegnete, gehörten den unteren Klassen an. Sie waren durchgängig bedeutend brauner wie die Eingeborenen von Valparaiso und trugen sämmtlich den Poncho und einen kleinen Strohhut. Am Ende jedes Straßenviertels hielt wie in Valparaiso ein Polizeisoldat zu Pferde die Wache.

Je weiter ich fuhr, desto belebter wurden die Straßen. Glänzende Equipagen von guten Pferden gezogen, in denen elegante Damen saßen, rollten vorüber, Herren ritten auf schönen Pferden, gute zweispännige Droschken jagten dahin und viele Frauen und Mädchen, alle schwarz gekleidet und mit der Manta den Kopf bedeckt, bewegten sich hin und her.

Auch viele Geistliche, Mönche und Nonnen verschiedener Orden sah ich, dagegen wenig Militär. Heerden von Eseln, theils mit Wasser, theils mit Holz beladen, wurden einhergetrieben, Mädchen auf Mauleseln reitend riefen ihre Waaren aus, und auch Italiener mit Drehorgeln fehlten nicht. Im Galopp fuhr ich über den schönen großen Platz, an dessen einer Seite sich die Cathedrale, an der anderen der Regierungspalast erhob und in dessen Mitte ein prächtiges Bulmenbosquet und Fontainen angebracht waren. Kaum hatte ich jedoch die Hälfte dieses Platzes passirt, als plötzlich die Glocken der Cathedrale ertönten, ein Chorknabe mit einer großen Handglocke schellte, wonach meine Postillone sofort anhielten, aus dem Sattel sprangen, niederknieten und auch mich bedeuteten, schnell auszusteigen. Da ich bemerkte, daß alle Personen jedes Alters, Standes und Geschlechts, welche sich auf diesem Platz befanden, sämmtlich knieten und sich bekreuzten, stieg auch ich von meinem Wagen herab.

Es erschien nun ein Geistlicher mit dem Allerheiligsten unter einem Baldachin, welchem ein großes Kreuz vorangetragen wurde und der von einer Menge Menschen begleitet war, welche laut beteten, während die Wache des Regierungspalastes unter Trommelschlag das Gewehr präsentirte. Man ging einem Sterbenden die letzte Oelung zu geben. Nachdem dieser Zug den Platz verlassen hatte, lenkten meine Postillone in die Straße del Estado ein, wo sich das Hotel Ingles befand, in welchem ich einkehrte.

Kapitel II.

Geschichtliche Nachrichten über Santiago.

Ich habe bereits früher erwähnt, daß der berühmte spanische Eroberer Francisco Pizarro, nachdem er im Jahre 1533 von Peru aus seinen General Diego Almagro mit einem bedeutenden Heer nach diesen Landen geschickt hatte und dieser von den Indianerstämmen zurückgeschlagen worden war, im Jahre 1840 den General Pedro de Valdivia hierher sandte, welcher das heut unter dem Namen Republik Chile begriffene Territorium eroberte und unter die spanische Herrschaft brachte.

Am 24. Februar 1540 gründete er unter 33° 26′ 25″ S. B. und 70° 43′ 14″ W. L. von Greenwich am südlichen Ufer des Mapochoflusses in der 1783 engl. Fuß über dem Meere am Fuße der Anden sich dahin ziehenden fruchtbaren Ebene die Stadt Santiago und zwar an der Stelle, wo sich bereits ein bedeutendes von ihm unterworfenes Indianerdorf befand.

Der spanische Feldherr hatte diesen Punkt aber nicht allein der fruchtbaren Ebene halber, sondern aus strategischen Gründen gewählt, indem inmitten des damaligen Dorfes sich ein felsiger Porphyrhügel von einigen hundert Fuß Höhe erhob, welchen er mit Festungswerken versah und Santa Lucia taufte. Von diesem aus konnte er die so große Ebene viele Meilen weit übersehen und beherrschen und durch die hier aufgepflanzten Kanonen die nun von den Spaniern um diese Felsenburg

herum erbauten Häuser gegen die Angriffe feindlicher Indianerstämme schützen. —

Am 13. Mai 1647 wurde die junge Stadt fast ganz durch ein Erdbeben zerstört, jedoch bald darauf wieder aufgebaut; schon am 24. Mai 1751 wurde sie abermals durch ein zweites Erdbeben und am 22. November 1814 durch ein drittes vernichtet, auch dann aber bald wieder aufgebaut. — Der nördliche Theil des Landes befand sich bis 1818 unter spanischer Herrschaft. Die letzten von Spanien hierher gesandten Präsidenten waren der General Don Luis Munos de Guzmann, welcher 1808 starb, der ihm folgende Don Ant. Garcia Carasco, welcher 1810 die Regierung niederlegte, und nach diesem endlich Don Mateo de Torro, unter dessen Regierung sich Chile am 18. September 1810 von Spanien unabhängig erklärte. Nun regierten verschiedene Juntas bis zum Jahre 1814, wo der Vicekönig von Peru ein Heer unter Befehl des General Mariano Osorio nach Chile sandte, welcher das von den Generälen Don Bernh. Ohigins und Carera angeführte chilenische Heer am 2. October bei Rancagua nach 33stündigem Kampfe auf's Haupt schlug und wieder Besitz von Santiago nahm, wonach Chile wieder vier Jahre lang unter den Generälen Osorio und Franzisco Marco del Pont in spanischem Besitze verblieb.

Im Jahre 1817 marschirte der General San Martin, von Buenos Ayres kommend, mit seinem Heer über die Cordilleren und besiegte am 12. Februar bei Chacabuco die Spanier, nahm den General Marco del Pont gefangen und zog siegreich am 14. Februar in Santiago ein, wo nun eine Nationalregierung eingesetzt und der General Bernhardo Ohigins als Oberhaupt erwählt wurde.

Das ganze Jahr 1817 hindurch wurde noch mit den in den Provinzen verstreuten Spaniern gekämpft, und trotzdem diese am 5. April 1818 in der Schlacht bei Maipu nochmals total geschlagen wurden, dauerte es doch bis zum 9. Januar 1820, bis die letzten aus ihren festen Plätzen vertrieben wurden.

Nun begann eine allgemeine Anarchie, in welcher der General Don Migl. Carera eine schlimme Rolle spielte und zuletzt am 17. September 1821 in Mendoza erschossen wurde. Am 15. October schlug Ohigins den Entwurf einer Constitution vor, welcher aber nicht angenommen wurde; am 28. Januar 1823 dankte er ab und ging nach Peru, wo er starb. —

Von nun an regierten wieder verschiedene Juntas, bis am 28. September 1831 General Joaquin Prieto zum Präsidenten erwählt wurde,

welcher das Land mit Hülfe des vortrefflichen Ministers Diego Portales 5 Jahr hindurch so gut und weise verwaltete, daß er auf neue 5 Jahre wieder gewählt wurde.

Nachdem er auch in dieser Periode mit gleichem Glück sein Amt verwaltet, folgte ihm General Don Manuel Bulnes als Präsident, welcher ebenfalls 10 Jahre regierte, und diesem der Präsident Manuel Montt, welcher am 18. September 1851 zur Regierung gelangte. — Es mag hier gleich vorausgreifend bemerkt werden, daß auch dieser Präsident 1856 wieder gewählt wurde und bis 1861 regierte und der ihm folgende Präsident J. Joaquin Perez im Jahre 1866 ebenfalls auf neue 5 Jahre erwählt wurde. In Südamerika ist es wahrlich nicht genug zu schätzen, daß die letzten vier Präsidenten dieser Republik jedesmal nach 5 jähriger Regierung wiedergewählt wurden und noch länger regiert haben würden, wenn die Constitution nicht die Fortdauer der Präsidentschaft über zehn Jahre verboten hätte.

Kapitel III.

Santiago.

Es war gegen sechs Uhr des Abends, als ich den großen Saal des Englischen Hofes, des einzigen Gasthauses, welches damals in Santiago existirte, betrat, in welchem man eben Table d'hote speiste. Die Gesellschaft bestand nur aus Ausländern, und zwar aus einigen englischen Kaufleuten, einigen französischen Aerzten und Ingenieuren, einigen Nord-Amerikanern und mehreren Deutschen, da Eingeborene, wenn sie in die Hauptstadt kamen, bei Verwandten oder Freunden logirten, und wenn sie solche nicht besaßen, durch Empfehlungsschreiben Unterkommen in Privathäusern fanden. Es galt unter ihnen für eine Schande im Hotel zu wohnen, da man annahm, daß eine solche Person sich keine Empfehlungen verschaffen könne.

Meine hier anwesenden Landsleute bewillkommneten mich auf das Freundlichste und brachte ich mit ihnen den Abend zu, wo ich natürlich viel von meinen Expeditionen erzählen mußte, ich aber auch viele Nachrichten über diese Hauptstadt, deren Bewohner und ihre Verhältnisse erhielt.

Unter den Deutschen befand sich der Professor an der Universität Dr. Amando Philippi, wie der Director der Sternwarte Dr. Moesta, beide aus Cassel gebürtig. Ferner der preußische Consul Wachowski, der spätere preußische Consul Maclean, beide aus Preußen, und der Generalagent mehrerer der ersten Handelshäuser Valparaisos H. Precht.

Santiago.

Digitized by Google

/Am nächsten Morgen machte ich dem Intendent von Santiago, an welchen ich auch Empfehlungsbriefe von Valdivia mitgebracht, einen Besuch. Dieser begleitete mich dann nach dem Regierungspalast und stellte mich dem Präsidenten der Republik Senor Don Manuel Montt vor. Letzterer war ein kleiner, etwas corpulenter Mann, mit kleinen, sehr lebhaften Augen, aus welchen Intelligenz, ein fester Wille und Energie hervorleuchtete und bekundete sein Aeußeres, daß mehr indianisches als spanisches Blut in seinen Adern floß und er ein Nachkomme des tapferen Caupolican und Lautaro war. Er war einige 50 Jahr alt und ein durch und durch gebildeter Mann, welcher früher Rector an der Universität von Santiago gewesen und durch sein Talent und Kenntnisse sich bis zum Präsidentenstuhl empor geschwungen hatte. Aber eben deshalb, daß er mehr indianischer Abkunft wie spanischer, auch kein Militär war, noch durch Gewalt der Waffen und Heldenthaten den ersten Platz in der Republik errungen hatte, wurde er von der früheren spanischen Aristokratie stets angefeindet, welche ihn in verschiedenen von ihm stets unterdrückten Revolutionen zu stürzen trachteten.

In einer langen Audienz erstattete ich ihm genauen Bericht über die Provinz Valdivia, wie über die Araucaner Indianer, und übergab ihm die von mir aufgenommene Karte dieses Gebietes, wie das Project der Unterwerfung dieser Indianerstämme auf friedliche Weise. Er dankte mir sehr freundlich für diese Nachrichten und Arbeiten, erklärte aber, daß es jetzt nicht möglich sei, auf mein Project einzugehen, da er eben einige Regimenter gegen die Araucaner gesandt habe, und ich unter den obwaltenden Verhältnissen ohne mein Leben großer Gefahr auszusetzen jetzt unmöglich in das Gebiet derselben zurückkehren könne. Wenn der Krieg mit den Indianern aber beendet sei, könne ich sicher auf Unterstützung rechnen.

Nachdem ich ihm hierauf erwiedert, daß ich mich durchaus nicht scheue und es mein fester Entschluß sei, jetzt unter die Araucaner mich zu begeben, und ich auch dort der Regierung nützen könne, beorderte er mich zu Ende November, um mir eine Summe zur weiteren Erforschung dieses Landes zu übergeben./

Am nächsten Tage machte ich dem Preußischen Geschäftsträger Herrn Löwenhagen einen längeren Besuch, wo ich auch seinen Secretär Herrn Alette aus Berlin kennen lernte. —

An demselben Morgen holte mich Herr Dr. Moesta ab, um mich mit der Stadt und Umgegend bekannt zu machen und mich nach seiner

Sternwarte zu führen, welche sich auf dem Berge Santa Lucia befand, von wo aus man die ganze Stadt und ihre Umgebungen am besten übersehen konnte. Nachdem ich mit ihm die schöne grade, mit zweistöckigen palastartigen Häusern versehene, gut gepflasterte und mit guten Trottoirs belegte Straße la Merced durchwandert hatte, erreichten wir den im südöstlichsten Theil der Stadt gelegenen Felsenhügel und erstiegen denselben.

Es ist dies ein 58 Meter hoher Porphyrhügel, welcher ganz kahl, baum- und strauchlos, nur mit kurzem Gras bedeckt war und auf den ein schmaler, sehr steiniger Weg führte. Am Abhang stand noch das alte Haus, welches einst der kühne Feldherr Pedro de Valdivia bewohnt hatte, ebenso war das am Fuße des Berges befindliche Regierungsgebäude und die Kapelle, welche derselbe erbaut hatte, noch in gutem Zustande erhalten geblieben. Auf der Hälfte der Höhe des Berges angelangt, traten wir in die alten Festungswerke, welche aber jetzt nur von einem Invaliden bewohnt waren, der die Aufgabe hatte, jeden Tag eine Kanone zu laden, welche sich vermöge eines bei einer Sonnenuhr angebrachten Brennspiegels um 12 Uhr unter starkem Knall selbst entlud, wodurch der Bevölkerung die Mittagsstunde verkündet wurde. Bei bewölktem Himmel mußte der Alte natürlich vermöge einer Lunte dieser Naturuhr nachhelfen.

Nahe bei diesen alten Mauern befand sich die Sternwarte, und hier hatte ich Gelegenheit die schönen Instrumente zu bewundern, welche die Regierung im Interesse der Wissenschaft angeschafft hatte. Von der Sternwarte aus erstiegen wir den Gipfel des Berges, um dort auf der Spitze das entzückende Rundgemälde zu bewundern, welches sich zu den Füßen des Beschauers ausbreitete. Man übersieht von hier aus die ganze Stadt, deren lange Straßen sich nach allen Richtungen gleich den Strahlen einer Sonne dahinziehen; da lagen die vielen Kirchen, Klöster und Paläste und die ganze ausgedehnte Häusermasse, umgeben von den schönsten Baumgruppen, Gärten und bebauten Feldern, die im herrlichsten Grün prangten.

Nach Osten bot sich von hier dasselbe herrliche Panorama der schneebedeckten Cordillere der Anden dar, welches ich schon auf meiner Herreise bewundert hatte, nur mit dem Unterschied, daß ich mich jetzt von dem Hochgebirge nur wenige Meilen entfernt befand und dasselbe sich hier um so großartiger und majestätischer gestaltete. Von diesem herab zog sich wie ein silbernes Band durch die grünen Fluren und Haine der Mapocho-Fluß. Augenblicklich war er nicht sehr wasserreich,

doch zeigte das an 500 Fuß breite, tief eingerissene Flußbett, wie reißend dieser Strom sein mußte, wenn die Schneemassen auf den Anden schmolzen.

Schon mehrmals war ein Theil der Stadt im Sommer durch den angeschwollenen Fluß überschwemmt worden. Um die Wiederholung eines derartigen Unglücks zu verhüten, hatten die Spanier einen äußerst kostspieligen Bau ausgeführt und am westlichen Ufer eine hohe massive Mauer, welche ohngefähr 1000 Schritt oberhalb der Stadt begann und sich über eine halbe Meile weit bis zu dem Ende derselben erstreckte, errichtet. Dieser Bau, Tajamar benannt, welcher Millionen gekostet hatte, gehörte zu den werthvollsten Monumenten der spanischen Herrschaft. In eben so zweckmäßiger Weise war da, wo die Mauer oberhalb der Stadt begann, ein Wehr angebracht und durch die ganze Stadt führten gemauerte Wasserleitungen, die nicht allein alle Fontainen und Brunnen speisten, sondern vermittelst ausgezeichneten Nivellements durch alle Hauptstraßen so geleitet waren, daß sie die Höfe aller anliegenden Häuser mit Wasser versorgten. Auch in den Straßen selbst strömte das Wasser zu beiden Seiten, um Unreinigkeiten wegzuspülen.

Von unserem Standpunkte aus konnte man den „Tajamar" von seinem Anfang an durch die ganze Stadt hindurch verfolgen. Derselbe war mit einem breiten, von Mauerstein gepflasterten Fußweg und einer drei Fuß hohen Mauerbrüstung versehen; bis an die Stadt zierten ihn herrliche Alleen, die den Bewohnern Santiagos bei der Hitze des Sommers zum Spaziergang dienten, und von diesen aus zog sich eine andere schöne Allee und breiter Spaziergang bis an den Fuß des Hügels, auf welchem wir uns befanden.

Obgleich die alte Stadt am westlichen Ufer des Flusses gegründet wurde, war doch allmählig auch das östliche Ufer angebaut worden, und dieser Stadttheil nahm so bedeutend zu, daß ihn die Spanier schon mit dem alten durch eine 500 Fuß lange steinerne Brücke verbunden hatten. Jetzt sah man bereits den neuen Stadttheil, „Chimba" genannt, mit schönen breiten Straßen, vielen Kirchen, Klöstern und Palästen geschmückt, und während der Mapocho früher an der westlichen Seite der Stadt vorüberfloß, durchströmte er sie jetzt.

Die Stadt war nach altem spanischen System ganz symmetrisch gebaut. Die langen schnurgraden Straßen waren von Südost nach Nordwest stets je 150 Fuß von einander entfernt und wurden von eben solchen von Nordost nach Südwest rechtwinkelig geschnitten. Dadurch wurden Häuser-Complexe gebildet, welche stets 150 Fuß lang und eben

so breit waren; ein solches Carré wird Manzana genannt. Bei der Gründung der Stadt hatte jede Kirche und jedes Kloster, wie jedes Regierungsgebäude stets eine solche Manzana erhalten.

Im Allgemeinen war die Bauart dieser Häuser ungemein weitläufig; sie hatten gewöhnlich drei hintereinander folgende Höfe, die natürlich einen sehr bedeutenden Raum einnahmen. Die Front nach der Straße bildete gewöhnlich ein einstöckiges Haus, während die Hintergebäude nur aus Parterrewohnungen bestanden. Die Straßen und Plätze der inneren Stadt hatten durchgängig ein- und zweistöckige Häuser europäischer Construction, die Vorstädte dagegen bestanden nur aus Parterregebäuden. Die Hauptstraßen der Stadt waren gepflastert, mit Trottoirs versehen und die ganze Stadt war durch Gas erleuchtet.

Nachdem wir längere Zeit die herrliche Aussicht genossen, und ich mich genau über die Lage dieser Stadt und ihrer interessantesten Gebäude informirt hatte, stiegen wir auf der entgegengesetzten Seite wieder herab und begaben uns nach der schönen Allee. Diese erinnerte mich einigermaßen an die Straße „Unter den Linden" in Berlin, nur mit dem Unterschied, daß dieser Spaziergang bedeutend breiter und wenigstens fünfmal so lang war als die Linden. Die schönsten Pappel- und Akazienbäume boten vortrefflichen Schatten. Zu beiden Seiten der Promenade zog sich ein Weg für Reiter hin, auch von hohen Pappeln beschattet; ebenso eine breite Straße für Kutschen und ein breites Trottoir am Fuße schöner zwei- und dreistöckiger palastartiger Bauten, Kirchen, Kasernen und Klöster. Aller tausend Fuß befand sich ein Rondel, in welchem herrliche Blumen und Springbrunnen prangten oder die Statue eines berühmten Mannes sich erhob.

Obgleich es ein Wintertag war und die Bäume ihres Laubes beraubt waren, wogte eine bunte Menge von Herren und Damen in feinster Pariser Toilette auf dieser Promenade und ergötzte sich an dem Sonnenschein. Unzählige Herren sprengten in dieser Allee auf ihren Rossen einher und in elegantesten Equipagen mit prächtigen Pferden fuhren die Töchter der Hauptstadt und hatte ich Gelegenheit, die Blüthe der Damen zu sehen und die Schönheit derselben zu bewundern.

Wir promenirten nun die Allee von Südost nach Nordwest entlang. Zur rechten Seite lag vorerst eine Kaserne, in welcher ein Bataillon Infanterie lag; ihr schrägüber auf der linken Seite befanden sich die Ruinen der alten Klosterkirche Carmen alto, welche jetzt als Magazin benutzt wurde. Weiterhin erhob sich zur rechten Hand ein großes Frauenkloster mit Kirche, der heiligen Clara geweiht, in welchem

besonders die Damen der ersten Familien in strenger Abgeschiedenheit in stiller Klause ihr Leben hinbrachten. Kloster und Kirche waren erst kürzlich renovirt und sehr reich und geschmackvoll verziert. Da es Sitte war, daß Fremde diesem eine Spende gaben, trat ich in die Kapelle und legte ein Goldstück auf die Drehscheibe. Ich erhielt dafür eine Menge niedlicher Arbeiten, welche die Nonnen zum Andenken verfertigten, darunter auch ein Amulet.

Schrägüber von diesem Kloster auf der linken Seite lag das frühere Mönchskloster von San Juan de Dios. Es bestand aus einem sehr großen dreistöckigen Gebäude mit weiten Höfen und schönen Gärten und war von Pedro de Valdivia gegründet.

Dieses Gebäude war jetzt als Hospital für Männer eingerichtet; es hatte über 600 Betten und die Kranken wurden unentgeltlich und von französischen barmherzigen Schwestern verpflegt. Der Staat spendete jährlich 50,000 Pesos dazu.

Gleich daneben hatte früher der Jesuiten-Orden von San Francisco de Borja ein Noviciaten-Kloster besessen, nach der Vertreibung derselben aber wurde das Gebäude zu einem Hospital für Frauen eingerichtet. Zur Zeit meines Aufenthalts befanden sich hier an 500 Betten; das Hospital wurde wie das erstere ebenfalls von französischen barmherzigen Schwestern besorgt und erhielt vom Staate eine jährliche Beisteuer von 20,000 Pesos.

Weiter gegen Westen promenirend, kamen wir an die Universität, das Instituto national und die Kirche von San Diego. Die Anstalt wurde 1783 von den Jesuiten gegründet. Nach der Vertreibung der Jesuiten übernahmen die Dominikaner die Leitung der Anstalt. Es war dies die erste Universität Südamerikas; sie zählte 300 Studirende und viele Professoren, unter denen sich mehrere deutscher Nation besonders auszeichneten, namentlich hatten dieselben in ihren betreffenden Fächern sehr interessante Abhandlungen über ihre wissenschaftlichen Beobachtungen in der Republik Chile publicirt. Außer dem Astronom Moesta und dem Naturforscher Dr. A. Philippi waren noch die Herren Ignacio Domeyko, Professor der Chemie und Mineralogie, und Lobek, Professor der Philologie daselbst thätig. Die Bibliothek besaß über 30,000 Bände.

Von da wandten wir uns nach der „Plazuela de la Moneda", so genannt, weil die südliche Seite des Platzes von dem 500 Fuß tiefen, zwei Stock hohen, in dorischem Styl erbauten Münzgebäude eingenommen wurde. In diesem prächtigen Staatsgebäude, das über eine Million

Pesos gekostet, befand sich nicht allein die Münze, sondern es war dies auch der Regierungspalast, der Sitz aller Ministerien, ferner enthielt es die Bibliothek und war die Wohnung des jetzigen Präsidenten der Republik, Don Manuel Montt. In den Thorräumen befand sich eine zahlreiche Wachmannschaft, und gegenüber, an der Nordseite des Platzes, eine große Kaserne, in welcher Infanterie, Cavallerie und Artillerie lag, um im Fall einer Revolution ohne Verzug den Präsidenten, die Ministerien und die Archive beschützen zu können.

Von hier aus begaben wir uns auf den ziemlich in der Mitte der Stadt gelegenen Hauptplatz. An der Nordseite desselben erhob sich die aus Trachitstein in maurischem Styl erbaute Kathedrale, welche mit ihrer 100 Fuß breiten Front einen imposanten Anblick gewährte. — Obgleich der Bau vor bereits 100 Jahren begonnen, war sie noch unvollendet und hatte bei den verschiedenen Erdbeben bedeutende Sprünge bekommen. Im Innern ist sie ihrer 350 Fuß messenden Länge wegen durch zwei Reihen Säulen getheilt. Der prächtige und reich decorirte Haupt-Altar sowohl, wie die 16 Nebenaltäre schließen werthvolle Reliquien in sich. Sie besitzt drei Orgeln, von denen die eine von einem tüchtigen deutschen Musiker gespielt wurde, und zu jeder Tageszeit waren die Hallen von Andächtigen stark besucht. Neben der Kirche befand sich der noch im Bau begriffene Palast des Erzbischofs. Da jedoch ein Prozeß den Weiterbau hinderte, so wurden die fertigen Räumlichkeiten einstweilen von einem französischen Restaurant zu einem Hotel verwendet.

Die Nordseite desselben war von dem alten spanischen Regierungs-Palast eingenommen, einem symmetrisch gebauten, zweistöckigen Gebäude, dessen ersten Stock der Intendent dieser Provinz bewohnte, während sich in den übrigen Räumen die Bureaus der Polizei, der Ingenieure, der Post und der Telegraphen befanden. Der rechte Flügel diente einem Bataillon Infanterie als Kaserne; der linke Flügel der zugleich das Criminalgefängniß enthielt, als Hauptgefängniß der Stadt.

In der Mitte des Hauptplatzes befand sich eine Fontaine. Sie bestand aus einem Porphyrbecken, aus dessen Mitte sich ein marmornes Piedestal erhob, dessen vier Seiten im Hochrelief den Einzug des General San Martin in Lima, die Schlacht von Maipu, die Eroberung der Fregatte Esmeralda durch General Blanco und das Bild des Generals Ohigins darstellten. An den Ecken dieses Piedestals waren Krokodille nachgebildet, welche hohe Wasserstrahlen ausspritzten, die sich in dem Porphyrbecken sammelten. Ueber dem Piedestal erhob sich in mehr als Lebensgröße eine weibliche, schöne Figur, Amerika darstellend,

wie es indianischen Mädchen ihre Ketten abstreift. Rings um diese Fontaine befanden sich hübsche eiserne Ruhebänke und im weiteren Umkreis prangten herrliche Blumenanlagen, welche von einem zierlichen, eisernen Gitter umschlossen waren. Dieser Punkt war eines der Hauptrendezvous der feinen Damenwelt, welche bei herrlichem Mondschein an heißen Sommerabenden auf den Bänken ruhend, von Rosen und Jasmin umgeben, Kühlung an dieser Fontaine suchten und sich durch Eis erfrischten, während die Militär-Musik daneben unter den Fenstern des Intendenten ertönte.

Weiterhin befand sich noch ein kleiner Platz, dessen Ostseite die Jesuitenkirche einnahm.

Außer dieser befand sich hier das Museum und die Bibliothek Letzterer gegenüber lag das ehemalige Universitätsgebäude, in welchem sich jetzt die Deputirtenkammer befand. An der Südseite nahm ein schönes, hohes Gebäude die ganze Front dieses Platzes ein; es war der Justizpalast, der Sitz aller Tribunale, des Consulats, der Handelskammer und vieler anderer Behörden.

Ich hatte nunmehr den interessantesten Theil dieser Stadt durchwandert, die Hauptplätze und Straßen, sowie die bedeutendsten öffentlichen Gebäude kennen gelernt und bemühte mich nun auch über die allgemeinen Verhältnisse dieses Ortes zu unterrichten.

Santiago liegt unter 33° 26′ 25″ S. B. und 70° 43′ 14″ W. L. von Greenwich.

Das Klima Santiago's war von dem Valparaiso's sehr verschieden, denn die Hauptstadt liegt erstens 1783 englische Fuß höher wie jenes, ferner in unmittelbarer Nähe der den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Anden, und drittens fehlt hier die Seebrise, welche die Hitze in der Hafenstadt bedeutend lindert. Im Sommer, d. h. in den Monaten December, Januar und Februar, ist die mittlere Temperatur + 21,6 Grad R., der heißeste Tag hatte + 33,5 Grad R. im Schatten, dabei sind die Nächte sehr kühl und nicht selten ergab sich zwischen der Mittags- und Mitternachtstemperatur ein Unterschied von 15—20 Grad. Da in den Sommermonaten der Himmel gewöhnlich ganz wolkenlos ist, so herrscht dann eine unerträgliche Hitze. Aus diesem Grunde pflegen alle Personen, deren Vermögens-Verhältnisse und Stellung es erlauben, Santiago im Sommer zu verlassen, um sich in den Wellen des Stillen Oceans zu erfrischen oder die Bäder von Colina, San Bernardo, Apoquindo zu besuchen, wo man frische Luft und gute Heilquellen findet.

Im Winter dagegen, in den Monaten Juni, Juli und August, regnet es viel und ist die Witterung rauh; es fällt auch öfters Schnee, welcher jedoch nach wenigen Stunden verschwindet. Die mittlere Temperatur des Winters ist + 9, 9 Grad R., der kälteste Tag hatte + 1 Grad R., wonach sich für das ganze Jahr eine mittlere Temperatur von + 15 Grad R. ergiebt.

Auch Gewitter und Hagel kamen hier öfter als in Valparaiso vor. Von Erdbeben hatte die Stadt besonders in früherer Zeit sehr zu leiden. Am 13. Mai 1647, am 24. Mai 1751 und am 22. November 1822 war durch sie ein großer Theil derselben in einen Trümmerhaufen verwandelt worden. In der letzten Zeit dagegen waren die Erdstöße zwar auch sehr häufig, durchschnittlich 50 im Jahre, aber sie waren bedeutend schwächer und richteten keinen großen Schaden an. Diese Aenderung schreibt die Einwohnerschaft zum Theil der großen Prozession zu, welche alle Jahre gefeiert wurde.

Der Gesundheitszustand dieser Stadt war schon des wechselvollen Klimas und der großen Hitze wegen nicht so günstig, wie in Valparaiso. Herzkrankheiten und Brustleiden herrschen vor; dagegen traten Epidemien sehr selten auf und verschwanden bald wieder. Während Santiago von der Syphilis, welche in Valparaiso stets grassirte, fast ganz frei war, litten andererseits die Frauen häufig an sonderbaren Monomanien und Idiosynkrasien; religiöser Wahnsinn kam ebenfalls öfters vor.

Männer wie Frauen der höheren Klassen waren von schönem Wuchs und voll Grazie; besonders letztere sind durch ihre Schönheit und ihren weißen Teint berühmt. Die untern Klassen dagegen sind von auffallend dunklerer Farbe als in Valparaiso, viele sogar ganz braun, und ihr ganzes Aeußere bekundet ihre indianische Abstammung. Ausländer gab es hier nur sehr wenig. — Was den Charakter der Bewohner dieser Hauptstadt anbelangt, so findet man hier mehr Natürlichkeit, Offenherzigkeit und Gutmüthigkeit als in Valparaiso. Der Fremde und besonders der Deutsche hat sich überall der günstigsten Aufnahme zu erfreuen. Die Schattenseite fehlt allerdings auch hier nicht.

So freisinnig die Bevölkerung Valparaisos war, so sehr herrschte hier noch Fanatismus, Intoleranz und Ignoranz, und die Jesuiten, welche zwar vertrieben waren und dem Gesetz nach hier nicht existiren durften, sich aber unter dem Namen der Congregacion de los corazones de Jesus i Maria wieder eingeschmuggelt hatten, übten einen

außerordentlichen Einfluß aus, und höchst verderblich war es natürlich unter solchen Umständen, daß besonders das weibliche Geschlecht einen großen Theil des Tages in den Kirchen zubrachte. Unzählige Festtage hielten auch die Männer sehr viel von der Arbeit ab, und war es Sitte sich alle Jahre wenigstens einmal auf 8 bis 14 Tage von der Welt zurückzuziehen, wo man die Zeit mit Beten, Fasten und Geißeln zubrachte, und von wo diese Büßenden oft ganz entstellt herauskamen. Am Tage der Rückkehr aus diesem Uebungshause wurde ein Fest gefeiert, wobei die Nacht hindurch getanzt, gespielt und getrunken wurde. — So schroffe und unsinnige Gegensätze waren hier ganz gewöhnlich!

Es gab in Santiago 20 Kirchen und Kapellen, ebenso eine große Anzahl Klöster.

Schon im Jahre 1553 wurde das Dominicaner-, 1553 das Franciscaner-, 1566 das Mercedarius-, 1595 das Augustiner-Kloster gegründet, und in späterer Zeit viele mehr, wie z. B. Juan de Dios, Santa Clara, La Recoletta. Im Jahre 1830 gab es hier 316 Mönche in sechs Klöstern und 855 Nonnen in acht Klöstern.

Was geistige Kultur, Wissenschaft und Kunst anbelangt, so hatte Santiago, ebenso wie die ganze Republik, seit der Emancipation von der spanischen Herrschaft sehr bedeutende Fortschritte gemacht und die Regierung trotz der schwachen Mittel, über welche sie zu gebieten hatte, bestmöglichste Resultate erzielt. An der Spitze dieser Anstalten stand die Universität, welche die beste in Südamerika und selbst in Nordamerika sein dürfte.

Außer dieser Anstalt gab es die erwähnte Sternwarte, eine Gewerbeschule, welche 1845 gegründet wurde, vereint mit einer Akademie der Künste, eine Militär-Akademie, eine Sing-Akademie, ein Seminar für Geistliche, eine Zeichen- und Musikschule, zwei Normalschulen für Lehrer und Lehrerinnen für Volksschulen, ein Hebammeninstitut, eine Ackerbauschule mit botanischem Garten, welche 1851 gegründet wurde, ein Nationalmuseum unter Leitung des tüchtigen Professors Dr. Philippi, und endlich viele Fiscale, wie municipale höhere Bürger- und Elementarschulen, in welchen die Kinder freien Unterricht genossen, und außerdem viele Privatschulen.

Ebenso hat die Regierung keine Kosten gescheut, diese Republik wissenschaftlich erforschen zu lassen, und kein Staat Südamerikas besitzt ein so umfassendes ausführliches Werk über sein Gebiet, wie Chile, das, von Claudio Gay verfaßt, auf Staatskosten herausgegeben wurde.

Hier in der Hauptstadt der Republik war auch Gelegenheit geboten das chilenische Militär näher kennen zu lernen.

In ganz Südamerika galt der chilenische Soldat für den am besten gebildeten, einexercirten, equipirten und für den muthigsten, tapfersten, mäßigsten und ausdauerndsten. Es war allgemein anerkannt, daß er bei den geringsten Bedürfnissen, bei Hitze und Kälte die größten Strapazen und Entbehrungen ertragen konnte. Am 1. Juli 1851 bestand die chilenische Armee aus 2266 Mann Soldaten und 360 Officieren und zwar 343 Mann Artillerie, 1398 Mann Infanterie, 525 Mann Kavallerie.

Nach der Revolution von 1851, die so viele Opfer kostete, wurde die Armee auf's Neue organisirt und auf 3036 Mann mit 382 Officieren erhöht.

Die Hauptstreitmacht dieser Republik bildete aber die Nationalgarde, in welcher jeder Chilene, der nicht wegen Gebrechen untauglich war, selbst dienen oder einen Ersatzmann stellen mußte. Sie bezifferte sich im Ganzen auf 1024 Mann Artillerie, 26,153 Mann Infanterie und 24,442 Mann Kavallerie.

Uniform und Bewaffnung der Linientruppen war ganz nach französischem Muster. Die Infanterie hatte durchgängig Percussionsgewehre und war den größten Theil des Jahres der Hitze wegen in weiße Leinen uniformirt. Die Nationalgarde war ebenfalls sehr gut equipirt, mit Percussionsgewehren bewaffnet und gewöhnlich in weiße Leinen gekleidet. Da der größte Theil der Liniensoldaten verheirathet war, so waren sie stets von Weib und Kind begleitet.

Da sowohl die Zeitungen von Valparaiso wie die ersten der Hauptstadt Santagio sehr ehrende und schmeichelhafte Artikel betreffs meiner Expeditionen unter die Araucaner-Indianer gebracht, wo besonders hervorgehoben wurde, daß ein Deutscher durch seinen persönlichen Muth der Erste gewesen, der diese Regionen seit Vertreibung der Spanier unter so großen Strapazen wie Opfern an Geld, Zeit und Gesundheit, wie unter Gefahr seines Lebens betreten und erforscht, und ich in Folge dessen auch eine so ehrenvolle Aufnahme bei dem Präsidenten der Republik gefunden hatte, wurde ich von vielen Familien eingeladen und zu allen Festlichkeiten zugezogen, in welchen Kreisen ich die angenehmsten Stunden verlebte. —

Ebenso wie früher, als ich als vermeintlicher Millionär von Copiapo nach Valparaiso gekommen, Alles wetteiferte, mich einzuladen und ich der Mann des Tages war — so war ich es nun hier durch meine Expeditionen unter die Indianer.

Es war hier Sitte, daß, wenn man in einer Gesellschaft den anderen Gästen vorgestellt war, von sämmlichen ein für alle Mal eingeladen wurde, und so beeiferten sich denn auch die Herren, welche ich in der ersten Gesellschaft traf, mich mit der Redensart: „Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung" zu begrüßen.

Hiernach konnte man, ohne vorher, wie bei uns, einen ceremoniösen Besuch zu machen, zum Frühstück, Mittagbrod oder Thee dahin gehen. Man wurde auch nicht weiter eingeladen, indem sehr richtig angenommen wurde, daß, wenn man sich in diesem Familienkreise wohl befand, oft kommen werde, wenn nicht, weshalb sollte man gezwungen sein, sich zu langweilen?

War der Empfangssaal des Abends erleuchtet, so bedeutete dies daß die Familie empfing, und man trat ein. Gefiel man sich darin, so wurde daselbst der Abend verlebt, wenn nicht, so gings nach einem anderen Haus, dessen Empfangssaal erleuchtet war, und so besuchte man an einem Abende oft sechs bis acht verschiedene Familien und blieb oft bis ein Uhr des Nachts da, wo es am angenehmsten war. Fast in jedem dieser Häuser spielten die jungen Damen Piano oder sangen, oder es wurde getanzt, oder Karten und andere Spiele vorgenommen.

Wie herrlich waren diese Sitten im Vergleich zu unseren europäischen, wo man die schrecklichen steifen Besuche zu machen hat und der Besucher sich ebenso wie die zu Besuchenden freuen, wenn eine Karte abgegeben werden kann, — wo man bei ceremoniösen Diners und wahren Abfütterungen oft mehrere Stunden zwischen den langweiligsten Personen eingekeilt sitzen muß, oder auf Soiréen mit Damen par force tanzen muß, für welche man durchaus kein Interesse hat. Dies Alles kam hier nie vor; hier fand sich nur zusammen, was sich gegenseitig finden wollte und liebte.

Welch' natürliche Herzlichkeit herrschte hier beim Empfange, wo Alles dem Gast entgegeneilte die Hand zum Gruße zu reichen, — welch' schreckliche steife Bücklinge in Europa!

Welch' angenehme Zeit verlebte ich hier! Tage verflossen wie Stunden, Wochen wie Tage, und da ich gute Erziehung genossen, jung und lebenslustig war, kann ich wohl, ohne eitel zu erscheinen, sagen, daß sich in diesen Familienkreisen so manche Mutter bemühte, mir die Tugenden ihrer Töchter zu rühmen, und diese all ihre Reize geltend zu machen suchten, um mich in das süße Joch der Ehe zu schmieden.

Da ich kein Weiberfeind bin und die schönen Chileninnen, Abkömmlinge echt andalusischer Race und Caupolicans und Lautaros, mit ihren feurigen, von langen seidenartigen Wimpern beschatteten Augen, dem kleinen Mund, Ohren, Händen und Füßen, der üppigen Büste, der fein geschnittenen, etwas gebogenen Nase, dem schönen langen schwarzen Haar, den graziösen Bewegungen und der Anmuth, wie Liebenswürdigkeit einen so vortheilhaften Eindruck auf mich machten und wahrhaft verführerisch waren, muß ich gestehen, daß ich mich öfter in der Lage befand, mich gründlich zu verlieben.

Ich glaube, daß aber gerade eine so große Anzahl junger, so liebenswürdiger und schöner Mädchen meiner Bekanntschaft bewirkte, daß mich keine derart zu fesseln vermochte, meine Freiheit für immer aufzugeben, indem jede in ihrer Art von der Natur mit geistigen wie körperlichen Vorzügen so ausgestattet war, daß die Wahl zu schwer wurde, trotzdem man sich glücklich schätzen konnte, eine von ihnen zu besitzen. Das größte Hinderniß war dabei unbedingt, daß ich Protestant bin.

Unter den Briefen, die ich täglich erhielt, befanden sich oft auch zarte duftende Billet-doux, begleitet von herrlichen Blumensträußen oder vorzüglichsten Früchten, welche mich zu irgend einem Rendezvous einluden, dem ich natürlich mit Freude Folge leistete. Wie habe ich da im Freuden- und Liebesrausch geschwelgt und bin von Blume zu Blume geflattert! — Das waren mir selige, unvergeßliche Tage!

Die Erziehung der Kinder der besseren Klassen ist in der Republik Chile sehr abweichend von der unserigen und läßt Manches zu wünschen übrig, doch gleichen unstreitig wiederum einige Vorzüge jene Mängel aus. Jedem Neugebornen wird gewöhnlich eine Amme gegeben. Bis zum achten Jahre verbleibt das Kind im elterlichen Hause. Die Knaben besuchen dann Gymnasium und Universität, während die Mädchen in ein Institut gebracht werden, aus welchem sie erst mit dem 15. Jahre geistig und körperlich entwickelt in's Vaterhaus zurückkehren.

Abgesehen von den gewöhnlichen Schulkenntnissen sprechen sie dann englisch, französisch und oft auch deutsch; spielen gut Piano, singen, tanzen, malen u. s. w. und treten als Damen in den Gesellschaften auf. Der Landessitte gemäß werden Kleider, Wäsche und Putz fast nur fertig in Läden gekauft; es wird außerhalb des Hauses gewaschen und die Küche besorgt ein Koch oder eine Köchin. Diese letzteren erhalten für den Monat eine bestimmte Summe, wofür sie das Essen zu liefern haben, so daß die aus der Pension heimgekehrte Tochter keinen häuslichen Geschäften obzuliegen hat. Das junge Mädchen lebt daher sehr bequem. Des Morgens besucht sie zuerst die Messe, dann wird gefrühstückt; hierauf geht sie bis 12 Uhr in die Bäder oder Verkaufsläden oder treibt Musik und liest Romane. Mittags wirft sich die Schöne in die Hängematte, um von 12 bis 2 Uhr Siesta zu halten. Die Zeit von 2 bis 5 Uhr bringt sie mit der Toilette zu, um 5 Uhr wird dinirt, nach dem Essen sodann spazieren gefahren, geritten oder gegangen, des Abends werden Theater oder Concerte besucht, Besuche empfangen oder gemacht, wo dann bis 1 Uhr getanzt, gespielt und musicirt wird. So verfließt ein Tag wie der andere, Jahr aus, Jahr ein. Die mit 15 Jahren bereits ganz entwickelte Jungfrau heirathet gewöhnlich bald, ja oft schon mit 14 Jahren, so daß es vorkam, daß Männer ihre Gattinnen in die Schule begleiteten und aus derselben abholten. Im Allgemeinen treiben die Chilenen sehr gern Musik und haben dazu angebornes Talent.

In ärmeren Häusern findet man stets Guitarren und Harfen und auch diese Instrumente werden oft meisterhaft gespielt. Auch den Tanz lieben die Chilenen sehr.

Obgleich nun so große Gastfreundschaft in den verschiedenen Familienkreisen, welche ich besuchte, herrschte, und ich da sehr angenehme Stunden verlebte, berührte es mich öfter unangenehm, daß sich so viele Geistliche in diesen befanden, indem, wenn eine Familie mehrere Söhne besaß, gewöhnlich einer derselben Geistlicher wurde.

Es war hier wenig anstößig, daß unverheirathete Männer zarte Verhältnisse hatten, und noch weniger ließ man, wenn diese Rendezvous Folgen hatten, dies den unschuldigen Wesen entgelten. — Uneheliche Kinder genossen hier dieselbe Erziehung wie eheliche, glänzten ebenso in den ersten Gesellschaften und verheiratheten sich ebenso wie andere. Selbst Kinder von Geistlichen genossen die allgemeine Achtung, und oft wurde ich mit Damen in den ersten Gesellschaften bekannt, welche sich

mit Stolz die Tochter eines Bischofs, eines Domherrn oder anderen Geistlichen nannten.

Was viel zu dieser Immoralität beitrug, war unbedingt das stete Kirchengehen des Abends. Junge Damen zogen den Abendgottesdienst selbst dem Theater vor, aber nicht aus religiösem Gefühl, sondern weil sie dahin gewöhnlich nur von einer Dienerin begleitet gehen und sich in den schwach erleuchteten Kirchen ein Rendezvous mit ihren Verehrern geben konnten. Von da begleiteten diese die jungen Damen auf größtmöglichen Umwegen des Nachts nach Hause. Diese Zusammenkünfte waren bald derart organisirt, daß die Damen nur vorgaben nach der Kirche zu gehen, um an bestimmten Orten direct in die Arme ihres Geliebten zu eilen, während die verschwiegene Dienerin Wache stand.

So war Santiago im Jahre 1860 und ersieht man daraus, daß selbst nach Jahrhunderten das heißblütige Naturell der Spanier noch vorherrschend war!

Das Fest der Unabhängigkeit der Republik Chile, das sich hier durch seine Großartigkeit von allen bisher verlebten auszeichnete, beging ich höchst freudvoll. Ein Fest folgte dem andern und dazwischen gab es Vorstellungen, Aufzüge, Corsofahrten, Feuerwerk, Revuen u. A. m. Es gehörte hier zum guten Ton, daß jede wohlhabende Familie auf dem Festplatz ihr eigenes Zelt errichtet hatte, um darin Freunde und Bekannte bestens zu bewirthen und konnte man da essen und trinken nach Herzenslust.

Kapitel IV.

Reise von Santiago über Santa Rosa nach San Felipe und Quillota und mein Aufenthalt daselbst.

Nachdem ich diese Festwoche sehr angenehm in Santiago verlebt hatte, beschloß ich die Provinz Aconcagua zu bereisen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, an welchem ich in Gesellschaft mehrerer Bekannten die Hauptstadt verließ. Nach einigen Stunden Fahrt erreichten wir das Bad Colina. Von hier aus durchfuhren wir das Schlachtfeld, auf welchem der General San Martin am 12. Februar 1817 die Spanier geschlagen und ihr Heer vernichtet hatte und gelangten dann auf die steile Questa von Chacabuco, welche sich 1286 Meter über dem Meere befindet. Dieser Gebirgszug verbindet die Cordillere der Anden mit der Küstencordillere, von welcher aus sich gegen Süden das 150 Meilen lange Längenthal bis an den Meerbusen von Reloncavi erstreckt. Als wir dies Gebirge passirt hatten, erreichten wir nach kurzer Fahrt das Städtchen Santa Rosa, wo wir die Nacht zubrachten. Es war dies ein freundlicher Ort von etwa 4000 Einwohnern, mit sehr hübschen Promenaden und der Hauptstapelplatz des Chilenischen Handels mit der Argentinischen Republik, da von hier aus der Weg direct über die Anden durch den 3927 Meter über dem Meere befindlichen Uspallatapaß nach Mendoza führte.

Am nächsten Morgen verließen wir Santa Rosa und erreichten bald die nur einige Meilen von hier entfernte Hauptstadt der Provinz Aconcagua San Felipe, welche 16 Meilen von Santiago entfernt

657 Meter über dem Meere in einem von Bergen umschlossenen Thale am Ufer des Flusses Aconcagua unter 32° 45′ 23″ S. B. liegt. Sie wurde erst im vorigen Jahrhundert angelegt und war ein freundliches, regelmäßig gebautes Städtchen von etwa 8000 Einwohnern, besaß mehrere Kirchen, auch ein gutes Hospital und lag romantisch zwischen Gärten mit anmuthigen Obstbaumgruppen, unter denen besonders schöne große Feigenbäume sich auszeichneten.

Die Provinz, welche etwa 232 deutsche Quadratmeilen umfaßt und nahe an 30,000 Einwohner zählte, ist eine der gebirgigsten der Republik und schließt den höchsten Theil der Chilenischen Andenkette mit dem unter 32° 38′ 30″ S. B. gelegenen 6834 Meter hohem Aconcagua-Berge ein. Da allein sechs verschiedene Bergketten sie durchziehen, sind die Thäler natürlich nur schmal.

Das Klima ist angenehm und von mittlerer Temperatur, und was die Vegetation anbelangt, ist sie hier noch dürftig; jedoch kommen vom Norden her gerechnet hier das erste Mal Obstbäume vor, welche aber noch vereinzelt stehen. Unter den Bäumen treten Lauriceen auf, besonders Laurus bellota Miers, sowie der Peumo (Cryptocarya Peumus Nees), welcher zahlreiche den Kirschen ähnliche Früchte trägt, die süß und aromatisch schmecken und viel zu Markte getragen werden. Ferner der Quillai (Quillaya saponaria Mol), ein Baum, der gutes Holz zum Grubenbau liefert, und da dessen Rinde die Eigenschaft der Seife hat, so wird sie allgemein zum Waschen benutzt. Ferner der Litre (Litrea venenosa Miers), welcher 15 bis 20 Fuß hoch wird. Außer diesen Bäumen sieht man hier Alleen von lombardischen Pappeln und Obstbäumen, besonders Feigen. Die Hügel sind größtentheils von metallischen Substanzen geschwängert und dürr und kahl; man erblickt auf ihnen theils vereinzelt, theils in Gruppen stehend die 15 bis 20 Fuß hohen grauen Säulen der Fackeldistel (Quisco gigantin.)

Auch Bergbau wird in dieser Provinz viel getrieben und befanden sich acht Gold-, neun Silber- und über 100 Kupferminen im Betriebe, und wenn der Bergbau auch nicht so bedeutend wie in den nördlichen Provinzen von Atacama und Coquimbo war, so hatte man hier den Vortheil, Holz zu besitzen, um die Erze verschmelzen zu können.

Was den Handel anbelangt, so war er abgesehen von Ackerbau, Viehzucht und Bergbau deshalb sehr lebhaft, weil alle Produkte, welche von Valparaiso über die Anden nach der Argentinischen Republik geführt wurden, auf der Eisenbahn bis nach der fünf Meilen von hier

entfernten Station Llaillai gebracht wurden und von da auf einer gut angelegten Straße über hier nach Santa Rosa gingen.

Im Hotel angekommen, empfing uns daselbst ein Bekannter und Landsmann, der frühere Obersteiger Neuenborn aus Zabrze in Oberschlesien, welcher hier eine alte sehr reiche Kupfergrube bearbeitete. Während meines mehrtägigen Aufenthalts in dieser Stadt besuchte ich diese Grube wie mehrere Silberbergwerke, welche ganz in der Nähe der Stadt lagen, unter welchen einige gute Ausbeute gaben. Auch ein anderer Bekannter von mir, der Ingenieur Pagenstecher aus Cöln, welcher an der Eisenbahn Contract-Arbeiten übernommen, besaß eine Silbergrube ohnweit von hier und gewann gutes Erz; er mußte sie jedoch, da sie so hoch lag, daß sie die Hälfte des Jahres von Schnee bedeckt und dadurch vollkommen unzugänglich war, und die Arbeiter, trotzdem sie sehr hohen Lohn verdienten, nicht während sechs Monaten im Jahr unter der Erde leben wollten, aufgeben.

Nach einigen Tagen Aufenthalts in dieser Stadt begab ich mich zu Pferde nach der nächst gelegenen Station Llaillai. Dies war die Hauptstation der von Valparaiso nach Santiago im Bau begriffenen Eisenbahn, die bis hierher fertig war.

Gegen Mittag verließ ich auf ihr Llaillai, und nachdem ich in fruchtbaren Thälern stets an den Ufern des Aconcaguaflusses die Stationen Ocoa, die von hohen Bergen umschlossen war, La Calera und La Crux passirt hatte, erreichte ich nach einstündiger Fahrt, bei welcher wir 1215 Fuß vom Gebirge herabgefahren waren, die Stadt Quillota.

Dieses Städtchen, welches ungefähr 5200 Einwohner zählte, zog sich in einer sehr fruchtbaren, von Wein- und Obstgärten, Feldern und Wiesen prangenden Ebene, die vom Aconcaguaflusse durchströmt wurde, über eine halbe Meile dahin, versorgte hauptsächlich Valparaiso mit ihren landwirthschaftlichen Producten und war der Sommeraufenthalt der reichen Bevölkerung des Hafens.

Nach einigen Tagen Aufenthalts in dem zwischen den nun in vollster Blüthe stehenden Obstbaumgruppen gelegenen Städtchen, erhielt ich den Besuch eines jungen Spaniers, welcher erst vor einigen Tagen von Europa angekommen war, und da er gehört, daß ich Bergingenieur sei, mir ein Geheimniß anzuvertrauen, und ein Geschäft vorzuschlagen kam.

Er war in seiner Heimath in den Besitz eines Documents gelangt, aus welchem er ersehen hatte, daß mehrere Spanier, als sie von den Chilenen aus dem Lande vertrieben wurden, sechs Maulthierladungen geprägten Goldes, wie eine Ladung Silber in der Nähe von Quillota

in einer Gebirgsschlucht der Campana vergraben hatten. Da laut diesem Document nur eine Person, welche sich nach Spanien geflüchtet, dort aber bald gestorben, den Ort wo der Schatz lag kannte, indem die andern Gefährten im Kampfe geblieben, der Ort auch sehr speciell angegeben war, hatte er die Reise nach hier unternommen, um dies Geld auszugraben. —

Wenn man sich in Europa durch Betheiligung an einer Schatzgräberei mehr oder weniger lächerlich machen würde, indem die Resultate höchst selten zufriedenstellend sind, so beruhen derartige Unternehmungen in den Republiken Südamerikas auf einer bei weitem sicheren Basis und werden oft von den glänzendsten Erfolgen gekrönt, da die Indianer, als die Spanier dies Land entdeckten, colossale Schätze an Gold besaßen und diese vor der Habgier der Letztern nicht besser zu verbergen wußten, als daß sie selbe vergruben, und daß die Spanier auch ihre Schätze am sichersten aufgehoben glaubten, wenn sie diese der Erde anvertrauten.

Während des Unabhängigkeitskrieges dieser Republik kam nun ein großer Theil der Spanier um, ein anderer Theil wurde aus dem Lande vertrieben und rettete nur das nackte Leben, wodurch natürlich große Summen in der Erde vergraben blieben, die auch bis jetzt größtentheils noch liegen. Der Beweis wie große Schätze da lagern, wird wohl am besten dadurch geliefert, daß seit der Vertreibung der Spanier, also seit einigen 40 Jahren, theils in Folge von Nachrichten, theils durch Zufall unzählige Funde von vielen Tausenden von Pesos, öfter aber auch noch größere Summen ausgegraben worden sind.

Es ist daher unstreitig etwas sehr verlockendes, wenn man unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Jemand aufgefordert wird, einen großen vergrabenen Schatz aufzusuchen. Besonders verführerisch ist dies aber, wenn Jemand die feste Ueberzeugung vom Vorhandensein desselben hat wie dieser Fremde, der, um diesen Schatz zu heben, die weite Reise von Spanien nach hier unternommen hatte und zur Hebung desselben meine Kenntnisse und Arbeitskraft in Anspruch nehmen wollte. Ich sagte daher meine Unterstützung mit Freuden zu, da ich ja nichts verlieren, bei gutem Erfolg aber auf leichte Art Vermögen erwerben konnte.

Am nächsten Morgen miethete ich zu dem Zweck Pferde, kaufte das nöthigste Minenwerkzeug, engagirte einen zuverlässigen Mann als Führer und verließ von dem Spanier begleitet Quillota, den in dem Dokument angegebenen Weg verfolgend langsam die Abhänge der Campana hinanreitend.

Nach einer Stunde befanden wir uns laut der Nachricht in der Nähe des Punktes, wo der Schatz vergraben liegen sollte, stiegen daher ab und übergaben die Pferde der Aufsicht des Führers.

Da dieses Geld in sechs Löchern um den Stamm eines Baumes herum verscharrt sein sollte, in welchem zum Zeichen ein großes Kreuz eingeschnitten war, mußten wir vorerst diesen aufsuchen. Obgleich ein in der Nähe befindlicher, genau beschriebener Felsblock bekundete, daß wir uns ohnweit der richtigen Stelle befanden, war es trotzdem nicht leicht in diesem dichten Walde grade diesen bezeichneten Baum herauszufinden, welcher ja auch, da bereits mehr als 50 Jahre seitdem verflossen waren, vielleicht nicht mehr existirte.

Als ich mit dem Spanier seit bereits längerer Zeit viele Baumstämme gemustert hatte, ohne den gesuchten zu finden, näherte sich uns der Führer, der dies beobachtet hatte und frug, ob wir vielleicht einen Schatz suchten. Erstaunt über den Scharfsinn des Eingeborenen, bejahten wir seine Frage, wonach er uns zu einem in der Nähe stehenden alten Baum führte, an dessen Fuß man eine Vertiefung wahrnehmen konnte. Da angelangt, theilte er uns mit, daß Holzschläger einst ein in diesem Stamm eingeschnittenes Kreuz gefunden, und glaubend, daß da ein Schatz verborgen liege, hatten sie am Fuße desselben ein Loch gegraben und 2000 alte spanische Thaler gefunden.

Als mein Gefährte diesen Baum genau geprüft und er wirklich das eingeschnittene Kreuz an demselben gefunden hatte, welches seit so langer Zeit natürlich ganz vernarbt, aber noch deutlich zu erkennen war, erklärte er mir, daß dies der gesuchte Platz sei. So sehr er anfangs durch die Erzählung des Führers erschrocken war und schon gefürchtet hatte, die Reise nach hier vergebens unternommen zu haben, so sehr erfreut war er jetzt als er erfahren, daß man nur das Silber, aber nicht das daneben liegende Gold gefunden hatte. Aus Vorsicht hielt er es aber für gut, seine Freude dem Führer gegenüber nicht merken zu lassen, um mit mir in nächster Nacht allein nach hier zurückzukehren und das Gold auszugraben und kehrten wir deshalb nun anscheinend niedergeschlagen nach Quillota zurück.

Als die Sonne endlich im Westen niedersank, begannen wir uns zu rüsten, und als endlich die Nacht hereinbrach, schlichen wir uns Beide mit Revolvern bewaffnet und mit Spitzhaue, Schaufel und etwas Lebensmitteln versehen heimlich aus der Stadt und schlugen den Weg nach den Gebirgsschluchten der Campana ein.

Es war eine herrliche Mondnacht, und als wir etwa eine Stunde über Wiesen und Felder bergan gestiegen und schon Pläne entworfen hatten, wie wir das Gold am besten heimlich nach Valparaiso schaffen könnten, langten wir glücklich unter dem Baum an, wo der Schatz liegen sollte. Nachdem wir uns etwas Ruhe gegönnt, begannen wir zu graben, wobei uns der Mondschein sehr zu statten kam, doch war es wahrlich nicht so leicht unter diesem großen Baume, der seine Aeste so weit ausbreitete, gerade die Stellen zu treffen, wo das Gold lag.

Wohl eine Stunde hatten wir bereits alle Kräfte aufbietend gearbeitet, als es mir plötzlich schien, daß sich ein Geräusch nähere. Ich bedeutete den Spanier mit zu lauschen, und hörten wir deutlich, wie sich ganz langsam, mit größter Vorsicht etwas zu uns heranschlich, konnten aber, trotzdem wir all' unsere Sehkraft aufboten, nichts erkennen. Wir lauschten fast athemlos weiter, denn es war uns nicht allein um uns selbst als um den Schatz zu thun, und bei einem Ueberfall konnten wir diesen und obendrein noch unser Leben verlieren. Nach einer Weile bemerkten wir, daß sich bereits sehr nahe von uns im Busch ein Gegenstand bewegte, der sich durch Streifen an den Aesten verrieth. Geräuschlos zogen wir unsere Revolver. Es wurde darauf wiederum still und war es uns als würden wir beobachtet. Während wir in größter Spannung dastanden, vernahmen wir nach kurzer Zeit ebenfalls ein leises Geräusch in unserem Rücken.

Unsere Lage war eine sehr kritische und gefährliche, denn zu dieser Stunde, es mochte gegen Mitternacht sein, konnten nur Lauscher der Räuberbande, die sich thatsächlich in den Schluchten befand, herumschleichen. So geräuschlos wie nur möglich, hoffend doch noch nicht entdeckt zu sein, da wir im tiefen Schatten des dicht belaubten Baumes standen, stellten wir uns nun Rücken gegen Rücken, um uns nach beiden Seiten hin vertheidigen zu können. Nach einigen Minuten erscholl plötzlich aus dem Thale ein Pfiff, welcher gleich darauf von den beiden Seiten, von denen wir Geräusch gehört hatten, beantwortet wurde. Wir waren nun sicher, nicht eine Sinnestäuschung gehabt zu haben, und verdoppelte sich für uns die Gefahr, indem anzunehmen war, daß man uns beobachtet und umzüngelt hatte, und daß man nur unserer Revolver wegen nicht den Muth gehabt, einen Kampf aufzunehmen, uns aber nun im Verein mit den Gefährten aus dem Thale mit Uebermacht angreifen würde. Noch berathend, ob wir in dieser Stellung verharren und einen Angriff abwarten oder fliehen sollten, entfernten sich zu unserm größten Staunen plötzlich die Per-

sonen und eilten mit Hast dem Thale zu. Da wir uns im Zweifel befanden, ob wir bemerkt seien oder nicht, und ob man Verstärkung hole, um uns anzugreifen, und wir nicht nach der Stadt zurück konnten, indem diese unheimlichen Nachbarn diese Richtung eingeschlagen hatten, beeilten wir uns das Gebirge weiter hinanzusteigen, um uns zu verbergen. —

Bis Tagesanbruch verweilten wir in unserem Versteck, ohne daß der Schlaf in unsere Augen kam, als aber die Sonne hinter den Anden emporstieg, schlichen wir uns langsam und geräuschlos nach unserem Arbeitsplatz zurück, sicher glaubend, daß dort gearbeitet werde. Zu unserer Freude fanden wir jedoch Niemand und die Arbeit in dem Zustande wie wir sie verlassen hatten, und begannen wir trotz aller Müdigkeit mit aller Energie die Arbeit wieder aufzunehmen.

Während einiger Stunden gruben wir ein Loch neben dem andern, und da wir Nichts fanden und sehr ermüdet, auch unsere Hände derart voller Blasen waren, daß wir nicht weiter arbeiten konnten, versteckten wir sorgfältig die Werkzeuge, begaben uns nach der Stadt, und beschlossen später einen zuverlässigen Arbeiter mitzunehmen, um weiter zu graben.

In Quillota angelangt, erfuhren wir, daß daselbst in der verflossenen Nacht ein Raubanfall und ein bedeutender Diebstahl stattgefunden hatte, und war nun wohl klar, wer unsere Nachbarn gewesen waren.

In Folge der furchtbaren Aufregung wie der Kälte der vorigen Nacht, stellten sich aber so heftige rheumatische Schmerzen bei mir ein, daß ich mich am nächsten Morgen gezwungen sah, mit der Eisenbahn nach dem nur drei Stunden entfernten Valparaiso zu fahren, um ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Daselbst lag ich während einiger Tage schwer darnieder; als es mir meine Gesundheit aber nur irgend gestattete, kehrte ich nach Quillota zurück. Zu meinem größten Schmerz erfuhr ich, daß der Spanier seit bereits zwei Tagen abgereist war und seine Rechnung in alten spanischen Unzen bezahlt hatte.

Ich ritt sofort nach der Gebirgsschlucht, wo ich denn fand, daß der ganze Platz unter dem Baume umgearbeitet war, und verschiedene Gegenstände, die da herumlagen, ließen mir keinen Zweifel, daß mein Gefährte das Gold gefunden hatte.

Sofort begab ich mich nach Valparaiso zurück, hoffend, ihn da zu finden; trotz aller Anstrengung gelang es mir aber nicht, die geringste

Nachricht über ihn zu erhalten, und verwünschte ich die Schatzgräberei, die mir nur Gefahr und Schmerzen, statt Gold eingebracht hatte.

Zu dieser Zeit war der Prinz Paul von Württemberg nach Valparaiso gekommen, welchem mich der preußische General-Consul Fehrmann bei einem Diner, das er ihm zu Ehren gab, vorstellte. Derselbe hatte eine wissenschaftliche Reise nach Süd-Amerika unternommen und besaß herrliche Sammlungen.

Ich verlebte acht Tage mit ihm in Valparaiso im Hotel Aubri, und bedauerte seine Abreise, wodurch ich einen so liebenswürdigen Mann verlor, sehr.

Nach einigen Tagen begab ich mich nach Santiago zurück, um mich beim Präsident Manuel Montt wieder vorzustellen. Er erklärte mir aber, daß es jetzt nicht möglich sei, mich zu unterstützen, weil der Krieg mit den Indianern noch nicht beendet sei. Ich war in Verzweiflung, denn es war bereits Sommer, der für meine Expedition so wichtig war.

Unter diesen Verhältnissen konnte ich vorläufig weiter nichts unternehmen als den Rath meiner Freunde, meine ersten Expeditionen in das Araucaner-Gebiet in spanischer Sprache herauszugeben, befolgen. Die nächsten Monate waren daher ausschließlich der Zusammenstellung desselben gewidmet und hatte das Werk bei seinem Erscheinen den besten Erfolg.

Kapitel V.

Der Mord Hermann Wagner's in Santiago.

Neuerdings wohnte ich in Santiago in dem inzwischen neuerbauten Hotel de Baviera, dessen Wirth ein Baier war und in welchem täglich noch an zwanzig Deutsche Table d'hôte speisten. Am 5. December feierte ich meinen Geburtstag im Kreise von Freunden und Bekannten. Unter letzteren befand sich auch der nur 18 Jahre alte Sohn des Hofjuweliers Wagner aus Berlin, der erst seit einigen Tagen hier angekommen auch in diesem Hotel wohnte. Am nächsten Tage erfuhr ich, daß derselbe am verflossenen Nachmittag mit dem Wirth spazieren gegangen und letzterer in der Nacht mit Schmutz und Blut bedeckt allein zurückgekommen sei. In größter Sorge um den unerfahrenen jungen Menschen, erkundigte ich mich sofort bei dem Wirth, wo er Wagner gelassen habe, worauf er mir in größter Verwirrung berichtete, daß sie am Tajamar überfallen worden seien, er geflohen wäre und daher nicht wisse, was aus jenem geworden. Ich eilte sofort auf das Criminal-Gericht, um Anzeige von diesem Fall zu machen, worauf ich mehrere berittene Polizeisoldaten zu meiner Verfügung erhielt, um nach dem Vermißten zu forschen.

An dem Ort angekommen, wo der Ueberfall stattgefunden haben sollte, erfuhr ich, daß man Wagner am Abend vorher in einem Lokal in Gesellschaft des Wirthes und eines anderen Herrn gesehen habe, sowie daß man am späten Abend Lärm und Hilferufe am Ufer des in der Nähe dahinströmenden Mapocho-Flusses gehört habe.

Ich begab mich sofort an die Stelle, von wo der Hilferuf erschollen sein sollte, wo ich denn auch deutliche und untrügliche Spuren fand, daß hier ein Kampf stattgefunden und man einen Menschen im Sande bis an den Fluß geschleift hatte. Ich eilte sofort nach der Stadt in das Criminal=Gericht zurück, wo ich erfuhr, das inzwischen Fischer die Leiche eines Ausländers in der Nähe der Stadt aus dem Fluß gezogen und die bei demselben gefundene Uhr, Ring, Brieftasche und Portemonnaie auf der Polizei deponirt hätten.

Eiligst begab ich mich dahin, wo mir der betreffende Beamte mittheilte, daß man den Leichnam nach dem Hospital von San Juan de Dios gebracht habe. Da angekommen erfuhr ich, daß man denselben bereits in einen Sack eingenäht und in die Todtenkammer gelegt hatte, von wo aus er diese Nacht nach dem Kirchhof gebracht werden sollte. Als ich ihn nun zu sehen verlangte, theilte man mir mit, daß es gefährlich für mich sei, in die Todtenkammer hinab zu steigen, indem sich neun Typhusleichen in dieser befänden. Dies schreckte mich aber nicht ab, und ich bestand darauf, da ich wissen wollte, ob dieser Leichnam der des jungen Wagner sei.

In Begleitung eines Krankenwärters trat ich, mit einer Laterne versehen, in die Todtenkammer, in welcher ein so schrecklicher Leichengeruch herrschte, daß ich entsetzt zurückprallte, doch ermannte ich mich und schritt vorwärts. Da lagen nun zehn Leichen neben einander, alle in grobe Säcke eingenäht. In welchem sollte ich nun den gesuchten Freund finden? So schrecklich die Aufgabe für mich war, zauderte ich nicht und schnitt den ersten Sack auf, aus welchem mir aber ein fremdes, schrecklich entstelltes Gesicht mit offenen Augen entgegenstarrte; ich schnitt einen zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten auf, aber in jedem fand ich nur ein mir unbekanntes Gesicht, endlich aber, als ich den siebenten öffnete, sagte mir gleichsam eine innere Stimme, daß dieser es sei, den ich suche. Ich schnitt deshalb den Sack ganz auf, um nach den Zeichen in seiner Wäsche zu suchen, da die Gesichtszüge vollständig entstellt waren. Ich entdeckte leider ein „H. W.“, wonach kein Zweifel war, daß dies die Leiche Hermann Wagner's sei.

Nachdem ich dem Criminalrichter Anzeige von Allem gemacht hatte, wurde ich aufgefordert der Obduction des Leichnams beizuwohnen, weil doch nun festgestellt werden mußte, woran der Unglückliche gestorben sei. Es war für mich schrecklich als ermittelt wurde, daß er, nachdem er geschändet worden, durch einen Schlag mitten auf den Schädel durch irgend ein Instrument getödtet worden war.

Als ich den Leichnam in einen Sarg gebettet, lud ich alle Deutschen Santiagos ein, der Beerdigung beizuwohnen, wozu sie sämmtlich erschienen. Eine Sammlung wurde dann veranstaltet, um nicht allein die bis jetzt entstandenen Kosten gemeinschaftlich zu tragen, sondern auch das Grab mit einer Marmorplatte und einem eisernen Gitter zu versehen.

Der Wirth war inzwischen verhaftet worden, da Verdachtsgründe vorhanden waren, daß er im Vereine eines Complicen das scheußliche bestialische Verbrechen an dem jungen Manne begangen.

Im ersten Verhör widersprach sich der Wirth derart, daß kein Zweifel übrig blieb, daß er der wirkliche Mörder sei, da aber nach chilenischem Gesetz Niemand verurtheilt werden konnte, der nicht selbst das Verbrechen eingestanden hatte, oder durch Zeugen überführt wurde, brachte man ihn bis auf Weiteres ins Gefängniß. Nachdem er einige Monate in diesem zugebracht, wurde er, da keine Zeugen gegen ihn auftraten und er jede Theilnahme am Morde leugnete, in Freiheit gesetzt.

Kapitel VI.

Feier des Weihnachtsfestes in Santiago.

Während in Deutschland am Weihnachtsabend die Natur todt, die Erde gewöhnlich mit tiefem Schnee bedeckt ist, und ein eisig kalter Wind weht, die Menge von allen Seiten her nach der festlich erleuchteten Kirche zu Schlitten fährt, und aus allen Häusern und selbst aus der ärmsten Hütte ein mit vielen Lichtern versehener Christbaum strahlt — wie so ganz anders war es hier!

Es war ein heißer Sommertag, und als die Sonne mit ihren sengenden Strahlen im Stillen Ocean darniedersank, begann ein reges Leben und Treiben in den Straßen der Hauptstadt, und ein großer Theil der Bevölkerung begab sich theils nach der Alameda, theils nach den Gärten der Vorstädte, um sich an der Abendkühle zu erfrischen.

Die Natur stand im schönsten Flor, herrliche Blumen und Sträucher verbreiteten ihre aromatischen Düfte, Schaaren von Singvögeln in schönster Farbenpracht sangen in den Hecken von Jasmin und Rosen dem Schöpfer ihr Loblied; strahlend-goldige Kolibris flatterten von Strauch zu Strauch; Fluren, auf denen unzählige Heerden weideten, erstreckten sich prangend bis an den Fuß der Anden, deren Gipfel von der Abendsonne eben noch vergoldet wurden.

Als die Glocken der vielen Thürme der Hauptstadt die Gläubigen zur Feier der Geburt des Herrn nach den Tempeln riefen, strömte Alles dahin, Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering. Nach Beendigung der Feier begab sich eine unabsehbare Menschenmenge

Ein Weihnachtsabend in Santiago.

Digitized by Google

Digitized by Go

nach der Plaza de Armas, wo ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt wurde, und von da nach der Alameda, wo unzählige Zelte aufgeschlagen waren, in denen Eis und Backwerk, sowie besonders herrliche Früchte und schönste Blumensträuße verkauft wurden. Wie es in Europa Sitte ist, unsere Lieben am heiligen Abend durch eine Gabe zu erfreuen, war es hier Sitte den Damen die schönsten Früchte und Blumen zu überreichen, welche oft zu fabelhaften Preisen erkauft wurden. Nachdem die bessere Gesellschaft eine Stunde bei schönstem Mondenschein in der herrlichen Alameda einhergewandelt und sich sowohl an den melodischen Klängen mehrerer hier aufgestellter Musikcapellen erfreut, wie an der frischen Abendluft, am Aroma der Früchte und am Dufte der Blumen erquickt hatte, kehrte sie nach ihren Häusern zurück, wo die Nacht unter Musik und Tanz hingebracht wurde. Die unteren Klassen dagegen verweilten die ganze Nacht in den Zelten der Alameda, wo überall Mädchen mit Harfen und Guitarren musicirten, getanzt, gesungen, gegessen, gespielt und wahrhaft barbarisch getrunken wurde. Am ersten Feiertage fand eine sehr feierliche Messe in der Kathedrale statt; dann wurde dieser Tag wie der vorhergehende verlebt; einen zweiten Feiertag aber wie in Deutschland gab es nicht.

Wie Ostern in Santiago das Fest des Wiedersehens war, so war Weihnachten das Fest des Abschieds, da nach Weihnachten Alle, die nur irgend konnten, die Stadt verließen, um die heiße Jahreszeit an weniger heißen Orten oder in Bädern zu verleben; andere besuchten während dieser Zeit die Quellen von San Bernardo, Cauquenes, Apoquindo, Chillan oder Colina, und da in diese Zeit die sogenannten großen Ferien fielen, wo alle Tribunale, die Universität, die Gymnasien und andere Anstalten geschlossen waren, wurden von einem großen Theil der Bevölkerung Reisen nach den nördlichen wie südlichen Provinzen der Republik unternommen. Es gehörte zum guten Ton, sich vom 1. Januar ab nicht in Santiago zu befinden. Wie sehr man dies beachtete, bewies wohl am besten der Fall, daß Familien, welche der ersten Gesellschaft angehörten, im Augenblick aber nicht die Mittel besaßen, kostspielige Badereisen zu unternehmen, sich von Neujahr ab in ihren Häusern, nachdem sie alles zum Haushalt Nöthige eingekauft, verschlossen hielten und zwei Monate hindurch so heimlich in der Stadt lebten. — Auch ich verließ Santiago und eilte nach Valparaiso.

Kapitel VII.

Reise von Valparaiso nach der Insel Juan Fernandez, (Robinson-Insel).

In der Mitte des Monats Februar, als ich von einer Excursion aus der Umgebung von Valparaiso nach meinem Hotel zurückkehrte, erwartete mich daselbst mit größter Ungeduld ein mir befreundeter Engländer Mr. Stevenson, um mich über den Werth einiger Erzstufen, welche er mir vorlegte, zu befragen, und nachdem ich ihm mitgetheilt, daß es sehr reiche, fast gediegene Silberstufen seien, verließ er mich ohne Weiteres aufs eiligste.

Neugierig was es mit diesen Erzen für ein Bewandtniß haben möge, forschte ich nach und erfuhr Folgendes: Einige Tage vorher war ein Chilenisches Kriegsschiff von der, der Republik gehörigen Insel Juan Fernandez hier eingelaufen und hatte einige Individuen mitgebracht, welche ihre Strafe in der dort befindlichen Verbrechercolonie abgebüßt hatten. Einer dieser entlassenen Sträflinge hatte erzählt, daß er eines Tages, als er die Schluchten und Felsgebirge durchstreift, einen sehr reichen Gang fast gediegenen Silbers gefunden und davon mehrere Stufen mitgebracht habe. Mr. Stevenson hatte dies erfahren, diesen Mann aufgesucht und die Proben mir vorgelegt, und da ich die Erze für reich befunden, sogleich einen Contract mit ihm abgeschlossen, wonach dieser sich verpflichtete, sofort mit ihm nach der Insel zurückzukehren, ihm den Gang zu zeigen und ihm die Hälfte desselben für 1000 Pesos unter der Bedingung zu verkaufen, daß er jetzt 500 Pesos

und bei der Rückkehr die andere Hälfte erhalte. Der Engländer, welcher durch diesen Kauf ein bedeutendes Vermögen zu erwerben glaubte, hatte sofort die ersten 500 Pesos ausgezahlt, ein Schiff mit Lebensmitteln, dem nöthigen Minenmaterial und Geräthschaften versehen und war auf diesem mit dem entlassenen Sträfling und einigen Bergleuten nach Juan Fernandez abgesegelt.

In Valparaiso blieb diese Entdeckung nicht eine Stunde verschwiegen, die Kunde lief wie ein Lauffeuer durch die Stadt und alle Unterhaltung drehte sich fast ausschließlich um die colossalen Schätze, welche auf der Insel Juan Fernandez gefunden worden seien. Natürlich wurden die Nachrichten gehörig übertrieben, so daß angeblich große Felsen aus diesem kostbaren Metall bestehen sollten, und unzählige Personen brannten nun vor Begierde, sich nach dem neuen Eldorado zu begeben. Allein leider gab es außer den chilenischen Kriegsschiffen im Augenblick kein einziges Fahrzeug im Hafen, welches zur Verfügung stand.

Als die Nachricht von dem fabelhaften Reichthum der Insel Don Pascual Sorucco erfuhr, welcher die Insel wegen den schönen Waldungen und Wiesen mit guten Futtergräsern von der chilenischen Regierung gepachtet hatte, um Vieh zu mästen und die billigen Arbeitskräfte der Verbrecher bei Ausbeutung der Produkte zu verwerthen, telegraphirte er sofort an den Staatsminister Barras, man möge ihm auf einige Zeit ein Kriegsschiff leihen, und erhielt darauf der Bergantin „Janaqueo" Ordre, binnen sechs Stunden zur Reise nach Juan Fernandez zur Verfügung dieses Herrn sich fertig zu machen. Ich benutzte die Gelegenheit mich Herrn Sorucco vorzustellen und ihm meine bergmännischen Kenntnisse zur Verfügung zu stellen, da es mich interessirte, die Insel kennen zu lernen, welche meine Phantasie schon als Kind so sehr beschäftigt hatte, da es die berühmte Insel war, wo Robinson Crusoe gelebt. Es wurde mir leicht, von diesem Herrn Aufträge und Empfehlungen an seinen dortigen Verwalter zu erhalten, der meine Expedition nach Kräften unterstützen sollte, wogegen ich mich verpflichten mußte, von allen guten Erzgängen oder Lagern, welche ich finden, beziehungsweise muthen würde, Herrn Sorucco die Hälfte abzugeben.

Kapitel VIII.

Die Insel Juan Fernandez.

Die Insel Juan Fernandez liegt sieben Längengrade westlich von Valparaiso unter 33° 37′ 45″ S. B. und 78° 53′ W. L. Sie wurde 1573 von dem Seefahrer Juan Fernandez entdeckt, und war später längere Zeit ein Schlupfwinkel der berüchtigten Seeräuber Boucanier.

Im Jahre 1709 landete hier der Capitän Woodes Rogers und fand einen Matrosen Namens Alexander Selkirk, welcher vier Jahre und vier Monate vorher von dem Schiffe „Cinque Ports“ von dem Capitän Thomas Stradling wegen begangenen Verbrechens ausgesetzt worden war, und diese ganze Zeit allein auf der Insel gelebt hatte. Nach den Erzählungen dieses Unglücklichen soll Daniel de Foe im Jahre 1719 seinen berühmten Roman: „The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe“ geschrieben haben. Im Jahre 1741 landete hier Capitän Anson, und würde derselbe seine vom Skorbut sehr heimgesuchte Mannschaft kaum am Leben erhalten haben, wenn er nicht hier so gutes Wasser, gute Kräuter und eßbares Wild gefunden hätte. Im Jahre 1776 erbauten die Spanier hier ein Fort Namens San Juan Baptista an der Bai, welche heute den Namen Cumberland-Bai führt; eine Garnison wurde dahin verlegt, und eine Kolonie gegründet, welche aus etwa 200 Personen beiderlei Geschlechts bestand.

Insel Juan Fernandez
(Robinson-Insel).

Digitized by Google

Nachdem wir 40 Stunden in See gewesen, gewahrten wir Nachmittags im Westen die Insel Juan Fernandez, die sich stolz aus den Fluthen des Stillen Oceans erhebt und einen malerischen Anblick gewährt. Die Insel besteht aus einem in Form eines Halbmondes, von Ost nach West sich erstreckenden, elf Seemeilen langen und sechs dergleichen breiten Gebirgszuge, welcher durch einen über drei Tausend Fuß hohen Berg, „Junque" (Amboß) genannt, weil er ganz die Form eines Schmiede-Amboßes hat, bekrönt wird, dessen Felswände an 800 bis 1000 Fuß senkrecht in's Meer abfallen, während sich kleine Gebirgsströme von ihnen herabstürzen. Der Kamm dieses Gebirges und ein Theil seiner Abhänge, sowie der „Junque" selbst war mit dichtem Wald bedeckt und herrliche Wiesen zogen sich in den Schluchten am Gebirge aufwärts.

Auf der Nordseite erblickten wir bald die Cumberland-Bai, von welcher sich eine geneigte Ebene nach den Höhen hin ausdehnte, auf denen sich das Fort erhob, und eine Anzahl kleine, von Wiesen und Feldern umgebene Häuser sich malerisch ausbreitete. Als wir in diesen Hafen einliefen, lagen daselbst einige nordamerikanische Wallfischfänger vor Anker, um sich mit frischem Wasser zu versorgen, auch befand sich bereits das Schiff hier, auf welchem Mr. Stevenson von Valparaiso hier angekommen war.

Als wir landeten und die Wache passirt hatten, welche hier stationirt war, um das Entfliehen von Verbrechern nach den fremden Schiffen zu verhindern, kam uns Mr. Stevenson mit seinen Bergleuten entgegen. Er war sehr niedergeschlagen und theilte uns Folgendes mit: „Als sie Tags vorher glücklich hier angekommen waren, habe sie der Entdecker der reichen Silberader sofort nach dem Gebirge und dort auf den unzugänglichsten, schwierigsten Wegen bald bergauf, bald bergab bis zur Erschöpfung umhergeführt. Endlich habe er angegeben, daß der reiche Silbergang sich auf dem Plateau des „Junque" befinde, wo hinauf er sich einst mit größter Lebensgefahr begeben habe, was ihm jetzt zu thun aber nicht möglich sei. Da nun aber schon früher oft Versuche gemacht worden waren, den Berg zu ersteigen, dies sich aber stets als unmöglich herausgestellt hatte, wenn man nicht vorher Vorkehrungen durch Sprengen und dergleichen treffen wollte, so klärte es sich denn bald auf, daß die Aussagen des entlassenen Sträflings nur auf Betrug abgesehen gewesen waren. Nachdem ihm der Gouverneur mit 50 Peitschenhieben gedroht, gestand er nun auch, daß die von ihm vor-

gezeigten Erze aus Tres Puntas in der Provinz Atacama herstammten und er dieselben von einem Bekannten in Valparaiso erhalten habe. Hiernach wurde er für diesen neuen Betrug sofort vom Gouverneur wiederum als Sträfling auf der Insel festgehalten.

Da unter den obwaltenden Verhältnissen weder an Mineralschätze noch an Bergbau auf Juan Fernandez zu denken war, mußte ich mich darauf beschränken, die zwei Tage, welche der „Janaqueo" hier zu verweilen hatte, zum Erforschen dieser schönen, romantischen Insel zu verwenden. Ich begab mich zu dem Verwalter derselben, in welchem ich einen Deutschen, Namens Schmitt, kennen lernte, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau hier ein freundliches Häuschen bewohnte und mich auf das Freundlichste aufnahm. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bot er uns eine Abendmahlzeit an, wie man sie in Valparaiso nicht besser hätte wünschen können; dieselbe bestand aus Hühnersuppe, Seefisch, Hummern, wilder Ziege, bestem Gemüse und herrlichen Früchten, jedenfalls ein Zeugniß, daß man es auch auf dieser Insel recht gut aushalten konnte. Bis spät in die Nacht blieben wir vereint und lauschten den interessanten Mittheilungen, welche uns unser Wirth in Bezug auf diese Insel machte.

Nach seiner Darstellung ist das Klima mild und gesund, wiewohl die Witterung als sehr unbeständig bezeichnet werden müsse. Des Morgens war der Himmel fast stets bewölkt, doch klärte sich derselbe gegen Mittag auf und die Nachmittage waren hell und schön. Gegen Mitternacht umzogen sich die Gebirge mit dichten Wolken, und Wind und Regen verbreiteten sich über die Insel. Oft tobten furchtbare Stürme, und jeder Seemann hütete sich, in die Nähe dieser Insel zu kommen, an deren Klippen so viele Schiffe gestrandet waren, deren Trümmer noch hier und da aus den Klippen hervorragten.

Als am 20. Februar 1835 die Republik Chile durch ein Erdbeben verheert wurde, und das Meer, nachdem es sich fast eine engl. Meile vom Ufer zurückgezogen, mit solcher Gewalt zurückströmte, daß es die Küste von Copiapo bis Talcahuano überfluthete und großen Schaden anrichtete, wurde auch hier ungefähr eine englische Meile von der Punta Bacalao das Aufsteigen einer dichten Dampfsäule aus der See beobachtet, welche mehrere Stunden sichtbar blieb. In der darauf folgenden Nacht folgte sodann ein Flammenausbruch an derselben Stelle, welcher die ganze Insel beleuchtete.

Schon am nächsten Morgen kehrte Herr Stevenson nach Valparaiso zurück. Da herrliches Wetter war, und die See sich wie ein Spiegel

Die Robinson-Höhle auf der Insel Juan Fernandez.

Digitized by Google

Digitized by Google

vor uns ausbreitete, ließ uns der Capitän einladen, auf einem Boot eine kleine Expedition nach der anderen Seite der Insel zu machen. Dankbar nahmen wir diese Einladung an und bald glitten wir unter dem tactmäßigen Ruderschlage der Matrosen am Fuße der tausend Fuß hohen senkrechten Felswände, die grünen Fluthen durchschneidend, dahin. Kaum hatten wir jedoch die westlichste Spitze der Insel umfahren, als ein so heftiger Wind uns plötzlich entgegen blies, daß größere Wellen sich erhoben, unser Boot auf und niederflog und sich trotz dem besten Steuern fortwährend mit Wasser füllte. Der Capitän, ein erfahrener Seemann, erkannte bald die Gefahr, in welcher wir uns befanden. Nach unserm Schiff zurückzukehren war nicht möglich, da es zu weit entfernt war, und einen Landungsversuch erlaubten theils die hohen Felsenufer und die vielen Riffe nicht.

Nachdem wir wohl fast eine Stunde mit den Wellen gekämpft hatten, bereits dreimal bei dem Versuch zu landen von der Brandung wieder weit ins Meer zurückgeschleudert worden waren, den Capitän, wie die Matrosen nach so angestrengter Arbeit die Kräfte verließen, und dabei der Wind sich stärker erhob, und die Wellen von Minute zu Minute wuchsen und tobend einher brausten, glaubten wir uns sämmtlich verloren. Plötzlich aber rollte eine hohe Welle daher, erfaßte mit größter Gewalt unser Boot, hob es hoch auf, und im nächsten Augenblick wurden wir mit demselben an den Strand geschleudert. In diesem Moment sprangen der Capitän und die Matrosen mit unglaublicher Geschicklichkeit aus Land, und mit wahrhaft fieberhafter Angst sich an das am Strande befindliche Buschwerk klammernd, hielten sie das Boot zurück, so daß es dieselbe Welle nicht wieder nach der See zurückreißen konnte, und so waren wir der drohenden Gefahr entgangen; wenn auch sämmtlich sehr durchnäßt, hatten wir nicht allein unser Leben, sondern auch das Boot, ja sogar unsere Flinten und einen Korb mit Frühstück gerettet.

Als wir uns einigermaßen von unserm Schrecken erholt hatten, und diesen unfreiwilligen Landungsplatz näher in Augenschein nahmen, an welchem unzählige Hummern, Tausende von Krabben, Krebsen, Seespinnen und andere häßliche Thiere herumkrochen, welche uns Eindringlinge mit großer Verwunderung zu beobachten schienen, gewahrten wir in der Nähe eine Höhle, und als wir dieselbe näher in Augenschein nahmen, fanden wir auf der rechten Wand den Namen „Alexander Selkirk" mit fußhohen Buchstaben eingegraben, ein untrüglicher Beweis, daß wir uns in der Höhle Robinson Crusoes befanden!

Diese höchst romantisch gelegene Höhle war etwa über 10 Fuß hoch, 5 Fuß breit und 14 Fuß tief, ohngefähr 30 Fuß über dem Strande, an dem sich die Wellen des Stillen Oceans an den unzähligen Riffen und Klippen brachen. Zur Rechten erhob sich eine an 1000 Fuß hohe, schroffe, fast senkrechte schwarze Felswand, über welche ein Bergstrom sich tosend ins Meer herabstürzte; zu ihren Füßen ragten die Wracks gestrandeter Schiffe, gleich Gerippen, mahnend aus den dunkeln Riffen hervor. Den Strand bevölkerten Heerden von Pelikans, Albatrosen und Möven aller Art, und auf den Klippen lagen Rudel von Seehunden.

Wandte man den Blick nach dem Innern der Insel, so erblickte man die schönsten Bäume, deren riesige Aeste in weitem Umkreis herrlichen Schatten darboten. Büsche von prächtigen Blumenkronen erfüllten mit ihrem aromatischen Dufte die Lüfte, in denen bunt gefiederte Sänger ihre melodischen Stimmen ertönen ließen, und Schaaren von Kolibris in glänzendster Farbenpracht flatterten von Strauch zu Strauch umher. Ein Wiese stach durch ihr helles üppiges Grün gegen den sie umgebenden dunkeln Urwald malerisch ab und prangte mit Tausenden von lieblichen Blumen, auf denen große prächtige Schmetterlinge sich wiegten und hin und her schwebten. Die Wiese war von einem kleinen Sturzbach krystallhellen Wassers durchrieselt, der, von Stein zu Stein springend, viele kleine Wasserfälle bildete.

Blickte man aufwärts, so gewahrte man pittoreske Felsengruppen, auf denen Heerden von wilden Ziegen in ruhiger Sicherheit weideten, oder auch in muntern Sprüngen von Fels zu Fels setzten, und Schaaren wilder Tauben.

Dabei machte schon an und für sich der Ort, an dem wir uns befanden, einen interessanten Eindruck auf uns. War es ja die Insel Alexander Selkirks, der jeden Morgen mit der Hoffnung erwachte, ein Schiff zu erspähen, und ohne etwas erblickt zu haben, sich des Abends trostlos wieder auf sein Lager warf, der, wenn ihm endlich ein Strahl der Hoffnung leuchtete, und er nach langen Monden ein Segel am fernen Horizonte erblickte, in freudigster Aufregung durch Feuer und alle nur ersinnlichen Zeichen um Hilfe und Rettung bat, aber zu seiner größten Verzweiflung sah, wie jedes Schiff Alles aufbot, um aus der gefährlichen Nähe dieser Insel zu kommen, die durch ihre Klippen und Riffe schon so viele Fahrzeuge zum Stranden gebracht hatte. So hatte er vier lange Jahre zwischen Hoffnung und Verzweiflung gelebt, bis endlich am 31. Januar 1709 Capitän Woodes Rogers an dieser Insel landete, um Wasser einzunehmen und den Unglücklichen fand und rettete.

Am nächsten Morgen machte ich dem Gouverneur der Insel, Senor Navarete, einen Besuch in dem Fort San Juan Bautista. Derselbe empfing mich auf das freundlichste und machte mir einige interessante Mittheilungen in Bezug auf die hier verbannten Verbrecher. Es befanden sich deren zu dieser Zeit gegen 200 hier. Alle lebten frei auf der Insel und konnten sich mit Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigen. Denjenigen, welche auf längere Jahre verbannt waren, hatte man gestattet, ihre Familien hierher kommen zu lassen. Einige hatten sich recht freundliche Häuser errichtet, inmitten der Gärten und Felder, welche sie bebauten. Des Sonntags hatte jeder Detinirte im Fort zu erscheinen, um seine Ration aus Brot, Bohnen, Fleisch, ja sogar etwas Tabak und Schnaps bestehend in Empfang zu nehmen. Ein großer Theil der Leute wurde vom Verwalter der Insel gegen einen geringen Tagelohn beschäftigt, für welchen sie sich ihr Leben sehr viel angenehmer machen konnten. Viele sparten ihren Lohn auf, um nach Verbüßung ihrer Strafzeit ein kleines Capital in der Hand zu haben.

Viele der Gefangenen verdienten sich ihr Geld durch Handel mit Holz, welches nach Valparaiso gesandt wurde, andere durch Fischfang. Es gab hier sehr viel Hummern von ausgezeichneter Qualität und wurde das Dutzend lebendig nur mit 2 Real bezahlt.

Da diese Insel häufig von Wallfischfängern besucht wurde, die sich hier mit Wasser versorgten, war es öfter vorgekommen, daß die Verbrecher diese Gelegenheit benutzten, um ihre Freiheit zu erreichen. Bisweilen waren auch einige entkommen, andere aber von der Wache getödtet worden, welche Ordre hatte, Feuer zu geben, sobald einer der Gefangenen Miene machte zu entfliehen. Viel Aufsehen hatte es seiner Zeit gemacht, daß ein früherer Gouverneur, der sich in die Frau eines zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilten Verbrechers verliebt hatte, den Letzteren unter der Bedingung, ihm seine Frau zu überlassen, entweichen ließ; die Nacht darauf war aber auch die Frau entwichen und der Gouverneur hatte das Nachsehen und wurde nebenbei noch abgesetzt und verhaftet.

Am Nachmittag begab ich mich mit dem Verwalter nach dem südlichen Abhange des Gebirges. Als wir einen Theil desselben erstiegen hatten, betraten wir einen großen runden Platz, welcher ringsum wohl von hundert Fuß hohen Felsen umgeben war und erkannte ich in ihm einen erloschenen Krater. Die Insel war überhaupt vulkanischen Ursprungs, und bestand hauptsächlich aus Basalt, Grünstein und Trapp,

und die vielen vulkanischen Bestandtheile, welche man besonders am Strande von den Wellen ausgewaschen fand, waren einst aus diesem Krater ausgeworfen worden.

Die Flora der Insel bot sehr eigenthümliche Arten dar. Nach dem tüchtigen Botaniker Herrn Dr. Amand Philippi betrug die Gesammtzahl der Gefäßpflanzen 137. Von diesen 137 Arten kamen 81 auf dem Continent in Chile nicht vor, und von diesen sind nur sechs an andern Orten bekannt geworden, so daß weit über die Hälfte aller hier vorkommenden Arten der Insel ausschließlich zukommt. — Sehr groß ist die Zahl der Farrenkräuter. Dieselbe beläuft sich auf 36 Arten. Die Kräuter sind so mächtig und hoch, daß sie das Eindringen in den Wald nur bei größter Anstrengung möglich machen. Sehr interessant ist es, daß unter den 50 Arten von Bäumen und Sträuchern, welche hier vorkommen, kein einziger auf dem chilenischen Continent zu finden ist; mit Ausnahme natürlich der früher von den Spaniern hier eingeführten Obstbäume.

Am dritten Tage hatten wir uns vorgenommen, mit dem „Janaqueo" nach der 92 Seemeilen westlich von hier unter 33° 49' S. B. und 80° 56' 30" W. L. gelegenen Insel Masafuera („Weiter draußen") zu fahren, deren ebenfalls hohe Gebirge wir von hier mit unsern Marinegläsern gut übersehen konnten, so wie nach der ganz nahe südwestlich von hier gelegenen Insel Goat Island (Ziegeninsel). Da aber die Witterung ungünstig war und beide Inseln keine oder wenigstens nur sehr gefährliche Ankerplätze hatten, gaben wir diese Expeditionen auf.

Die Insel Masafuera war zu dieser Zeit trotz ihrer schönen Waldungen und wohlbewässerten Wiesen und trotzdem sie zum Ackerbau geeignetes Land bot, sowie viele wilde Ziegen enthielt, noch wenig bebaut, und lebten daselbst nur etwa ein Dutzend Menschen. Die Ziegeninsel dagegen war ganz baumlos und nur mit Gras bedeckt, und befanden sich auf ihr nur viele Ziegen, denen sie auch ihren Namen verdankt. —

Am Nachmittag lichteten wir die Anker und segelten mit dem „Janaqueo" nach Valparaiso zurück, wo wir nach zweitägiger Fahrt glücklich wieder anlangten. Das einzige Erwähnenswerthe, was auf unserer Ueberfahrt vorkam, war, daß ein Seesoldat, der eine Kleinigkeit entwendet hatte, im Beisein aller Mannschaften auf eine Kanone gebunden wurde und 50 Hiebe erhielt, so daß das Blut auf das Deck herabrieselte.

Kapitel IX.

Reise von Santiago nach den Silberbergwerken von San Pedro Nolasco.

Einige Tage nach meiner Rückkehr von Juan Fernandez begab ich mich in Begleitung des Intendenten von Valparaiso, Sr. Santamaria, des Bergwerksbesitzers Gallo aus Copiapo und eines erst in den letzten Tagen von Europa eingetroffenen Landsmannes Schulz nach Santiago, um von dort aus eine in den Hauptcordilleren der Anden neu entdeckte Silberader zu begutachten. Schon am nächsten Tage unserer Ankunft traten wir beim schönsten Wetter zu Pferde die Reise nach unserm Bestimmungsorte an. Von unsern Dienern begleitet, sprengten wir zuerst durch die Straßen der Residenz, dann im Schatten der Alleen an den Ufern des Mapochoflusses aufwärts, an Gärten, Hainen und Wiesen entlang den Cordilleren zu.

Nachdem wir einige Stunden geritten, erreichten wir die Ufer des Maipuflusses. Da eine sehr heiße Temperatur herrschte, so schmolzen die Schneemassen der Anden, und es wälzte sich eine so enorme Wassermasse tobend aus den Schluchten hernieder, daß sie das Bett des Flusses kaum aufnehmen konnte. Wir ritten eine Zeitlang auch an dem Ufer dieses Flusses stromaufwärts, bogen sodann in eine mit Laubholz bewaldete Schlucht ein, wo die Sträucher einen sehr angenehmen, aromatischen Duft verbreiteten, und erreichten dann das mehr als 3000 Fuß über dem Meere gelegene Städtchen San Jose. — Hier angekommen wurden wir von den Besitzern der neu entdeckten Silberader auf's Beste empfangen und bewirthet.

Als wir uns etwas gestärkt hatten, bestiegen wir die Maulthiere und begannen den steilen 3339 Meter hohen Berg von San Pedro Nolasco zu erklimmen. Als wir unter großer Anstrengung unserer Thiere einige tausend Fuß in waldigen Schluchten emporgestiegen waren, ließ die Vegetation bedeutend nach, und je höher wir kamen, um so spärlicher wurde sie, bis sie endlich ganz aufhörte und wir auf steinigen, gefährlichen steilen Felswegen hinanritten. —

Hatten wir vorher von der Hitze des Tages gelitten, so wehte hier ein kalter Wind, und als wir uns unserm Ziele näherten, waren die Wege schon mit Schnee bedeckt. Wir waren von dem so schnellen Temperaturwechsel so erstarrt, daß wir sehr froh waren, als wir mit unsern armen Thieren, die ihre letzte Kraft aufboten, die Spitze des Berges und damit glücklich die Hütten erreichten, in welchen die Bergarbeiter wohnten, und wir uns am Feuer erwärmen konnten.

Da wir noch an demselben Tage zurückkehren wollten, besuchten wir schon nach kurzer Rast die hier befindliche Silbergrube, welche durch ihr reiches Erz, wie durch die Mächtigkeit des Ganges zu großen Hoffnungen berechtigte. Die Lage der Gruben dagegen war sehr ungünstig, indem nur mit schweren Kosten und stets nur in sehr kleinen Portionen Minenmaterial und Lebensmittel auf den so steilen Wegen hierher geschafft und andererseits von hier die Erze nach San Jose gebracht werden konnten, auf welchem Wege noch dazu viele Maulthiere und Esel in die schroffen Abgründe stürzten. Die Arbeiter mußten hier sechs Monate im Jahre unter der Erde leben, und waren von aller Communication vollkommen abgeschlossen; natürlich verdienten sie deshalb auch höhere Löhne. Man hatte hier roth- und schwarzgültige Erze gefunden, die von reichem Gehalt waren, und kaufte Sr. Gallo die Hälfte dieser Grube für eine bedeutende Summe.

Als wir ein bestmöglichst bereitetes Mittagmahl eingenommen hatten, bei welchem viel Champagner floß, beschloß der Senor Santamaria, sowie Herr Gallo noch bis zum nächsten Tag hier zu verweilen. Ich dagegen, da ich des Temperaturwechsels wegen bedeutende rheumatische Schmerzen bekommen hatte, beeilte mich mit meinem Landsmanne nach dem Städtchen San Jose zurückzukehren, umsomehr, da ich fürchtete, sonst wegen des beginnenden starken Schneefalls hier einige Tage verweilen zu müssen. Man gab uns einen sichern Führer mit, und wir begaben uns auf den Rückweg. Bei eisig kaltem Winde ritten wir zuerst auf dem Plateau dahin, auf welchem sich ein mit starkem Eis

bedeckter großer Teich befand, und während der Schnee immer dichter fiel, begannen wir die steilen Abhänge hinabzureiten.

Zwei Wege gab es, welche von hier nach dem Städtchen San Jose führten, beide ihrer Gefahren wegen gleich berüchtigt, und der eine deshalb mit dem Namen El infierno (die Hölle), der andere mit Las animas (die Seelen) bezeichnet. Den Ersteren hatten wir bergauf eingeschlagen, der bedeutend weniger gefährlich und nicht so steil, aber auch viel weiter war; da sich nun aber der Tag bereits seinem Ende nahte, rieth der Führer jetzt den kürzeren aber gefährlicheren zu wählen. Als wir denselben betraten, ließ der Führer aus seiner Pfeife einen gellenden Ton erschallen, als Zeichen, daß Niemand entgegen kommen möge, dann betete er und befahl Gott seine Seele, was jeder hier that, und wonach eben dieser Weg den Namen erhalten.

In dichtem Schneegestöber mußten wir zuerst den schmalen schroffen Felsweg mit unsern Thieren mehr hinabgleiten als reiten. Bald aber ließ der Schnee nach, der Himmel heiterte sich auf, die Sonne erglänzte am schönen blauen Himmel, und unsern Augen bot sich nun ein malerisches und großartiges, aber wahrlich ebenso schauererregendes Bild dar; denn während sich zu unserer Rechten eine schroffe Felswand, viele hundert Fuß hoch, erhob, gähnte zu unserer Linken ein mehrere tausend Fuß tiefer, senkrechter Abgrund, und der Weg wurde stellenweise so schmal, daß die Maulthiere kaum genug Raum hatten, um ihn zu passiren. Dabei ging es so steil abwärts, daß man sich, wiewohl ganz nach hinten gebogen, doch noch im Sattel anhalten mußte, um nicht über den Kopf des Maulthieres zu gleiten und in die grausenerregende Schlucht zu stürzen, in deren Grunde man einen Bergstrom sich dahin wälzen sah.

Wir ritten natürlich nur ganz langsam weiter, wobei uns der Führer nicht genug ermahnen konnte, den Körper nach hinten gebogen stets der Felswand zuzuneigen, so daß wir förmlich an den Felsen dahinglitten, auch verbot er uns in den Abgrund zu schauen, um nicht Schwindel zu bekommen. Dabei erzählte er uns die Geschichten vieler Unglücklichen, welche auf diesem Wege herabgestürzt und auf eine furchtbare Weise verstümmelt manchmal noch lebend in diesen, dem Menschen unerreichbaren Schluchten von Condor und Aasgeier gefressen worden waren. Zum Beweise zeigte er uns mehrere Felsen, an denen die Gerippe von Thieren, ja selbst das Skelett eines Menschen zu sehen war.

Ich kann wohl behaupten, daß ich das Wort Furcht wenig kannte, und doch muß ich gestehen, daß ich mich nun krampfhaft an das Maul-

thier klammerte, welches bedächtig und langsam stets einen der Vorderfüße nach dem anderen vorsetzte, den Schnee wegkratzte und erst, nachdem der Boden sich als fest erwies, auftrat, und mir trotz der Kälte der Angstschweiß ausbrach. Mehr noch litt mein Landsmann, welcher mehr todt als lebendig sich nur mit Aufbietung aller Kräfte auf dem Maulthier hielt. Dazu war er noch durch die Vorsprünge der Felswand mehrmals an Kopf und Schulter verwundet worden und bei alledem hatten wir den schlimmsten Theil des Weges noch nicht passirt.

Wenn ich jetzt, wo ich diese Zeilen in der Heimath niederschreibe, an jene Situation denke, so erregt es mir unwillkührlich noch Grausen.

Nachdem wir nämlich etwa tausend Fuß tiefer angelangt waren, endete die zur Rechten befindliche Felswand und es führte nun ein etwa zwei Fuß breiter, sehr steiler mit Schnee und Eis bedeckter Pfad auf dem Rücken eines Gebirgszuges nach dem Thale, so daß während wir vorher nur auf der linken Seite den schaudererregenden Abgrund gesehen hatten, wir jetzt auch zur Rechten einen noch tieferen erblickten, und nun zwischen beiden dahinreiten mußten. Noch ängstlicher wie vorher untersuchten hier die Maulthiere erst den Boden, ehe sie einen Fuß aufsetzten; trotzdem glitten sie öfter aus, so daß wir schon glaubten, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Dazu erhob sich nun noch ein starker Wind und Condore, welche über uns kreisten, kamen uns so nahe, daß, wenn sie uns auch nicht mit den Flügeln schlugen, wir doch den Luftdruck so deutlich spürten, daß ich den Erzählungen Glauben schenken mußte, wie dieser gefräßige Vogel, um seinen Jungen Nahrung zu schaffen, öfter schon durch seinen Flügelschlag Maulthiere, ja auch Menschen auf diesem Wege in die Abgründe gestürzt, da zerfleischt und in Stücken nach dem Neste getragen habe.

So sehr ich auch an Gefahren gewöhnt war, fiel mir doch der Angstschweiß in schweren großen Tropfen von der Stirn. Besonders fürchtete ich für meinen Landsmann, welcher uns versicherte, nun auf dem Thiere nicht mehr weiter zu können. Es war aber auf diesem schmalen Pfade unmöglich abzusteigen und die einzige Möglichkeit bestand nach dem Rathe des Führers darin, daß er sich soweit auf dem Thiere nach Hinten zu bewegte, bis es ihm gelang, über das Hintertheil herab zu gleiten, was er denn auch, am ganzen Leibe zitternd, glücklich ausführte. Während das Thier, welches froh war, der Last entbunden zu sein, uns weiter folgte, kroch mein Freund, welcher mit Gott und der Welt abgeschlossen hatte, auf allen Vieren den steilen Weg herab.

Noch einige hundert Fuß hatten wir unter Grauen so zurück zu legen, dann aber wurde der Weg breiter, es gab keinen Schnee mehr, die Abgründe zu beiden Seiten waren nicht mehr so schroff und Sträucher wuchsen bereits am Rande. Nachdem unser Führer wiederum gebetet und auch wir unserm Gott gedankt hatten, ruhten wir auf einer kleinen Wiese, welche von hohen Bäumen umgeben war, eine Weile aus.

Nachdem wir uns etwas erholt hatten, beeilten wir uns, das Städtchen San Jose noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen und trafen denn auch glücklich am schönsten warmen Abend bei herrlichem Mondenschein dort ein. Nach den ausgestandenen Gefahren und Anstrengungen fielen wir in einen tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen kehrten wir nach Santiago zurück, wo wir gegen Mittag bei größter Hitze ankamen. Einige Tage später erfuhren wir, daß es in den Cordilleren stark geschneit hatte, so daß Herr Santamaria und Herr Gallo drei Tage lang in den Bergen eingeschneit waren.

Kapitel X.

1861.

Das Erdbeben von Mendoza.

Gegen Ende des Monats März erhielten wir die erschütternde Nachricht, daß am 20. d. Mts. ein starkes Erdbeben die am östlichen Fuß der Anden in der Argentinischen Republik gelegene Stadt Mendoza vollkommen zerstört hatte. Die Schilderungen dieser Kathastrophe und die dortigen Zustände waren derart, daß sofort Sammlungen veranstaltet wurden und unzählige Personen, besonders auch Aerzte dahin eilten, um noch mögliche Hülfe zu bringen. Auch ich hätte mich gern dahin begeben, allein mein Gesundheitszustand erlaubte mir es nicht und kann ich daher hier nur Berichte Anderer über dieses große Drama beifügen.

Der Abend des 20. März war klar und still, ein Theil der über 20,000 Einwohner zählenden Stadt war vom Spaziergange auf der Alameda in die Häuser zurückgekehrt. In der Fortschritts-Resource hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Kaufleuten und Gutsbesitzern versammelt, die Kirchen waren stark besucht, besonders von Landleuten, die hergekommen waren, um den Abendgottesdienst in der Charwoche zu besuchen, als um 8½ Uhr Abends ein unterirdisches Getöse sich hören ließ und unmittelbar darauf ein Erdstoß erfolgte, der in wenig Secunden die Stadt in einen Trümmerhaufen verwandelte und fast die ganze Bevölkerung unter Ruinen begrub. Alle Häuser und alle öffentlichen Gebäude brachen zusammen, die Thürme der Kirchen zerschmetterten ganze Reihen von Häusern. Nur das Theater, ein größtentheils aus Lehmziegeln neu aufgeführtes Gebäude, blieb stehen, doch hatte es auch

sehr gelitten. Von der Kirche San Domingo blieben die Mauern stehen, erhielten jedoch solche Risse, daß sie abgetragen werden mußten. Die Hauptkirche war gänzlich zerstört, ebenso wie mehrere schöne massive Privathäuser. Eine dunkle Staubwolke erhob sich über die zusammengestürzte Stadt. Nicht lange dauerte es, und die Staubwolke röthete sich vom Wiederschein des Brandes, der durch das in den Häusern vorhanden gewesene Feuer und Licht an mehreren Stellen entstand und bald ganze Stadttheile ergriff. — Zu der Feuersnoth kam auch noch Wassersnoth, indem das Wasser der durch die Trümmer verschütteten Kanäle übertrat und Manchen ertränkte. Der Brand hielt eine Woche an.

Die Zustände in der nächsten Zeit waren über alle Beschreibung schrecklich. Der Gouverneur, welcher sich auf seinem Landsitz befunden, war am Leben geblieben, hatte aber, da zwei seiner Söhne umgekommen waren, vollkommen den Kopf verloren. Nichts geschah, die Trümmer aufzuräumen und die vielen darunter noch Lebenden hervorzuziehen, obgleich eine Anzahl Soldaten aus der Umgegend dazu gesendet wurden. Nicht einmal der Plünderung durch Raubgesindel, welches sich in Menge auf den Trümmern umhertrieb, wurde Einhalt gethan. Der Gestank der Tausende von Leichen verpestete die Stadt und machte ferneres Verbleiben vollkommen unmöglich. Erst in der zweiten Woche, nachdem das Feuer ziemlich ausgebrannt und eine Hülfscommission aus San Louis eingetroffen war, begann die Ordnung zurückzukehren.

Die Zahl der in Mendoza Umgekommenen war auf 6000 und der in der Umgegend auf 2000 geschätzt. Der Schaden an Vermögen und Eigenthum ward auf 8,000,000 Pesos berechnet. — Die Erschütterung, durch welche die ganze Stadt zerstört wurde, dauerte nur zwei bis fünf Secunden. Die erste Bewegung soll wellenförmig von Nordwest nach Südost gewesen und dann der Stoß mehr von unten nach oben erfolgt sein. Nach dem Hauptstoße dauerte die Erschütterung der Erde noch längere Zeit, wenn auch weniger heftig fort. Bis zum 21. Abends wurden 19 Stöße gezählt, darunter sieben heftige; am 22. Mai erfolgten 14 Stöße, hierauf wurden sie seltener, hörten aber erst gegen Ende Mai auf.

Nach genauen Untersuchungen haben sich die verheerendsten Wirkungen des Erdbebens auf eine schmale Zone concentrirt, die sich von Lujan drei Meilen südlich von Mendoza über die Stadt nach der Sierra de Uspallata erstreckt. In dieser schmalen Zone des Hauptstoßes zeigten sich die gewaltigsten Revolutionen; kolossale Felsmassen waren von einander gerissen und die Trümmer übereinander gestürzt, während außerhalb der Zone in geringer Entfernung von ihr keine Spur der

Art zu bemerken war. Rund um Mendoza war Alles zerstört, kein Landhaus, keine Hütte war verschont geblieben. Besonders im nördlichen Theil der Stadt war die Zerstörung am heftigsten gewesen; hier sah man überall Risse von zwei bis fünf Fuß Breite im Boden, welche in jähe Tiefe hinabgingen. An andern Stellen erschienen große Trichter im Boden, aus denen Sand und Wasser hervorsprudelte. Ueberall fand man in der umgebenden Ebene in dem Boden Risse, aus denen Wasser hervorgetrieben wurde. Reisende fanden auf dem Wege von Uspallata die Straße auf manchen Stellen durch herabgestürzte Felsen gesperrt; der Boden platzte vor ihren Augen und große Felstrümmer wurden von einer Seite des Thales nach der andern geschleudert; dagegen war kein Ausbruch von Flammen oder feurig flüssigen Massen bemerkt worden.

Es wurde dies Erdbeben gegen Osten bis Buenos Ayres verspürt. Auf der westlichen Seite der Anden, in der chilenischen Provinz Nuble, unweit der Stadt Chillan, erhob sich 14 Tage später am 3. April 1861 ein Vulkan.

Kapitel XI.

Reise nach den Silberbergwerken Arana und Leonera.

Im März kam der Grubenverwalter eines deutschen Bergwerksbesitzers, des Dr. Segeth, von dem Gebirge herab, um Lebensmittel zu holen und mir Grüße zu bringen, und da ich meinem Landsmanne versprochen, seine Grube zu besuchen und zu begutachten, beschloß ich mit einem Freunde den Verwalter am nächsten Tage zu begleiten.

Schon in früher Morgenstunde holte uns derselbe ab, und brachen wir, nachdem wir uns mit dem nöthigen Jagdgeräth versehen, von mehreren Dienern begleitet auf. Wir sprengten vorerst die herrlichen hohen Alleen am Ufer des Mapochoflusses entlang, dann uns nördlicher wendend, jagten wir zwischen Gärten, Hainen, Feldern und duftigen Hecken, in welchen die verschiedenartigsten Vögel von herrlichster Farbe von der Morgensonne beleuchtet erglänzten und mit ihrem hübschen Gesang den jungen Morgen begrüßten, den himmelhoch sich vor uns erhebenden Anden zu.

Nach einigen Stunden erreichten wir ein unmittelbar am Fuße der Cordilleren gelegenes Landgut, dessen Besitzer, auf unseren Besuch schon vorbereitet, uns auf das Freundlichste aufnahm. Da wir von hier aus sehr steile Wege zu passiren hatten, welche von Pferden nicht sicher zu erklimmen waren, so ließen wir diese in der Obhut unseres freundlichen Wirthes, welcher uns dafür sichere Maulthiere gab. Wir wendeten uns

nun nach einer der breiten Schluchten der Cordilleren, welche Condorschlucht genannt wurde.

Nachdem wir einige Stunden lang einen sehr steilen Weg hinangeritten, erreichten wir ein kleines Plateau, auf welchem wir uns, von den glühenden Strahlen der Sonne ermattet, unter den Schatten einer hohen Baumgruppe lagerten, um uns, während die Thiere sich an den frischen Gebirgsgräsern labten, durch ein Frühstück zu kräftigen.

Bald gesellten sich einige Bergleute zu uns, welche in einem der unteren Gebirgsthäler wohnten und früher in der Silbergrube Leonera, deren alte Halden sich hier befanden, gearbeitet hatten, und konnten diese nicht genug den Reichthum derselben anpreisen, welche Nachrichten der mich begleitende Grubenverwalter bestätigte und versicherte, daß diese Grube bedeutende Erträge geliefert hatte. Die Arbeiter behaupteten, daß sie nur durch Unkenntniß des Verwalters der Mine lange Zeit in taubem Gestein angefahren seien und deshalb die Besitzer die Lust zu ihrem ferneren Betriebe verloren und sie verlassen hätten, während das reichste Silbererz an der rechten Seite anstehe. — Aus mehreren hier an den alten Halden liegenden Silberstufen ersah ich, wie reich dieser Gang gewesen war, und auch mein Begleiter und Führer hatte die feste Ueberzeugung, daß wenn man das nöthige Capital in diese Grube verwendete, um sie zu entwässern, man sehr gute Resultate erzielen würde.

Nach einem weiteren mehrstündigen Ritte erreichten wir endlich einen Gebirgskamm, dessen spärliche Vegetation verrieth, wie hoch wir gestiegen waren, und eine Strecke an diesem Saume dahinreitend, kamen wir an eine lange schmale, nur mit kurzem Gras bewachsene Hochebene, in deren Mitte wir das Ziel unserer Reise, die Hütten und Schächte des Silberbergwerks des Dr. Segeth „Las Aranas" erreichten.

Bis gegen Abend pflegten wir dort nach den Strapazen der Reise der Ruhe, als aber die letzten Strahlen der Sonne die Gipfel der Anden beleuchteten, forderte uns der Verwalter auf, unsere Büchsen zu nehmen und ihm zu folgen, und erstiegen wir einen kahlen Felsenhügel, welcher eine herrliche Aussicht darbot.

Gegen Osten erhob sich wohl einige Tausend Fuß hoch eine senkrechte Felsenwand, an deren Fuße colossale Steinmassen, die sich nach und nach losgelöst hatten, übereinander hoch aufgethürmt lagen; gegen Westen erstreckte sich eine lange schmale Hochebene, aus welcher fast ringsum schroffe Felsenmassen, gleich Ruinen von Burgen, Kirchen und Palästen emporstiegen; gegen Süden und Norden war die Aussicht von tief gähnenden Abgründen und furchtbar zerrissenen Gebirgsschluchten

begrenzt, in welchen wilde Sturzbäche ihre Wassermassen brausend und tosend nach den Thälern hinabwälzten.

Wir begaben uns in eine dieser Felsengruppen, welche eine Grotte bildete, von der aus man unbemerkt die davor liegende Ebene, welche mit den schönsten Futtergräsern bedeckt war, vollständig übersehen konnte. In diesem Hinterhalt befanden wir uns auf dem Anstande, und der Dinge harrend, die da kommen sollten, streckten wir uns nieder und beobachteten die unzähligen Condore, von denen einige von ganz enormer Größe über unsern Häuptern kreisten. Neugierig schwangen sie sich ganz in unsere Nähe, ließen sich auf einer Felsenspitze nieder und schauten mit ihren langen nackten Hälsen durch die Felsspalten zu uns hernieder; bald erhoben sie sich hoch in die Lüfte und beschrieben langsam größere oder kleinere Kreise, bis sie sich, eine Beute erspähend, pfeilschnell nach den Thälern hinabstürzten.

Plötzlich gab uns der Verwalter, der fortwährend unverwandten Blickes nach der Ebene ausgeschaut hatte, ein Zeichen, daß wir uns ihm geräuschlos nähern sollten. An seiner Seite angelangt, bemerkten wir auf der Spitze eines der Felsen ein schönes schlankes Thier, — es war ein Guanaco.

Nachdem es eine Weile ruhig gestanden und nach allen Seiten gespäht, ob sich kein Feind in der Nähe befinde, gab es einen Schrei von sich, auf welchen bald ein Trupp von einigen zwanzig Thieren zu ihm herauf galoppirt kam. Auch diese recognoscirten das Terrain erst und begaben sich dann nach der vor uns ausgebreiteten Ebene, um da ihre Abendmahlzeit zu halten. Inzwischen blieb das erst bezeichnete Thier auf seinem Posten und ein zweites stellte sich auf der entgegengesetzten Seite auf einer der Felsengruppen ebenfalls als Wächter auf. So weidete die Heerde ruhig eine lange Weile, aber in zu großer Entfernung, als daß unsere Kugeln sie mit sicherm Schuß hätten erreichen können. Wir hatten abzuwarten, bis sie uns näher kamen.

Plötzlich schienen die Wachen ein Geräusch vom Westen her vernommen zu haben; denn fast zugleich stießen die Thiere einen Schrei aus, auf welchen die ganze Heerde sofort scheu die Flucht nach den Hügeln ergriff. Als sie aber dort längere Zeit nach Westen schauend gelauscht hatten und die Gefahr vorüber schien, kehrten sie einzeln langsam nach und nach wieder auf den Weideplatz zurück.

Kaum aber hatten sich alle wieder in der Ebene versammelt, so sprengten drei Reiter, den Lazo und die Bola hoch über sich schwingend und von vielen Hunden begleitet unter Geschrei hinter uns hervor nach den

erschreckten Thieren zu. Diese flohen auf's Neue eiligst nach der entgegengesetzten Richtung gegen Westen zu, doch auch von hier kamen ihnen jetzt unter wildem Geschrei vier Reiter mit Lazos bewaffnet entgegen. Da diese unglücklichen Thiere der schroffen Abgründe wegen weder nach Norden noch Süden entfliehen konnten, befanden sie sich in der Falle. Nur das Durchbrechen der Reihen ihrer Feinde konnte sie retten, und schnell nochmals umkehrend jagten sie auf uns zu. Wir waren inzwischen mit unsern Büchsen aus dem Versteck getreten und erwarteten die Thiere, doch ehe sie uns noch auf Schußweite nahe kamen, hatten die Jäger bereits mit solcher Geschicklichkeit ihren Lazo nach denselben geworfen, daß drei davon gefangen waren, und nachdem der Lazo am Gurt des Pferdes befestigt, und diese nach entgegengesetzter Richtung angespornt worden waren, brachen die Thiere zusammen und wurden nun ein Stück auf dem Boden geschleift und von der Schlinge fast erdrosselt. Dann sprangen die Reiter aus dem Sattel, um ihnen mit dem Messer den Todesstoß zu versetzen. Obgleich mehr als 20 Guanacos versammelt gewesen, waren doch nur vier erlegt.

Da die Nacht bereits hereinbrach, baten die Jäger, welche in entfernteren Schluchten der Anden wohnten, den Verwalter um Gastfreundschaft für diese Nacht, und ihre Bitte wurde nach Landessitte gern gewährt. Wir kehrten also nun mit den erbeuteten Thieren nach den Hütten der Silbermine zurück, wo sofort eines derselben zur Abendmahlzeit zubereitet wurde.

Bis spät in die Nacht hinein blieben wir vereint. Der Guanacobraten war so ausgezeichnet, daß ich ihn dem besten europäischen Reh- oder Hirschbraten vorziehen muß, und das Mahl wurde außerdem durch die Erzählungen der Jäger von ihren Erlebnissen auf den Streifzügen in den Cordilleren gewürzt.

Diese Männer durchstreiften Jahr aus Jahr ein die Thäler, Schluchten und Gipfel zu Pferd, Maulthier, Esel oder auch zu Fuß. Meinerseits konnte ich mich nicht genug verwundern, wie es ihnen möglich war, diese Gebirge auf Pferden zu erklettern. — Die merkwürdigsten Beispiele konnten sie von der Klugheit und Schlauheit der Guanacos erzählen und wie sie oft trotz der größten List und Vorsicht von diesen Thieren getäuscht wurden.

Das Guanaco lebt in Heerden im Sommer in den Cordilleren, im Winter aber, wenn es viel Schnee giebt, in den Ebenen. Man findet es vom 34. Grad S. Br. bis zur Magalhaenstraße. Die gewöhnliche Länge des Thieres beträgt 6 – 7 Fuß, die Höhe von den

Eine Guanako-Jagd.

Digitized by Google

Digitized by G

Vorderfüßen an gerechnet 4 Fuß 3 Zoll. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, weshalb es, wenn es gejagt wird, stets bergan flieht. Die Ohren sind denen der Pferde ähnlich, der Schwanz dagegen gleicht dem des Hirsches. Das Fell dieses Thieres ist ziemlich langhaarig und röthlich, an der Brust aber mehr weiß. Es wird sehr geschätzt und die Indianer verfertigen sich ihre Kleidung daraus, sowie auch große Decken, indem sie die Brustfelle von 8—10 Thieren zusammennähen, welche sie unter dem Namen „Veralca" den Christen für 10—20 Pesos das Stück verkaufen. Jung eingefangen läßt sich das Thier sehr leicht zähmen. Es hat die sonderbare Manier, wenn es geneckt wird, auszuspucken, und man muß sich davor sehr in Acht nehmen, da dieser Schleim oft Flechten erzeugt.

Ebenso theilten mir die Jäger sehr interessante Beobachtungen über den Condor mit. Sie versicherten mir, daß sie deren geschossen, welche die enorme Größe von 16 Fuß Flügelspannung gehabt, und daß sie noch größere gesehen hätten. Auch betheuerten sie, daß sie sehr oft beobachtet, wie diese gefräßigen Thiere Schafe in den Thälern erfaßt und sich mit ihnen nach den Gipfeln der Anden geschwungen. Ebenso sei es vorgekommen, daß Condors Kinder erfaßt und sie als Nahrung für ihre Jungen verwendet hätten. Der deutliche Beweis dafür sei dadurch geliefert, daß man ein altes Nest untersucht hatte, wo man nicht blos unzählige Gerippe der verschiedensten Thiere, sondern auch Kinderschädel und Gebeine gefunden habe.

Unglaublich scharf sei die Sehkraft des Condors, so daß er aus der größten Höhe über den Felsspitzen der Anden eine Beute an den in grader Linie viele Meilen weit entfernten Ufern des Stillen Oceans erblicken könne. Auch die Gefräßigkeit dieser Thiere ist enorm. Wenn der Condor seine Krallen in die Beute eingeschlagen, bekomme er dieselben erst wieder frei, nachdem er das Thier verzehrt, und oft habe er sich, wenn er seine Beute verschlungen, derart überfressen, daß er sich nicht mehr vom Boden erheben, und mit Steinen oder Knüppeln bequem getödtet werden könne. Sehr gefährlich aber soll es stets sein, sich in die Nähe eines Condornestes zu begeben, welches der Vogel mit der Wuth und dem Muth eines Löwen vertheidige. Ein geringer Schlag eines seiner Flügel genüge vollkommen einen Mann kampfunfähig zu machen oder zu tödten.

Ein ausgewachsener Condor ist mit schwarzen Federn bedeckt, ausgenommen im Rücken, wo dieselben etwas weiß sind. Der Hals ist mit einem aus weißen einen Zoll langen Federn bestehenden Halsbande

geziert. Der Kopf scheint von Weitem kahl zu sein, ist aber mit kurzen feinen Haaren bedeckt, die Augen sind schwarz, der 4 Zoll lange Schnabel ist gebogen und schwarz, nur gegen die Spitze weiß. Seine Füße haben vier starke Zehen und lange scharfe Krallen.

Sehr interessant waren noch mehrere Nachrichten, welche mir die Jäger in Bezug auf die von ihnen auf ihren Streifzügen gefundenen Gold=, Silber= und Kupferadern gaben. Obgleich sie keine Bergleute waren, kannten sie recht gut edle Erze; nach ihren einfachen Beschreibungen erregten einige der Punkte, wo sie Erze gefunden, mein Interesse der Art, daß ich mich gern sofort den nächsten Tag dahin begeben hätte. Es mußten darunter überaus reiche Silbergänge sein, welche zu Tage ausstrichen. Da die Männer aber ihre Jagd gerade in entgegengesetzter Richtung fortsetzten und der bezeichnete Ort viel südlicher in den Cordilleren lag, begnügte ich mich für jetzt, mir Ort und Personen zu notiren und letztere zu bitten, mir von den verschiedenen Erzen mit Angabe des Fundortes Proben nach Santiago zu bringen, wo ich sie reichlich belohnen würde.

Am frühesten Morgen erhoben sich die Jäger und kamen zu mir, um mich zu wecken, da ein Heer von Condors in unserer Nähe theils auf den Felsen herumsaß, theils über uns schwebte. Die Vögel waren durch die Eingeweide der ausgebrochenen Guanacos herangelockt worden. Um ihre gestrigen Behauptungen zu beweisen, machten mich die Jäger auf ein colossales Exemplar dieser schrecklichen Raubvögel aufmerksam, welches über uns kreiste. Ich holte schnell meine Büchse, legte an, feuerte ab und sofort stürzte das mächtige Thier geräuschvoll zu unsern Füßen nieder. Da er jedoch nicht todt, sondern nur ein Flügel gelähmt war, erhob er sich schnell wieder, und gegen uns anlaufend und mit dem gesunden Flügel um sich schlagend, jagte er uns sämmtlich in die Flucht. Nun jedoch schwangen die Jäger ihre Lazos, die sie ihm mit solcher Geschicklichkeit umwarfen, daß er bald am Boden lag, ohne sich nur bewegen zu können. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß er nicht schwer verletzt war und zum Triumph der Jäger über 14 Fuß Flügelspannung besaß. Ich wünschte ihn deshalb mitzunehmen, und es fand sich ein Bergmann, welcher es übernahm, ihn nach Santiago abzuliefern.

Als uns die Jäger verlassen hatten, befuhr ich mit dem Verwalter die Miene. Ich fand zwar sehr reiches Silbererz in ihr anstehen, doch war das Vorkommen mehr nesterweise. Während sie also für längere Zeit keine Ausbeute gab und nur Kosten verursachte, berechtigte sie doch

zu den schönsten Hoffnungen, einst einen großen Silberreichthum in ihr zu entdecken. Auch bekundeten einige über einen Centner schwere Stücke halbgediegenen Erzes, wie reich die Mine schon früher gewesen war.

Gegen Mittag rüsteten wir uns zur Rückkehr. Nachdem wir nochmals das vortreffliche Guanacofleisch genossen, eilten wir die Berge hinab, wechselten bei dem gastfreundlichen Besitzer des Gutes die Maulthiere gegen unsere Pferde ein und jagten auf diesen nach Santiago zurück, wo wir gegen Abend wohl und munter anlangten.

Am nächsten Morgen klopfte es schon früh an meine Thür. Es wurde mir der Condor gebracht, welchen ich an eine Kette legen ließ, lange Zeit hielt und ihn später verschenkte.

Kapitel XII.

Die Osterwoche in Santiago.

Wenn in Europa die heilige Osterwoche schon sehr feierlich begangen wird, finden in der Residenz der Republik Chile, an einem Ort, wo sich so viele Kirchen und Klöster befinden, und der katholische Clerus eine solche Macht besitzt, natürlich größere Ceremonien statt.

Während in Europa zu dieser Zeit die Natur aus ihrem langen Winterschlaf erwacht und Berg und Thal mit frischem Grün bedeckt ist, die Sonne freundlich herniederstrahlt und die Staare, als Vorboten der anderen Zugvögel, den Frühling verkünden, fällt in diesem Lande diese Feier in die Herbstzeit, wo die Natur sich nach und nach ihres Schmuckes entledigt, die Witterung unangenehm und trübe ist, ja einen melancholischen Eindruck macht.

Am Grün-Donnerstag früh begann ein ungemein bewegtes Leben auf dem Hauptplatz, wie in den Straßen, in dem Tausende von Menschen beiderlei Geschlechts, jedes Standes und Alters, alle schwarz gekleidet, den Rosenkranz laut betend von einer Kirche zur anderen pilgerten.

Da vor der Osterwoche allgemein Fasten und Bußübungen stattfinden, war dies natürlich auch hier der Fall und zog man sich in ein Kloster oder besonders dazu eingerichtetes Gebäude zurück, in welchem man eine ganze Woche fastete, betete und sich geißelte. Andere hatten als Buße die schwierige Aufgabe, am Charfreitag zu Fuß in alle Kirchen der Residenz zu pilgern und ein Vaterunser in jeder zu sprechen,

was Vielen, trotz größter Anstrengung, nicht gelang, indem Santiago so viele weit von einander entfernte Kirchen besitzt.

Junge Frauen und Mädchen der ersten und angesehensten Familien hatten die Aufgabe, für die Kirche Geld zu sammeln. Diese gingen von einem ihrer Diener, der ein schweres, großes, massiv-silbernes Tablette trug, begleitet, in den Straßen umher und baten demüthig um Almosen; es wurden auf diese Tablettes Gold aufgelegt und viel Tausende von Pesos gesammelt.

Ebenso wie hübsche, junge Frauen als Buße Geld sammelten, war auch sehr vielen Männern von hoher Stellung und guten Familien die Buße auferlegt, von Haus zu Haus betteln zu gehen und war dies straßenweise eingetheilt.

Diese aber brauchten ihre Person nicht zu verrathen und waren sämmtlich in einen schwarzen Leinwandmantel, vom Hals bis zu den Füßen reichend, gekleidet, trugen Larven und einen an drei Fuß hohen spitzen, schwarzen Hut, in Form wie die einst zum Tode verurtheilten Ketzer. Sie hießen Cucuruchos und hatten das Recht, in jedes Haus eindringen und betteln zu können.

Ich schloß mich bald dem an meinem Hotel vorüberziehenden Menschenstrom an und begab mich nach der an dem Hauptplatz gelegenen Cathedrale.

Es machte einen eigenthümlichen feierlichen Eindruck, nun am Abend diese Tausende von schwarz gekleideten Menschen ihren Rosenkranz laut betend von Kirche zu Kirche strömen zu sehen, während von allen Kirchen statt dem Geläut der Glocken das unheimliche Geräusch der Klapper gehört wurde und mehrere an den Kirchenthüren von starker Bedeckung bewachten, mit großen Ketten versehenen schwersten Verbrecher ihr Misericordia ertönen ließen und um Almosen bettelten.

Sehr weise war die Einrichtung, daß in den Straßen Jeder auf der rechten Seite gehen mußte, so daß man also stets mit dem Strom ging und Niemand entgegen kam; ebenso wogte dieser Zug von Frommen durch die Hauptthür nach der Kirche, durfte sich aber nicht aufhalten, sondern mußte zur Seitenthür wieder hinauspilgern, welche Zeit genügte, in der Kirche ein Vaterunser zu beten. Bis spät in die Nacht hinein dauerte dieser Pilgerzug, und nachdem auch ich die Hauptkirchen besucht, auch mehreren Damen meiner Bekanntschaft ein Goldstück auf die Tablette gelegt, zog ich mich ermüdet nach meinem Hotel zurück.

Der nächste Tag, der Charfreitag, wurde in gebührender Stille gefeiert, alle Läden waren geschlossen, kein Wagen, Pferd, Esel oder Maulthier durfte passiren und nur Tausende und aber Tausende schwarz gekleideter Menschen wogten von einer Kirche zur anderen.

Auch ich begab mich zur großen Messe nach der Cathedrale, wo der Präsident der Republik, die Minister, Gesandten, Konsuln, höchsten Beamten, Militär- und Civilbehörden die Hostie nahmen.

Der nächste Morgen, der sogenannte stille Sonnabend, bot ein eigenthümliches Bild. Auch an diesem Tage waren bis 10 Uhr Vormittags alle Läden geschlossen, es durfte kein Wagen, Reiter oder Lastthier die Straßen passiren. Als aber um 10 Uhr alle Glocken der Residenz La gloria verkündeten, öffneten sich alle Läden, lange fast ununterbrochene Züge von Wagen drangen von allen Seiten in die Stadt, überall wurden Waaren ausgerufen und herrschte ein ungemein buntes, bewegt-lärmendes Leben und Treiben in der Residenz.

Was meine Aufmerksamkeit aber besonders fesselte, waren Seile mit lebensgroßen Puppen, welche in verschiedenen Hauptstraßen quer über dieselben gezogen waren. Ich erfuhr bald, daß diese Judas Ischariot vorstellen sollten und gewöhnlich an Häusern angebracht waren, wo Juden wohnten, wobei man nach Kräften dafür gesorgt hatte, daß diese Puppen den da wohnenden Söhnen Israel's möglichst ähnlich waren. Ich sah mehrere, welche sehr elegant gekleidet waren, Cylinderhut, Handschuhe und Glanzstiefeln trugen.

Als der gewöhnliche Verkehr in den Straßen eintrat, versammmelten sich Tausende um diese Judas', unter größtem Jubel und Gebrüll zündete man sie an, und da sie mit Pulver, Schwärmern, Raketen 2c. gefüllt waren, erdröhnte ein furchtbarer Knall nach dem anderen.

Am ersten Feiertage war großer Corso in der Alameda und Abends Feuerwerk auf der Plaza, Galla-Vorstellung in der Oper und fanden unzählige Bälle statt. Fast aus jedem Hause erschallte Musik und Gesang, auch wurde tapfer getrunken, getanzt und gespielt.

Ein zweiter Feiertag, wie in Europa, wurde hier nicht festlich begangen.

Kapitel XIII.

Die Bäder von San Bernardo.

Da meine Gesundheit durch die Strapazen auf den Entdeckungsreisen im Süden wie in der Wüste sehr gelitten hatte, verordnete mir mein Arzt, daß ich während einiger Monate auf dem Lande leben solle. Ich begab mich daher, nachdem ich in ähnlicher Weise wie früher das Fest der Unabhängigkeit in Santiago verlebte hatte, nach San Bernardo. Dies lag nur etwa 2 Meilen südlich von der Hauptstadt an der nach San Fernando führenden Eisenbahn, und war ein freundliches, erst 1830 neu gegründetes Städtchen mit einigen Tausend Einwohnern, welches sowohl seiner Nähe von der Hauptstadt, wie seiner herrlichen Lage wegen als Sommeraufenthalt sehr beliebt war.

Aber nicht allein die üppigen Fluren, welche San Bernardo umgaben, sowie die herrliche Aussicht auf die Andenkette, die man von hier wohl in einer Ausdehnung von 20 Meilen betrachten und bewundern konnte, zeichneten diesen Ort aus, sondern auch sehr gut eingerichtete Bäder, welche sich in einem Garten der Vorstadt befanden, trugen dazu bei, die Bewohner von Santiago dahin zu locken. In der Badeanstalt befanden sich zwölf geräumige Zimmer, deren jedes mit einem 25 Fuß langen, 20 Fuß breiten und 4 Fuß tiefen gemauerten Bassin mit dem schönsten krystallhellen fließenden Wasser versehen war. Diese Badezimmer wurden an Familien oder auch an einzelne Personen vermiethet. Neben denselben befand sich ein größeres Zimmer, in welchem die ärmeren Klassen unentgeltlich, zu gewissen Tageszeiten das männliche,

zu anderen das weibliche Geschlecht, baden konnten. Das Etablissement war von der frühesten Morgenstunde bis zum späten Abende viel besucht, und es herrschte in demselben stets ein reges Leben und Treiben, besonders an Sonn- und Festtagen, wo Vergnügungstrains von der Residenz mit Gesellschaften hier eintrafen. Besonders war San Bernardo ein Lieblingsort der Damen, und so bot sich mir viel Gelegenheit, sehr interessante Bekanntschaften zu machen, an die ich mich stets mit Vergnügen erinnern werde. Auch machte ich die Bekanntschaft mehrerer in der Umgegend ansäßiger Gutsbesitzer, besuchte dieselben öfters auf ihren Gütern, und lernte Einiges in Bezug auf Landwirthschaft kennen. Vielleicht ist es von Interesse, wenn ich einige Bemerkungen darüber folgen lasse.

Während die Provinz Atacama, wie auch Coquimbo wegen mangelnder Feuchtigkeit nur einige Meilen an den Ufern der sie durchströmenden Bäche kulturfähig war, boten die sich von der letztgenannten Provinz nach Süden erstreckenden Ebenen im Gegensatze dazu den schönsten Boden dar. So fruchtbar aber auch diese viele Meilen lange und breite Ebene von Santiago war, so hatte man früher sehr wenig für den Ackerbau gethan, und erst als 1849 die reichen Goldfelder in Californien entdeckt wurden, und die Republik Chile unter so überaus günstigen Bedingungen ihre Produkte dort verwerthen konnte, bekam er einen so bedeutenden Aufschwung, daß während im Jahre 1834 sich in der Provinz Santiago nur 1643 Landgüter befanden, welche einen Jahresertrag von über 1 Million Pesos gaben, im Jahre 1854 bereits 2788 mit einem Jahresertrag von über 2 Millionen existirten, und während 1840 gegen 130,000 Scheffel Weizen und Weizenmehl producirt worden, war die Produktion im Jahre 1855 bereits auf 900,000 Scheffel gestiegen, und nahm stets zu.

Trotzdem sowohl die Emancipation der Arbeiter, wie die Aufhebung der Majorate schon sehr günstig auf die Landwirthschaft gewirkt hatte, waren die Güter hier gewöhnlich noch sehr groß und sehr wenig bebaut.

Was das Verhältniß zwischen Gutsbesitzer und Arbeiter anbelangt, so gab Ersterer dem Letzteren, je nachdem er ein alleinstehender Mann oder Familienvater war, eine gewisse Anzahl Morgen Landes zu seiner eigenen Bewirthschaftung. Hierauf baute sich der Arbeiter ein Haus und mußte nun dafür allwöchentlich eine große Anzahl Tage für den Gutsherrn arbeiten. Ein solcher Arbeiter führte den Namen Inquilino. — Die Löhne für die Feldarbeiter waren gegen die im Norden üblichen sehr gering.

Das Einfangen der Stiere.

Digitized by Google

Die Leute verdienten 3 bis 4 Real den Tag, und selbst dieser geringe Lohn wurde ihnen nur zu Weihnachten und zu Ostern ausgezahlt. Da aber auf den meisten Gütern die Arbeiter vom Gutsherrn all' ihre Bedürfnisse kauften, so erhielten die Leute bei der Abrechnung gewöhnlich kein Geld heraus. Der Gutsherr konnte dann auf sichere Leute rechnen, indem das Gesetz dem Arbeiter sehr streng verbot, das Gut zu verlassen, so lange er etwas schuldete.

Den Hauptertrag der Landgüter lieferte der Weizen, welcher 60—100fältige Frucht, ja in einigen Gegenden sogar mehr gab und der Scheffel mit 2—3 Pesos bezahlt wurde. Alles Brot wurde aus Weizen gebacken; Roggen-Korn wurde gar nicht gebaut und erst durch deutsche Auswanderer in der Provinz Valdivia und Llanquihue eingeführt. Nächstdem wurde hauptsächlich Gerste gebaut, welche besonders für die nördlichen Provinzen, wo es kein Grasfutter gab, als Futter für Pferde, Maulthiere und Esel verwendet wurde; Hafer gab es nur in geringer Quantität in den südlichen Provinzen. Von der Kartoffel, deren Vaterland Chile ist, gab es hier wohl an 15 verschiedene Arten, und war der Preis gewöhnlich 2—2½ Pesos pro Centner. Im Jahre 1850 wurden bereits über 24,000 Scheffel aus dieser Republik exportirt, und jetzt kann man jährlich 30,000 Centner rechnen, welche in das Ausland gehen.

Ein Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen, besonders in den nördlichen Provinzen, waren Bohnen. Sie wurden sehr viel gebaut, und davon schon 1853 über 2000 Scheffel jährlich ausgeführt. Ein anderes Nahrungsmittel und Lieblingsgericht der Chilenen war der Mais, welcher 150fachen Ertrag gab und dessen Blätter als Hülle zu den Cigaritos verwendet wurden. Außerdem fand man hier noch Erbsen, Linsen, Pferdebohnen, Rüben, Hopfen, Hanf, spanischen Pfeffer, und als Futtergras die Luzerne.

Was Obst anbelangt, so gediehen hier alle europäischen Sorten, ferner auch Himbeeren, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren vortrefflich, und außerdem Feigen, Granatäpfel, Oelfrüchte, Lucumas, Palmenfrüchte und Mandeln und ebenso wurde viel Weinbau mit bestem Erfolg betrieben. Auch an Gemüse fand man hier alle in Europa bekannten Sorten, besonders aber wurden viel Kürbise, Wassermelonen, Gurken und Zwiebeln gebaut.

Die Hausthiere waren sämmtlich von Europa eingeführt und gediehen sehr gut. Die Pferde des Landes waren Abkömmlinge derjenigen,

welche 1540 durch die Spanier hierher gekommen waren, von andalusischer Race, zwar etwas klein, aber sehr ausdauernd, feurig und edel. Sie wurden wild gezüchtet und die Stuten im Herbst zum Ausdreschen benutzt, da man hier keine Dreschflegel noch weniger Dreschmaschinen besaß. —

Ein besonders gutes Geschäft war die Maulthierzucht, in Folge dessen auch viel Esel gezogen wurden.

Die Viehzucht sagte den Eingeborenen bedeutend mehr zu, als der Ackerbau, welcher ihnen mehr Arbeit kostete, indem die Heerden das ganze Jahr hindurch auf den Waideplätzen verblieben und nur im September zusammengetrieben wurden, um die zum Schlachten bestimmten Thiere einzufangen. Besaß ein Gut z. B. 5000 Stück Rindvieh, so wurden gewöhnlich an 1000 Stück geschlachtet, es gab aber auch Güter, welche 10,000—15,000 Stück Hornvieh besaßen und wo jährlich an 2000 bis 3000 geschlachtet wurden. Ein Theil der Gutsbesitzer interessirte sich besonders, gute Zugthiere, andere gutes Mastvieh zu stellen, der größte Theil aber zog die Milchwirthschaft vor. Ein Zugochse wurde mit 60 Pesos, ein Mastochse mit 80 Pesos bezahlt. Das Fleisch diente theils zur Nahrung im frischen Zustand, ein Theil aber wurde getrocknet verkauft. Es wurden durchschnittlich jährlich 7000 Centner dieses letztgenannten aus der Republik ausgeführt.

Was Milchwirthschaft betraf, so gab es Güter, wo täglich 200 bis 300 Kühe gemolken wurden. Der Käse-Export war trotzdem unbedeutend und belief sich aus der ganzen Republik jährlich auf nur etwa 2000 Centner im Werth von 25,000 Pesos, dagegen wurde im Lande selbst ungemein viel Käse consumirt. — Auch die Häute hatten einen guten Preis und wurden jährlich etwa 100,000 Stück zum Werthe von 600,000 Pesos ausgeführt.

Schafe gab es ziemlich viele auf diesen Gütern, es wurde aber durchaus keine Sorgfalt auf sie verwendet. Ziegen gab es wenig, dagegen viel Schweine, welche ausgezeichnet gediehen und die Meisten im Lande verzehrt wurden.

Hunde und Katzen gab es fast in jedem Hause massenhaft, ebenso Ratten und Mäuse. Gänse, Enten und Tauben fand man nicht häufig, dagegen ungemein viel Truthühner und Hühner.

Was die Jagd anbelangte, so war sie sehr schlecht; denn außer einer Art Rebhühner, wilder Tauben, einer kleinen Art Reh, dem iltis-

Ausdreschen des Getreides durch Stuten.

Google

ähnlichen Chinchilla, dem Stinkthier, dem Fuchs und dem Guanaco gab es hier nichts Jagdbares; dagegen gab es sehr viele Condore, Aasgeier und andere Raubvögel.

Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten in San Bernardo hatte ich mich zu neuen Strapazen gekräftigt und begab mich am 24. December nach Santiago, wo ich das Weihnachtsfest so angenehm wie früher verlebte.

Kapitel XIV.

Analyse der Bäder von Chillan, Apoquindo und Colina.

In den ersten Tagen des Monats Februar begab ich mich nach den nur wenige Meilen von Santiago gelegenen Bädern von Apoquindo und Colina, wo viele mir befreundete Familien der Hauptstadt die heiße Jahreszeit zubrachten, in deren Kreise ich sehr angenehme Tage verlebte.

Da, wie früher erwähnt, die Republik Chile ausgezeichnete wirksame Heilquellen besitzt, halte ich es für interessant, die von dem Professor Dr. Ignacio Domeyco gemachten Analysen dieser Bäder hier mitzutheilen.

Die Quellen von Chillan enthielten auf 1000 Theile:

Clorure de sodium	0,103,
„ magnesie	0,002,
Sulfate de soudre	0,169,
„ de chaux	0,007,
Carbonate de chaux	0,008,
Fer et alumine	0,005,
Silice	0,061.

Die Quellen von Apoquindo enthielten auf hunderttausend Theile:

Clorure de sodium	82,1,
„ de calcium	192,2,
Sulfate de chaux	4,1,
„ de soude et d'alumine	9,0,

Die Quellen von Colina enthielten auf je 1000 Theile:

Clorure de jodium	0,0092,
„ de magnesie	0,0780,
Sulfate de soude	0,0196,
„ de chaux	0,0670,
Carbonate de chaux	0,0070,
Fer, alumine, silice	0,0160,

Kapitel XV.

Die reiche alte Goldmine von Peldehue.

Da sich in der Nähe von Colina die Bergwerksdistrikte von Runge und Tiltil befanden, deren Minen früher bedeutende Quantitäten Silber geliefert hatten, so machte ich öfters Ausflüge dahin und durchforschte die Gebirge. — Ganz besonders interessirte mich aber die in unmittelbarer Nähe gelegene alte Goldmine von Peldehue, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft laut Berichten eine Zeit lang täglich an 600 Pesos in Gold geliefert haben sollte. Später waren in die Mine unterirdische Wasser in solcher Menge eingedrungen, daß es nie mehr gelungen war, sie von ihnen zu befreien. Ich beschloß dieselbe zu besuchen und Untersuchungen anzustellen, ob und wie die Grube wieder in Betrieb gesetzt werden könne.

Zu diesem Zweck bemühte ich mich sowohl in Colina, wie in den Nachbardörfern einige Tage lang um einen Führer, konnte jedoch zu meinem Erstaunen keinen finden, da man sich dieser Mine gar nicht mehr erinnerte, bis sich mir endlich ein sehr alter Mann anbot, welcher die Grube als Knabe gekannt zu haben angab.

Mit diesem Alten begab ich mich am nächsten Tage bis an den Fuß des zur mittleren Cordillere gehörigen Gebirgszuges, in welchem sich die Grube befinden sollte. Nachdem wir da unsere Pferde bei einem Bauer untergebracht hatten, fingen wir an, den Berg zu ersteigen und nach der alten Mine zu suchen. Schon hatten wir mehr als sechs Stunden dazu verwandt, waren bergauf und bergab geklettert, hatten uns oft durch dichtes Gebüsch hindurch gearbeitet und waren sehr ermüdet, als der Alte endlich glücklich die richtige Stelle fand.

Jedoch waren die alten Halden, wie der Eingang in den Schacht so verwachsen, daß wir erst mit der „Machette“ das Unterholz lichten mußten, um nur etwas zu sehen. An verschiedenen Steinen, welche ich von den Halden aufnahm, an welchen man das Gold mit bloßem Auge sah — erkannte ich bald, wie sehr reich diese Grube gewesen sein mußte, und manche gute Erze waren als zu arm unter das taube Gestein gestürzt. Obgleich der Schacht bis zu Tage voll Wasser stand, ließ sich, da er so hoch im Gebirge lag, hoffen, daß man die Wasser vermöge eines Stollens werde abziehen können, und da ich nun, wo der Tag sich seinem Ende nahte, keine weiteren Untersuchungen machen konnte, beschloß ich die Grube zu „denunciren“ d. h. neu zu muthen und sie in Betrieb zu setzen, weshalb ich mich beeilte nach Colina zurückzukehren.

In der Hoffnung durch den Betrieb dieser Grube bald ein Vermögen zu gewinnen, begab ich mich am nächsten Morgen nach Santiago, wo ich sofort meine Muthung beim Intendent einlegte. Sonderbarer Weise sollten jedoch meine Hoffnungen bald vernichtet werden. Mehr als sechzig Jahre hatte diese Grube unbeachtet gelegen, und nun, wo ich sie muthen wollte, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie den Tag vorher bereits gefordert worden war. Ich hoffte, Jemand habe erfahren, daß ich mich für diese alte Mine interessire, und habe dieselbe nur gemuthet, um sie mir zu verkaufen und auf diese leichte Art etwas zu verdienen, doch bald wurde ich auch darin getäuscht. Sieben Spanier waren mit dem letzten Dampfer aus Europa angekommen, blos in der Absicht diese Mine in Betrieb zu setzen; sie hatten in Madrid Documente aufgefunden, in denen Berichte über den Bau und Ertrag der Mine enthalten waren, und da der Reichthum ein so fabelhafter gewesen war, so hatten sie die Reise hierher angetreten, um diese Grube persönlich auszubeuten.

Unter den obwaltenden Verhältnissen sah ich wohl ein, daß ich zu spät gekommen war, aber durch diese Vorgänge noch mehr enthusiasmirt,

suchte ich sofort die Spanier auf, um mich wenigstens an diesem Unternehmen zu betheiligen. Allein diese Leute waren so voller Zuversicht, durch diese Mine binnen sehr kurzer Zeit ein bedeutendes Vermögen zu erzielen und genug Capital zu besitzen, um die Betriebskosten zu decken, bis die Grube in Ausbeute komme, daß sie mir so übertriebene Forderungen für einen nur geringen Antheil stellten, daß ich von diesem Geschäft und von der Hoffnung hier mein Glück zu machen abstehen mußte. —

Kapitel XVI.

Gefährliche Reise von Valparaiso nach den Bädern von Cauquenes.

Von Colina begab ich mich nach Valparaiso, wo aber eine so unerträgliche Hitze herrschte, daß Alles nach den Badeanstalten eilte, um sich in den kühlen Wellen des Oceans zu erfrischen. Auch ich begab mich dahin; kaum jedoch war ich in die kalten Fluthen hinabgestiegen, als ich zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte, daß mir erst die Hände, sodann auch die Beine und Füße den Dienst versagten, und als ich kaum emporgestiegen, war ich vollkommen erstarrt und erlitt eine erschreckliche Paralysis. Ich wurde nach Hause getragen und lag sechs Wochen lang, trotz der besten ärztlichen Hülfe, vollkommen gelähmt darnieder, so daß ich kein Glied am Körper außer dem Kopfe bewegen konnte. Vergebens hatte ich sehr starke Arzeneien gebraucht, war in Folge derselben vollkommen entkräftet und wurde endlich von den Aerzten aufgegeben.

Gewiß würde ich damals meinen Tod gefunden haben, wenn mich nicht eine Freundin mit der größten Aufopferung Tag und Nacht gepflegt hätte; aber zuletzt war sie selbst von vielen Nachtwachen so erschöpft, daß sie erkrankte. In diesem schrecklichen Zustande, als ich mich selbst der Pflege meiner Freundin beraubt sah und mich schon zum Tode vorzubereiten begann, bereits auch Abschiedsbriefe an meine Familie einem jungen Deutschen diktirt hatte, besuchte mich ein Freund

aus Santiago, welcher mir auf das Dringendste rieth, den letzten Versuch zu machen und mich nach den unweit von Santiago gelegenen Bädern von Cauquenes bringen zu lassen. Ich entschloß mich dieses zu thun, obgleich es ein schwieriges Unternehmen war. Auf eine Matratze gebunden und in einen gemietheten Omnibus geschoben, trat ich in Begleitung meiner Freundin, welche mich trotz ihrer Schwäche nicht verlassen wollte, und meines Dieners die Reise an und langte nach dreitägiger Fahrt glücklich in Santiago an, wo meine treue Pflegerin, selbst ernstlich erkrankt, genöthigt war zurückzubleiben.

Nachdem ich hier einen Tag gerastet, setzte ich meine Reise nach der etwa 10 Meilen von hier entfernten Stadt Rancagua fort, welche ich nach 12 Stunden sehr erschöpft erreichte. Dieser Ort liegt 527 Meter über dem Meere und zählte damals ohngefähr 3600 Einwohner. Er ist durch die Schlacht vom 2. October 1814 berühmt, in welcher die Spanier unter General Marino Osorio das chilenische Heer unter Carera und Ohiggins total schlugen. Bis hierher hatte ich im Wagen transportirt werden können, aber von Rancagua nach den Bädern von Cauquenes, welche in den Vorbergen der Anden auf einer Höhe von 746 Meter über dem Meere lagen, führte nur ein schmaler, blos für Reiter passirbarer Weg. Man hatte auf dieser Tour auch den Fluß Cachapual, sowie den Rio claro zu überschreiten. Es war also hier mit den größten Schwierigkeiten verbunden, mich weiter zu bringen.

Nachdem ich auch in diesem Städtchen einen Tag gerastet hatte, während die Vorkehrungen zur Weiterreise getroffen wurden, band man mich am nächsten Morgen sammt meiner Matratze auf eine Tragbahre, und acht Bauern trugen mich nun zu je vier abwechselnd bis an den Fluß Cachapual, wo ich nach mehrstündiger Reise anlangte.

Hier boten sich neue, noch größere Schwierigkeiten für meinen weiteren Transport. Durch die große Hitze waren nämlich die Schneemassen in den Cordilleren so bedeutend geschmolzen, daß dieser Fluß, der sonst nur an 100 Fuß breit war und mit Pferd oder Maulthier stets durchwatet werden konnte, nun bis zu einer Breite von 500 Fuß angeschwollen und so reißend war, daß er große Bäume mit sich führte und mit betäubendem Getöse einher brauste. Meine Begleiter, wahrlich sehr kräftige und muthige Burschen, welche den Fluß tausendmal überschritten hatten und die Furt genau kannten, hatten acht Maulthiere hierher gebracht, um mich auf diesen hinüber zu schaffen. Jetzt aber schüttelten sie den Kopf und wagten es nicht sich mit mir in den reißenden Strom zu begeben.

Da die Nacht sehr kalt gewesen und der Morgen trübe war, berechneten sie, daß die Fluth binnen einigen Stunden fallen müsse, und schlugen mir vor, bis zu diesem Zeitpunkt zu warten, womit ich natürlich gern zufrieden war.

Wäre ich gesund gewesen, so hätte ich mich sofort auf einem Pferd in die brausenden Fluthen gestürzt und wäre nach dem andern Ufer geschwommen, aber krank und gänzlich entkräftet wie ich war, nicht eines Gliedes mächtig, auf eine Matratze aufgeschnallt und auf Maulthiere gebunden durch den reißenden Strom transportirt zu werden, war gewiß ein schrecklicher Gedanke. —

Wir warteten also einige Stunden. Die Bauern hatten Recht gehabt, der Fluß fing an zu fallen. Da sich nun aber inzwischen am Himmel schwere schwarze Wolken zusammen gezogen hatten und es zu regnen begann, auch in der Nähe durchaus kein Obdach zu finden war, und der Tag sich seinem Ende nahte, so beschlossen die Bauern endlich den Uebergang über den Fluß zu wagen. Von den acht Maulthieren wurden zwei an einander gebunden und zwischen dieselben die Bahre, auf welcher ich lag, befestigt; dann bestiegen die Leute ihre Thiere. Einer, welcher die meinigen an einer Leine zog, stürzte sich zuerst in den Fluß, dann folgten die andern, von denen zwei zu meinen Seiten schwammen, während hinter mir mein Diener mit einem vierten folgte, welcher meine Thiere antrieb.

Unter der größten Anstrengung der Maulesel, die, fortwährend durch das Gebrüll der Bauern angefeuert, von vorn gezogen, von hinten getrieben wurden, erreichten wir glücklich schwimmend die Mitte des Stromes. Hier jedoch war die Strömung so stark, daß die Thiere nicht weiter konnten und sanken. Mit größter Anstrengung wurden sie von den neben ihnen schwimmenden Bauern wieder in die Höhe gerissen, kämpften aufs Neue furchtbar gegen die Strömung, ohnmächtig aber versanken sie nochmals mit mir tief ins Wasser. Ich mußte nun wohl annehmen, daß mein letztes Stündlein geschlagen habe. Wiederum jedoch wurden die Thiere mit mir von den kräftigen Bauern heraufgerissen, allein in demselben Augenblick sank auch der Maulesel des Führers, dieser ließ die Leine los und rettete sich schwimmend ans Land, während sein Thier von der Fluth fortgerissen wurde. Die Thiere, auf welchen ich lag, folgten dem ersten und so flog ich nun pfeilschnell den reißenden Strom hinab, gefolgt von meinem Diener und den vier Bauern, welche mich aber nicht erreichen konnten.

Ich würde jämmerlich ertrunken sein, wenn es den Maulthieren bei einer großen Krümmung, welche der Fluß machte, nicht gelungen wäre, sich nach dem Ufer hinzuarbeiten, wo sie dann mit mir von den Bauern aus der Strömung herausgerissen wurden. So erreichte ich denn glücklich, mehr todt als lebendig, und natürlich total durchnäßt, das andere Ufer.

Obgleich es stark regnete, rasteten wir hier eine Weile, bis sich die Thiere wieder erholt hatten, und setzten erst dann unsere Reise fort. Nachdem wir eine Strecke über Felder und Wiesen geritten waren, erreichten wir den Fluß Rio Claro, und da dieser bei weitem schmäler, auch nicht so reißend war, als der vorige, wagten wir es trotz der bereits eingebrochenen Dunkelheit in derselben Ordnung wie früher, uns in denselben zu stürzen und erreichten auch glücklich schwimmend das andere Ufer.

Von hier führte der Weg stark bergauf, und da er sich überdies in dichtem Wald hinanschlängelte, und es noch dazu sehr finster war, auch der Regen in Strömen herniedergoß, konnten wir nur sehr langsam reiten. Endlich aber, nachdem wir wohl an zwei Stunden angestiegen waren, entdeckten wir an einem der Abhänge ein Licht, und bald darauf langten wir in den Bädern von Cauquenes an. Nachdem ich glücklich bis nach hier gelangt, ich auch wiederum aus so großer Lebensgefahr gerettet worden war, hegte ich die Hoffnung, Heilung zu finden, obgleich ich mich zunächst in einem so kläglichen Zustande befand, daß meine Begleiter sicher glaubten, daß ich den nächsten Tag nicht erleben würde.

Die Bäder von Cauquenes liegen höchst malerisch auf dem Plateau eines vom Fuß bis zum Gipfel mit hohen Bäumen bewaldeten Vorberges der Anden 746 Meter über dem Meeresspiegel, also 200 Meter höher als Santiago. An der südlichen Seite erhob sich ein 150 Fuß langes einstöckiges Gebäude, in welchem die Pächter dieser Bäder wohnten, und sowohl zur rechten wie zur linken Seite und querüber an der Nordseite befanden sich ebenfalls 150 Fuß lange einstöckige Häuser für die Badegäste, so daß durch diese vier sämmtlich unter einem Dach befindlichen Gebäude ein vollkommen geschlossener Platz gebildet war, welcher den Badegästen zum Tummelplatz diente.

Das Curetablissement glich von Weitem gesehen einer kleinen Festung, da sich nur am südlichen Theil im Hause des Pächters ein Eingang zu dem Platze und auf der Nordseite ein Ausgang, welcher zu den Quellen

Die Bäder von Cauquenes.

Digitized by Google

führte, befand. Zwölf Schritt außerhalb dieses Häuserquadrats bergabwärts befanden sich fünf dieser Quellen etwa zehn Schritt von einander entfernt, bei deren jeder eine Wanne eingesenkt war, in der das Wasser fortwährend ein- und auslief, und darüber befand sich ein kleines Breterhäuschen zum Schutze gegen den Luftzug.

Einer Analyse des Professors Domeyko in Santiago zufolge, enthielten die Quellen folgende Bestandtheile und zwar auf 1000 Theile gerechnet:

Cloruro de calcio	1,929,
„ „ sodio	0,821,
„ „ magnesia	etwas,
Sulfato de cal	0,141,
Hierroi Alumnia	0,020.

Jede dieser Quellen hatte aber eine verschiedene Temperatur und einen besonderen Namen. Die kühlste „Templado" genannt, hatte 30° R., die zweite „Corrimiento" 33° R., die dritte „Pelambrillo" 36° R., die vierte „Solitario" 38° R., die fünfte „Pelambre" 40—41° R.

Seit Jahrhunderten bekannt, hatten sich die Quellen stets ausgezeichnet und bei Rheumatismus, Paralysis, Syphilis und Hautkrankheiten wahrhaft wunderbar bewährt, besonders aber hatten sie auch Personen, welche viel Quecksilber genossen, vollkommen hergestellt.

Am nächsten Morgen besuchte mich die Pächterin dieser Anstalt, Senorita Valdovino, sowie der Bademeister, welcher zugleich die Stelle eines Arztes vertrat, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Auf ihr Geheiß trugen mich die Wärter sammt meiner Matratze auf einer Bahre nach dem kühlsten Bade, dem „Templado", in welchem ich eine Viertelstunde verweilte. Dann wurde ich mit vielen wollenen Decken gut bedeckt, nach meinem Zimmer getragen, wo ich eine Stunde fest eingehüllt schwitzen mußte; dann wurde ich abgetrocknet und in ein neues Bett gebracht. Bald darauf erschien die Wirthin in Begleitung ihrer fünf Schwestern, Mädchen von 15 bis 20 Jahren, eine stets hübscher als die andere. Alle empfanden aufrichtiges Mitleid, mich in einer Lage zu sehen, wo ich kein Glied rühren konnte, so daß mein Diener mir nicht allein jede Nahrung einflößen, sondern sogar beim Rauchen stets die Cigarre halten mußte. Sie boten sich sofort an, mir diese Dienste zu verrichten. Der Bademeister und die liebenswürdigen Mädchen sprachen mir die beste Hoffnung aus, daß ich bald wieder gesund werden würde, indem sie mir versicherten, daß die Aerzte meine

Krankheit nicht zu behandeln verstanden hätten, während hier alle an Paralysis Leidenden geheilt worden seien.

Nachdem ich die nächste Nacht schlaflos zugebracht hatte — was die gewöhnliche Folge der Bäder ist — wurde ich am nächsten Morgen schon in das 33grädige „Corrimiento-Bad" gebracht, aus welchem ich erst nach fast einer halben Stunde nach meiner Zelle transportirt wurde, wo ich wiederum fast eine Stunde transpiriren mußte. Darnach fanden sich zum Frühstück die lieben Schwestern ein und vertrieben mir die Zeit mit Vorlesen, Gesang und Guitarrenspiel.

So verlebte ich fünf Tage nur mit dem Unterschied, daß ich jeden Tag in ein heißeres Bad gebracht wurde, und am fünften war ich bei dem 41 Grad haltenden „Pelambre" angelangt. In dieses wurde ich von den Wärtern mit der größten Geschicklichkeit so sacht hineingelassen und nach kurzer Zeit aus demselben ebenso wieder herausgezogen, daß sich der Wasserspiegel in der Wanne kaum bewegte. Diese Vorsicht wurde beobachtet, weil das Wasser so heiß war, daß es, wenn es bewegt wurde, einen brennenden Schmerz verursachte und auf der Haut Blasen verursachte.

So schmerzhaft diese heißen Bäder waren, so bemerkte ich doch zu meiner großen Freude, daß ich bereits nach dem ersten Bad sowohl die Finger wie die Zehen und nach einigen weiteren Bädern bereits Arme wie Beine bewegen konnte; nach 15 Bädern konnte ich an Krücken, mit zwanzig schon mit einem Stocke gehen, und mit 25 Bädern war ich vollkommen von meiner Lähmung geheilt, nur daß ich noch schwach und angegriffen war.

So hatte ich denn einige Wochen in diesen Bädern zugebracht und den Gebrauch meiner Glieder wieder erlangt, und voller Dankbarkeit gegen die herrlichen Heilquellen, wie die so sehr liebenswürdige Familie Valdovino schied ich von diesem Ort und seinen malerischen Umgebungen. Ich war bereits so weit gekräftigt, daß ich meine Rückreise zu Pferde antreten konnte, und nachdem ich die Flüsse Rio Claro und den mir so denkwürdigen Cachapual, welche nun bedeutend gefallen waren, in einer Furt durchsetzt hatte, erreichte ich am Abend dieses Tages die Stadt Rancagua, von wo ich mich am anderen Morgen in einem Wagen nach Santiago begab.

Kapitel XVII.

Eine Prozession in Santiago.

An einem schönen Herbstmorgen des Monats Mai herrschte ein ungemein reges Leben auf der Plaza des Armas, sowie auf den Hauptstraßen der Residenz Santiago. Tausende von Menschen wogten auf ihnen einher, alle Kirchen, Paläste und Häuser prangten im schönsten Flaggenschmuck; alle Balkone und Fenster, welche mit schönsten Blumenguirlanden geziert waren und von denen prächtige Teppiche herabhingen, waren von anderen Tausenden von Menschen besetzt, denn es war heute der größte Feiertag der katholischen Christenheit, nämlich das Frohnleichnamsfest, an welchem stets die großartigste und glänzendste Prozession stattfand.

Ich begab mich bald auf die Plaza des Armas, an deren vier Ecken ich vier herrliche Altäre errichtet fand. Mehrere Linien-Regimenter wie die Municipal-Garde befanden sich da aufmarschirt. Als die Glocken der Kathedrale erklangen, trat der Präsident Manuel Montt von seinen Ministern, allen Gesandten, Konsuln, der Generalität, höchsten Militär- und Civilbeamten der Universität 2c. aus dem Regierungs-Palast und begab sich nach der Kathedrale. Diese war von Menschen überfüllt und Deputationen aller Mönchsorden bildeten ein Spalier vom Haupteingang bis zum Hochaltar. Hier erwartete der Erzbischof mit den höchsten geistlichen Würdenträgern den Präsidenten. Darauf wurde die

Messe celebrirt und dem Präsidenten und seiner Begleitung die Hostie gereicht, in welchem Augenblicke alle Glocken erklangen, Kanonendonner erdröhnte, und alles Militär unter Trommelwirbel das Gewehr präsentirte. Hierauf begann man sich zu einer großen Prozession zu ordnen.

Die Plaza des Armas war von Menschen Kopf an Kopf förmlich vollgepreßt und bildete das Militär rings um den Platz bis zu den Altären breite Spaliere, durch welche die Prozession sich bewegte. Bald darauf schritt ein Musikchor aus dem Hauptportale der Kathedrale, Choräle spielend, auf die Plaza heraus. Diesem folgte ein Piquet Militär,' welche aber sämmtlich als Zeichen der Demuth ihr Käppi am Sturmriemen befestigt im Nacken und die Gewehre mit dem Kolben nach Oben trugen. Diesem folgte eine Gruppe von Franziskaner-Mönchen, laut betend und singend, brennende Wachskerzen haltend, in deren Mitte 16 robuste Männer ein Postament mit dem lebensgroßen Heiligen San Franciscus, der mit Blumenkränzen geschmückt war, auf den Achseln trugen. Diesen folgte nun abwechselnd stets ein neues Musikchor wie Piquet Militär und die Dominikaner-, Augustiner- und Benediktiner-Mönche.

Daran schlossen sich 100 der schönsten und angesehensten Mädchen Santiago's, sämmtlich weiß gekleidet, denen andere 100, ihre brennenden silbernen Räucherfässer schwingend, folgten. Als nun in dem hohen Portale majestätisch in größtem Glanz eine lebensgroße Statue der Jungfrau Maria auf einem von 30 Männern getragenen Postament erschien, da erscholl der Donner der Geschütze, es ertönte das Geläut aller Glocken der Residenz und das Militär präsentirte die Waffen.

Das Muttergottesbild war in schwerste, werthvollste Seiden- und Spitzenstoffe gehüllt, um ihr Haupt strahlte ein Diadem von kostbarsten Brillanten, Smaragden und Rubinen und ebenso trug sie werthvollste Ketten von Gold und Edelstein um den Hals. Sie war mit den herrlichsten Blumen überschüttet, und um den Glanz zu erhöhen, knieeten vier ausgesuchte, schöne lebende Mädchen von sieben bis acht Jahren mit Flügeln versehen auf dem Postament betend als Engel zu ihren Füßen.

Nun folgte der Erzbischof mit dem Allerheiligsten unter seinem Baldachin, getragen von den Stadtverordneten der Residenz, umgeben von den ersten geistlichen Würdenträgern. Diesem der Präsident der Republik mit seinem Generalstabe, den Gesandten und Konsuln, sowie den Civil- und Militärbehörden, welchen sich eine große Anzahl der ersten Persönlichkeiten der Hauptstadt, sämmtlich brennende Kerzen tragend, und dann ein noch größerer Zug von Frauen und Mädchen

anschloß. An diese reihten sich wiederum mehrere geistliche Orden, als Kapuziner ꝛc. mit ihren Heiligen, von Musik und Militär-Piquets begleitet, an. Diesen folgte nun ein colossaler Zug der geschmücktesten elegantesten Equipagen, sämmtlich aber leer, welche von dem jedesmaligen Besitzer, der mit entblößtem Haupt auf dem Bocke saß, selbst geleitet wurden.

Diese Prozession zog rings um die Plaza und durch die Hauptstraßen, hielt aber bei jedem der Altäre, wo der Erzbischof den Segen ertheilte, an. Außerdem wurde aber aller 100 Schritte angehalten, in welcher Zeit die Träger der Postamente wechselten. Bei Annäherung des Allerheiligsten und der Jungfrau Maria knieete das Spalier bildende Militär die Gewehre streckend, nieder, ebenso die ganze Menschenmasse des Platzes, sowie Tausende an Fenstern und Balkonen befindliche Personen, welche mit einem wahren Blumenregen die Prozession überschütteten. — Dieser colossale Zug gelangte erst am Abend in die Kathedrale zurück.

Kapitel XVIII.

Reise von Santiago über San Fernando und Talca nach dem Hafen von Constitucion.

Anfang August verließ ich mit der Eisenbahn Santiago. Nach kurzer Fahrt gelangten wir nach dem 2 Meilen entfernten Städtchen San Bernardo, fuhren dann über das berühmte Schlachtfeld, auf welchem der General San Martin am 5. September 1818 die Spanier total schlug, und dann über die lange Brücke des Flusses Maipu. — Kaum hatten wir diese aber passirt, als ein solcher Stoß erfolgte, daß alle Passagiere gegen einander geschleudert wurden, und da sich dieser wiederholte, so mußten wir annehmen, daß der Zug aus den Schienen gekommen sei, was natürlich größte Bestürzung und Angst unter uns hervorrief.

Zum Glück kam der Zug aber bald zum Stehen und ergab sich, daß Niemand verunglückt war. Dagegen bot sich uns aber ein schreckliches Schauspiel dar, indem die Maschine eine auf dem Schienendamm befindliche Heerde Rindvieh durchfahren hatte. Mehr als ein Dutzend dieser unglücklichen Thiere lagen nun zerfleischt neben den Schienen. Ich erfuhr, daß, da diese Bahn auf ihrer ganzen Tour bis San Fernando zwischen Feldern und Weiden dahinlief, und somit eine Umzäunung für die Gutsbesitzer, welche meilenlange Terrains besaßen, sehr kostspielig war, diese ein Abkommen mit der Bahn getroffen hatten, welche ihnen für jedes Thier einen bescheidenen Preis zahlte. Die Zahl der jährlich durch die Bahn zerfleischten Thiere war eine ganz bedeutende. Wahrlich keine Bahn für ängstliche Reisende! — Bald nach diesem Vorfall setzten wir unsere Reise fort und erreichten

Digitized by Google

nach dreistündiger Fahrt die etwa 10 Meilen von Santiago entfernte Station Rancagua.

Drei Meilen weiter südöstlich gelangten wir nach dem kleinen nur 600 Einwohner zählenden und am Clarofluß gelegenen Ort Rengo, der sich durch herrliche Obstbaumgruppen auszeichnete. Noch vier Meilen weiter in südöstlicher Richtung, zwischen Feldern und Weiden dahinfahrend, kamen wir in der 30 Meilen von Santiago entfernten Hauptstadt der Provinz Colchagua, San Fernando an, bis wohin erst die nach Talca projectirte Eisenbahn beendet war. —

Diese Stadt wurde 1742 gegründet und führte zu Ehren Ferdinand VI. diesen Namen. Sie war zu einer großen Stadt projectirt und nach spanischer Art in Quadrate getheilt; da sie aber stets unbedeutend blieb und nicht mehr als etwa 5000 Einwohner zählte, gewährte sie besonders deshalb einen sehr öden Anblick, weil die Straßen nicht ausgebaut und viele leere Baustellen vorhanden waren, auf welchen Schutt und Unrath abgelagert wurde, sowie Unkraut wucherte. Ich begab mich hier nach einem Gasthause, welches einem Franzosen gehörte und schlecht war, wo es aber infolge der vielen Passagiere sehr lebhaft zuging. —

Am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr ich mit der Post auf einer recht guten Landstraße zwischen Weiden und Feldern in südöstlicher Richtung weiter und erreichte am Abend den 12 Meilen von San Fernando entfernten Ort Curico. Dieses Städtchen war ebenfalls 1742 gegründet, lag unweit des Lontueflusses und hatte etwa 4500 Einwohner, war aber zum Gegensatz von San Fernando ein sehr freundliches reinliches Städtchen und herrschte in ihm ein sehr geschäftiges Leben und Treiben.

Trotzdem, daß wir uns im strengsten Winter befanden, war es gegen Mittag so heiß, daß ich mich nach dem Lontueflusse begab und badete, wo ich sowohl Herren wie Damen antraf, welche sich ebenfalls durch ein Bad erfrischten. Von hier bestieg ich einen am Ende der Stadt gelegenen Felsenhügel, von welchem man eine prächtige Rundansicht auf die Gärten, Haine und Felder, wie die hier so malerische Andenkette genoß. —

Am nächsten Morgen verließ ich diese freundliche Stadt, fuhr mit der Post in südwestlicher Richtung stets die Haupt-Andenebene entlang und erreichte nach einigen Stunden den kleinen Ort Molina. Dieser zählte nur etwa 1000 Einwohner, war erst 1834 gegründet und hatte zu Ehren des Geschichtsschreiber Abate Molina dessen Namen erhalten.

Nachdem ich nur kurze Zeit gerastet, setzte ich die Reise fort und gelangte am Abend in die drittgrößte Stadt der Republik Chile Talca. Ich quartierte mich hier in einem sehr guten, einem Deutschen gehörigen Hotel an dem Hauptplatze ein, und verweilte einige Tage hier.

Talca war ebenfalls 1742 von Manso gegründet, lag unter 35° 14′ S. B. und 71° 57′ W. L., und zählte 16,000 Einwohner. Wie alle spanischen Städte war auch diese regelmäßig mit rechtwinklig sich kreuzenden Straßen und einem Hauptplatz in der Mitte angelegt, an welchem sich die Kathedrale, das Stadthaus, die Intendantur und das Gefängniß befanden. Außer diesen Gebäuden existirten an diesem Ort noch ein Dominikaner-, Augustiner-, Mercedarios- und Franziskaner-Kloster. Die Bauart der Häuser war größtentheils im nationalen Stil und einstöckig, doch gab es auch mehrere zweistöckige. Auch ein Liceum befand sich hier mit 100 Schülern und einigen Professoren, so wie mehrere gute Privatschulen und ein gutes Hospital. — Es blühten Handel und Gewerbe, wie Ackerbau und Viehzucht in der Umgegend, und herrschte ein sehr reges Leben und Treiben in den Straßen.

Nachdem ich mehrere Tage hier verlebt hatte, begab ich mich zu Wagen nach einem etwa 2 Meilen von hier entfernten, am Mauleſluß gelegenen kleinen Ort, wo ich mir ein Boot miethete, um an diesem Tage bis nach dem Hafen von Constitucion zu gelangen, wo dieser Fluß ins Meer mündete.

Während das Boot zur Reise hergerichtet wurde, hatte ich Gelegenheit mehrere Schwefelkiese zu sehen, welche aus dem ganz nahe von hier am Ufer des Flusses gelegenen Goldbergwerk Chivato stammten. Sie waren sehr reich, und ich kaufte mehrere Stufen an, ebenso wie einen großen herrlichen Amethyst, wovon sich in der Nähe ein sehr mächtiger Gang befand, welcher aber nicht gearbeitet wurde.

Um 8 Uhr des Morgens bestieg ich mein Boot, das mit vier kräftigen Ruderern bemannt war, und flog mein Fahrzeug bald von Wind und Strömung begünstigt dem Meere zu.

Dieser Fluß ist von Norden nach Süden gerechnet der erste schiffbare dieser Republik und entspringt am Fuß des unter dem 35° S. B. gelegenen und 13,200 Fuß hohen Vulcan Descabezado. Die Fahrt auf ihm bot nichts besonders Interessantes dar, die Ufer waren theils hüglig, theils flach, theils bebaut, theils mit Buschwerk bedeckt. Um 11 Uhr des Nachts langte ich glücklich in Constitucion an und begab mich in ein mir empfohlenes Gasthaus.

Die Stadt Constitucion wurde erst 1794 durch General Ohiggins gegründet, lag unter 35° 21′ S. Br. und 72° 29′ W. L. und zählte 1854 an 6000 Einwohner. — Es war eine regelmäßig angelegte Hafenstadt mit rechtwinklig sich durchkreuzenden breiten Straßen und einem Hauptplatz in der Mitte, an welchem sich die Kirche, Kasernen und Gefängniß befanden. Sie liegt am südlichen Ufer des Flusses, und hinter ihr erhebt sich ein hoher Gebirgszug, welcher sich von Südost nach Nordwest derart erstreckt, daß dieser Ort in einem Kessel liegt und das Meer erst sichtbar ist, wenn man das kahle, vegetationsleere, etwa 300 Fuß hohe Küstengebirge ersteigt. Der Ort ist sehr freundlich, die Häuser zwar alle klein und nur einstöckig, aber reinlich und die Bewohner sehr zuvorkommend.

Es herrschte hier ein sehr lebhaftes und geschäftiges Treiben, da verschiedene Agenten große Magazine besaßen. Diese versandten sowohl die Producte, die aus dem Innern der Provinz auf dem Flusse hierher kamen, nach Valparaiso, und umgekehrt alle Importartikel aus Valparaiso von hier aus nach dem Innern auf Maulthieren. Von hier fuhr der kleine Dampfer Maule wöchentlich nach Valparaiso, welche Reise er in 10 Stunden zurücklegte. Was die großen Dampfer aber anbelangte, welche von Valparaiso nach Valdivia und Puerto Montt fuhren, mußten diese stets vor dem Hafen draußen liegen bleiben und Passagiere und Post in Böten einnehmen, da sich, wie ich früher erwähnte, an der Mündung des Mauleflusses eine Sandbarre befindet, welche nur kleinen Schiffen zur Fluthzeit und bei gutem Wind hinüber zu kommen gestattet.

Auch Schiffbau wurde hier getrieben, und ich lernte während meiner Anwesenheit mehrere deutsche Schiffbauer kennen, welche gute Geschäfte machten und ihre Fahrzeuge hauptsächlich nach Callao lieferten. Essen und Wohnung im Hotel waren schlecht, dagegen fand ich sehr billigen Wein, was nicht zu verwundern war, da dieser Hafen der Hauptausfuhrort des Weines der Provinz von Cauquenes war, wo sehr viel gebaut wurde.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang durch die Straßen, und ich erinnere mich wahrlich nicht, wo ich ein lustigeres, vergnügteres Völkchen gefunden hätte. Aus unzähligen Häusern ertönte Gesang, Guitarrenklang und das tactmäßige Schlagen zum Nationaltanz, der Zambacueca. Näherte ich mich den Thüren der Häuser, so hörte ich wie der Schuster auf seinem Leisten hämmerte und sang, der Schmied auf den Ambos schlug und sang, der Koch mit dem Stubenmädchen sang, und sah, wie er plötzlich mit ihr aufsprang, mit dem Kochlöffel

die Casserole schlug und sich ein paarmal singend mit ihr im Kreise herumdrehte, und dann zur Arbeit zurückkehrte. Es schien als ob alle Leute hier nur arbeiten könnten, wenn sie sangen und konnte man dieses heitere Temperament wohl auch dem billigen guten Weine zuschreiben.

Auch den Berg erstieg ich, welcher die Stadt vom Meere schied. Als ich den Gipfel des Küstengebirges erreicht hatte, bot sich mir eine sehr hübsche Aussicht dar. Vor mir lag der stille Ocean ausgebreitet und zu meinen Füßen an steilen Felsenriffen die gefährliche Barre, über welche so eben mit Hilfe der Fluth ein kleiner Schooner in den Hafen hineinsegelte, gegen welchen die Wellen mit solcher Gewalt anprallten, daß sie ihn bis hoch in die Masten mit Schaum und Gischt bespritzten.

Gegen Süden am Strande lag einsam der Kirchhof von einer hohen Mauer umgeben, in dem sich unter schönen Baumgruppen so viele Blumen befanden, daß man ihn eher für einen Garten halten konnte. Weiterhin gegen Süden zog sich eine einige hundert Fuß hohe senkrechte Felswand den Strand entlang, und im Meere selbst erhoben sich Klippen und Felsentrümmer von colossalen Dimensionen, welche Kirchen, Festungen und Burgen ähnelten, gegen welche die Wellen der aufgeregten See anstürmten. Große Höhlen am Strande, welche nun trocken lagen, bekundeten auch hier, wie sehr sich die Küste gehoben hatte. Fischer fuhren in ihren kleinen Fahrzeugen umher; eine Menge Frauen und Mädchen sammelten am Strande Austern oder Schnecken.

Wendete ich mich gegen Osten, da lag das freundliche Städtchen von Gärten und Obstbaumgruppen umgeben, welches sich in einer Thalschlucht hinanzog, aus der ein silberklarer Bach herabrieselte, und weiterhin wälzte der breite Maulestrom, verschiedene Inseln bildend, von den mit Schnee bedeckten Cordilleren der Anden kommend, seine Wassermassen nach dem Stillen Ocean.

Um meine Gesundheit durch Seebäder zu kräftigen, verweilte ich mehrere Tage in diesem Städtchen und brachte den Tag hauptsächlich am Strande zu, wo ich mir ein schönes Plätzchen auf einer der pittoresken Klippen auserwählt hatte, gegen welche die tobenden Wellen prallten und unter Donner und Krachen sie bis hoch mit Schaum und Gischt bespritzten. Von hier aus, auf elastisches Moos gebettet, beobachtete ich den Ocean und die auf ihm hin und her fahrenden Segelschiffe und Dampfer, theils ergötzte ich mich an den Spielen der Seehunde, welche sich in Schaaren auf diesen Klippen aufhielten, theils erfreute ich mich an Fischermädchen, welche, meine Gegenwart nicht ahnend, sich am Fuß meiner Klippe im Naturkleide badeten.

Digitized by Google

Kapitel XIX.

Reise von Constitucion nach Palhuen und das dortige Gold-Bergwerk.

Am 18. September begannen die Festlichkeiten der Feier der Unabhängigkeit der Republik, denen ich in Santiago, Valparaiso, wie in Copiapo beigewohnt hatte, und verlebte ich, Dank der großen Gastfreundschaft der Bewohner von Constitucion, auch hier einige recht angenehme Tage. Zu diesem Feste war auch einer der benachbarten Gutsbesitzer, Herr Francisco Ignacio Larrain, welcher das Gut Palhuen gepachtet hatte, gekommen. Ich kannte ihn von Copiapo aus, wo er auch Bergwerke besaß, und da er mich dringend ersuchte, ihn auf seinem Gute zu besuchen, wo sich viele alte verlassene, früher sehr reiche Goldgruben und -Wäschereien befanden, entschloß ich mich, ihn dahin zu begleiten.

Ich miethete mir zu diesem Zweck ein gutes Reitpferd, wie einen mit der Umgegend bekannten Diener. Als die Festwoche vorüber war, setzte ich an einem herrlichen Frühlingsmorgen mit meinem Freund Larrain in einer großen Fähre über den Maulefluß. Am jenseitigen Ufer bestiegen wir unsere Pferde und ritten vorerst dicht am Meeresstrand am Fuße des Küstengebirges dahin. Dieses zog sich von hier in östlicher Richtung, indem sich das Uferland so bedeutend gehoben hatte, daß, während früher die Wellen gegen den Fuß desselben anstürmten, was unzählige große Höhlen bekundeten, sich nun von demselben eine lange Ebene nach dem Meer erstreckte. Ein Theil derselben

bestand nur aus Dünensand und war unfruchtbar, der größere dagegen war bereits bebaut und erhoben sich auf ihm mehrere freundliche Dörfer, umgeben von Obstbaumgruppen, Weiden und Feldern.

Selten wird man wohl so deutliche Beweise von Küstenhebungen beobachten können, wie hier, indem man in diesen unzähligen Grotten und Höhlen jetzt noch Ablagerungen von allen Arten Muscheln jetzt noch lebender Geschlechter, sowie Schiffstrümmern, Fischknochen, Seehundgerippe u. dergl. findet.

Wir ritten nun mitten durch die dem Meere entrissene Ebene und passirten mehrere der freundlichen Dörfer. Nachdem wir einige Stunden in nördlicher Richtung dahin galoppirt waren, wendeten wir uns östlich, das Küstengebirge hinan, auf dessen Kamm wir nun im Schatten eines herrlichen alten Ulmenwaldes von der Sonne und Hitze nicht so belästigt unsere Reise fortsetzten. Nach etwa einstündigem Ritt erreichten wir eine Lichtung und hier bot sich meinen Blicken eine sehr hübsche Aussicht dar, denn man übersah das ganze Thal von Palhuen, welches von dem Fluß gleichen Namens durchströmt wird. Es zieht sich dasselbe direct von Nord nach Süd und ist im Westen nur durch das vom Fuß bis zum Gipfel mit Wald bedeckte Küstengebirge vom Meere getrennt, während der östliche Höhenzug, durch welche es gebildet wird, aus einer ganz vegetationslosen, mit rother Erde bedeckten Hügelkette besteht, in welcher früher von den alten Indianern und später von den Spaniern sehr viel Gold gefunden worden war.

Das Thal ist nur sehr schmal und zogen sich die Häuser des Dorfes theils am Fluß, theils an den Abhängen des Gebirges hin. Es befanden sich hier so bedeutende Obstbaumgruppen, daß das ganze Thal einem Garten glich, in welchem sich die zerstreuten freundlichen Häuschen sehr malerisch ausnahmen. Wir ritten nun den steilen Abhang nach diesem Thal hinab, und nachdem wir den Fluß durchwatet, welcher nur etwa 20 Fuß breit und zwei Fuß tief war, und an seinen Ufern entlang durch Felder und Haine dahingetrabt waren, erreichten wir das am Nordende desselben gelegene Wohnhaus des Herrn Larrain, dessen liebenswürdige, wie anerkannt schöne Frau mich auf's Freundlichste empfing.

Larrain hatte dies Gut von einem englischen Arzt in Santiago auf eine Reihe von Jahren gepachtet, und da er zugleich Landrichter war, befand sich hier stets eine Ordonnanz und das Gefängniß mit einem großen Zepo.

Das Terrain war sehr hügelig und gebirgig und zum Theil mit Buschwerk und Wald bewachsen, weshalb es sich nicht besonders zum Ackerbau eignete; dagegen war es sehr günstig für die Viehzucht. Larrain besaß eine schöne Heerde Rindvieh, eine große Anzahl Schafe, viel Schweine, recht gute Pferde und eine bedeutende Käsefabrik. Das Wohnhaus, ein großes, aber sehr altes, hölzernes Gebäude, welches ringsum mit Colonnaden versehen war, lag inmitten eines großen Gartens, an dem das Flüßchen dahin rauschte.

Am nächsten Tage ritt ich mit Sr. Larrain, um das Vorkommen des Goldes kennen zu lernen, während des ganzen Tages an den Abhängen und in den Schluchten dieses Thales umher, wo sich unzählige alte verlassene, theils aus der Indianerzeit, theils von den vertriebenen Spaniern früher bearbeitete Goldbergwerke und viele Goldwäschereien befanden. Das Küstengebirge besteht aus Granit, welcher von unzähligen theils mächtigen, theils schwächeren, röthlich gefärbten Quarzgängen durchkreuzt und mit einer mächtigen Schicht rothen Lehmes bedeckt war. Es war größtentheils mit herrlichem Ulmenwald bedeckt, welcher nur an einigen Stellen gelichtet. Schöne Weiden befanden sich hier, wo große Heerden Sommer und Winter hindurch beste Nahrung fanden.

Etwa ein halbes Stündchen flußabwärts in diesem Thale waren die Vorberge dieses Küstengebirges ganz kahl und befand sich auf dem Kamm des einen ein mächtiger Quarzgang, welcher von den Spaniern bearbeitet worden war. Die Erze wurden damals in einer am Fuße errichteten Quarzmühle, welche durch Wasserkraft betrieben worden, beneficirt und hatten eine bedeutende Quantität Gold geliefert. Jetzt war der Eingang in die Grube verfallen, und von der Mühle sah man nur noch einen großen Mühlstein im Walde.

Als ich auf der einen Seite einen sehr steilen Abhang hinabkletterte, um das Terrain genauer zu untersuchen, erhob sich plötzlich unter furchtbarem Geschrei ein großer Schwarm Papageien, welche hier in ganz unzugänglichen Stellen in der Erde ihre Nester hatten und mich ängstlich umflatterten. Es war dies nicht der grüne Papagei, wie er in der Provinz Valdivia schaarenweise vorkommt, sondern ein bedeutend größerer, dessen Gefieder die herrlichsten Farben zeigte. — An diesem Abhange hatte man Pepitas* von ein bis drei Pfunden gefunden.

---

* Ein Stück reines gediegenes Gold.

Der der Küstencordillere parallel laufende Höhenzug jenseits des Flüßchens Palhuen war wie erwähnt ganz kahl und in einer Ausdehnung von einer halben Meile mit alten Goldminen und -Wäschereien bedeckt. An den großartigen Arbeiten, welche man unternommen, wobei man Flächen von großen Dimensionen ausgearbeitet hatte, konnte man erkennen, wie reich dies Thal früher gewesen sein mußte. Seit vielen Jahren arbeitete man hier nicht mehr und nur Frauen und Mädchen wuschen bisweilen am Bach den Sand mit ihren hölzernen Schüsseln aus. Die Bewohner des Dorfes waren arm, verdienten bei Feldarbeit nur zwei Real pro Tag und beschäftigten sich viel mit Ponchoweberei.

Nachdem ich nun während des ganzen Tages Untersuchungen angestellt und an den verschiedenen Punkten die goldhaltige Erde ausgewaschen und geprüft hatte, entschloß ich mich, einen Monat in diesem Thal zuzubringen, um mit den nöthigen Geräthschaften versehen einige Versuchsarbeiten zu machen. Sollten sich diese lohnend erweisen, so wollte ich mit Herrn Larrain hier Goldbergbau treiben.

Ich besuchte von da aus auch noch einen eine Stunde von hier entfernten kleinen Marktflecken. Dieser lag am Fuß eines Höhenzuges, in welchem die Spanier früher viele goldhaltige Quarzgänge bearbeitet hatten, und noch mehrere Tunnel existirten. Ein Theil der Bevölkerung beschäftigte sich mit Goldwaschen und kaufte seine Bedürfnisse in den Läden für Goldkörner. Bei einem der Krämer fand ich mehrere Pfund Gold, theils in Körnern wie Erbsen, theils auch in Pepitas; da er mir die Unze mit 16 Pesos anbot, kaufte ich einige Pepitas zum Werthe von 10 bis 15 Pesos das Stück in meine Sammlung. — Ich machte die Bemerkung, daß in dieser Gegend das Gold zu ganz verschiedenem Gehalt vorkam, denn während einige der Pepitas an 23 Karat enthielten, hatten andere kaum 16 Karat und waren sehr mit Silber legirt.

Nach vier Tagen Aufenthalt in Palhuen verabschiedete ich mich von der Familie Larrain mit dem Versprechen, in der nächsten Woche mit den nöthigen Werkzeugen zurückzukehren, um einige Untersuchungs-Arbeiten vorzunehmen und ritt auf demselben Weg, auf welchem ich gekommen war, nach dem Hafen von Constitucion zurück, wo ich Abends eintraf.

Da ich mir vorgenommen hatte spätestens im Januar nach Valdivia zurückzukehren, um die vierte Expedition unter die Araucaner-Indianer zu unternehmen, mußte ich mich sehr beeilen diese Arbeiten auszuführen. Ich verweilte daher nur zwei Tage im Hafen, kaufte die nöthigen Minenwerkzeuge, engagirte einen Tischler, miethete Pferde und Maulthiere

Digitized by Google

wie Treiber, und nachdem ich mich noch durch einige Seebäder gestärkt hatte, begab ich mich zu meinem Freunde Larrain. Da angekommen kaufte ich Breter und ließ mir von dem Tischler nach meiner Angabe die nöthigen Maschinen arbeiten, während welcher Zeit ich mit Hacke und Waschschüssel die Abhänge untersuchte, wo das meiste Gold vorkam. Als diese Maschinen fertig waren, hatte ich bereits einen Platz am östlichen Abhange des Küstengebirges, wo ich eine sehr goldreiche Erde gefunden hatte, ausgesucht. Da derselbe jedoch ein halbes Stündchen von dem Hause Larrains entfernt war, miethete ich mich ganz in der Nähe von meiner Grube bei einem Bauer ein.

Ich engagirte vorerst nur vier Männer und sechs Mädchen, und begann mit diesen meine Arbeit. Der Platz, welchen ich gemuthet hatte, lag nur 100 Schritt vom Fluß, und ließ ich nun von den Männern mehrere Strecken in einer goldführenden Erdschicht in den Berg zu treiben, während die Mädchen die herausgearbeitete Erde an das Flußufer zu tragen hatten, wo ich meine Schloußboxen und andere Maschinen aufgestellt hatte, um diese auszuwaschen. — Ein Schloußbox besteht einfach nur aus drei starken gut glatt gehobelten Bretern, deren eines den Boden, die anderen zwei auf diesem aufrecht festgenagelt die Wände und so eine etwa 1 Fuß breite, 10 Fuß lange Rinne bilden. Ich ließ nun acht solche Boxen anfertigen und zwar derart, daß die eine in die andere geschoben werden konnte, und da jedes Bret 10 Fuß lang war, erhielt ich nun eine Rinne von etwa 80 Fuß Länge.

Etwa 600 Schritt oberhalb des Flusses leitete ich, um das nöthige Gefälle herzustellen, das Wasser in einen kleinen aufgeworfenen Graben, wo ich es durch ein kleines Wehr mit Schieber staute, und unterhalb dieses senkte ich die 80 Fuß lange Rinne ein, in welche ein durchlöcherter doppelter Boden eingeschoben war. Ich ließ nun die goldhaltige Erde in diese Rinne schaufeln, öffnete den Schieber am Wehr, wonach nun das Wasser, über die Golderde brausend, Steine, Erde, Lehm, Sand, Alles mit sich fortreißend, dahinströmte. Nach einigen Stunden Arbeit schloß man das Wehr und wusch ich nun die Rinnen aus, in welchen sich durch die Löcher des oberen Bodens das Gold und der Eisensand durch eigene Schwere gesenkt hatte, brachte dieses auf eine Holzschüssel, wo der Eisensand entfernt wurde, und gewann so das reine Gold, welches theils in Staub, theils in größeren oder kleineren Blättchen, in Erbsen oder Linsenform, und auch in Pepitas vorkam.

Den Männern zahlte ich pro Tag 3 Real = 12 Real oder 6 Mark und den Mädchen je 2 Real = 12 Real oder ebenfalls 6 Mark und

wusch dagegen von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends gewöhnlich für 30—60 Mark aus, hatte demnach einen ganz hübschen Nutzen.

Während meiner Arbeit mußte ich mehrmals nach Constitucion reisen, um Minenmaterial anzukaufen und das gewonnene Gold dort zu verwerthen. Dies hatten zwei Schiffscapitäne erfahren, die mit ihren Matrosen eines Tages in Palhuen anlangten und ein zweites Californien hier zu finden glaubten. Da sie früher dort, sowie in Australien Gold gewaschen hatten, brachten sie alle Werkzeuge und Material mit, errichteten ein Zelt und begannen ihre Arbeiten.

Nachdem ich während zwei Monaten an verschiedenen Stellen gearbeitet hatte, bessere Resultate aber nicht erzielen konnte, und nun die geeignetste Jahreszeit war, meine Expedition ins Araucaner-Land zu unternehmen, verabschiedete ich mich von der gastfreundlichen Familie Larrain und kehrte nach Constitucion zurück.

Digitized by

Kapitel XX.

Reise von Constitucion nach Concepcion und Beschreibung dieser Stadt.

Da ich zu Pferde von hier in einem Tage die Stadt Concepcion erreichen konnte, und es mich sehr interessirte, diesen Ort kennen zu lernen, miethete ich nach nur eintägigem Aufenthalte in Constitucion Pferd und Diener und ritt an einem herrlichen Sommermorgen die Küste in südlicher Richtung dahin. Am Abend traf ich dort ein.

Concepcion liegt unter 36° 49′ 30″ S. B. und 73° 5′ 20″ W. L. am nördlichen Ufer des Bio-Bioflusses, wohin es 1764, wie bereits früher erwähnt, verlegt wurde, nachdem es sich ehemals am Meerbusen von Talcahuano an einer Stelle, jetzt Penco genannt, erhob, wo es sowohl durch die Araucaner, wie durch vier verschiedene Erdbeben, nämlich in den Jahren 1570, am 15. März 1657, dann am 18. Juli 1730 und am 24. Mai 1871, zerstört worden war, aber auch hier durch ein solches am 20. Februar 1835 gelitten hatte. Es liegt nun am Ufer des herrlichen, über 1000 Fuß breiten Bio-Bioflusses und etwa 2½ Meilen von dessen Mündung in den Stillen Ocean landeinwärts, und zieht sich an dem einige hundert Fuß hohen Felsenhügel Caracol, von wo man eine sehr hübsche Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend genießt, hinan.

Diese Stadt hatte etwa 12,000 Einwohner, war der Sitz eines Bischofs und hatte gute Lehranstalten und Hospital. Sie ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens. Der Haupterwerbszweig bestand in der

Umgegend aus Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Bergbau. Besonders wurde viel Weizen, Häute, Käse, Wein und Braunkohlen exportirt. Wie in ganz Chile kommt auch hier viel Gold vor.

Der Fluß Bio-Bio, der bedeutendste der Republik Chile, entspringt aus dem unter dem 38. Breitengrade gelegenen Andensee Gualletu, fließt, nachdem er den Quenco aufgenommen, zwischen bewaldeten Bergen gegen Nordwest bis zur Stadt Santa Barbara, hierauf durch baumlose Ebenen gegen Westen bis in die Nähe der Stadt Nacimiento, und von da wieder in nordwestlicher Richtung bis zu seiner Mündung in den Stillen Ocean unter 36° 48′ 45″ S. B. und 73° 13′ W. L. Er hat an bedeutenden Nebenflüssen den Duqueco und Laja auf der rechten und den Vergara und Tabolco auf der linken Seite. Unter diesen ist der Laja der größte und interessanteste, welcher aus dem See gleichen Namens am Fuße des Vulkans von Antuco entspringt und in einer Ausdehnung von 3½ deutsche Meilen bei einer Breite von ½ Meile das ganze Querthal ausfüllend dahin braust. — Nachdem sich bei dem 1851 stattgefundenen Ausbruch dieses Vulcans eine Lavamasse in denselben gewälzt, fließt er etwa ½ deutsche Meile unsichtbar. Dort wo er wieder zum Vorschein kommt, bildet er drei herrliche Cascaden, von denen eine, wo sich die enorme Wassermasse bis 45 Fuß Breite zusammengeengt, 70 Fuß hinunterstürzend ein Getöse verursacht, welches man über eine Meile weit hört. Ungeachtet des großen Wasserreichthums ist der Bio-Bio leider ebenso wie die meisten andern Flüsse Chiles durch eine Sandbarre an der Mündung derart gesperrt, daß ihn nur kleine Fahrzeuge befahren können. Weiter aufwärts breitet er sich bis auf 6000 Fuß aus, hat aber nur sehr geringe Tiefe.

Nach zwei Tagen begab ich mich wieder nach Constitucion zurück und schiffte mich auf dem Dampfer Maule nach Valparaiso ein, wo ich am andern Morgen anlangte.

Zwei Monate verlebte ich daselbst.

Der 1. November war ein Freudentag für Valparaiso, denn an ihm langte der erste Dampfer durch die Magalhaenstraße von Europa in 35 Tagen an. Diese neue Linie ist jetzt die beste, indem man fünf Tage eher wie über Panama anlangt und die wegen gelbem Fieber oft Tod bringende Eisenbahnfahrt über den Isthmus vermeidet und auch billiger ist. Die ausgezeichneten Dampfer gehen monatlich einmal

von Southampton über Havre, Lissabon, Rio Janeiro, Buenos Ayres und durch die Magalhaenstraße nach Valparaiso, verweilen da einige Tage und kehren denselben Weg nach Southampton zurück. —

Die Fahrt dauert wie erwähnt 35 Tage und hat der Passagier die Annehmlichkeit, daß der Dampfer in Lissabon, Rio Janeiro, Buenos Ayres einen Tag liegen bleibt, so daß er diese Städte besichtigen kann.

Am 1. December kehrte ich auf der Eisenbahn nach Santiago zurück. —

Kapitel XXI.

1863.

Vorbereitungen zu der vierten Expedition in das Land der Unabhängigen Araucaner-Indianer.

Sofort nach meiner Ankunft in Valparaiso verkaufte ich das in meinen Wäschereien gewonnene Gold und wollte nun, um die gute Jahreszeit zu benützen, nach Valdivia zurückkehren.

Zu meiner großen Verzweiflung bekam ich aber einen so starken Anfall von Nephralgie und Paralysis, daß ich mich gezwungen sah, die Bäder von Cauquenes aufzusuchen. Ich verweilte dort sechs Wochen, und nachdem ich meine Gesundheit wieder erlangt, begab ich mich nach Santiago, um die Vorkehrungen zu meiner Expedition zu treffen.

Da diese Badecur mein Capital etwas reducirt hatte, war es für mich von großem Werth, daß Mr. Henry Meiggs, welcher die Eisenbahn von Valparaiso nach Santiago gebaut, sehr lebhaftes Interesse für meine Expeditionen an den Tag legte und es ihn besonders sehr interessirte, daß ich erforsche, ob ein Schienenweg durch den Paß von Villarica möglich sei, um den Stillen Ocean mit dem Atlantischen zu verbinden, wozu er mir die nöthigen Mittel zur Disposition stellte. —

Wenn nun auch die beste Jahreszeit vorüber war und ich wußte mit welchen Hindernissen ich bereits bei der eingetretenen Regenzeit durch die angeschwollenen Ströme, wie Gefahren, durch die Chicha-Ernte verursacht, wo die Indianer sich bei steten Trinkgelagen befanden, hauptsächlich aber, weil die chilenischen Truppen im Norden noch den Araucaner-

Digitized by Google

Indianern gegenüberstanden, ich zu kämpfen hatte, so traf ich doch sofort meine Anstalten, begab mich nach Valparaiso, schiffte mich am 16. März daselbst ein und erreichte am 22. Valdivia, um von hier aus die vierte Expedition in das Gebiet der unabhängigen Araucaner-Indianer zu unternehmen, die der Leser im zweiten Band beschrieben findet.

Nach meiner Rückkehr am 24. Juli schiffte ich mich, mit Empfehlungen des jetzigen Intendenten Garzia Videla an den Präsidenten ein und erreichte am 30. Juli Valparaiso, von wo ich mich sofort nach Santiago begab.

Kapitel XXII.

Audienzen beim Präsident Perez.

Schon während meines Aufenthalts in der Provinz Valdivia hatte die Presse von Valparaiso wie Santiago Berichte über meine Expeditionen gebracht, und wenn meine Pläne auch gescheitert und ich nicht die mir vorgesteckten Ziele erreicht hatte, wurde ich dennoch bei meiner Ankunft mit sympathischen Artikeln begrüßt und erhielt von den angesehensten Persönlichkeiten Santiagos Besuche.

Unter diesen befand sich auch der Prior des Capuziner Klosters, welcher Chef sämmtlicher Missionen in der Republik Chile war. Diesem war von den Missionären ausführlicher Bericht über mein Wirken erstattet worden, und kam er, mir für meine Dienste, die ich der katholischen Sache geleistet, zu danken, und mich auch zugleich abzuholen, um mich in seinem Kloster zu feiern. In diesem Kloster befanden sich an 30 Mönche, denen er mich vorstellte. Bei dem mir zu Ehren gegebenen Mahle hielt er eine Ansprache, worauf ich ihm erwiederte, daß mein Muth nicht gebrochen wäre, das vorgesteckte Ziel noch weiter zu verfolgen. – –

Er wollte mir nicht allein danken, sondern auch helfen und fuhr mit mir zu diesem Zwecke zum Erzbischof, um mich diesem vorzustellen. Nachdem der Prior den Erzbischof über mein Wirken unterrichtet hatte und ich eine lange Audienz bei demselben gehabt, versprach er mir mich bei dem Präsidenten Jose Joaquin Perez bestens zu

Digitized by Google

empfehlen und darauf hinzuwirken, daß ich von Seiten der Regierung die Mittel bekäme, meine Erforschungen weiter fortsetzen zu können.

Um dies baldmöglichst zu erreichen, gab er mir einen Empfehlungsbrief an den damaligen Cultusminister, den Bischof von Serena, Don Justo Donoso.

Am nächsten Tage hatte ich eine Audienz bei diesem, welcher mich sofort dem Präsidenten vorstellte und welch' letzterer mir in einer langen Audienz sicher Unterstützung versprach, mir aber zugleich bedeutete, da momentan keine Mittel disponibel wären, daß ich mich an die nun gerade versammelte Kammer wenden möge.

Nach 14 Tagen präsentirte ich mich diesen Kammern mit Certificaten von dem früheren Präsidenten Manuel Montt, dem Prior der Missionen, dem Intendenten der Provinz Valdivia wie dem Regierungsingenieur dieser Provinz, und da meine Eingabe von mehreren Deputirten befürwortet wurde und dadurch eine gute Aufnahme fand, gratulirten mir diese nach dieser Sitzung zu den Erfolgen, wonach ich 6000 Pesos zu meinen weiteren Erforschungen erhalten sollte.

Aber auch hier verließ mich mein Unstern, der mich allerwärts verfolgte, nicht, und immer wenn ich glaubte mein Ziel erreicht zu haben, schlug es fehl. Denn wegen eines Zwistes, der zwischen dem Präsidenten und der Kammer ausgebrochen, wurde letztere geschlossen und ich erhielt nichts! Und da diese vielleicht erst wieder in einem Jahre eröffnet wurde, war ich gezwungen das Project aufzugeben.

Da von den Strapazen und Leiden der letzten Expedition unter die Araucaner meine Gesundheit noch zu sehr angegriffen war, warf mich dieser bittere Schlag aufs Neue darnieder und lag ich längere Zeit auf dem Krankenbett. —

Kapitel XXIII.

Valparaiso 1863.

Nachdem ich mich etwas erholt hatte, fuhr ich mit der Eisenbahn nach Valparaiso, in der Hoffnung, dort von einem mir befreundeten Handlungshause Capital zu meiner Expedition erhalten zu können. —

Welche Fortschritte hatte Valparaiso in den letzten Jahren gemacht! — Es war eine schöne Landungsbrücke errichtet, daneben erhob sich das schöne Börsengebäude mit den Bureaus des Hafencapitäns und der Zollbeamten. — Im Hafen selbst waren große Docks errichtet, die großen Zollhäuser waren beendet, die anderthalb Millionen gekostet, an der Plaza del Orden, wo sonst nur unansehnliche Gebäude standen, erhoben sich nun große Bauten, unter ihnen das großartige elegante Hotel de Santiago und das preußische Generalconsulat. —

Von den Zollhäusern, die an der südlichsten Spitze von Valparaiso gelegen, zog sich bis an die äußerste Nordspitze eine Pferdebahn. — Am Estero im Almendral waren einige Villas angekauft und ein großartiger Concertgarten errichtet worden, wo die Elite Valparaisos verkehrte. Ferner war eine große eiserne Markthalle erbaut und ein ausgezeichneter Weg über das Küstengebirge angelegt worden. — Neue Dampferlinien waren durch die Magalhaenstraße nach Europa etablirt. — Viele Kaufleute, besonders Deutsche, die ich bei meiner Ankunft in Amerika als einfache Commis gekannt, hatten sich mit Hunderttausenden nach Europa zurückgezogen. —

Leider konnte ich aber das nöthige Capital nicht erhalten, kehrte deshalb nach Santiago zurück und logirte mich dort im Hotel de Commercio an der Plaza de Armas ein. —

Digitized by Google

Kapitel XXIV.

Die Valparaiso-Santiago-Eisenbahn.

Am 14. September herrschte in Santiago freudige Aufregung; es war ein großer Festtag, an welchem die von Henry Meiggs von Valparaiso nach hier gebaute Eisenbahn vollendet, eingeweiht und dem Verkehr übergeben wurde.

Am 1. October 1852 war unter großen Festlichkeiten in Valparaiso der erste Spatenstich zu dieser Bahn gethan worden.

Seit dieser Zeit wurde aber sehr wenig an dem Weiterausbau gearbeitet, da man große Terrain-Schwierigkeiten zu überwinden hatte, und obgleich bereits zwei Linien von da aus projectirt waren, konnte sich die Regierung doch nicht entschließen, eine vollständig auszuführen. Es trug wohl sehr viel zu dieser Zaghaftigkeit bei, daß die von Valparaiso nach Quillota gebaute Strecke eine so colossale Summe mehr gekostet hatte, als sie veranschlagt war. Unter diesen Verhältnissen nahm die Regierung die Offerte Henry Meiggs an, welcher sich verpflichtete, die über 80 englische Meilen lange Strecke von Quillota bis Santiago für die Summe von 6,000,000 Pesos binnen drei Jahren dem Betriebe zu übergeben, und wurde hierbei stipulirt, daß Meiggs für jeden Monat früherer Ablieferung 10,000 Pesos Gratification erhalte. Dieser begann nun die Arbeiten Anfang October 1861, und nachdem er sie in vier Sectionen getheilt, nahm er sie an diesen Punkten zugleich in Angriff und beschäftigte bisweilen 8000 Arbeiter zu gleicher Zeit. —

Am 14. September 1863 war sie vollendet. — Meiggs hatte diese Bahn demnach anstatt in drei Jahren in zwei Jahren vollendet, und erhielt außer den 6,000,000 Pesos noch 120,000 Pesos Gratification. Die Gesammtkosten der Bahn von Valparaiso nach Santiago, welche 114 englische Meilen lang war, betrugen über 11 Millionen Pesos. Aus den so großen Unkosten ist zu ersehen, mit welchen Schwierigkeiten diese Bahn zu kämpfen hatte, besonders wenn man sie mit der zu gleicher Zeit von Caldera nach Chanarzillo in der Provinz Atacama erbauten vergleicht, welche bei 100 engl. Meilen nur drei Millionen Pesos kostete.

Nach den Feierlichkeiten des Septemberfestes fuhr ich das erstemal auf dieser Bahn von Santiago nach Valparaiso.

Es war am 1. October an einem schönen Frühjahrstag, wo ich mich nach dem in der Alameda gelegenen Bahnhof begab, von wo aus die Züge sowohl nach Valparaiso, wie auch nach San Fernando abgingen. Unzählige Passagiere strömten nach hier, um diese Fahrt auch mitzumachen.

Um 10 Uhr fuhren wir ab, und nachdem wir erst zwischen den Vorstädten Santiagos, dann auf einer hübschen Brücke über den Mapocho gekommen waren, fuhren wir zwischen Gärten, Feldern und Hainen durch das Dörfchen Renca, welches sich durch schöne Obstbäume auszeichnete, und erreichten in 45 Minuten das 12 englische Meilen von Santiago entfernte Bad Colina, welches ich früher oft zu Pferde von Santiago aus besucht hatte. Das Terrain fiel auf dieser Strecke nur um 103 Fuß, so daß man es kaum bemerkte. Von hier aus hatten wir vier englische Meilen bis zur Station Batuco zurückzulegen, in welcher Distanz das Terrain acht Fuß fiel, und da es von da wieder anstieg und sehr sumpfig war, waren zu gewissen Jahreszeiten die Schienen mit oft ein Fuß hohem Wasser bedeckt, so daß man förmlich durch einen See fuhr. Von hier stieg das Terrain 132 Fuß und zwar bis zu der sechs englische Meilen entfernten Station Lampa oder Polpeico an und war die Umgegend hüglig und kahl. Von da stieg es 178 Fuß bis zu der sechs englische Meilen entfernten Station Tiltil, in deren Nähe sich die Silberbergwerke gleichen Namens, wie die von Runge befanden. Nach einer Fahrt von 18 englische Meilen, während welcher wir 572 Fuß anstiegen, erreichten wir die Station Montenegro, welches 2,472 Fuß über dem Meere der höchste Punkt dieser Bahn war. Die Umgegend war bergig, kahl und wildromantisch.

Von hier fiel das Terrain, und wilde Felsenschluchten passirend, erreichten wir den 300 Fuß langen Tunnel de los Maquis, fuhren dann über die Felsenschlucht gleichen Namens auf einer eisernen Brücke, dann durch den 340 Fuß langen Tunnel de los Loros, und als wir aus diesem herauskamen, bot sich uns eine wahrhaft imposante Ansicht dar. Vor uns breitete sich ein üppiges Thal mit seinen Dörfern, Feldern und Hainen aus und am Fuße dieses Gebirges tief unter uns lag die Station Llaillai, nach welcher wir des starken Gefälles wegen ohne Locomotive hinabfuhren und durch Bremsen den Zug in der Gewalt behielten. Diese Station lag 15 englische Meilen von der von Montenegro und 847 Fuß tiefer als jene.

Diese Strecke hatte besonders viel Capital erfordert; das einemal wurden an 80 Centner Pulver in eine Mine gelegt, welche einen so guten Erfolg hatten, daß 42,000 Kubikfuß rother sehr fester Porphyr zerschellt wurde, welche Masse mit Hammer und Meißel zu bearbeiten 10,500 Pesos gekostet haben würde und durch das Sprengen mit 500 Pesos erreicht wurde.

Llaillai war die Hälfte des Weges zwischen Valparaiso und Santiago und langten wir um 1 Uhr 30 Minuten gerade zur Zeit an, wo der Valparaisoer Zug eintraf. Hier trafen wir auch die Passagiere, welche aus der sehr nahe gelegenen Stadt San Felipe kamen.

Bald gelangten wir nach Ocoa, und von da am Ufer des Aconcaguaflusses dahinfahrend, nach Calera und Crux und um 2 Uhr 40 Minuten nach Quillota. Dies lag 23 englische Meilen von Llaillai. Von Quillota aus zwischen Gärten und gut bebauten Feldern dahinfahrend, passirten wir den 1600 Fuß langen Tunnel von San Pedro und erreichten nach acht englischen Meilen das Dorf Limache, wo das Terrain von 410 Fuß bis auf 289 Fuß gefallen war. Von Limache zwischen öden Hügeln die Stationen Pena blanca, Quilpue, Salto und Vina del Mar passirend, erreichten wir nach 25 englischen Meilen Fahrt endlich um 4½ Uhr Nachmittag Valparaiso.

Kapitel XXV.

Das Schuldgefängniß in Santiago.

Wiederum war ich auf einige Zeit nach Santiago zurückgekehrt, und als ich eines Tages einen Bekannten aufsuchen wollte, hörte ich, daß derselbe im Schuldgefängniß sei. — Obwohl ich das einestheils sehr bedauerte, so war ich doch anderentheils nicht ungehalten darüber, da ich ihn ja da aufsuchen konnte und somit Gelegenheit hatte, das Schuldgefängniß kennen zu lernen.

Dasselbe war ein großes, zweistöckiges Gebäude. Nachdem ich durch einen hohen, breiten Thorweg, in welchem sich ein Piquet Soldaten als Wache befand, sodann durch ein Gitterthor getreten war, gelangte ich in einen großen viereckigen Hofraum, auf welchem schöne, sehr alte Akazienbäume standen. Im Schatten dieser lagerte eine Menge Schuldgefangene, welche, da man von da aus einen großen Theil der Plaza übersehen konnte, sich damit zerstreuten, das Leben und Treiben draußen zu betrachten. Ringsum befanden sich Zimmer zu ebener Erde, in welchen je zwei bis sechs Schuldgefangene wohnten, wie ein Zimmer für das weibliche Geschlecht, in welchem etwa ein Dutzend gefangen saß, welche durch ein großes eisernes Gitter von den Räumlichkeiten für die männlichen Gefangenen getrennt waren und nicht heraus durften. An der einen Seite führte eine Treppe nach dem ersten Stock, wo ein Balkon rings herum ging, sich die besten Zimmer befanden und nur Leute logirten, welche entweder ein Zimmer allein hatten oder nur mit einem Leidensgefährten zusammen wohnten. Nach diesem Balkon wurde ich geführt, wo ich in einem freundlichen Zimmer den Gesuchten fand.

Digitized by Google

Es war dies ein Majoratsherr von altadeligem spanischem Geschlecht, den Familien-Intriguen wegen einer Erbschaft von einigen Hunderttausend Pesos hierher gebracht hatten. Er war mit solchem Comfort und so elegant eingerichtet und wurden ihm so lukullische Dejeuners und Diners von Außen servirt, daß man nicht glauben konnte, derselbe befinde sich im Schuldgefängniß.

Das Terrain weiter recognoscirend, fand ich noch mehrere meiner Bekannten hier im ersten Stock und außer diesen noch an zwanzig Herren gebildeten Standes, darunter Advokaten, Gutsbesitzer, Bergwerksbesitzer, Kaufleute u. s. w. Der Advokat hatte seine Bibliothek und arbeitete als ob er frei wäre, ebenso arbeitete ein Maler, ein Holzschnitzer fabrizirte Heilige und ein junger Mann hatte sich selbst sein Piano mitgebracht. Sie machten Promenaden auf dem Balkon oder lagerten sich im Hofe im Schatten der Akazien; es wurde gut gegessen und getrunken, Alles empfing Besuche und Geschenke. Kurz es war ein ganz angenehmes interessantes Leben.

Danach begab ich mich in einen zweiten noch größeren Hof, in welchem sich die Criminalgefangenen befanden. Wohl an 200 waren hier in zwei großen Sälen gemeinschaftlich untergebracht, welche sich aber am Tage in dem Hofe frei bewegen durften. Hier befand sich ein großer Brunnen und ein gemauertes Bassin zum Baden, was wahrlich bei der Hitze eine große Erquickung für die Gefangenen war.

Gegenüber von diesen Sälen befand sich eine Kapelle, in welcher die zum Tode Verurtheilten die letzten zwei Tage in Gemeinschaft eines Geistlichen zubrachten, sowie ein großer kellerartiger Raum, welcher dadurch berüchtigt war, daß, als im Freiheitskriege die Spanier die Chilenen besiegt hatten, diese einige hundert Gefangene in diesen Raum einsperrten, in welchem sie dann der spanische General sämmtlich erschießen ließ.

Im ersten Stock befand sich hier auch ringsum ein Balkon und dienten die Zimmer für die Verbrecher, welche sich in Untersuchungshaft befanden. Es waren da mehrere Schildwachen postirt, um zu verhindern, daß sie mit Jemand sprechen konnten. Auch der Scharfrichter wohnte da, und in seinem Zimmer prangten noch an den Wänden herum eine Menge Marterwerkzeuge von der Inquisition her. — Vom Hofe aus führte eine Thür in die unterirdischen Gefängnisse, wohin Gefangene gebracht wurden, die sich hier im Gefängniß etwas hatten zu Schulden kommen lassen oder Verbrecher, welche ihre Schuld nicht gestehen wollten, von welcher aber der Richter überzeugt war.

An drei Tagen in der Woche, nämlich Dienstag, Freitag und Sonntag, war es gestattet, Besuche zu empfangen. Sonntag früh wurde Messe gelesen, der Alle beiwohnen mußten.

Bei meiner Anwesenheit brachte ein Piquet Soldaten in Begleitung des Henkers einen Dieb aus dem zweiten Hof heraus, um ihn nach dem Hause zu führen, wo er gestohlen hatte, vor welchem er öffentlich 50 Peitschenhiebe erhalten sollte. Er trug eine hohe weiße Papiermütze auf dem Kopfe, an welcher Ladron (Dieb) mit großen Lettern stand. Nach einer halben Stunde kam das Piquet zurück, er aber war derart gezüchtigt worden, daß er nach dem Hospital getragen werden mußte.

Plötzlich drangen melancholische Klänge an mein Ohr, man spielte auf einem Piano und eine junge weibliche hübsche Stimme sang dazu. Erstaunt befragte ich den Inspector wer an diesem Orte so spiele und singe, worauf dieser mich lachend zu folgen aufforderte. Ich trat in ein Zimmer und fand zwei sehr hübsche Mädchen am Piano; es waren die Töchter meines Führers, des Inspectors. Da ich Musik sehr liebte und selbst Piano spielte, so brachte ich einige Stunden in Gesellschaft der hübschen Schwestern zu und ließ mir einige interessante Episoden aus dem Gefängnißleben schildern, welche ich hier wiedergebe.

In einer Nacht war einstmals ein merkwürdiges anhaltendes Geräusch und Klopfen gehört worden, und nachdem dies bis gegen 3 Uhr fortgedauert, war plötzlich ein furchtbarer Lärm, Waffengeklirr und Schießen erschollen und eine Compagnie Soldaten hatte den Hof besetzt, so daß Alles geglaubt hatte, es sei eine Revolte ausgebrochen. Es stellte sich dann heraus, daß die Verbrecher des Kriminalgefängnisses, unter denen es viele Bergleute gab, eine Oeffnung nach der Straße durch die Mauer gebrochen hatten und an 60 daraus entflohen waren, und würden wohl Alle heimlich geflüchtet sein, wenn nicht ein allzu dicker in der Oeffnung stecken geblieben wäre, so daß er nicht vor und rückwärts konnte und durch sein Angstgeschrei Alles verrathen hätte.

Ein weiterer interessanter Fall war Folgender: Ein junger Mann von sehr guter Familie, welcher sich erst seit einigen Tagen mit einem sehr hübschen jungen Mädchen verheirathet hatte, wurde in Schuldarrest gebracht. Er war in wahrhafter Verzweiflung, da er nicht die Mittel zu zahlen besaß, und sein Gläubiger darauf bestand, ihn sechs Monate hier gefangen zu halten. Er sann natürlich Tag und Nacht, auf welche Art er seine Freiheit erreichen könne, und es war wahrlich eine harte Strafe für ihn, die Flitterwochen hier zubringen zu sollen.

Vorerst meldete er sich krank und wurde nach dem Hospital San Juan de Dios gebracht. Er hoffte von da aus entweichen zu können, doch auch da befand sich eine Wache und es war ihm nicht möglich seine Flucht auszuführen.

Als er nun in größter Verzweiflung eine Nacht ohne Schlaf finden zu können sinnend auf seinem Bett ruhte, kam ihm ein Gedanke der Rettung. Er kleidete sich sofort an — es mochte um Mitternacht sein — nahm seine Betttücher und schlich sich leise nach dem Hofe, von wo er heimlich in die Todtenkammer, dieselbe, aus welcher ich früher den jungen Wagner geholt hatte, hinabstieg. — Es lagen da an sieben Leichen in Leinentücher eingenäht, und nachdem er sich in die von ihm mitgebrachten sorgfältig gehüllt hatte, legte er sich zwischen die Todten.

Gegen 1 Uhr nahten Tritte; es waren Todtengräber, welche die Leichen abzuholen kamen. Sie trugen eine nach der andern hinaus und schoben sie in einen Leichenwagen, eine über die andere, und endlich ergriffen sie auch ihn, warfen ihn in diesen Wagen und auf ihn noch drei andere. — Hiernach wurde der Wagen fest geschlossen und im Trapp fuhr er nach dem Kirchhof.

Theils durch Mangel an Luft, theils durch die Last der auf ihm lagernden Leichen, theils durch den furchtbaren Leichengeruch halb betäubt, glaubte er zu ersticken, und kämpfte mit größter Anstrengung aus den Leichen sich emporzuarbeiten, aber alles war umsonst, und durch das furchtbare Schütteln auf dem Pflaster wurde er, anstatt freier, stets fester eingerammelt. Er verfiel in eine Art Ohnmacht, wollte schreien, vermochte es aber nicht, und so wurde er eine halbe Meile weit bis vor die Stadt gebracht, wo sich der Kirchhof befand. — Hier hielt der Wagen vor einer großen Grube, man öffnete, die über ihm liegenden Leichen wurden in die Grube geworfen, und als man auch ihn nun ergriff, da Dank, der frischen Luft, kam er etwas zu sich und machte eine Bewegung. Die Todtengräber prallten zurück und ließen ihn fallen, doch da er wieder ganz still lag und vernahm, wie sie beschlossen, auch ihn hinab in die Grube zu werfen, bot er all' seine Kraft auf und schrie. Entsetzt flohen die Todtengräber, er aber entledigte sich seiner Betttücher, verschwand im Dunkel der Nacht — und war frei.

Ich traf ihn einige Monate später in sehr guten Verhältnissen, er hatte seine Schulden bezahlt und lebte geachtet und glücklich mit seinem hübschen Weibchen.

Eine dritte schauerliche Scene hatte sich erst vor wenigen Tagen ereignet und viel Aufsehen erregt. Ein junger Mann war, ich erinnere mich nicht mehr welches Verbrechens angeschuldet, und sprachen alle Umstände derart zu seinen Ungunsten, daß der Kriminalrichter ihn ganz sicher für schuldig hielt. Da der Verhaftete aber seine Unschuld behauptete, wurde er in das im zweiten Hofe befindliche unterirdische Gefängniß gebracht, um ihn durch diesen schauerlichen Ort zum Geständniß zu bringen. Dies war ein finsterer feuchter und so beschränkter Raum, daß er sich kaum aufrichten und bewegen konnte, außerdem führten Abzüge der Cloaken hindurch, welche die Luft vollends verpesteten, und Tausende von den großen Ratten lebten in diesem unterirdischen Bereich.

Nachdem der Verhaftete 24 Stunden bei Wasser und Brod zugebracht, ohne einen Augenblick schlafen zu können, da die gefräßigen sehr bösartigen Ratten fortwährend über ihn herliefen und ihn ansprangen, gegen deren Gier er sich vertheidigen mußte, wurde er gefragt, ob er seine Schuld gestehen wolle, und da er auch jetzt noch seine Unschuld behauptete, wurde er verurtheilt, wiederum noch 24 Stunden an diesem schrecklichen Ort zuzubringen.

Am zweiten Tage rief man ihn auf's Neue zum Verhör herauf, allein trotz allen Rufens erschien er nicht, und als der Inspector hinabgestiegen war, fand er den Unglücklichen größtentheils bereits von den Ratten aufgefressen; er mochte sich lange gegen sie vertheidigt haben, war aber zuletzt der Uebermacht unterlegen.

An demselben Tage, wo man die Ueberreste desselben den Ratten abgejagt, wurde ein Mann verhaftet, welcher gestand, die That vollbracht zu haben, wegen welcher der andere in Untersuchung sich befunden und dieses schreckliche Ende genommen hatte.

Kapitel XXVI.

Die Jesuiten und der Brand der Kirche La Compania in Santiago.

Die Jesuiten der Republik Chile wurden im Jahr 1593 unter der Regierung Martin Garcia Onez de Loyola, des Neffen des Stifters des Jesuiten-Ordens, eingeführt.

Nachdem sie während 174 Jahren in dieser Colonie geherrscht, durch die Inquisition größtes Unglück über das Land gebracht, die besten und größten Landgüter an sich gerissen und enormes Vermögen erworben hatten, wurden sie im Jahr 1767 auf Befehl Carl III. von Spanien durch den damaligen Gouverneur Guill de Gonzago plötzlich sämmtlich verhaftet, um nach Europa gebracht zu werden. —

Ihre Zahl betrug damals 398, von welchen drei wegen Krankheit Erlaubniß erhielten, bis zu ihrer Genesung in dieser Colonie zu verbleiben, acht derselben waren bei der Einschiffung im Hafen von Valparaiso entflohen, und von den 387 Eingeschifften fanden 60 durch Untergang eines der Schiffe ihren Tod in den Wellen und gelangten nur 327 nach Europa.

Ihre großen Klöster wurden in wohlthätige Anstalten, größtentheils Hospitäler verwandelt, und der Ertrag der größten und schönsten Landgüter, welche sie an sich gerissen hatten, wurde zur Dotirung dieser philantropischen Anstalten benützt.

Trotzdem es den Jüngern Loyolas laut Constitution der Republik verboten war, in das Gebiet des Staates zurückzukehren und sich daselbst niederzulassen, hatten sie sich unter dem Namen „La Congregacion de los santissimos corazones de Jesus i Maria" (die Vereinigung der heiligen Herzen Jesus und Maria) wieder eingeschlichen.

Den so sehr befähigten Männern dieses Ordens war es leicht, unter einer Bevölkerung, in welcher soviel Ignoranz und Fanatismus herrschte, bald wieder eine hervorragende Stellung einzunehmen und aufs Neue Vermögen zu erwerben. Sie hatten zum Centralpunkte ihrer Wirksamkeit die alte Jesuitenkirche La Compania in Santiago gewählt.

Die Bevölkerung Valparaisos war in Folge des Zusammenlebens mit vielen Ausländern und Andersgläubigen, und vermöge eines höhern Bildungsgrades eine durchaus aufgeklärte und freisinnige, und von dieser Handelsstadt aus war durch die Eisenbahnverbindung mit Santiago auch schon ein Lichtstrahl, wenigstens unter die männliche Bevölkerung der letzteren Stadt gedrungen. Da die Jesuiten deshalb bei dem gebildeten Publikum keinen guten Boden fanden, beuteten sie desto mehr die unteren Schichten der Bevölkerung aus, und ein großes Kloster, welches sie bald in dem Stadttheile „Barron" errichteten, bekundete deutlich, wie sehr hier ihr Geschäft blühte.

Die Bevölkerung von Copiapo besaß einen ebenso gesunden Sinn, und hatte wie erwähnt solchen Haß gegen die Jesuiten, daß, als sie bei meinem dortigen Aufenthalt im Jahre 1853 die Ausländer vertreiben wollten, die gesammte Bevölkerung sich empörte und die bezüglichen Edikte des Erzbischofs von Santiago öffentlich verbrannte.

Eben so schlechten Erfolg hatten einige der Jünger Loyolas, welche während meines Aufenthalts in den südlichen Provinzen Chiles im Jahre 1860 in der deutschen Colonie Valdivia anlangten. Diese waren Deutsche und zwar aus Westphalen, und wenn bei ihrer Ankunft schon deutlich zu erkennen war, daß man wenig Sympathie für sie fühlte, empörte sich die gesammte Bevölkerung nach einer von einem dieser Jesuiten gehaltenen Predigt derart, daß sie es nur dem Schutze des Gouverneurs, welcher sie unter polizeilicher Escorte wegbringen ließ, zu danken hatten, daß sie nicht eine derbe Züchtigung erlitten.

Seit 12 Jahren lebte ich in der Republik Chile und hatte genügend Gelegenheit zu beobachten, wie das Vermögen und die Macht dieser Gesellschaft wuchs, welchen Einfluß sie bereits im Regierungspalast, bei dem Erzbischof und in den ersten Familien ausübten. Bei Letzteren

fungirten sie als Beichtväter und hatten bald mehr Macht über die Hausfrau als der Gatte, mehr Gewalt über die Tochter als die Eltern. Bei den unteren Volksschichten beförderten sie den Aberglauben und schürten den Fanatismus. Der chilenische Clerus, größtentheils aus den ersten aristokratischen Familien hervorgegangen, welcher von Hause aus Renten von Tausenden von Pesos zu verzehren hatte, war zu nobel und zu bequem, um als Rival dieser Eindringlinge aufzutreten, und zog es vor, das Leben möglichst zu genießen.

Als nun die Jünger Loyolas wieder festen Boden unter sich gewonnen hatten und ihnen ihre schon sehr bedeutenden Einnahmen, welche ihnen hauptsächlich die Erbschleicherei abwarf, nicht mehr genügten, trachteten sie danach sich eine neue Erwerbsquelle zu eröffnen, und einer ihrer Chefs, der Pater Ugarte, fand ein Mittel, welches bald goldene Früchte bringen sollte. Dieser gründete nämlich zu diesem Zweck einen frommen Verein von Frauen und Mädchen, welche natürlich dem Fanatismus und Vorspiegelungen leichter als das männliche Geschlecht zugänglich waren. — Die Mitglieder wurden „Las higas predilectas de la virgen Maria Purissima“ (die bevorzugten Töchter der unbefleckten Jungfrau Maria) benannt.

Um sich einen möglichst großen Erfolg zu sichern, vermochte dieser schlaue Jünger Loyolas zuerst einen Theil der Damen der ersten Familien diesem Verein beizutreten, und nachdem er dies erreicht, wurde es ihm nicht schwer, daß ebenso wie bei einer neuen Mode, welche Jeder mitmachen will, sehr bald der größte Theil der weiblichen Mitglieder der Aristokratie, dann bald Bürgerfrauen und Töchter und zuletzt die weiblichen Dienstboten sich betheiligten.

So gehörte bald ein sehr großer Theil der weiblichen Bevölkerung Santiagos, welche Stadt damals schon über 100,000 Einwohner zählte, zu den „bevorzugten Töchtern der unbefleckten Jungfrau Maria.“ — Wenn nun auch von jeher von Seelenhirten die verschiedensten frommen Vereine gegründet wurden, so hatte doch keiner einen solchen verwerflichen Zweck wie dieser, denn das Motto des Pater Ugarte hieß: Geld verdienen. Jedes in diesem Verein aufgenommene Mitglied mußte deshalb beim Eintritt eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe zahlen. /

Die „bevorzugten Töchter der unbefleckten Jungfrau Maria“ hatten nun aber auch den für schweres Geld erkauften Vorzug, direct mit der Jungfrau Maria correspondiren zu können, zu welchem Zweck sich in der Kirche Compania ein großer Briefkasten befand, der diese Corre-

spondenz aufnahm!! Wenn der Pater Ugarte durch die so starke Betheiligung große Summen verdient hatte, wollte er aber auch bei der Beförderung der Correspondenz Geschäfte machen, weshalb ein bestimmtes Porto nach dem Himmel in dem Briefe eingeschlossen sein mußte, damit derselbe befördert wurde; ebenso mußten die Töchter Marias bei Empfangnahme der Antwort zahlen.

Das Geschäft blühte bald in solchem Maße und zählte so viele Kunden, daß das große Schiff der Kirche Compania nicht mehr ausreichte „die bevorzugten Töchter der Jungfrau" zu fassen, und mir wurde von einigen in dieser Sache Eingeweihten versichert, daß die Jesuiten durch diesen Schwindel bereits eine große Summe verdient hatten.

Diese Angabe war nicht zu bezweifeln, da einerseits das weibliche Geschlecht in Santiago so ungemein leichtgläubig, wie opferwillig und gutherzig war, andererseits ein sehr großer Reichthum in dieser Stadt herrschte, welcher theils aus den so ergiebigen Gold-, Silber- und Kupferbergwerken dieser Republik gewonnen war, theils aus der Zeit der Entdeckung der Goldfelder Californien's stammte, als den Gutsbesitzern ihre landwirthschaftlichen Produkte mit Gold aufgewogen wurden.

Aber nicht nur allein war es die Habsucht der Jesuiten, die durch Lüge und Betrug die gläubigen Herzen der Frauen und Mädchen bestrickten, um sie auf diese Weise auszubeuten, sondern sie benutzten auch die heilige Stätte der Kirche, um ihren Lastern zu fröhnen, junge Frauen zu entehren und unschuldige Mädchen zu verführen. — Die Kirche La Compania war nicht mehr ein Bet-, sondern ein Sündenhaus.

Um ihre verwerflichen Ziele zu erreichen, hielten sie auch stets Abendgottesdienst, bei welchem die Kirche nur schwach erleuchtet und in ein mystisches Dunkel gehüllt war. Oefter drangen Nachrichten von Entehrungen angesehener Frauen und Mädchen an die Oeffentlichkeit und erregten große Entrüstung.

Wie viele ähnliche Vorgänge zum Glück für die Ruhe und Ehre angesehener Familien aber nicht bekannt geworden sind, kann man daraus schließen, daß, wie sich später ergab, der zuvor erwähnte Briefkasten in der Kirche Compania mit dem Nützlichen auch das Angenehme für die Patres zu verbinden bestimmt war, indem die verführten Frauen und Mädchen daselbst ihre Liebesbriefe an die galanten Beichtväter niederlegten, um ihnen Zeit und Ort des nächsten Rendezvous anzugeben — kurz die Jesuiten waren Tempelschänder, wie ihre Vorgänger,

Digitized by Google

welche deshalb und wegen vieler anderer Verbrechen mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt worden waren. Es fehlte ihnen jetzt nur die Inquisition, um Gatten schöner Frauen, auf welche sie ihr Auge geworfen hatten, und reiche Leute als Ketzer: „por la gloria de Dios“ (zum Ruhme Gottes) zu verbrennen oder heimlich verschwinden zu lassen, um sich dann des Vermögens und der Frauen zu bemächtigen.

Sollte der Leser meine Worte zu scharf finden, so findet er den Beweis dafür in dem Fall, der sich bei meiner Anwesenheit ereignete und der allüberall gerechte Entrüstung hervorrief.

Einem sehr angesehenen Manne war nämlich hinterbracht worden, daß die eheliche Treue seines Weibes nicht zum Besten bestellt und sie mit ihrem Beichtvater ein straffälliges Verhältniß eingegangen wäre. Um sich Gewißheit zu verschaffen, überraschte er sie eines Tages im Beichtstuhl und zwar in einer Situation, die ihm jeden Zweifel benahm. — Seiner Sinne nicht mehr mächtig, faßte er das unglückliche verführte Weib beim Haar, schleifte sie durch die Kirche und stürzte sie am Ausgang eine steinerne Treppe hinab, wo sie schwer verletzt liegen blieb. — Der Verführer war feig entflohen, wurde aber gefaßt und nach dem Gefängniß gebracht, von wo er durch den Erzbischof, als dem geistlichen Gericht zuständig, gefordert wurde. Der wackere Intendent gab ihn aber nicht frei und wies das Ansinnen mit den Worten zurück, daß eine solche Handlungsweise jeden Unterschied des Standes aufhebe und daß der Geistliche nur wie ein gemeiner Verbrecher abgeurtheilt werden könne.

Der 8. December des Jahres 1863 war für Santiago ein großer Festtag. Es war der Tag der Jungfrau Maria Purissima, welcher natürlich ganz besonders von den „bevorzugten Töchtern der Jungfrau“ in der Jesuiten-Kirche La Compania mit großem Pomp und Glanz gefeiert werden sollte.

Um die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt auf sich zu ziehen und dadurch auch wieder neue „bevorzugte Töchter“ zu gewinnen, waren die Wände der Kirche schon während des Tages von Oben bis Unten mit den feinsten Stoffen decorirt, unzählige Guirlanden, theils von natürlichen, theils künstlichen Blumen, zogen sich von Altar zu Altar und erstreckten sich bis in die Kuppel. Die Jungfrau war mit den theuersten Spitzen und den werthvollsten Brillanten geschmückt, ebenso waren

Tausende von Wachskerzen und Gascandelabern angebracht, um am Abende das Innere dieses Tempels in ein Lichtmeer zu verwandeln.

Ein ununterbrochener Strom von Tausenden von Menschen beiderlei Geschlechts, jeden Standes und Alters pilgerte nach der Kirche. Die großen Kosten dieses Festes mußten natürlich die „bevorzugten Töchter Marias" tragen, welche die Wachskerzen, die Stoffe, die Blumen und das Geld zu spenden hatten.

Es war ein heißer, sehr schwüler Sommertag und am Nachmittag strömte ein großer Theil der Bevölkerung Santiago's nach der Alameda oder nach den Gärten der Vorstädte, um sich in der Abendkühle zu erfrischen, sich am Dufte herrlicher Blumen zu erquicken und an aromatischen Früchten zu laben. — Auch ich hatte mich nach der Alameda begeben, wo Tausende von Menschen einherwogten, und mit einer sehr befreundeten Familie so lange verweilt, bis die Glocken der Kirchen die Gläubigen zum Abendgottesdienst riefen, und da die Damen, mit denen ich zusammen war, zu den bevorzugten Töchtern der Jungfrau gehörten, begleitete ich sie bis zu der Kirche La Compania.

Es war dies ein altes, massives, großes mit zwei Thürmen bekröntes Gebäude, dessen hohes Portal sich nach der Plaza de la Compania öffnete. Ein wahres Lichtmeer von vielen Tausend Kerzen und Gasflammen strahlte aus dieser Kirche und erhellte den Platz, während Gesang, rauschende Musik und Orgelklang aus derselben erschallte. Nachdem die mir befreundeten Damen in die Kirche eingetreten waren, bewunderte ich noch eine Zeit lang die Pracht vom Platze aus.

Tausende von Frauen und Mädchen strömten zu Fuß daher, andere fuhren in elegantesten Equipagen vor und Alle waren nach Landessitte ganz schwarz gekleidet. Sie trugen je nach Stand und Vermögen schwere seidene, reich mit echten Spitzen besetzte Kleider oder Merino-Gewänder und die aus denselben Stoffen wie das Kleid gemachte, über den Kopf geworfene und unter dem Kinn zusammen gesteckte Manta; in der Hand hielten sie Gebetbuch und Rosenkranz. Während den Vornehmen und Reichen Dienstboten mit Teppichen folgten, um ihnen diese in der Kirche unterzubreiten, fehlte auch den ärmeren Klassen nie ein Teppich beim Kirchgange.

Wie viele mir befreundete Damen, welchen Flor von herrlichen jungen Frauen und Mädchen, durch deren Schönheit die Stadt so berühmt war, sah ich an mir vorüber eilen. Alle strömten nach dem Tempel und bald war derselbe von mehr als 3000 weiblichen Wesen, größtentheils „Töchtern der Jungfrau", angefüllt. Es sammelten

sich nun aber noch Hunderte unter dem großen Portal und standen auf dem Platze, da sie nicht weiter vordringen konnten, und immer noch langten andere in Schaaren an, welche zu ihrem großen Schmerz darauf verzichten mußten, dieser Feier beizuwohnen und sich nach einer anderen Kirche begaben.

Nachdem ich wohl eine Stunde lang an dem großen Portal verweilt hatte, begab ich mich nach dem am Hauptplatz Santiago's gelegenen Hotel de Comercio, in welchem ich wohnte, dessen Hinterfront von der Kirche La Compania nur durch eine enge Gasse getrennt war. Schon nach kurzem Aufenthalt daselbst vernahm ich plötzlich einen furchtbaren Lärm von der Straße, es erschollen die Rufe: „quemazon incendio“ (Feuer, Feuer). Als ich mich auf meinen Balkon begab, sah ich, daß in der Kirche La Compania Feuer ausgebrochen war, wohin ich nun schleunigst eilte, um wo möglich Hülfe zu leisten./

Im Anfang gelang mir dies aber nicht, da aus dem Hauptportal eine große Menschenmenge nach dem Platze herausströmte, welche, jemehr das Feuer in der Kirche um sich griff, von Todesangst erfaßt sich bald derart herausstürzte, daß selbst das breite Portal sie zu fassen zu eng war und der größte Theil derselben schon mit herunter gerissenen Kleidern, mehr oder weniger verletzt, sich nur langsam aus diesem Knäuel befreien konnte. Aus dem Innern der Kirche ertönte furchtbares Angstgeschrei, welches, je mehr die Flammen Nahrung fanden und sich verbreiteten, immer lauter wurde. In der größten Verzweiflung drängten die Unglücklichen derart nach dem einzigen Ausgange, dem großen Portale, daß viele Frauen und Mädchen, deren die Brust eingedrückt wurde, todt zu Boden fielen. Ueber diese stürzten nun unzählige andere, so daß sich binnen wenigen Minuten, gerade im Portale, eine mehr als sechs Fuß hohe Mauer, theils von noch lebenden, theils von bereits erdrückten weiblichen Wesen jeden Standes und Alters erhob, welche nun den einzigen Ausgang aus der Kirche versperrte.

Nur mit der größten Schwierigkeit gelang es von nun an Einzelnen über dies Hinderniß wegzuklettern, welche, nachdem sie sich ihrer Kleider und besonders der gefahrbringenden Krinoline entledigt hatten, fast entblößt herauskamen. Merkwürdiger Weise waren die Eingeborenen, durchweg kräftige Gestalten, in so hohem Grade consternirt und von der Größe des Unglücks erschüttert, daß sie nur wenig Hilfe leisteten, während der nordamerikanische Gesandte und sein Sekretär, der Nord-Amerikaner Henry Meiggs mit seinem Buchhalter und mehreren anderen

seiner Nation, wie ich und mehrere Deutsche mit Anstrengung aller unserer Kräfte zu helfen suchten. Es gelang uns auch, Einige unversehrt zu retten, der größte Theil der Entronnenen war jedoch schon mehr oder weniger verletzt und unsere Hauptaufgabe bestand nun darin, den Ausgang frei zu machen und die Ohnmächtigen und Todten von da wegzuschaffen, was uns jedoch trotz fast übermenschlicher Anstrengung nicht gelang.

Die Verunglückten lagen bereits durch die Krinolinreifen so an einander gefesselt, daß ihnen eher Arme und Beine ausgerissen wurden, ehe sich der Körper nur bewegte. — Die Spritzen nützten leider wenig oder nichts, indem sie nicht den Herd des Feuers im Schiffe der Kirche erreichen konnten und nur die menschliche Mauer am Eingang bespritzten, welche ja fast nur aus Leichnamen bestand.

Da wir von hier aus nur wenig Hilfe bringen konnten, war ein Theil der Vorerwähnten nach der Hinterseite der Kirche geeilt, um von da durch die Sacristei einzudringen und die unglücklichen Opfer zu retten. Man kann sich das Erstaunen und die Wuth derselben wohl erklären, als sie eine große Anzahl der Jesuiten in derselben antrafen, welche die Thür nach der Kirche verschlossen hatten, um ihre Ornate und andere Sachen ungestört retten zu können, und unter dem Ruf: Zurück Ihr Ketzer! ihnen den Eingang streitig machen wollten.

Als die Jesuiten selbst jetzt nicht die von dieser Sacristei nach der Kirche führende Thür öffnen wollten, wurden sie von der empörten Volksmenge mit Gewalt herausgetrieben und hatten es der Barmherzigkeit der Amerikaner zu danken, daß sie nicht ermordet oder gar in die Flammen gestürzt wurden. Die Thür wurde sofort eingeschlagen, leider aber war es zu spät, die hellen Flammen schlugen bereits heraus.

Wenn man bedenkt, wie viel Zeit die Jesuiten gehabt hatten, um die Sacristei vollständig, selbst bis auf alte Teppiche und Möbel zu räumen — wie viele Hunderte dieser Unglücklichen hätten gerettet werden können; diesen Elenden galten aber ihre Ornate und Lumpen mehr als unzählige Menschenleben.

Von der Hinterseite war also auch keine Hülfe zu bringen, und als meine Bekannten von da wieder zu mir zurückgekehrt waren, erkletterten wir die am Portal aufgeschichtete Mauer von weiblichen Leichnamen, und versuchten durch in das Schiff der Kirche geworfene Stricke, Lazos und Schlingen, welche von starken Männern und von Pferden vom Platz aus gezogen wurden, so viele als möglich noch zu retten. Wenn wir auch auf diese Weise einige retteten, welche fast nackend

herauskamen, so war diese Hülfe im Vergleich zu den vielen Rettungsbedürftigen höchst unbedeutend, und es wurden bessere Resultate auch dadurch vereitelt, daß sich zu gleicher Zeit zu Viele an diese Seile hingen, so daß wir bald Niemanden mehr herausziehen konnten.

Aber welch' furchtbarer, erschütternder Anblick bot sich von dem Damme aus dar, von welchem wir das ganze Schiff der Kirche übersehen konnten. Die verheerenden Flammen waren, immer neue Nahrung findend, von Altar zu Altar gedrungen, und eben züngelten sie nach dem Hauptaltar hinüber, um welchen Hunderte der älteren dieser unglücklichen „Töchter Marias" betend auf den Knieen lagen. Die Unmöglichkeit einer Rettung nur zu deutlich erkennend, schienen sie sich bereits in ihren schrecklichen unvermeidlichen Tod gefunden, und sich vorgenommen zu haben, mit dem Allerheiligsten und der Jungfrau gemeinsam ein Raub der Flammen zu werden und mit festem Blick auf den Herrn ihre letzte Stunde zu erwarten; Familienweise waren sie zusammen geschaart und hielten einander fest umschlungen.

Zwischen dieser Gruppe und der nahe dem Portal stehenden gedrängten Masse befand sich ein, wenn auch von Ohnmächtigen bereits besäeter, doch noch ziemlich freier Platz, und während die um den Altar Geschaarten in stiller Ergebung und Gebet das furchtbare unausbleibliche Schicksal in frommer Ruhe erwarteten, bot dieser Raum, wo sich junge rüstige Frauen und Mädchen befanden, die erschütterndsten herzzerreißendsten Scenen dar, und herrschte die größte Verzweiflung. Fast alle diese Unglücklichen hatten sich zum großen Theile ihrer Kleidung entledigt, um der immer mehr sich nähernden Flamme keine Nahrung zu geben, und versuchten nun sich an den von uns geschleuderten Seilen heraus ziehen zu lassen, was aber nur den Wenigsten gelang.

Immer furchtbarer wüthete das entfesselte Element, immer stärker wurde das Angstgeschrei und der Hülferuf Tausender aus der Kirche, und nur mit fast übermenschlicher Anstrengung konnten wir unsern Standpunkt behaupten und noch Einigen helfen, — da erfaßte die gierige Flamme den Hauptaltar, und zugleich die vor ihm betende Gruppe, und binnen wenigen Minuten befanden sich alle diese Unglücklichen mit dem Allerheiligsten in einem Feuermeer.

In diesem Augenblicke stürzte aber auch unter furchtbarem Donner und Krachen ein Theil der Decke der Kirche hernieder, zerschmetterte Hunderte der Unglücklichen, und begrub sie unter den Trümmern. —

Ein wahrhaft furchtbarer Anblick! Ein gellender herzzerreißender Schrei ertönte, und die ganze Kirche war in eine Rauch- und Staubwolke gehüllt.

Als sich diese durch den Luftzug, welcher nun nach oben hin entstand, zertheilte, da boten sich unserem Auge so furchtbare und erschütternde Scenen dar, daß meine Feder zu schwach ist, nur irgend annähernd dieselben schildern zu können. Da sah man, wie die immer noch an 1000 lebende Wesen zählende Masse immer mehr nach dem Ausgang drängte, und die Hintersten bereits von der Gluth versengt oder vom Rauch erstickt niederfielen, wie unter den Balken, deren einer nach dem andern unter furchtbarem Krachen aus der schwindelnden Höhe der Kuppel der Kirche brennend herniederstürzte, Hunderte junger Mädchen begraben wurden, wie nun auch vom Altar aus all' die am Boden liegenden Kleidungsstücke in Brand geriethen, ein starker Luftzug von oben das Feuer auf all' den am Boden ohnmächtig Liegenden fortpflanzte und auf diesem Wege die zusammen gedrängten Opfer an dem Portal erreichte. Diese standen so gedrängt und an einander gepreßt, daß die Flammen nicht eindringen konnten und nur die Hintersten zu brennen begannen. Als nun aber durch Herabstürzen eines andern Theils der Decke und der Glocken ein neuer starker Luftzug entstand, griff das Feuer weiter und im nächsten Augenblick brannten an 1000 Köpfe dieser Unglücklichen, dann erreichte die Flamme den menschlichen Wall und schlug zum Portal heraus. Nun war Alles verloren; denn sowohl die Hitze als der Rauch, wie der furchtbare Geruch so vieler verbrannter menschlicher Wesen zwang uns zum Rückzug.

Noch einmal ertönte ein herzzerreißendes Geschrei — und von den mehr als zwei Tausend in der Kirche befindlichen Wesen lebte Niemand mehr.

Hier war Nichts mehr zu retten, es galt nur die Geretteten wegzuschaffen und ihnen ärztliche Hülfe zu bringen.

Auch jetzt war der Platz, wie zwei Stunden vorher, tageshell erleuchtet, aber nicht von geweihten Kerzen, sondern von der furchtbaren Feuersbrunst, welche diesen Tempel verzehrte, erleuchtet von mehr als Tausend nun brennenden „bevorzugten Töchtern der Jungfrau Maria", während die noch lebende Minderzahl theils ohnmächtig, theils schwer verletzt und sterbend, mit in Fetzen zerrissenen Kleidern, oder nackt vor uns am Boden lag. Aus ihren Reihen drangen die schrecklichsten Schmerzensschreie der Halbverbrannten an unser Ohr, wie die Verzweiflungsrufe derer, die dem Tode entgangen waren, aber ihre An-

gehörigen noch in den Flammen wußten, und nun versuchten sich ihren Rettern zu entwinden, um sich in den Flammenherd zu stürzen und mit den Ihrigen gemeinschaftlich zu sterben.

Hier sah man keinen Jünger Loyolas Hülfe leisten, trösten, die Sterbesacramente reichen, nicht einen, sie waren schwerer Schuld bewußt feig geflohen, um sich zu verbergen. Hunderte von händeringenden Vätern suchten ihre Töchter, Männer in größter Verzweiflung ihre Frauen, Söhne ihre Mütter, Brüder ihre Schwestern, der Bräutigam die Braut — doch vergebens! alle waren von den Flammen verschlungen und ein besonderes Glück war es, wenn eine oder die andere unter den Ohnmächtigen oder schwer Verwundeten aufgefunden wurde.

Gegen 11 Uhr ließ der Brand etwas nach, und da die Spritzen unausgesetzt ihre Wasserstrahlen nach dem Portal sandten, beschränkte sich das Feuer bald auf das Innere der Kirche. Es wurde uns nun möglich, für's erste die im Portal liegenden Leichen derer, welche größtentheils erdrückt waren, nach und nach auf den Platz herauszubringen.

Der Platz vor der Kirche war von Militär und Polizeimannschaften abgesperrt, welche der Intendent befehligte, und da ich mit ihm sehr befreundet war, verharrte ich die ganze Nacht an seiner Seite, wo sich mir Gelegenheit bot, die Details dieser furchtbaren Katastrophe auf das Genaueste zu beobachten.

Als man nun nach und nach alle unter dem Portal liegenden Leichen nach dem Platz herausgebracht hatte und etwas weiter in die Kirche eindrang, da lagen Erdrückte und Erstickte bis fast in die Mitte des Schiffs massenhaft am Boden und auf diesen standen eng zusammengepreßt noch an 800 dieser Unglücklichen, denen größtentheils nur die Köpfe verbrannt oder verkohlt waren, während ihre Körper bis zur Brust vom Feuer unversehrt geblieben, welche stehende Gruppe Leichen einen schaudererregenden Anblick darbot./

Obgleich nun die Spritzen bald vollends des Feuers Herr wurden, war der Geruch ein so furchtbarer, daß die Arbeit des Herausschaffens auf einige Zeit eingestellt werden mußte, und als dieselbe wieder aufgenommen wurde, boten sich Schwierigkeiten dar, von denen man sich keinen Begriff machen kann, diese noch stehende an einander gedrängte Masse von Leichnamen zu entfernen. Die Krinolinen, welche damals Mode waren, und welche Vornehm und Gering trug, hatten sich derart in einander verschoben, daß es oft nur dadurch gelang, die Körper herauszubringen und zu entwirren, daß man Glieder der Leichen abschnitt. — Es steht fest, daß die meisten Verunglückten

hätten gerettet werden können, wenn die im Portal zusammen gedrängten und gestürzten Frauen dieses unglückselige Kleidungsstück nicht gehabt hätten. Die Krinoline war damals so allgemein verbreitet, daß oft die Telegraphendrähte gestohlen und in Krinolinenreifen umgearbeitet an die dienende Klasse verkauft wurden.

Die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet, und als nun der Tag anbrach, war man glücklich so weit, daß man diese so compacte Masse herausgebracht hatte. Wenn die am Portale Erdrückten und Erstickten, wie die unzähligen mit verkohlten Köpfen Dastehenden schon einen schrecklichen Eindruck auf mich gemacht hatten, so war das noch entsetzlicher, und wird mir unvergeßlich bleiben, was meine Augen nun weiterhin im Schiff der Kirche sahen. Da lagen auf einem etwas freieren Platze theils ganz, theils halb verkohlte, theils halb verbrannte, theils von den Flammen verschonte, aber erstickte, endlich vollkommen gebratene und geröstete Körper; da lag eine halbverbrannte Frau mit ihrem im Schreck geborenen unverbrannten Kinde; da fand man ganze Gruppen knieend in sich verschlungen und verkohlt.

Die abgeworfenen Kleider waren alle verbrannt; ein Haufen von mehr als 100 Krinolinenreifen bekundete den Ort; unzählige Gebetbücher, Rosenkränze, Hausschlüssel, goldene Ringe, Brochen, Ketten, Uhren, Armbänder lagen am Boden oder hingen noch an den Gerippen. Weiter vordringend fand man Alles von der heruntergestürzten Decke begraben, und keine leichte Arbeit war es, den Schutt herauszuschaffen, unter welchem noch Hunderte erschlagen lagen. Ueber 1000 dieser Unglücklichen hatte man am Morgen aus dieser Kirche auf den Platz gebracht, wo sie in langen Reihen lagen; dazwischen waren Gänge gelassen, damit die Familienväter ihre Angehörigen suchen konnten. Das Militair und die Polizei bildeten lange Spaliere als Wache, und es war angeordnet, daß die Suchenden von der einen Seite nach dem Platz zugelassen, die Reihen der Opfer passiren, und auf der anderen Seite des Platzes weiter gehen mußten. Die Erkannten wurden sofort von der Polizei nach dem Hause der betreffenden Angehörigen gebracht.

Wie furchtbar schwierig es war, die Seinigen aus diesen Reihen aufzufinden, ist wohl begreiflich, da den meisten die Köpfe verbrannt oder verkohlt waren, und alle diese Unglücklichen schwarze gleiche Kleidung trugen, daher hauptsächlich Schmucksachen zur Erkennung führten.

Dabei war die Zeit so gemessen, indem laut Gesetz stets alle Leichen binnen 24 Stunden beerdigt werden mußten, was nun, bei der größten Hitze im Monat December und bei dieser so enormen Anzahl Leichen um so strenger durchgeführt wurde. Da lagen nun an 1000 Frauen und Mädchen, theils halbverbrannt, einst der Stolz und der Glanz der Residenz, viele bekannte angebete Schönheiten, und nachdem sie einige Zeit da ausgestellt und viele von den Angehörigen erkannt und nach Hause abgeholt worden waren, wurden die nicht Erkannten in die Nebenstraßen gebracht und weitere Tausend aus der Kirche nach diesem Platz geschafft. —

Da ich mich, wie erwähnt, im Gefolge des Intendenten befand, hatte ich überall Zutritt und Gelegenheit, diese Reihen öfter zu passiren. Da auch viele junge Damen meiner Bekanntschaft in dieser Kirche gewesen waren, suchte ich unermüdet und gelang es mir auch mehrere aufzufinden. So entdeckte ich denn auch ein bildschönes Mädchen, eine der Schwestern, die ich am Abend nach dieser Kirche begleitet hatte, welche nicht verbrannt war, sondern nur erstickt zu sein schien, aber fast ohne Kleider vor mir lag; ich übernahm die traurige Pflicht, sie ihrem Vater nach Hause zu bringen.

Wenn ich einerseits der Decenz wegen nicht beschreiben kann, in welchem Zustande Hunderte von jungen Frauen und Mädchen auf diesem Platz lagen, so würde es andererseits meiner Feder nicht möglich sein, die Scenen des Wiedersehens dieser unglücklichen Väter, Männer, Brüder, Söhne rc. zu schildern; solcher Schmerz und grenzenlose Verzweiflung können nur gesehen und mitgefühlt, aber nicht beschrieben werden.

Ich kannte einen solchen Unglücklichen, der in dieser furchtbaren Nacht Frau, Schwester und vier Töchter verloren hatte. Es gab viele, welche ihre Frau und viele Töchter beweinten. Die Gesammtzahl der Leichen belief sich, nachdem auch der Schutt in der Kirche entfernt war, auf mehr als 2000. Alle Hauswirthe mußten bei der Polizei melden, wer bei ihnen fehlte, damit man die Todtenregister entwerfen konnte. — Es gab wohl keine Familie in Santiago, die nicht ein Mitglied oder mehrere verloren hatte. Jeden Augenblick starben mehrere an Brandwunden./

Die Glocken aller Kirchen, Klöster und Kapellen wurden alle Stunden geläutet; fünf Tage waren alle Geschäfte geschlossen, alle Fenster dicht verhängt. In der sonst so lebhaften Stadt herrschte

Grabesstille; Alles trug Trauer in Kleidung wie im Herzen; die Leute gingen leichenblaß wie Gespenster durch die Straßen. Die Zeitungen, mit breitem Trauerrande versehen, die ich zur Erinnerung an dieses entsetzliche Ereigniß aufbewahrt habe, brachten nach und nach die Namen der Todten. In allen Kirchen und Klöstern wurden Seelenmessen gelesen.

Die zwei Tausend unglücklichen Opfer waren beerdigt; doch wagten die Jesuiten nicht in den ersten darauffolgenden Tagen auszugehen, und als sie wieder erschienen, wurden sie beschimpft, man spuckte vor ihnen aus und drohte ihnen. — Die unglücklichen Familienväter, die ihre Angehörigen verloren hatten und in Verzweiflung waren, trösteten sie damit, daß sie erklärten, das furchtbare Unglück sei eine große Gnade Gottes und die Jungfrau Maria habe damit ein Wunder gethan, daß sie alle „bevorzugten Töchter“ zu sich genommen habe. — Diese Elenden hatten kein Gefühl für den furchtbaren Schmerz und trauerten nur deshalb, weil sie ihr gutes Geschäft verloren, ihre Macht und ihr Ansehen eingebüßt, und daß der berüchtigte Briefkasten mit der Correspondenz an die Jungfrau Maria, den sie am Eingang der Kirche angebracht hatten, nicht verbrannt, sondern gerettet und dem Intendenten übergeben worden war.

Obwohl nun die Jesuiten ein so furchtbares Unglück über die Stadt gebracht hatten, ihr Treiben genugsam erkannt worden war, und man sie verachtete, verabscheute und verfluchte, da besaß ihr Oberhaupt, der Pater Ugarte, noch die Frechheit, sich in einem Briefe, den er in den Zeitungen veröffentlichen ließ, an den Intendenten zu wenden und sich zu beklagen, daß die Bevölkerung solchen Haß gegen seinen Orden habe. Der Hauptgrund des Hasses schien ihm der zu sein, daß sich unter der Bevölkerung die Nachricht verbreitet hätte, er und seine Collegen hätten mit jungen Frauen und Mädchen Liebesverhältnisse gehabt und der gerettete Kasten aus der La Compania Briefe enthalten sollte, welche es bewiesen. Er forderte daher von dem Intendenten, daß er die in besagtem Kasten gefundenen Briefe in den Zeitungen veröffentliche.

Da die Jesuiten bereits solche Macht in der Republik Chile besaßen und im Regierungspalast wie beim Erzbischof den größten Einfluß ausübten, wurde dem Intendenten insgeheim befohlen zu erklären, daß sich nichts die Jesuiten irgend Gravirendes in dem Kasten gefunden habe.

Der Intendent jedoch, ein strenger Katholik und Biedermann, den die Frechheit der Jesuiten im höchsten Grade empört hatte, antwortete am nächsten Tage öffentlich in den Zeitungen Folgendes:

„Nachdem Sie durch Ihre leichtsinnigen Anordnungen ein so furchtbares Unglück über diese Stadt gebracht und durch das Schließen des einzigen Ausganges durch die Sacristei direct den schrecklichen Tod so Vieler verschuldet, beklagen Sie sich über die Haltung der Bevölkerung und deren Haß und Verachtung, und da Sie dies der in dem geretteten Briefkasten gefundenen Correspondenz zuschreiben, verlangen Sie, daß ich diese Briefe veröffentliche. Es thut mir leid, Ihre Wünsche nicht erfüllen zu können, indem sich leider verschiedene Briefe von Damen aus den besten Familien darin befunden haben, welche zu meinem großen Schmerze nur zu deutlich bekunden, wie verbrecherisch und straffällig die Patres der Gesellschaft Jesu gehandelt haben. Ich erkläre Ihnen, daß ich nicht aus Schonung gegen Sie und Ihre Mitschuldigen dies verweigere, sondern aus Schonung gegen die unglücklichen Opfer, und daß ich nie, wie Sie es verlangen, meine Hand dazu bieten werde, die Schande und Entehrung derselben der Oeffentlichkeit zu übergeben und den Schmerz der Angehörigen noch bis zum Wahnsinn zu steigern, weshalb ich diese Briefe verbrannt habe. Ruhe der Asche der unglücklichen Verführten, Schande über die Verführer!“

Die Jesuiten waren hierdurch wie ihre Vorgänger gebrandmarkt. Mehr noch als früher wurden sie nun verabscheut und gehaßt. Leider aber hatten sie bereits so festen Boden in Chile gewonnen, daß man sie nicht, wie es sich gehört hätte, sofort aus dem Lande jagte. /

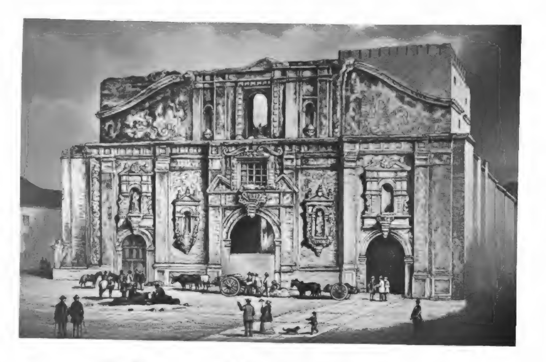
Kurze Zeit nach dieser furchtbaren Katastrophe beschloß die Bevölkerung Santiago's die noch stehenden Mauern der La Compania-Kirche der Erde gleich zu machen und ein herrliches Denkmal, von Blumengruppen umgeben, auf der Stelle zu errichten. Man veranstaltete deshalb Sammlungen, welche sofort eine sehr bedeutende Summe ergaben. Wer beschreibt nun aber die Wuth der Bevölkerung, als man beginnen wollte die Mauern niederzureißen und die Jesuiten, vom Erzbischof und vom Präsidenten geschützt, dies nicht erlaubten, da sie ihre Kirche und ihr Geschäft da wieder neu errichten wollten. Die Aufregung darüber war so groß, daß man eine Revolution erwartete. — Der Intendent erklärte, daß er seinen Abschied nehme, wenn die Mauern nicht der

Erde gleich gemacht würden. — Obgleich auch alle Zeitungen, deren mehrere sich mit den ersten Europa's messen können und von anerkannt gläubigen Katholiken redigirt und herausgegeben wurden, sämmtlich mit größter Entschiedenheit gegen die Jesuiten in dieser Angelegenheit auftraten, unzählige Deputationen zu dem Präsidenten kamen, hatte dieser, ein schwacher, von den Jesuiten umgarnter Mann, nicht den Muth, den gewünschten Befehl zu geben.

Da entbrannte in Valparaiso ein so großer Zorn gegen die Jesuiten, daß an 1000 Arbeiter sich mit Brechstangen bewaffneten, einen Eisenbahnextrazug nahmen und nach Santiago eilten, hier unter Drohungen sich vor das Haus des Präsidenten begaben und die sofortige Ordre zum Niederreißen verlangten, widrigenfalls sie sofort selbst diese Arbeit beginnen würden, wonach der Präsident eingeschüchtert nachgab.

Nach allen diesen Vorgängen fiel es wohl Manchem wie Schuppen von den Augen; sie kannten jetzt die Jünger Loyolas, die wahrlich nicht besser zu bezeichnen sind als die, welche „in Schafskleidern einher gehen, inwendig aber reißende Wölfe sind."

Von dieser Zeit an durfte keine Kirche mehr am Abend geöffnet werden.



Die Klosterkirche La Compania in Santiago
nach dem Brande.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kapitel XXVII.

Mein Abschied von Chile.

Das Jahr 1863 nahte sich seinem Ende. Welch traurige Weihnachten für Santigo, wo nur selten eine Familie zu finden war, die nicht eines ihrer Glieder verloren hatte, — welch traurige Weihnachten auch für mich! —

Zwölf Jahre hatte ich in dieser Republik gelebt und trotz all' meiner Unternehmungen, trotz der größten Anstrengungen, wie Opfer an Zeit, Geld und Gesundheit und trotzdem ich mein Leben dabei eingesetzt, nichts erreicht! — Ich hatte Alles, was ich in dieser Zeit erworben, wieder verloren. — Meine letzte Hoffnung endlich, die Mittel, die mir als einigen Ersatz für die vielen Tausende, die ich geopfert, um das angefangene Werk zu beenden, zwei Präsidenten aus Staatsmitteln versprochen, war zu nichte geworden. —

Ich stand nun mittellos da, infolge der Strapazen an Körper und Geist gebrochen, und so schwer es mir auch wurde, beschloß ich nach Europa zurückzukehren.

Wenn ich nun auch nach so langem Aufenthalt in diesem reichen Land es ohne Vermögen verlassen mußte, so halte ich es doch für meine Pflicht, die Vorzüge dieser Republik, wo ich ja auch glückliche Zeiten verlebt, hervorzuheben. —

Chile ist unstreitig eine Musterrepublik, das chilenische Volk das Gastfreundlichste und die Deutschen daselbst, obwohl sie aus

aller Herren Länder zusammengewürfelt sind, ein Vorbild der Eintracht. Sie unterstützen sich nicht nur untereinander, sondern gehen auch den Ankommenden mit Rath und That zur Hand. —

Die Hauptgründe, die mich dazu bewegen, dies Land den Deutschen Auswanderern zu empfehlen, sind erstens die geordneten politischen Verhältnisse, wo die Präsidenten seit vier Epochen, nachdem sie fünf Jahr regiert, stets wieder erwählt worden sind, zweitens die sehr guten und weisen Gesetze, vollkommener Schutz und Sicherheit des Eigenthums und die Respectirung der deutschen Flagge. — Ferner die freie Religionsausübung, das herrliche Klima, der ausgezeichnete Gesundheitszustand, wo nie eine Epidemie aufgetreten ist.

Chile ist ein Land, wo keine giftigen Insekten, Schlangen noch wilde Thiere existiren. Es hat ausgezeichnete Verkehrswege, als Eisenbahn und Chauseen, Telegraphenverbindungen mit Europa, an der ganzen Küste vollkommen geregelten Postverkehr, ferner gute Hotels, Aerzte, Apotheken, einen großen Reichthum an Gold, Silber, Kupfer und Kohlen, herrliche Weiden und Ebenen für den Acker-, Wein- und Obstbau. —

Meinen Worten wird man wohl umsomehr Glauben schenken, als ich ja nichts erworben, viel gelitten und bittere Enttäuschungen erfahren habe. Aber der Wahrheit die Ehre! —

Möge dieses Werk dazu beitragen, daß die Vortheile Chiles in Europa bekannt werden und daß man es schätzen lerne wie es das Land und seine Bewohner verdienen, und bin ich überzeugt, daß diejenigen, welche durch diese Schilderungen angeregt vielleicht hinübergehen, dort ein zweites glückliches Vaterland finden werden.

Kapitel XXVIII.

1864.

Reise von Valparaiso nach Callao.

Am 17. März 1864 begab ich mich begleitet von vielen meiner Freunde auf den der Pacific Steam Navigation Company gehörigen Dampfer „Lima", um mich nach Peru einzuschiffen. Der Dampfer war von Passagieren überfüllt, und als der letzte Schuß erdröhnte und ich mich von allen Lieben verabschiedet und Valparaiso meine letzten Grüße gesandt, flog der Dampfer hinaus in die schäumende See. —

Am nächsten Mittag erreichten wir Coquimbo und am darauffolgenden Morgen Caldera. Hier hatten sich viele meiner Freunde von Copiapo eingefunden, um mir noch einmal die Hand zu drücken, und nachdem wir noch ein Stündchen bei einem Glas Wein zugebracht, verabschiedete ich mich auch von diesen wohl für immer. —

Von hier aus gelangten wir auf unserer Weitereise nach dem unter 22° 34′ Südl. Br. gelegenen einzigen Hafen der Republik Bolivia, Cobija, ein kleiner nur 2000 Einwohner zählender, in brennendem Wüstensande gelegener Ort. Nächstdem erreichten wir den unter 20° 12′ 30″ gelegenen ersten peruanischen Hafen Iquique, auch nur ein kleiner Ort von 2000 Einwohnern. — Letzterer ist dadurch berühmt, daß sich in seiner Nähe die so reichen Salpeter- und Boraxlager befinden, welch' ersterer unter dem Namen Chilesalpeter bekannt ist und einen Weltruf hat.

Weitersegelnd erreichten wir den unter 18° 28′ 5″ gelegenen Hafen von Arica, der etwa 4000 Einwohner zählte. Dieser Ort war 1833 durch ein Erdbeben total zerstört, später aber wieder aufgebaut worden.

Da sich der Dampfer mehrere Stunden hier aufhielt, begab ich mich mit vielen meiner Mitpassagiere ans Land und erstiegen wir vorerst einen schroffen Felsenhügel, auf welchem Wege dahin Seehunde in Heerden, wie ich sie selten gesehen, am Ufer lagerten und so wenig schüchtern waren, daß sie sich nur wenn man sie berührte, ins Meer stürzten. Der Berg war so von Nestern von Albatrosen, Möven, Pelikanen u. s. w. bebaut, daß sich Schritt für Schritt ein Nest befand und waren die Vögel in solchen Schaaren vorhanden, daß sie bei ihrem Aufflug effectiv die Sonne verfinsterten. Ihre Tummelplätze fand ich fußhoch mit ihren Excrementen bedeckt, was den vorzüglichsten Guano gab. — Was für mich aber von größtem Interesse, war eine alte indianische Begräbnißstätte, auf die man beim Planiren des zum Bahnhof nöthigen Terrains der nach der 39½ engl. Meilen entfernten Stadt Tacna im Bau begriffene Eisenbahn gestoßen war. — Bei unserer Ankunft waren bereits Hunderte von Gräbern geöffnet und die Leichen resp. Mumien sämmtlich ins Meer geworfen worden, da der fanatische katholische Clerus es nicht zugab, daß die Heiden auf geweihtem Boden wieder bestattet würden. —

Wir ließen uns mehrere der Gräber öffnen und fanden die Mumien sämmtlich in Strohdecken gehüllt sitzend in ihren Gräbern, zu ihren Füßen Pfeil und Bogen, Achatkugeln, Geschmeide und dergl. mehr. — Bemerkenswerth waren bei Allen die so gut erhaltenen schönen weißen Zähne und bei Frauen und Mädchen das üppige Haar, das mitunter bis zum Knie reichte. —

Hierauf kehrten wir zum Schiff zurück, und weitersegelnd gelangten wir nach dem Hafen von Islay, unter 17° S. B. gelegen. Es war dies ein kleiner nur 1000 Seelen zählender Ort, aber dadurch von Wichtigkeit, daß er der Hafen von Arequipa war. — Arequipa, das 40,000 Einwohner zählte und am Fuße des sich schroff erhebenden 20,000 Fuß hohen Vulkans von Misti lag, wurde 1540 gegründet, hatte aber das Unglück 1582, 1784, 1831 und 1845 durch Erdbeben zerstört zu werden. Man zählte hier von 1811 bis 1848 826 weniger heftige Erdbeben. — Um die Stadt zu erreichen, mußte man eine in Fels gehauene 150 Fuß hoch steil ansteigende Treppe erklimmen. —

Von hier ging es nach Chala, ein unbedeutender Hafen, und von da nach Pisco unter 13° 43′, ein Ort von 4000 Einwohner, der dadurch einen Ruf erlangt, daß hier ein aus Trauben und Zuckerrohr bereiteter Schnaps, Pisco genannt, fabricirt wird, der an der ganzen Küste Südamerikas das Lieblingsgetränk bildet. —

Zehn engl. Meilen nordöstlich von hier erreichten wir die berühmten Chincha- oder Guano-Inseln von Peru. — Da wir auch hier längere Zeit Aufenthalt hatten, ging ich mit einem Theil der Passagiere ans Land, um diese interessanten und berühmten Inseln in Augenschein zu nehmen.

Es sind drei und hat die größte 5000 Fuß Länge, 2400 Fuß Breite und 200 Fuß Höhe, von welch' letzteren 90 Fuß auf den Guano kommen, der von Hunderttausenden von Vögeln seit Jahrhunderten erzeugt worden ist. —

Unsere Landung war mit vielen Schwierigkeiten verbunden, da eine große Anzahl von Schiffen aller Nationen hier auf Ladung warteten, und kann man sich hiernach einen Begriff machen, welch lukratives Geschäft der Guano war und welche Summen die Republik Peru damit verdiente, da in einem Jahr allein über 300,000 Tonnen im Werthe von 12,000,000 Pesos gewonnen wurden. —

Die Inseln wurden von einem Gouverneur, einem Deutschen, verwaltet, der 50 Europäer, einige 50 Chinesen und 250 Neger zu seiner Verfügung hatte; erstere erhielten täglich zwei Pesos und letztere sieben Pesos per Monat nebst freier Station.

Gern hätten wir hier länger verweilt, aber die Ausdünstungen waren derart, daß wir uns bald beeilten nach dem Schiff zurückzukehren.

Nachdem wir von hier aus in nordwestlicher Richtung weiter gefahren waren, erblickten wir vorerst einen aus dem Meere sich erhebenden Gebirgszug von 1000 Fuß Höhe, 4½ engl. Meilen Länge und einer Meile Breite; dies war die Insel San Lorenzo. An dieser vorüberfahrend, breitete sich vor unseren Augen der Haupthafen der Republik Peru, Callao aus. — Bald rasselten die Ankerketten und ich hatte mein Ziel erreicht. — Ich begab mich nach dem ganz nahe am Meere gelegenen Hotel Americano.

Kapitel XXIX.

Callao.

Callao liegt 12° 4′ S. B. und 77° 13′ 30″ W. L., zählte 10,000 Einwohner und ist einer der bedeutendsten Welthäfen Süd-Amerikas.

Es lagen hier Hunderte von Schiffen aller Nationen und herrschte ein ungemein reges Leben und Treiben.

Der Ort war von den chilenischen Städten sehr verschieden sowohl in Bezug auf die Bauart der Häuser, als auch seiner Bewohner. Es gab hier keine großartigen Bauten außer dem Zollhause, dem Bahnhof und dem Hafendamme. Die Häuser waren sehr primitiv hergestellt; sie bestanden größtentheils aus Palmenrinde mit Lehm verschmiert und sämmtliche hatten flache Dächer. — Besonders fiel mir die Verschiedenheit der Menschenracen auf, und wenn es in der Republik Chile eine Seltenheit war, einen Neger, Mulatten oder Chinesen zu sehen, so bestand ein großer Theil der Bevölkerung hier aus diesen und konnte man Menschen vom tiefsten Schwarz bis zum blendenden Weiß sehen, wie auch Braune aller Schattirungen. —

Es war dies sehr natürlich, wenn man bedenkt, daß die dunkelbraunen Eingeborenen indianischer Abkunft mit den weißen Spaniern sich gekreuzt, Neger mit Weißen oder Indianern sich vermischt und drittens Chinesen mit Weißen, Schwarzen und Braunen sich gepaart, und nun wieder die Sprossen aus diesen Mischehen sich unter einander vermischt, wodurch alle Schattirungen von Farben entstanden waren.

Mein Hotel, das das beste sein sollte, war schlecht und würde in Chile ein Hotel dritten Ranges sein. Es lebten hier viele Ausländer, besonders aber Engländer und Nordamerikaner und sollte ich bald das Sprichwort derselben: „Time is money“ bewahrheitet finden. Denn als zur Table d'hôte geläutet wurde, versammelten sich binnen kaum zehn Minuten wohl an 40 bis 50 Personen in einem Vorzimmer; beim zweiten Signal wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet und Alles stürzte hinein. Die Tafel war mit allen Gerichten von der Suppe bis zum Dessert vollkommen besetzt. Es wurde hier nicht servirt, sondern Jeder langte zu und nahm was ihm convenirte und binnen kaum zwanzig Minuten war die Abfütterung vorüber und der Salon vollkommen leer. Drückte man über dies wahrhaft ungemüthliche Diner sein Erstaunen aus, so hieß es: Time is money.

Nach der Table d'hôte unternahm ich einen Spaziergang durch die Straßen, um den Ort kennen zu lernen, und war ein Deutscher aus Königsberg, Namens Freimann, so freundlich die Führung zu übernehmen.

Infolge der tropischen Hitze begaben wir uns zuerst an den Strand, wo verschiedene Badeanstalten waren, um uns durch ein Seebad zu erfrischen. Es herrschte hier ein ungemein reges Leben, da die besseren Classen der Bewohner von Lima ihren Sommeraufenthalt hier genommen.

Am Strande entlang promenirend wurde meine Aufmerksamkeit durch Hunderte von Pelikanen, die in einer langen, schnurgrade sich hinziehenden Reihe am Ufer saßen, erregt. Dieselben warteten das Zurückgehen der Wellen ab, um die zurückbleibenden Fische, Schaalthiere ꝛc. zu erbeuten und flohen bei der Wiederkehr derselben in Reih und Glied auf ihre vorher innegehabten Plätze zurück, was höchst komisch aussah. Am meisten interessirte mich aber das Terrain, das sich vom Meere landeinwärts in einer ganz mit Sand bedeckten Ebene nach Lima zog, in welchem, nächst dem Meere, sich die alte Stadt Callao befand, die 1746 bei dem großen Erdbeben total versank und mit ihr an 8000 Menschen; bei welchem Erdbeben auch in Lima einige Tausend Menschen umkamen.

Das einzig Sichtbare waren nur noch einige starke Mauern von Klöstern, die aus dem Sande emporragten, und eine Unzahl von verschiedenen Gegenständen, Schädeln und Gebeinen, die überall zerstreut umherlagen. — Durch dieses Erdbeben wurde zugleich die Insel San Lorenzo gebildet, welche vordem mit dem Festlande durch einen schmalen Streifen Landes, auf welchen sich ebenfalls Häuser erhoben, verbunden war,

deren Trümmer man noch heut bei klarem Wasser in der Tiefe sehen kann. —

Dies Alles erregte mein Interesse in so hohem Grade, daß ich beschloß, hier Ausgrabungen vorzunehmen, um die mit der Stadt zugleich untergegangenen Schätze ans Tageslicht zu fördern. — Um mir das Privilegium zu sichern, wollte ich keine Zeit verlieren, um beim Präsident in Lima vorstellig zu werden, und begab mich schon am nächsten Tage mit der Bahn dahin. — Nachdem wir erst ein Stück am Meeresufer dahin gefahren, dann die Ebene gekreuzt hatten, wo das alte Callao gestanden, erreichten wir nach einer Meile einige Hütten, wo sich ein großes eisernes Kreuz befand, welches aus dem Hauptanker eines beim Erdbeben 1746 durch die Wellen bis hierher verschlagenen englischen Kriegsschiffes zur bleibenden Erinnerung an das großartige Naturereigniß errichtet worden war.

Von hier weiterfahrend, gewann die Gegend nach und nach mehr Leben; auf der rechten Seite gewahrte ich einige circa 100 Fuß hohe Hügel, die Indianergräber enthielten. Bald darauf passirte der Zug die Vorstädte von Lima, durchfuhr herrliche Plantagen von Bananen und erreichte den mitten in der Stadt gelegenen Bahnhof. —

Es herrschte hier ein ungemein geschäftiges Leben, das durch die vielen verschiedenfarbigen Menschen, die hier zusammengewürfelt waren, einen komischen Anstrich erhielt. — Ich übergab mein Gepäck einem Neger mit dem Auftrag, mir dasselbe nach dem unweit des Bahnhofs am Hauptplatz gelegenen Hotel Morin zu bringen, und war nicht wenig erstaunt dort sieben Neger, der eine mit einem Koffer, der zweite mit der Hutschachtel, der dritte mit dem Regenschirm u. s. w. anlangen zu sehen, für welche Leistungen ein Jeder 1 Pesos verlangte. —

Kapitel XXX.

Historische Nachrichten über Peru.

Die Republik Peru, welche, zwischen dem 3° und 21° Gr. S. B. und 71° 81° W. L. gelegen, 24,000 □ Meilen umfaßt, 375 Meilen sich an den Ufern des Stillen Oceans hinzieht, im Norden an die Republik Ecuador, im Süden an die Republik Bolivia, im Osten an Brasilien, im Westen an den Stillen Ocean grenzt und zwei Million Einwohner hat, ist unstreitig eines der reichsten und interessantesten Länder Südamerikas. —

Was die graue Vorzeit betrifft, weiß man leider nur sehr wenig über das Reich der Incas, deren Volk sich aber auf einer hohen Culturstufe befunden haben muß, was die großartigsten und staunenerregendsten Bauten von Straßen, wie Wasserleitungen durch Gebirge und über Schluchten beweisen.

Nach Traditionen lebten die Peruaner früher in größter Barbarei und Grausamkeit versunken und sandte die Sonne zwei ihrer Kinder, den Manco Capac und die Mama Ollo Huaco, den ersteren, um den Männern Ackerbau und Viehzucht zu lehren, letztere, um die Frauen und Mädchen in weiblichen Arbeiten zu unterrichten. — Manco Capac gründete im 12. Jahrhundert die alte peruanische Hauptstadt Cuzco inmitten seines Reiches und eine erbliche Dynastie. Er war Alleinherrscher, zugleich aber auch Oberpriester der Sonne, welcher er einen Tempel erbaute, dessen Wände und Götzenbilder von gediegenem Gold und Silber, mit den reichsten Edelsteinen verziert, hergestellt waren.

Eine große Anzahl der Sonne geweihte Jungfrauen, sogenannte Vestalinnen, versahen den Tempeldienst und führten auf der großen vor diesem Tempel befindlichen Plaza an besonderen Festtagen ihre ceremoniösen Tänze und Spiele auf und brachten Opfer dar. Die geweihte heilige Stätte war von einer massiven goldenen Kette umspannt, deren jedes Glied einige Pfund gewogen haben soll.

Manco Capac hatte zwei Söhne, Huascar und Atahualpa und theilte, als er starb, sein Reich, welches damals nicht allein das heutige Peru, sondern auch die heutige Republik Ecuador, die Republik Bolivia und einen großen Theil der Republik Chile, also über 40 Breitegrade umfaßte, unter diese. — Atahualpa bekriegte später seinen Bruder, entriß ihm das Land und machte sich zum Alleinherrscher, und befand sich das Land unter seiner Regierung 1525 auf der höchsten Stufe der Blüthe. 1532 langte nun der spanische Feldherr Francisco Pizarro in Tumbes an und ließ Atahualpa zu sich berufen, um mit ihm zu unterhandeln. — In Cajamarca trafen sie zusammen. Hier ließ Pizarro den Atahualpa, der mit den Angesehensten seines Reiches erschienen war, verrätherischer Weise in's Gefängniß werfen und verlangte von ihm für seine Freilassung, daß er das Zimmer, worin er sich befand, so hoch mit Gold fülle, als er mit seinem Degen bezeichnete, welcher Strich noch heutigen Tages gezeigt wird.

Auf diese Forderung hin sandte Atahualpa die Großen seines Reiches in alle Theile desselben, um diese kolossale Masse Goldes zu beschaffen, was diesen auch binnen kurzer Zeit gelang. Nichtsdestoweniger ließ ihn Pizarro, durch den Glanz des Goldes gereizt, erdrosseln, um sich in den Besitz des Landes zu bringen.

Laut geschichtlichen Nachrichten kamen, um Atahualpa zu befreien, und ihre Liebe für den Herrscher zu bezeugen, auch die Eingeborenen aus allen Theilen des Reiches mit Gold. Auf dem Wege nach Cajamarca erhielten sie nun die Nachricht, daß ihr Herrscher bereits ermordet sei. Traurig kehrten sie mit ihrer einige Hundert Lamas zählenden Heerde um und versenkten oder vergruben das Gold, damit es den habgierigen Spaniern nicht in die Hände falle. — Diese schlauen Indianer trieben darauf diese Lamaheerde eine Strecke weiter, wo sie sie sämmtlich niedermachten, um dadurch die Stelle, wo das Gold wirklich lag, zu verheimlichen und etwa danach Suchende irre zu führen.

Ich hörte, daß die Skelette dieser Lamas heute noch im Wüstensand existiren und viele Eingeborene als auch Engländer an dieser Stelle Nachgrabungen unternommen hatten, aber ohne jeden Erfolg.

Nach dem Tode Atahualpa's zogen die Spanier, vor Begierde brennend, das reiche Land unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, immer weiter landeinwärts und war ihr Hauptziel die Hauptstadt Cuzco. Dort angekommen machten sie wohl bedeutende Beute, aber der Reichthum des Tempels: die Wände von Gold und Silber, die Götzen von gediegenem Golde, die vielen Edelsteine und die erwähnte große goldene Kette waren verschwunden und sind es auch bis heutigen Tages geblieben, da der Indianer bekanntlich dem Weißen nicht verräth, wo Schätze liegen, obwohl sich das Geheimniß von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat.

Langwierige kostspielige Ausgrabungen sind von Spaniern wie von Engländern noch vor wenigen Jahren unternommen worden, ohne die Schätze zu Tage zu fördern; eben so wenig sind die Schätze des zweitgrößten Sonnentempels Peru's, den von Pachacamac, welcher nur einige Meilen von Lima liegt, aufgefunden worden und nur eine französische Compagnie hatte zur Zeit meines Aufenthalts in Peru das Glück, in den nördlichsten Theile Perus, in Tumbes, einen Schatz von Hunderttausend Pesos zu finden. Außerdem fand ein Gutsbesitzer einige Meilen von Pachacamac entfernt eines Tages, daß sich der Boden eines seiner Felder gesenkt hatte, und als er nachgrub, fand er daselbst Götzen von massivem Golde im Werthe von ca. 30,000 Pesos, die wohl dem Tempel Pachacamac entstammten.

Kapitel XXXI.

Lima.

Lima, die sogenannte Stadt der Könige, wurde 1535 von Franzisco Pizarro an den Ufern des breiten oft sehr reißenden Flußes Rimac unter 12° 3′ 40″ S. B. und 76° 52′ 38″ W. L. gegründet, liegt 174 Meter über dem Meere, 1½ Meilen von Callao und zählte bei meiner Anwesenheit gegen 150,000 Einwohner.

Auch sie hatte viel von Erdbeben zu leiden und besonders die von 1630, 1687, 1746, 1806 und 1828 zerstörten einen großen Theil der Stadt und kamen dabei Tausende ums Leben.

Die ganze Stadt bildet ein unregelmäßiges Dreieck und wurde im Jahre 1685 ringsum mit Festungswerken umgeben. Sie ist nach spanischem System ganz symmetrisch gebaut; grade breite Straßen von Süd nach Nord werden von anderen von Ost nach West rechtwinklig geschnitten.

Die Bauart der Häuser war hier sehr verschieden von der Chiles und Europas und gewährte es einen eigenthümlichen Anblick, daß sämmtliche Häuser nur flache Dächer hatten, auf denen man von Haus zu Haus spazieren gehen kann. Dazu kamen nun die vielen Kirchen, deren Lima über sechzig hat, worunter 10 Mönchs- und 11 Nonnenklöster.

Die Plaza de Armas, die ich von meinem Fenster aus übersehen konnte, war 170 Meter lang und breit und gepflastert. Mir gegenüber an ihrer Ostseite erhob sich die herrliche Kathedrale, welche, 1535 gebaut, 600,000 Pesos gekostet hatte, 1746 bei dem großen Erdbeben auch zerstört, aber wieder aufgebaut wurde. Sie war 160 Meter breit und

tief und besaß außer dem Hauptaltar noch 16 Nebenaltäre. Neben ihr befand sich der Erzbischöfliche Palast, welche beiden Gebäude die ganze Front einnahmen.

Die ganze Nordseite füllte der alte Palast der Vicekönige aus, der jetzt vom Präsidenten der Republik bewohnt war, ein schlechtes altmodisches Gebäude.

An der Westseite lag das große Municipalitätsgebäude und führten längs diesem hohe gewölbte von Granitsäulen gestützte Arcaden hin, unter welchen sich höchst elegante Läden befanden.

Die Südseite endlich war nur von Privathäusern eingenommen und befanden sich eben solche Arcaden daselbst.

In der Mitte des Platzes befanden sich von eleganten Eisengittern umgürtete Blumenanlagen und in ihrer Mitte erhob sich ein 1650 errichteter Springbrunnen aus Bronce mit einem 9 Meter breiten Becken und hoher Statue, wo aus vielen Löwenköpfen Wasser hervorsprudelte.

Nachdem ich recht gut Table d'hôte gespeist, wo ich Bekanntschaft mit mehreren Eingeborenen wie Deutschen gemacht, die mich mit Lima und seinen Sitten und Gebräuchen bekannt machen wollten, beschlossen wir, nachdem wir vorerst das großartige zu ebener Erde gelegene Kaffee, wo sich an zehn Billards befanden, besucht, einen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Die Straßen, die wir passirten, waren sämmtlich gut gepflastert, mit gutem Trottoir versehen und in den Rinnsteinen floß frisches Wasser, an welchen ich oft einzeln, öfter in kleinen Schaaren die berühmten Aasgeier fand, die, weil sie alle Unreinigkeiten, Ratten und Mäuse aus den Rinnsteinen auffischen, als die Sanitätspolizei angesehen und deshalb allgemein hochgeschätzt werden. Sie sind infolge dessen, daß sie von Niemand gestört werden, höchst dreist und kann man sie mit den Händen greifen.

Auf diesem Spaziergang gelangten wir auch auf die Plaza de la Inquisition, wo früher die Ketzer verbrannt wurden. Hier befindet sich der Inquisitionspalast, wo noch die alten Marterwerkzeuge zu sehen sind, sowie die 1576 gegründete Universität; nahe von da das großartige Franziskanerkloster mit seinen vielen Höfen, Kirchen und Kapellen.

Von hier aus begaben wir uns über die über den Rimac führende steinerne Brücke, die 1610 gebaut wurde, nach dem jenseits gelegenen Stadttheil. — Der Fluß war jetzt seicht und da er so sehr reich an Krebsen war, waren viele Menschen damit beschäftigt diese einzufangen.

Am Ufer entlang führten schöne Promenaden nach der Arena, dem Acho, wo jeden Sonntag die Stiergefechte abgehalten wurden.

Von da uns mehr dem Gebirge zuwendend, erreichten wir die Haupt-Alameda, welche mit den herrlichsten Bäumen und Blumen, Springbrunnen und Statuen verziert war.

Auf dem Rückwege machten wir noch einen Spaziergang an den Bastionen der Festungswerke entlang, um die ganze Stadt herum, aus welcher sieben Thore hinausführen, und des Abends führten mich meine neuen Bekannten in eine der unzähligen Spielhöllen, welche hier existirten.

Am nächsten Tage machte ich dem preußischen Generalconsul Müller, an welchen ich Empfehlungen hatte, wie dem Chef des ersten deutschen Hauses, Güldemeister, meine Aufwartung, bei welchen Beiden ich freundliche Aufnahme fand. Dann besuchte ich Herrn Carlos Pflücker und seinen Bruder, welche aus meiner Vaterstadt Waldenburg in Schlesien gebürtig und seit langen Jahren hier ansässig waren und in den im Innern des Landes 5000 Meter hoch gelegenen Silberbergwerken von Morococha ein bedeutendes Vermögen erworben hatten; ferner Herrn Max Hahn aus Breslau, den Director des städtischen Leih-Amtes. — Ich hatte aber auch Empfehlungen an Eingeborene mitgebracht und wurde besonders von dem peruanischen General Morote freundlich empfangen, dessen Haus ich, so lange ich in Lima lebte, als Hausfreund besuchte.

Da dieser mit dem Präsidenten der Republik Don Juan Antonio Pezet i Rodriguez, welcher seit dem 2. April 1863 regierte, sehr befreundet und bei diesem sehr viel im Palast verkehrte, theilte ich ihm auch bald mein Project betreffs der Ausgrabungen von Callao mit, und da er sich für mein Unternehmen interessirte, versprach er mir mich baldmöglichst dem Präsident vorzustellen und mein Project zu befürworten. Der Präsident war aber momentan verreist und so mußte ich mich bis zu dessen Rückkehr gedulden, welche Zeit ich benutzte, Lima und seine Bewohner, wie deren Sitten und Gebräuche näher kennen zu lernen.

In den Abendgesellschaften bei dem General Morote, wo ein Flor der Damen der ersten Häuser verkehrte, hatte ich Gelegenheit diese Schönheiten mit ihrem alabasterweißen Teint, die einen Weltruf haben, zu bewundern, und sie zugleich von ihrer lebenslustigsten und genußsüchtigsten Seite kennen zu lernen.

Man nennt Lima „das Paradies der Frauen und die Hölle der Ehemänner“, und dies mit Recht, da die Moral der Frauen auf keiner zu hohen Stufe steht. — Das peruanische Weib ist sinnlich, gefall- und

Frauentrachten aus den Republiken
Chile und Peru.

Digitized by Google

putzsüchtig und liebt sehr auf Liebesabenteuer auszugehen, die durch die Saya y Manta (ein über den Kopf gezogenes Tuch, das so geschickt um und über den Kopf geschlungen wird, daß nur das Auge sichtbar bleibt) so sehr begünstigt werden. Dabei ist es bigott und abergläubisch und versäumt selten eine Messe.

Um nur eine Idee von dem Standpunkt der Moral in Lima wiederzugeben, will ich zwei Punkte hier anführen.

Ich war in dem Hotel Morin, dem ersten und theuersten, abgestiegen, besaß aber nicht die Mittel ein kostspieliges Leben zu führen, weshalb ich mich nach dem in der Hauptstraße gelegenen Hotel Bola de Oro, wo ich für ein freundliches Zimmer im ersten Stock und gutes Essen bedeutend weniger zu zahlen hatte, begab.

Wenn ich nun auch Anfangs mit meiner Wahl sehr zufrieden war, und eine herrliche Aussicht über die Hauptstraße und die ganze Plaza hatte, so fehlten doch auch die Schattenseiten nicht, die mich zwangen, mich nach dem in derselben Straße gelegenen Hotel Americano zu begeben.

In der Bola de Oro wurde nämlich Tag und Nacht Bank gelegt und herrschte ein sehr unruhiges Leben und tolles Treiben, infolge dessen eine große Anzahl der der Demi monde angehörende Damen unaufhörlich dieses Hotel belagerten und mir im höchsten Grade lästig wurden.

Der zweite Punkt wäre die Geburtsliste von einem Jahre in Lima, deren Zahlen deutlich von dem sinnlichen Leben erzählen, und zwar wurden geboren:

		Knaben:		
	weißer Abkunft:	indianischer Abkunft:	Neger:	
ehelich	442	142	141	= 725.
unehelich	304	176	359	= 839.
		Mädchen:		
	weißer Abkunft:	indianischer Abkunft:	Neger:	
ehelich	423	107	129	= 659.
unehelich	258	201	352	= 811.

In den Cirkeln bei General Morote erhielt ich auch sehr interessante Daten in Betreff des Heeres, das wie in Chile aus der Linie und Nationalgarde bestand. So existirte z. B. ein kolossales Mißverhältniß zwischen Soldaten und Offizieren.

Die Linie zählte zu meiner Zeit ungefähr 9000 Mann, die von fünf Marschällen, vier Divisions- und 21 Brigade-Generälen, 140 Obersten,

187 Oberst-Lieutenants, 208 Majors, 421 Capitänen und über Tausend Lieutenants befehligt wurden.

Die Rekruten stellten sich nicht freiwillig, sondern mußten durch Soldaten zusammengetrieben werden. Dabei entwischten sie nach den unzugänglichen Bergen und mußte die Regierung ihre Zuflucht oft zu einer List nehmen, um nur die nöthigen Mannschaften zusammenzubringen. So war u. A. einmal eine Bekanntmachung erlassen worden, daß in dem und dem Ort die heilige Jungfrau Blut schwitze, und von Nah und Fern war Alt und Jung, Männlein und Weiblein herzugeströmt, um dies Wunder zu sehen. Dies war aber nur eine Falle gewesen, und während vorn Alles herzu- und entgegengesetzt wieder hinausströmte, wurden dabei die jungen kräftigen Burschen ergriffen und als Vaterlandsvertheidiger mit hinweggeführt.

Wie überaus reich Lima früher und zum Theil jetzt noch ist, bekundet wohl, daß als der letzte Vicekönig einzog, die Straße, in welcher ich wohnte, mit gediegenen Silberbarren gepflastert war, welche einen Werth von mehreren Millionen repräsentirten und von den reichen Privat- wie Kaufleuten, Bergwerks- wie Gutsbesitzern leihweise geliefert worden waren, ferner der große Reichthum, der in Kirchen und Klöstern angesammelt war, von dem ein großer Theil jetzt allerdings verschwunden ist.

Um eine Idee von der Finanzwirthschaft dieses Landes zu geben, welches 10—12 Millionen Pesos allein aus dem Guano bezog, führe ich hier an, daß ein Präsident, als er eines Abends gegen 10,000 Pesos im Spiel verloren, einfach einen Check auf die Staatskasse ausstellte. Als dieser ihm nun am nächsten Morgen zum Gegenzeichnen präsentirt wurde, war er nicht wenig erstaunt, daß dieser auf 15,000 Pesos lautete. Darüber befragt, antwortete ihm der Secretär, daß es ursprünglich nur 10,000 Pesos gewesen wären, da er aber auch gerade 5000 Pesos gebraucht, so habe er der Einfachheit halber erstere Summe um letztere erhöht. Der Check erhielt die Namenszeichnung des Präsidenten und so wurden 15,000 Pesos für Privatzwecke aus der Staatskasse gezahlt.

Was das Klima anbelangt, war es hier im Allgemeinen sehr heiß, es regnete nie, vom September bis März herrschte große Trockenheit und die übrige Zeit nur Nebel, weshalb die Häuser auch nur mit flachen Dächern versehen sein konnten.

Der Gesundheitszustand war kein besonders guter und erstreckte sich das gelbe Fieber von Panama oft hierher und erforderte viele Opfer.

Digitized by Google

— Besonders unbequem war aber das ewig hier grassirende Fieber „Tertiana“ genannt, von welchem auch ich viel zu leiden hatte.

Wenn ich meine Verwunderung schon in Callao über die verschiedenen Menschenracen, die da leben, ausgedrückt habe, so war dies hier noch vielmehr der Fall.

Lima war von Negern und Chinesen fast überschwemmt, was eine Folge der im Jahre 1855 aufgehobenen Sklaverei war. Fast alle Neger verließen damals die großen Güter und Plantagen, wodurch die Gutsbesitzer in größte Verlegenheit geriethen, indem sie keine Arbeitskräfte besaßen, ihre Ernte einzuheimsen.

Andererseits zogen die Neger nun zu Tausenden nach Lima, und da so viele keine Beschäftigung finden konnten, entstand Raub, Mord und Todtschlag, so daß das Standrecht proklamirt werden mußte und täglich auf der Plaza de Inquisition Neger erschossen wurden.

Die Gutsbesitzer, um sich zu helfen, ließen nun Chinesen kommen, und kamen diese durch Gesellschaften, die sich gründeten, zu Tausenden in Callao an. — Gewöhnlich brachte ein Schiff drei bis fünf Hundert.

Weil Sklavenhandel verboten, wurde das Geschäft auf andere Art arrangirt. Jeder Chinese mußte nämlich für die Ueberfahrt sich verpflichten, sieben Jahr zu arbeiten bei freier Kost, Wohnung, Kleidung und sieben Pesos monatlich. Wenn nun ein Schiff in Callao landete, brachte der Capitän die am Bord befindlichen Chinesen an einem Tage, der durch die Zeitungen bekannt gemacht worden war, nach Lima und war ich sehr oft Zeuge, wie sie auf dem Bahnhof in Lima in Reih und Glied aufgestellt waren und nun die Bewohner Limas, wie Berg- werks- und Gutsbesitzer vom Lande kamen, und nachdem sie die für sie passenden heraus gesucht, für die oben angegebene Zeit für 250 bis 300 Pesos pro Mann kauften.

Der Chinese hat den Aberglauben, daß er nur in den Himmel gelangen kann, wenn er in seiner Erde ruht, weshalb es allgemein Sitte unter ihnen war, ihre ersten Ersparnisse bei ihrem Consul zu deponiren, um daß im Fall, wenn sie stürben, ihre Leichen nach China gebracht würden, und wurde mir versichert, daß ganze Schiffsladungen von Leichen nach China gebracht worden seien.

Da der Chinese ungemein sparsam lebt, hat er sich, nachdem er seine sieben Jahre abgedient und vollkommen frei wird, regelmäßig 400 bis 500 Pesos erübrigt, womit er sich nach Lima begiebt und daselbst ein Geschäft, gewöhnlich ein Frühstückslokal, etablirt.

Dadurch gab es in Lima ganze nur von Chinesen bewohnte Straßen, die sich durch den daselbst herrschenden Opiumgeruch und durch als Leckerbissen ausgehangene Ratten &c. auszeichneten.

Die Geistlichkeit, die infolge der hier befindlichen 60 Kirchen und einigen 20 Klöstern massenhaft vertreten war, führte ein ausschweifendes Leben, war namentlich dem Spiel sehr ergeben und stand auf einer viel niedrigeren Stufe als die chilenische.

In Lima gab es unzählige Spielhöllen, die in viele Klassen zerfielen und deren jede für sich abgeschlossen war, so daß in der einen, wo die Generäle, Obersten, die hohe Geistlichkeit und Bankiers vertreten, die Kaufmannschaft und der gut situirte Bürger keinen Zutritt hatte, und aus diesen letzteren Kreisen wieder der weniger Bemittelte ausgeschlossen war, der wieder speciell unter sich verkehrte — aber überall war die Geistlichkeit aller Orden und Farben vertreten. — Selbst in einem Kloster hatten sie eine Spielbank etablirt, und wie groß ihre Spielwuth, war daraus zu ersehen, daß sie sich oft nach durchwachter Nacht von der Spielbank direct nach der Kirche begaben, um die Messe zu celebriren. Man erzählte mir ferner, daß sie, um ihren Lastern zu fröhnen, aus den Altargegenständen die Edelsteine herausgebrochen und durch Glas ersetzt hatten.

Ihr Oberhaupt, der Erzbischof, war ein Greis von einigen neunzig Jahren, und wie allgemein bekannt Besitzer von 12 Millionen Pesos Vermögen. Aber trotz seines kolossalen Reichthums war er ungemein geizig und weder wohlthätige Anstalten noch Arme empfingen irgend eine Unterstützung.

Dagegen erhielt er von bigotten Frauen zur Kräftigung und Erhaltung seiner Gesundheit viele Leckerbissen, an denen er sich aber aus zu großem Geiz nicht erquickte, sondern sie auf dem Markte noch veräußern ließ. — So kam es einmal vor, daß er einen Truthahn dreimal hintereinander als Geschenk erhielt und ihn auch dreimal veräußern ließ, als er denselben aber zum viertenmal zu Gesichte bekam, er ihn endlich, wenn auch mit schwerem Herzen, braten ließ.

Was die Klöster betrifft, war das bedeutendste und größte das von San Pedro, der frühere Hauptsitz der Jesuiten an der ganzen Westküste von Süd-Amerika, in welchem sie ihre Baarschätze aufbewahrten.

Da General Morote Chef der Nationalgarde war und seine Bureaus sich in diesem Kloster befanden, hatte ich besonders Gelegenheit dieses großartige alte Kloster kennen zu lernen.

Digitized by Google

Wenn mich einestheils mehrere in den langen Corridoren dieses Klosters befindliche große Bilder, auf welchen die Jünger Jesus als Missionäre ermordet wurden, wie die vielen in der Bibliothek befindlichen von ihnen verfaßten Manuscripte und ausgezeichneten Werke mit Ehrfurcht und größter Bewunderung erfüllten, so bemächtigte sich meiner anderntheils nach den erhaltenen verbürgten Nachrichten über ihre Habsucht und empörende Sittenlosigkeit und den nach ihrem Wahlspruch: „Der Zweck heiligt das Mittel!" verübten Thaten ein anderes Gefühl, denn ihr Thun und Treiben war derart, daß junge Frauen und Mädchen sich dem Beichtstuhl in San Pedro nicht mehr nahen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von den galanten Jüngern Loyolas entehrt zu werden.

Da die Jesuiten aber ihre Beichtkinder nicht verlieren wollten, wurde zur Beruhigung der Väter und Gatten die Mauer des Hauptschiffs dieser Kirche nach dem Nebenschiff zu durchbrochen und die Beichtstühle der Patres derart im Haupttempel angebracht, daß sie von nun an die Beichte der Frauen und Mädchen durch die dicke Mauer hörten. Diese Einrichtung existirt heute noch und wird jedem Fremden zur Erinnerung an die galanten Väter der Gesellschaft Jesu des vorigen Jahrhunderts gezeigt.

Ebenso wie in Chile wurden auch hier die Jesuiten plötzlich durch einen Befehl des Königs von Spanien verhaftet, ihre Klöster und Güter eingezogen und sie nach Europa gebracht.

Welcher Fanatismus auch hier herrschte, wird dadurch bezeugt, daß die Geistlichkeit dem Director des Leihamtes, Herrn Hahn aus Breslau, der ein Jude war, das Begräbniß verweigerte. — Eine seiner Freundinnen aber sorgte durch bedeutende Geldopfer dafür, daß er noch getauft wurde, worauf er 24 Stunden öffentlich in der Kirche im Büßergewande ausgestellt wurde.

Ich begleitete ihn auch zur letzten Ruhestatt nach dem Kirchhof, der von denen, die ich bis jetzt gesehen, ganz abweichend angelegt war. — Die ganze zehn Morgen große Fläche war ein herrlicher Garten mit schönen Alleen und Blumenbosquets und kein Grabhügel, kein Kreuz, wie anderwärts, war zu erblicken. Das Ganze war von einer acht Fuß dicken hohen Mauer umzogen, in der sich drei Reihen Nischen befanden, in welche die Särge hineingeschoben und dann vermauert wurden. Auf diese Weise gingen die Leichen nicht in Verwesung über, sondern schrumpften zu Mumien zusammen.

Sobald der Präsident zurückgekehrt war, stellte mich der General Morote demselben vor, und nachdem ich ihm mein Project in Bezug auf die Ausgrabungen in Callao mitgetheilt, versprach er mir beste Unterstützung, verlangte jedoch von mir, daß ich ihm erst einen ausführlichen Plan unterbreiten sollte.

Um diesen aufzunehmen, begab ich mich sofort nach Callao, miethete mich dort im Hotel Americano ein, und begann sofort die Arbeiten.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, daß man dieses ganze Terrain von Callao aus übersehen und nur mit Lebensgefahr betreten konnte, da ein so großer Aberglaube in Callao herrschte, daß wenn da Ausgrabungen vorgenommen würden, das neue Callao untergehen würde, und die unteren Schichten der Bevölkerung, besonders die Neger, derart fanatisirt waren, daß Jeder, der es wagte, unbarmherzig niedergeschlagen wurde, welches Schicksal zwei englische Matrosen bei ihrem Unterfangen, Ausgrabungen vorzunehmen, mit dem Leben bezahlt hatten.

Durch Bemühungen des General Morote hatte ich Ansichten und Grundrisse der untergegangenen Stadt erhalten, außerdem war ich an einen Eingeborenen Namens Torres empfohlen, der im Besitz sehr interessanter Daten war, und war nun meine Hauptaufgabe, alle Straßen und Plätze und besonders die Münze, in welcher laut Nachrichten Millionen liegen sollten, genau festzustellen.

Um das Ziel zu erreichen, mußte ich meine Zuflucht zu einer List nehmen und zog daher jeden Morgen mit mehreren Leuten mit dem photographischen Apparat hinaus, um Ansichten aufzunehmen, und als ich mich durch Compaß ꝛc. gehörig orientirt, konnte ich nun daran denken, das eigentliche Ausgrabungs-Terrain zu betreten.

Ich verabredete nun mit Herrn Torres, der das lebhafteste Interesse für mein Unternehmen hegte, in einer der nächsten Nächte den Ruinen einen Besuch abzustatten.

Es war eine sehr nebelige und finstere Nacht, als wir heimlich aus Callao schlichen, um uns mit zwei chilenischen Bergleuten, die ich engagirt und die die nöthigen Werkzeuge, Lichte, Lebensmittel, wobei auch der berühmte Pisco nicht fehlte, mit sich führten, am Meeresufer zu vereinigen und uns nach den Ruinen zu begeben.

Wir durchkreuzten die ganze Schädelstätte von West nach Ost, und als wir die Trümmer des zunächst gelegenen Klosters erreichten, fanden wir eine noch ziemlich gut erhaltene Treppe, die nach dem Inneren hinab führte. Unten angekommen, bemerkten wir, daß wir uns in einer

Todtenkammer befanden, wo eine Menge Särge standen. — Ein Theil war noch gut erhalten, aber erbrochen, und die Leichen ihres Schmuckes beraubt. Der größere Theil war aber zerfallen und die Gerippe und Schädel lagen wild durcheinander am Fußboden umher.

Da wir hier nichts Besonderes vorfanden, setzten wir nach kurzer Zeit unseren Weg fort und erreichten nach nur einigen Hundert Schritten die Ruinen eines zweiten Klosters, von wo aus ich meine Ausgrabungen vornehmen wollte.

Das Terrain sondirend, fanden wir hier eine kleine Oeffnung, die nach dem Innern führte, wodurch aber kaum ein Mensch kriechen konnte, und am Fußboden bemerkten wir ebenfalls Särge, die in zwei Reihen übereinander standen.

Der eine der Bergleute kroch zuerst hinein, und unten angekommen machte er Licht, ordnete die Särge besser, wonach auch ich glücklich unten anlangte. Als jedoch mein Begleiter, Herr Torres, der sehr groß und stark war, hineinkroch, schrie er plötzlich laut auf, da er stecken geblieben war und nicht vor- noch rückwärts konnte und mußten ihn die Bergleute förmlich herausarbeiten. Als er nun den oberen Sarg betrat, brach dieser durch die Last ganz zusammen und mein Gefährte befand sich plötzlich auf dem Gerippe sitzend.

Für furchtsame Personen war der Aufenthalt an diesem Ort, wo uns so viele Gerippe und Schädel ob unserer Verwegenheit, sie in ihrer Ruhe zu stören, anzustieren schienen, nicht sehr einladend, besonders wenn man noch bedenkt, daß, wenn unsere Spur verfolgt und unser Vorhaben verrathen, wir, wie es bereits vorgekommen war, ohne Gnade von den fanatischen Negern niedergeschlagen worden wären.

Nachdem ich diese Räume genau untersucht hatte, handelte es sich nun vorerst darum, die Grundmauern dieses Klosters zu durchbrechen und einen unterirdischen Gang durch den interessantesten Theil der Ruinen zu führen, um hauptsächlich nach den Kellern der Münze zu gelangen, wo so große Schätze lagern sollten. Wir begannen daher sofort mit aller Kraft diese Arbeit. Zum Glück bohrten sich die Steine sehr leicht, und obwohl wir nur die kleinste Ladung Pulver anwenden konnten, um nicht durch den Knall die Aufmerksamkeit zu erregen, verfehlten diese ihre Wirkung nicht, und binnen zwei Stunden war die Mauer durchbrochen und begannen wir sofort einen Gang aufzufahren.

Da das Terrain aber nur aus aufgeschwemmtem, losem Sande bestand, bedurften wir Holz, um diesen Gang auszubauen und uns vor

dem Einsturz desselben zu sichern, wobei uns die Breter der alten Särge ausgezeichnete Dienste leisteten.

Kaum drei Fuß eingedrungen, stießen wir oben und unten und an den Seiten überall auf die verschiedenartigsten Gegenstände, als Säbel, Löffel, Gerippe und fanden auch zwei Thaler in Silber und eine Unze in Gold, und gestehe ich, obgleich daran gewöhnt, Ausgrabungen zu leiten, ich mir durchaus kein klares Bild zu machen im Stande war, auf welche Weise diese Gegenstände so durcheinander gewürfelt dahin gekommen waren, und konnte eben nur annehmen, daß hier Alles angeschwemmt worden war.

Immer weiter vordringend, und die Erde in den Ponchos wegtragend, stießen wir wiederum auf Gerippe, Messer, Geschirr, Sporen, auch auf einen kleinen Sarg mit einer Kindesleiche, welches von guter Familie sein mußte, da es in feinste Leinen gehüllt, die noch ganz erhalten waren.

Das wenige bis jetzt bearbeitete Terrain berechtigte mich zu der Annahme, daß wenn ich nur Gräben von 10 bis 15 Fuß Tiefe kreuz und quer an der Oberfläche ziehen würde, ich sicher eine Menge Gold und Gegenstände, welch' letztere durch die Ingredienzen von Salpeter und weil es nie regnet gut erhalten geblieben waren, finden würde.

Als wir in bester Arbeit waren, glaubten wir von Außen ein Geräusch vernommen zu haben und da es Alle deutlich gehört, war eine Täuschung ausgeschlossen.

Sofort gebot ich die Lichter auszulöschen und größte Ruhe zu beobachten, und nachdem wir wohl zehn Minuten in athemloser Stille verweilt, begab ich mich in Begleitung des Peruaners, Beide den gezogenen Revolver in der Hand, so leise als nur möglich nach der Oeffnung, durch die wir heruntergelangt.

Als wir da angekommen einige Minuten in größter Ruhe verharrt, bemerkten wir zu unserem Schrecken durch den fahlen Lichtschein, den der inzwischen aufgegangene Mond zu uns hereinwarf, wie erst ein, dann ein zweiter Mann an der Oeffnung erschien und sich langsam zu uns herniederließen. Wenn wir Anfangs durch das plötzliche Erscheinen dieser Männer erschrocken waren, so waren es diese um so mehr, als wir plötzlich Licht machten, und sie nun vier Mann, wovon zwei mit gezogenen Revolvern, vor sich sahen. — Es stellte sich heraus, daß es Obdachlose waren, welche hier schon viele Nächte zugebracht hatten. — Nach diesem Zwischenfall begannen wir auf's Neue die Arbeit, wobei diese Männer mit Hand anlegen mußten.

Digitized by Google

Wir sollten aber auch nun nicht ungestört weiter arbeiten können, und bei der furchtbaren Aufregung, einestheils in der Hoffnung, bald einen guten Fund zu machen, anderentheils auf's Neue überrascht zu werden, erschreckte es uns nochmals heftig, als wir an der Oeffnung wiederum ein Geräusch vernahmen. — Ich glaubte Anfangs, daß es Gefährten der Strolche wären, die sich hier versammeln wollten; nachdem mir aber diese Leute bei allen Heiligen geschworen, daß sie keine Verbündeten und die Nächte allein hier zugebracht hätten, begaben wir uns sämmtlich nach der Oeffnung, um zu untersuchen, ob uns eine Gefahr drohe. Das erste, was wir wahrnahmen, war, daß der Poncho, womit wir die Oeffnung zugehangen, damit man das Licht von Außen nicht bemerke, verschwunden war. Einer der chilenischen Bergleute kroch sofort hinaus, um zu erforschen, ob sich Jemand draußen befände, kehrte aber mit der Nachricht zurück, daß er nichts Auffälliges bemerke und mußten wir deshalb annehmen, daß Jemand wahrscheinlich von den Bädern der Punta vorübergekommen, unsere Stimmen vernommen, den Poncho gestohlen und von dannen geeilt war, dieser nun aber, wenn es ein Neger, uns leicht verrathen und in die precärste Lage bringen konnte.

Als wir nun beriethen, ob wir uns nach Hause begeben, oder ob wir die Arbeit fortsetzen sollten, ertönte plötzlich dumpfer Donner, die Erde erzitterte unter unsern Füßen, Alles bewegte sich und krachte, so daß die am Boden liegenden Schädel und Gerippe Leben zu bekommen schienen, worauf wir so schnell als nur möglich die Oberfläche zu erreichen suchten. Ein starker perpenticulärer Stoß jedoch warf uns sämmtlich zu Boden und unter furchtbarem Donner und Krachen barst die Klostermauer, so daß centnerschwere Steine auf die Särge herabstürzten. Was aber dabei das Schlimmste, war die Verschüttung des einzigen Ausganges.

Noch fünf Stöße folgten hinter einander, zum Glück aber nicht so stark, sonst würden wir von der schon nach uns geneigten Mauer zerschmettert worden sein. Meine Begleiter lagen sämmtlich auf den Knieen, ihr Misericordia rufend und sich vor die Brust schlagend. Zum Glück ging das Erdbeben schnell vorüber, so daß wir bald an unsere Rettung denken konnten.

Unsere Lage war sehr ernst, denn wenn wir uns aus dieser Gruft nicht einen Ausweg bahnen konnten, mußten wir hier Hungers sterben, erreichten wir aber durch angestrengte Arbeit glücklich die Oberfläche, so drohte uns eine zweite Gefahr, nämlich daß unsere Arbeiten verrathen und wir von den fanatischen Negern erschlagen würden.

Vorerst versuchten wir natürlich den Ausgang wieder frei zu machen. Diese Versuche mißglückten jedoch total und hätten uns beinahe Allen das Leben gekostet, denn als es uns gelungen, nur einen dieser Steine zu entfernen, krachte und bewegte sich die ganze geborstene Mauer, und durch das herabkommende Gerölle wurden wir in eine solche Staubwolke gehüllt, daß wir kaum athmen und die nächsten Gegenstände erkennen konnten. — Hier war also keine Rettung möglich!

Sofort schritten wir nun zu dem am besten geeignetsten Mittel, uns von dem Gange aus, den wir gearbeitet, durch den losen Sand bis zur Oberfläche hindurch zu arbeiten. — Aber auch dies bot große Schwierigkeiten, indem durch die Erschütterung des Erdbebens der Gang völlig zusammen gestürzt war. Als wir den Sand heraus zu schaffen begannen, kamen immer neue Massen hernieder, und nachdem wir während einigen Stunden mit größter Anstrengung fortgearbeitet hatten und bereits ein großer hohler Raum entstanden war, entdeckten wir zu unserem Schrecken, daß unseren Arbeiten ein Ziel gesetzt, und daß wir auf eine gewölbte Decke gekommen waren, die zu durchbrechen unser Arbeitszeug zu schwach war.

Unter diesen Umständen waren wir gezwungen, den Gang horizontal aufzufahren, bis wir das Ende der Steindecke erreichten und da wir zu diesem Ausbau besonders viel Holz bedurften, waren wir genöthigt die noch in gutem Zustande befindlichen Särge zu dem Zwecke zu verwenden.

Nachdem wir zu dieser Arbeit viele Stunden gebraucht, aber auch dies Bemühen bisher vergebens gewesen und wir noch kein wesentliches Ziel erreicht, wir auch total erschöpft und unsere Hände derart voller Blasen waren, daß wir nur noch abwechselnd thätig sein konnten, überkam uns Alle eine vollständige Muthlosigkeit und resignirt legten wir unser Handwerkszeug bei Seite. — Unzählige werthvolle Gegenstände lagen zu unsern Füßen, doch wer hätte in einer solchen Situation, als wir uns befanden, daran gedacht, diese zu sammeln!

Fast zwei Tage und zwei Nächte befanden wir uns in dieser Gruft, wo infolge des Staubes eine furchtbare das Athmen erschwerende Luft herrschte, das letzte Licht war dem Verlöschen nahe, Hunger und Durst begannen uns zu quälen, und so bereiteten wir uns zum Tode vor, denn wir waren gänzlich entkräftet und von oben her war ja keine Hilfe zu erwarten, da kein Weg über die verfluchte Stätte führte.

Meine Gefährten knieeten am Boden und riefen ihre Schutzheiligen um Hilfe an, und ich gestehe, daß auch ich Gott um Rettung und schnellen Tod bat.

Wir hatten uns vorgenommen, daß nachdem sich alle unsere Anstrengungen als fruchtlose herausstellen würden, wir noch das letzte Mittel versuchen wollten, den Stein vom Ausweg, der mit der bereits nach uns zu geneigten Mauer in Verbindung stand, hinweg zu räumen, der, wenn uns das gelingen würde, ohne der Mauer dabei einen Halt zu nehmen, uns wohl das Tageslicht erblicken ließ, andererseits uns aber auch in die Gefahr eines sicheren Todes bringen würde.

Doch wenn die Noth am größten, ist die Hilfe am nächsten, denn plötzlich vernahmen wir von der Oberfläche her ein Geräusch. — Wir lauschten fast athemlos und entdeckten zu unserer unbeschreiblichen Freude, daß dies Geräusch ein anhaltendes war und erkannten, daß man von Außen arbeitete nach hier zu dringen. Wir schrieen sämmtlich aus Leibeskräften, um unsere Anwesenheit kund zu thun.

Ich kann unser Glück nicht beschreiben, als wir auf unsere Rufe Antwort vernahmen und die Arbeiten mit doppelten Kräften fortgesetzt wurden. Nach etwa einhalbstündiger Arbeit stürzte eine große Sandwand nach uns hernieder, die uns, wenn wir nicht schnell zurückgewichen wären, uns Alle verschüttet hätte. Als der Staub sich verzogen, erblickten wir durch die entstandene Oeffnung das Tageslicht und unsere Befreier.

Durch die uns zugeworfenen Lazos wurden wir glücklich einer nach dem anderen aus diesem Grabe hervorgezogen, und ist wohl kaum zu beschreiben, wie wir vor Freude und Entzücken einem Jeden um den Hals sprangen, um für unsere Befreiung zu danken.

Nachdem wir uns nur etwas erholt und uns an den von unsern Rettern mitgebrachten Speisen erquickt hatten, begaben wir uns nach Callao, auf welchem Wege dahin wir den Sachverhalt unserer Rettung erfuhren.

In dem großen Seebad-Etablissement in der Punta wurde nämlich oft bis in die Nacht hinein gezecht und gespielt. Einer dieser Spieler hatte nun an dem Abend, wo wir in die Gruft hinabgestiegen waren, den kürzeren Weg über die Schädelstätte gewählt; als er an den Ruinen des Klosters vorübergekommen, hatte er einen Lichtschein aus der Klostergruft bemerkt und, nachdem er den Poncho entfernt, unsere Arbeiten beobachtet. — Fürchtend, daß wenn wir unsere Arbeiten entdeckt sähen, er von uns ermordet würde, war er unter Mitnahme des Ponchos in größter Eile nach Callao geeilt und hatte seine Entdeckung unter Vorzeigung des Ponchos bekannt gemacht; Niemand hatte sich aber infolge des stattgehabten Erdbebens hinaus gewagt.

Am nächsten Tage begab er sich mit vielen Negern dahin, da aber an der Stelle, die er bezeichnet, keine Oeffnung zu finden, er auch als Trunkenbold bekannt war, schrieben sie seine Aussagen einer Vision zu und bläueten ihm das Fell gewaltig durch, weil er sie belogen hatte.

Das Gerücht war auch zu Ohren von Bekannten des Herrn Torres, der vermißt worden war, gekommen, und da sie von dessen Verkehr mit mir und meinen photographischen Aufnahmen wußten, kam ihnen der Gedanke, daß wir in den Ruinen gearbeitet und bei dem Erdbeben verschüttet worden seien — und so wurden sie unsere Retter.

Unser Unternehmen blieb aber nicht verschwiegen und verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Callao wie auch in Lima, und alle meine Bekannten wie auch der Intendant suchten mich sofort auf, um das Erzählte von mir persönlich zu hören.

Nur dem Umstand, daß man unser Unglück für eine gerechte Strafe des Himmels für unser Unterfangen betrachtete, verdankten wir, daß die fanatische Negerbevölkerung davon absah an uns Rache zu nehmen. — Ihr Aberglaube wurde aber durch diesen Vorfall auf's Neue angefacht und bekräftigt

Am nächsten Tage begab ich mich nach Lima zurück und sofort zum Präsidenten, dem ich das aufgenommene Terrain und mein diesbezügliches Project unterbreitete. Letzteres bestand darin, daß ich eine Compagnie gründen wollte, welche mir das nöthige Capital zur Disposition stellen sollte, um diese Ausgrabungen zu Land und zu Wasser bewerkstelligen zu können, auch ein Privilegium vom Staate beanspruchte, wodurch ich nicht nur allein das Recht der Ausgrabungen ausüben, sondern auch die bewaffnete Macht mich gegen das Volk beschützen solle. Ebenso sollte die Geistlichkeit angewiesen werden von den Kanzeln herab gegen diesen Aberglauben zu predigen und darauf aufmerksam zu machen, daß gerade durch mein Unternehmen die Bevölkerung von Callao Nutzen haben würde.

Ich dagegen verpflichtete mich den vierten Theil von Allem, was ich fände der Stadt Callao zu übergeben, welche durch speciell angestellte Beamte meine Arbeiten controliren lassen konnte. Ferner wollte ich inmitten dieser Ebene eine Kirche erbauen und Geistliche dotiren, damit für die mit der Stadt Untergegangenen Seelenmessen gelesen werden

Digitized by Google

könnten. Ferner ein Beinhaus errichten, um alle zerstreut umherliegenden Gebeine und die, die ich bei den Ausgrabungen finden würde, da zu vereinigen; und endlich wollte ich dem Erzbischof von Lima wie den Kirchen von Callao bestimmte Summen zu Seelenmessen geben.

Trotzdem der Präsident sich sehr dafür interessirte und mir alle Wege zur Erreichung meines Zieles angab, war der Fanatismus ein so kolossaler, daß es weder der Gouverneur, noch die Municipalität und selbst die Geistlichkeit nicht wagte, dasselbe öffentlich zu unterstützen und zu befürworten. Dazu kam nun noch, daß ein Ereigniß eintrat, das den Aberglauben und Fanatismus noch mehr bestärkte.

Wie erwähnt gab es in Callao am Strande entlang eine Menge Seebad-Etablissements, von denen sich das eine draußen an der äußersten Spitze, Punta genannt, befand.

Das bedeutendste dieser Etablissements lag in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und war täglich von Hunderten aus Callao und Lima besucht, und herrschte daselbst ein reges Leben und Treiben.

Das Etablissement war im Quadrat auf im Meere eingerammten Pfählen nur von Holz errichtet und durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden. Auf der vorderen Seite befand sich ein breiter Balkon, auf welchem unzählige Sophas und Stühle unter dem Schatten in Kübeln gezogener Orangen- und Myrthenbäumen standen. Im Innern gab es mehrere Säle mit Kaffee, Restaurant, Billard, und inmitten des Ganzen befand sich ein Bassin für Schwimmer und ringsherum unter bedeckten Gängen über hundert Badezellen.

An einem herrlichen Nachmittag, wo das Meer ganz still und man selbst das Brechen der Wellen am Strande nur schwach vernahm und eine große Hitze herrschte, sich über 300 Personen hier befanden, deren ein Theil auf dem Balkon, der andere in den Wellen sich erfrischte — auch ich war eben in mein Bad gestiegen — stürmte plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel eine kolossale Woge gegen dies Gebäude, daß alles erzitterte und erbebte und die Balken aus den Fugen gerissen zu sein schienen. Alles was sich oben befand stürzte unter furchtbarem Angstgeschrei über die Brücke dem Lande zu, wobei die Geländer eingedrückt wurden und Viele ins Meer stürzten, von da aber, wenn auch durchnäßt, glücklich ans Land kamen.

Schlimmer aber sollte es denen ergehen, die sich im Bade befanden. Denn als sie sich in der größten Aufregung und Angst anzukleiden begannen, stürmte bereits eine noch mächtigere Welle gegen das Haus, so daß dasselbe unter furchtbarem Donner und Krachen zusammenbrach und Alles unter sich begrub.

Es ist nicht zu beschreiben, welches Angstgeschrei von den vielen unter den Trümmern Liegenden und so vielen Verwundeten erscholl und welche herzzerreißenden Scenen sich darboten.

Ich selbst, nur in Unterbeinkleidern, konnte nur mit der größten Lebensgefahr mich durch die unzähligen Breter und Balken hindurcharbeiten, wobei ich mich auch schwer verletzte, und da die Verbindungsbrücke ebenfalls zertrümmert war, mußte ich mich ins Meer stürzen, um das Land schwimmend zu erreichen.

Hunderte von Menschen, besonders Arbeiter von dem nahen Bahnhofe, waren sofort zur Stelle, und mit größter Aufopferung und eigner Lebensgefahr suchten sie Hilfe zu bringen und diese Opfer dem Tode zu entreißen.

Welch' schrecklicher Anblick bot sich nun dar! — Unzählige waren bereits ertrunken und wurden ihre Leichen nach dem Strande getrieben; Unzähligen waren aber Arme und Beine gebrochen oder die Brust eingedrückt und schrieen sie unter den Trümmern hervor um Hilfe. Da sah man auf einigen noch verbunden schwimmenden Balken Gruppen, die sich mit übermenschlicher Kraft anklammerten, um nicht von den hochgehenden Wogen ins Meer gespült zu werden. — Viele wurden durch ihnen rechtzeitig zugeworfene Lazos ans Land gezogen und gerettet, Viele gingen jedoch unter.

Während all' dieser schrecklichen Scenen und Rettungsversuchen erscholl plötzlich der hundertstimmige Ruf hoch vom Ufer herab: „Rette sich wer kann, das Meer bricht ein!" und Alles verschwand landeinwärts bergan, denn weit vom Westen her hatten sie einen kolossalen Wasserberg nach dem Strande sich zuwälzen sehen. Wiederum unter größter Lebensgefahr — da ich verwundet am Ufer lag — hatte ich nur Zeit die Uferhöhe zu erreichen und landeinwärts zu flüchten, als dieser Wasserberg das Ufer erreichte und 20 Fuß hoch das Land überfluthete, einen Theil des Bahnhofes zerstörte und die Eisenbahndämme total wegwusch. —

Nachdem diese Woge sich wieder zurückgezogen, wurden die nächstfolgenden immer schwächer und schwächer, bis sich das Meer ganz beruhigte. Als man sich nun der Unglücksstätte nahte, da war nichts

mehr von dem Etablissement zu sehen, da ragten nur noch die starken Pfosten aus dem Meere, worauf es einst gestanden, und all' die Trümmer hatten die Wellen weit mit ins Meer hineingerissen, mit ihnen all' die Leichen, die herausgefischt schon am Ufer lagen, wie die vielen Ohnmächtigen, mit denen man beschäftigt gewesen war, sie ins Leben zurückzurufen.

Der Besitzer des Etablissements, Herr Terri, eine sehr geachtete Persönlichkeit Limas, mit dem ich auch befreundet war, hatte seine ganze Familie verloren, darunter ein bildschönes Mädchen von nur 15 Jahren, mit der ich noch am Morgen Piano gespielt hatte.

Viele Häuser in Callao, sowie der Bahnhof hatten auch bedeutenden Schaden durch diese Sturzwellen erlitten. — Bis in den Morgen hinein wurden viele Leichen am Ufer aufgefunden, welche von Tausenden von Menschen und den Behörden zur letzten Ruhestätte begleitet wurden.

Die Folge von dieser Katastrophe war, daß man sie meinen Ausgrabungen zuschrieb, und da es bekannt geworden, daß ich um ein Privilegium nachgesucht hatte, die alte Stadt ausgraben zu dürfen, betrachtete man sie als eine Warnung Gottes und mehr wie je befestigte sich der Aberglaube im Volke, daß wenn es geschähe, das neue Callao auch untergehen würde, denn der Untergang des alten Callao sei ein Gottesgericht gewesen, und die massenhaft im Sande liegenden Gebeine wären von Gott verdammte Menschen, die bis zum Weltuntergang da liegen bleiben sollten.

Unter diesen Verhältnissen mußte ich natürlich das Project aufgeben und ist es einer anderen Generation vorbehalten diese Schätze ans Tageslicht zu befördern.

Am nächsten Tage begab ich mich nach Lima, wo ich den Abend mit General Morote beim Präsidenten zubrachte, welch' Letzterer mir, da dieses Unternehmen fehlgeschlagen, dringend anempfahl, als Aequivalent durch Lima eine Pferdebahn zu bauen, wozu er mir seine ganze Unterstützung zusagte. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, nivellirte und planirte das Terrain und setzte mich mit dem Ingenieur, der die Valparaisoer Pferdebahn gebaut hatte, in Verbindung.

Ich lernte nun Lima, seine Eingeborenen und die Eingewanderten kennen. — Auch besuchte ich sehr häufig den Präsidenten, wo ich mit dem deutschen Ingenieur Blum bekannt wurde, welcher mit einer Nichte desselben verheirathet war.

Sehr befreundet war ich auch mit Herrn Damian von Schütz, aus der Gegend von Frankfurt a. M., welcher einige Jahre vorher auf die glänzendsten Versprechungen, die ihm der damalige Präsident General-Feldmarschall Castilla gemacht hatte, über 300 Deutsche — etwa 200 Tyroler und 100 Rheinländer — als Colonisten nach hier gebracht hatte, um im Innern von Peru eine Colonie zu gründen. Als er mit diesen in dem nächsten peruanischen Hafen anlangte, waren aber nicht die geringsten Anstalten getroffen, um diese Colonisten von Seiten der Regierung nach dem Innern zu befördern.

Unter den größten Strapazen, Hunger und Durst, unternahmen nun die Deutschen den acht Tagereisen entfernten jenseits der Cordilleren belegenen Ort Pozuzo zu Fuß zu erreichen, auf welchem Wege der größte Theil durch die Einwirkungen des Fieber-Klimas zu Grunde ging. Nur ein kleiner Theil langte daselbst an und diesen geht es heutigen Tages sehr gut.

Des Sonntags besuchte ich gewöhnlich mit meinen Bekannten, die Stiergefechte und Hahnenkämpfe, welche beiden Belustigungen sich hier fest eingebürgert hatten, und von der ganzen Bevölkerung Lima's besucht wurden. —

Auch nach Chorillos fuhr ich öfters, welches man mit der Eisenbahn in einer halben Stunde erreichte. Dieser Ort lag sehr romantisch, terrassenförmig vom Meere aufsteigend, wo sich viele Villen befanden, in welchen die reichen Familien Lima's die heiße Jahreszeit zubrachten und sich durch Seebäder stärkten. Ein besonderes Leben und Treiben herrschte deshalb hier, weil unzählige Spielbanken etablirt waren.

Früher als noch keine Eisenbahnverbindung existirte, kamen die jungen Leute Lima's nach diesen Bädern zu Pferde, um sich hier zu zerstreuen und kehrten des Nachts nach Lima zurück. — Wenn auch die nächste Umgebung Lima's der vielen beschäftigungslosen Neger wegen sehr unsicher war, so hatte man von diesen doch weniger Raubanfälle zu fürchten, als von einer andern Art Räuber, die diese Wege unsicher machten. Dies waren Leute von guter Familie, die durch leichtsinniges Leben und Spiel ihr Vermögen vergeudet hatten, und nun zu diesem Handwerk ihre Zuflucht nahmen und wegelagerten, und sobald eine nur aus wenigen Personen bestehende Cavalcade nach Lima heimkehrte, sie attaquirte und ihres Geldes beraubte. Es kam dabei aber höchst selten zu blutigen Scenen, da die Angreifenden stets in der Mehrzahl waren und nur mit größter Höflichkeit die Börsen abverlangten.

Viel Heiterkeit erregte es in Lima, als einst der Besitzer der Eisenbahn, Senor Gandamo, ein Mann von 4—5 Millionen Pesos Vermögen, der durch seinen Geiz berüchtigt war, auch eines Abends mit mehreren Freunden von Chorillos zurückkehrte, angehalten und mit allen Andern der Baarschaft beraubt wurde, da er aber nur wenige Real bei sich führte, wenig verlor. Auf Vorhalten Einiger, daß sie nun nicht mehr die Mittel hätten, den Abend in Lima vergnügt verbringen zu können, ließ sich der generöse Anführer bewegen, Jedem zwei Unzen auszuzahlen, und nachdem er ihnen einen vergnügten Abend gewünscht, sprengte er mit seinen Leuten davon. Der Millionär Gandamo hatte nun, während Alle ziemlich bedeutende Verluste erlitten, 2 Unzen verdient. —

Da es in Lima des seichten Flusses halber keine guten Bäder gab, begaben sich die reichen Familien nach auswärts, die ärmere Classe aber, die hierzu nicht die Mittel hatte, mußte sich bescheiden, in einem Nebenarm des Rimac, welcher in einer der Vorstädte am Fuße eines schroffen Felsenhügels vorüberzog, zu baden. Von diesem Felsenhügel, von welchem nebenstehendes Bild auch aufgenommen ist, genoß man eine entzückende Aussicht auf Lima, weithin auf den Fluß Rimac, wie auf erwähnten Nebenarm, der sich nur 150 Schritt davon befand.

Dieser Felsenhügel war ein sehr besuchter Ausflugsort und oft lagerte ich da im Schatten eines Felsens und bewunderte die herrliche Stadt mit ihren Thürmen und im Vordergrunde die herrlichen Plantagen von Palmen und Bananen. Was aber dieser Landschaft ein besonders anziehendes Gepräge gab, waren die Bäder, in denen man zu jeder Tageszeit Hunderte von Menschen finden konnte, welche sich im Schatten der Bäume in der kühlenden Fluth erfrischten, und hatte man da die beste Gelegenheit höchst interessante Naturstudien zu machen, denn alle Menschenracen, die Lima in sich vereinigte, fanden sich auch hier zusammen — vom tiefsten Schwarz bis zum blendendsten Weiß und Braun in allen Schattirungen, Männer und Frauen, Alt und Jung, Knaben und Mädchen, fast im Naturkleide.

Nachstehender Fall, der einen traurigen Ausgang nahm, ereignete sich auch während meines Aufenthalts. — Der Bruder des Erzbischofs, Besitzer von acht Millionen Pesos Vermögen, hatte zwei hübsche Töchter. Ein

deutscher Zahnarzt, der sich in Lima ein hübsches Vermögen verdient, hatte sich in eine derselben sterblich verliebt und, um sie immer sehen zu können, seine Officin gegenüber der Wohnung derselben etablirt. — Da es dem Portier des Millionärs nicht entgangen war, wie sehr sich der Zahnarzt für seine junge Gebieterin interessirte, hatte er sich ihm eines Tages genähert und ihm unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit mitgetheilt, daß seine Gebieterin das größte Interesse für ihn habe, daß sie sich aber jetzt noch nicht nähern dürften, weil sie von ihrem strengen Vater, der sie nach seinem Willen verheirathen wolle, überwacht würde. Um in brieflichen Verkehr treten zu können, bedürfe sie der Unterstützung der Dienerschaft, deren Schweigen sie aber nur durch Geldgeschenke erkaufen könne, und da ihr Vater sehr geizig, bitte sie ihn ihr zu diesem Zwecke einige Hundert Pesos zukommen zu lassen.

Auf das Freudigste überrascht, hatte er dem Portier das Geld sofort übergeben, wofür er dann zärtlichste Worte der Liebe und des Dankes erhielt, in welchen sie ihm versicherte, daß sie ihm so bald als möglich ein Rendez-vous geben wolle, er aber Geduld haben müsse, bis ihr Vater verreise.

In der nächsten Zeit entstand nun ein steter Briefwechsel und sandte er ihr fortwährend werthvolle Geschenke. — Es vergingen einige Monate und immer wurde er vertröstet; während der Zeit hatte er bereits einen Werth von einigen Tausend Pesos theils in Baarem, theils in Geschenken gesandt.

Da dieser Glückliche nun durch sein Gebahren die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft erregt hatte, so blieb es dem Vater seiner Schönen auch nicht verborgen und erschien dieser eines Tages sehr entrüstet bei ihm, um sich die Kußhände, die er seinen Fenstern zusandte, zu verbitten und ihn wegen seines Benehmens zur Rede zu stellen. Der verblüffte Zahnarzt erwiederte ihm nun, daß er die ernstesten Absichten auf seine Tochter habe und auch von dieser leidenschaftlich geliebt werde, was die vielen von ihr empfangenen Briefe bewiesen und um die ihm gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen, bitte er gleich um die Hand derselben. — Noch entrüsteter als er gekommen, verließ er mit diesen Documenten den Zahnarzt und eilte in sein Haus zurück, wo sich denn bald herausstellte, daß die sämmtliche Dienerschaft den Zahnarzt dupirt und die Geschenke für sich verwendet hatte; die junge Gebieterin wußte nicht das Geringste davon.

Sämmtliche Dienerschaft wurde sofort verhaftet und zu mehreren Monaten Gefängniß verurtheilt; der bedauernswerthe Liebende aber

Digitized by Google

wurde in Folge der furchtbaren Enttäuschung wahnsinnig, und nachdem er Alles zum Fenster hinausgeworfen, hatte er wie alle Irrsinnigen, die Manie alle Kleider vom Leibe zu reißen, worauf er im Naturgewande auf dem Balkon herumspazierte und seiner Angebeteten Kußhände zuwarf.

Er wurde darauf nach dem Hospital gebracht, entfloh aber nach einiger Zeit und eilte im Naturzustande durch die Stadt dem Hause seiner Angebeteten zu, wo er wieder und zwar für immer festgenommen wurde. —

/In die Zeit meines Aufenthalts in Peru fiel auch das Volksfest die „Chaya", eine dem Carneval in Rom ähnliche Volksbelustigung, bei der es namentlich in Callao am Tollsten zuging. — Um das Fest kennen zu lernen und mich eventuell daran zu betheiligen, fuhr ich von Lima mit der Eisenbahn nach Callao, wo ich schon am Bahnhof ein reges und freudiges Treiben vorfand. — Auffallend war mir hier schon, daß sich Alles, Herren wie Damen, in weiße Leinen gekleidet hatte, in welchem Anzuge auch ich mich zufällig befand, und sollte ich bald den Grund dazu kennen lernen.

Kaum aus dem Bahnhof herausgetreten, wurde ich unter wüstem Gebrüll von einer Menge Neger umringt, die mir zu diesem Narrenkampfe Waffen und Geschosse anboten. — Da gab es Eier, theils in natürlichem Zustande, theils mit Mehl, Eau de Cologne und anderen Sachen gefüllt und mit allen Farben bemalt, und Spritzen von der kleinsten bis zur Handfeuerspritze, wozu natürlich die Wassereimer nicht fehlten.

Um mich dem Feste mit ganzer Lust hingeben zu können, kaufte ich von Allem und nahm auch zwei mit Wassereimern versehene Neger mit.

Nur wenige Schritte — und ein Wasserstrahl fuhr mir in's Gesicht, und während ich mir die Augen trocknete, wurde mir auch schon der Hut vom Kopfe gezogen und — knacks! auf dem Kopfe ein Ei zerdrückt, so daß mir der Inhalt zwischen den Schultern hinablief. — Zum Glück war es ein mit feinem Odeur gefülltes gewesen und die Spenderin ein hübsches, junges Mädchen, das mir ein Viva la Chaya zurief./

In den Straßen ging es höchst toll zu, und obgleich ich mich möglichst in Mitte dieser hielt, bekam ich doch unzählige Wasserstrahlen,

so daß ich bald durchnäßt war. Dies aber ging immer noch an, aber sobald man durch den auf- und abwogenden Menschenstrom gezwungen war, sich dem Trottoir zu nähern, wurde man von bereit gehaltenen Kübeln vollständig überfluthet. — Alles fand ich vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt und galt es für eine Unehre, dies an diesem Tage nicht zu sein. Niemand konnte sich der Theilnahme am Feste entziehen und wer es dennoch that und seinen Unmuth darüber auslassen wollte, wurde nur desto mehr die Zielscheibe für die Geschosse.

Unzählige Herren von wassertragenden Negern begleitet hatten vor den Häusern ihrer Angebeteten Posto gefaßt und während sie ihre Wasserstrahlen und Wurfgeschosse nach den Balkonen richteten, wurden sie von eben solchen von oben herab bombardirt, so daß kein trockener Faden an ihnen war.

Welches Getöse durchschwirrte die Straßen und wie war Alles zugerichtet! Menschen und Häuser trieften vom Wasser und überall waren die Spuren vom Inhalt der Wurfgeschosse zu bemerken, dabei war die Luft von den feinsten Wohlgerüchen erfüllt.

Am Strande ging es noch toller zu als in den Straßen, denn hier begnügten sich die Herren nicht mit dem Bespritzen, sondern tauchten ihre Schönen gleich mit den Kleidern im Wasser unter, was natürlich ein furchtbares Gekreische einerseits und ein ebensolches Viva andererseits verursachte.

Gegen Abend wurde das Signal zur Einstellung gegeben. Alles eilte nach Hause, um sich umzukleiden, und der Abend vereinigte dann Alt und Jung bei Gesang, Tanz und Spiel, wo die Erlebnisse des Tages ausgetauscht wurden. Am nächsten Morgen begab ich mich nach Lima zurück.

Ebenso wie in Santiago fanden auch hier großartige Processionen statt. So unter Anderem wenn die des Nachts erfolgenden Niederschläge dem Boden nicht die gehörige Feuchtigkeit gaben und große Dürre eintrat. Dann kommen die Landleute zu Tausenden nach Lima herein, um in einer Procession den Schutzheiligen anzuflehen, daß die Dürre aufhöre, damit die Feldfrüchte nicht verloren gehen, wobei dem Heiligen bedeutende Geschenke gemacht werden. Eigenthümlich ist nun, wie man mir versicherte, daß wenn sie nach einiger Zeit keinen Erfolg ihrer Gebete und Spenden sehen, sie sich von dem Heiligen betrogen wähnen, und ihn öffentlich auspeitschen.

Google

Interessant war auch das Fest Amancaes, das am 24. Juni stattfand. Um diese Zeit prangen die die Stadt umgebenden Hügel im prächtigsten Blüthenschmuck der gelben Narcisse, die hier wild und üppig wuchert und eine Lieblingsblume ist. — Ein großer Theil der Bevölkerung findet sich dort zusammen, Alles schmückt sich mit Kränzen und Sträußen und unter Gesang, Tanz und Spiel wird der Tag verbracht. — Am Abend kommt dann Alles geschmückt nach der Stadt gezogen, wobei ein großer Theil der jungen Mädchen wie Männer reitend die Straßen im Carrière durchjagen./

Infolge der häufigen Revolutionen, Erdbeben u. s. w., von welchen die früheren Bewohner Lima's heimgesucht wurden, hatte sich auch hier durch die Spanier die Sitte eingebürgert, Geld und Werthgegenstände dem Schoße der Erde anzuvertrauen. Nun kam es oft vor, daß die Bewohner vertrieben wurden oder dem gelben Fieber zum Opfer fielen, infolge dessen die vergrabenen Schätze nicht wieder gehoben wurden und auf diese Weise kolossale Summen verloren gingen. Dadurch hat sich nun eine Unzahl von Deroteros gebildet und aller Orts werden Nachgrabungen vorgenommen.

Auch ich wurde oft dazu aufgefordert, wobei mir dann stets im Falle des erhofften Gewinnes die Hälfte als Antheil versprochen wurde. — In den meisten Fällen waren die alten Nachrichten falsch, aber hin und wieder waren doch die Nachgrabungen von Erfolg begleitet, was eben zur Folge hatte, daß man jedem neu auftauchenden Gerücht immer wieder Glauben schenkt.

Eines Tages wurde ich durch General Morote mit geheimnißvoller Miene zum Präsidenten gebeten, welchen ich in größter Aufregung vorfand. — Nachdem ich mich auf Ehrenwort verpflichtet, über Alles was er mir mittheilen werde, das größte Stillschweigen zu bewahren, eröffnete er mir, daß er in den Besitz einer Nachricht gekommen, die für Alle von größter Wichtigkeit sei.

Aus Spanien war ein Jesuitenpater eingetroffen, der dem Präsidenten unter vier Augen mitgetheilt, daß er im Besitz des Planes der Kirche und des Klosters von San Pedro sei, aus dem ersichtlich, wo das Vermögen der im Jahre 1777 durch Befehl des Königs von Spanien vertriebenen Jesuiten verborgen liege./

Letztere hatten wie in der Republik Chile ebenso in Peru kolossales Vermögen an sich zu bringen gewußt, das sie in der Kirche San Pedro, dem Centralpunkt ihrer Thätigkeit an der ganzen Westküste von Süd-

Amerika, aufbewahrten. Ihre plötzliche Verhaftung und Ueberführung nach Europa ließ ihnen keine Zeit das Vermögen bei Seite zu bringen, und da ein Jeder noch auf das Strengste untersucht worden, damit ja nicht Geld oder Werthgegenstände mit fortgeführt würden, so wußte man ganz positiv, daß das Vermögen noch in der Kirche verborgen war.

Aus den vorgefundenen Papieren ergab sich zur Evidenz, daß ein Baarvermögen von acht Millionen Pesos, außerdem Gold- und Silbergegenstände von großem Werthe vorhanden gewesen, und um dies zu erlangen ließ die Regierung, die Besitz von der Kirche genommen, Alles auf das Sorgfältigste untersuchen — aber ohne jeden Erfolg.

Von diesem riesigen Vermögen hatte man nun selbst bis jetzt, obwohl zu verschiedenen Zeiten von fast allen Präsidenten kostspielige und langwierige Ausgrabungen vorgenommen wurden, durchaus nichts gefunden, man war aber so sehr von der Existenz desselben überzeugt, daß einer Vertrauensperson der Regierung in diesem Kloster stets Räumlichkeiten als Dienstwohnung angewiesen wurden, damit ja nichts heimlich entwendet und die verschiedenen Ausgrabungen stets auf das Strengste überwacht werden konnten.

Aus diesem Grunde hatte auch General Morote als Chef der Nationalgarde seine Bureaux darin aufgeschlagen und auf seine Empfehlungen hin wurde ich vom Präsidenten dazu ausersehen, die neuen Nachforschungen auf Grund des Planes hin, den der Pater der Regierung gegen Zusicherung des vierten Theiles des Fundes überreicht, zu leiten. Als Aequivalent für meine Bemühungen erhielt ich mit dem General Morote zusammen von dem Funde eine Million Pesos zugesichert und kann man sich daher wohl leicht denken, mit welchen Hoffnungen ich die Arbeit übernahm.

Ich und der Pater erhielten nun im Kloster mehrere Zimmer angewiesen, welche mit denen des Generals Morote in Verbindung standen. Es war sowohl meine wie des Generals Aufgabe, den Pater fortwährend im Auge zu behalten, damit er nicht etwa den Schatz heimlich entwende. Zur Ausführung der Arbeiten wurden mir von der Regierung 25 ausgediente erprobte alte Unteroffiziere, die in Staatsdiensten waren, zur Verfügung gestellt und nachdem ich alles nöthige Werkzeug aus gutem Stahl beschafft, begann ich mit Eifer und Energie den mir gewordenen Auftrag zur Ausführung zu bringen. Vier Mann wurden mit geladenen Gewehren an den verschlossenen Ausgängen als Wachen aufgestellt, damit keinerlei Störung vorkomme und Niemand durfte passiren, der nicht das Losungswort kannte.

Es war nun keine leichte Aufgabe, aus dem alten vergilbten Plane zu ersehen, wo er eigentlich hingehöre, ob in die Kirche, das Nebenschiff, das Kloster oder die Klosterhöfe. Die kolossalen Wände mußten alle vermessen werden; sie waren alle hohl, so daß man sich zwischen denselben bewegen konnte, aber seit Jahrhunderten nicht betreten, und hatte sich in dieser Zeit ein solcher Schmutz darin angesammelt, daß ich oft wie ein Schornsteinfeger wieder zum Vorschein kam.

Der Präsident, der dem Verlauf der Arbeit mit größtem Interesse folgte, erschien oft in Begleitung des Generals Morote und mehrerer Vertrauter, und wenn dann die Mitternachtsstunde ertönte, wurden die Arbeiten auf kurze Zeit eingestellt und bei heiterem Geplauder die vom Präsidenten gespendeten besten Weine, gebratene Truthühner, Backwerk, Obst, kurz alle nur möglichen Speisen und Getränke als Stärkung eingenommen.

Vierzehn Nächte wurde von zehn Uhr Abends bis vier Uhr früh ununterbrochen gearbeitet. Alle Zimmer, alle Zellen des Klosters untersucht, jeder Schrank geöffnet und von der Wand entfernt, um zu sehen, ob er etwa eine geheime Thüre verdecke, und der Fußboden vieler Orten aufgebrochen. Auch die lebensgroße Statue des Heiligen Ignaz Loyola wurde von ihrem hundertjährigen Standort herabgenommen, da sie sich als hohl erwies und ich in ihrem Innern etwas auf den Schatz Bezügliches vermuthete — aber Alles vergebens! — Dabei war es sehr zeitraubend, daß wir genöthigt waren, die begonnenen Arbeiten wieder zuzuschütten oder zu verdecken und Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen, damit die früh fünf Uhr die Messe besuchenden Andächtigen keinerlei Spuren vorfanden.

Seit Beginn meiner Ausgrabungen in dem Kloster von San Pedro herrschte in den nördlichen Provinzen dieser Republik große Unzufriedenheit mit der Regierung und es bereitete sich wiederum eine der so berüchtigten Militär-Revolutionen vor, an deren Spitze diesmal der General Prado stand, welcher nach der Präsidentschaft strebte.

Binnen nur kurzer Zeit fiel von den nördlichen Provinzen eine nach der anderen von der Regierung ab und bald hatte General Prado ein Heer organisirt, mit welchem er direct auf Lima zu marschirend, die auf dem Wege gelegenen Provinzen unterwarf, wodurch er sein Heer vergrößerte, immer besser bewaffnete und verproviantirte.

Unter diesen Verhältnissen mußte ich natürlich zu meinem großen Bedauern meine Ausgrabungen sofort einstellen, und zwar gerade zu einer Zeit, wo wir mit der größten Anstrengung und Energie arbeiteten, da wir uns in Uebereinstimmung mit dem Plane auf dem richtigen Wege zu befinden glaubten, den großen Schatz zu heben.

Da man allgemein eine Belagerung Lima's befürchtete, und ich mich nicht auf vielleicht längere Zeit mit einschließen lassen wollte, packte ich schleunigst alle meine Koffer und begab mich nach Callao, wo ich dieselben meinem Landsmann Freimann zur Verwahrung übergab, um im Fall daß diese Revolution größere Dimensionen annehmen sollte, welche das Leben und Eigenthum der Ausländer oft gefährden, mich schnell auf ein Schiff flüchten und abreisen zu können.

Meine Koffer in Sicherheit wissend, begab ich mich am Abend nach Lima zurück, wo bereits die größte Aufregung herrschte, da die Nachricht eingelaufen war, daß sich das Heer des Generals Prado täglich bedeutend verstärkt und er mit demselben bereits ohnweit von Lima stand.

Der Präsident Pezet zog am nächsten Morgen mit den Regierungstruppen dem Revolutionsheer entgegen, um ihm eine Schlacht zu liefern, nur einige Bataillone in der Hauptstadt zurücklassend.

Kaum hatte jedoch General Prado diese Nachricht erhalten, so änderte er sofort seinen Plan und marschirte in Eilmärschen direct auf Lima zu, und ehe noch am 5. November 1865 die Sonne die Hauptstadt mit ihren Kirchen und Palästen beleuchtete, drang sein Heer bereits von vier verschiedenen Seiten durch vier Thore, an welchen man die so überraschten Wachen sofort überwältigt, durch die Straßen Lima's vor.

Als der erste Kanonenschuß, darauf Gewehrsalven und der Ruf erscholl, daß das Revolutionsheer bereits in die Stadt gedrungen, beeilte ich mich, schleunigst mein Hotel zu erreichen, allein es war zu spät; alle Thüren, nicht allein meines Hotels, sondern aller Häuser waren auf den Schreckensruf: „der Feind bricht ein, die Stadt wird geplündert!" nicht allein geschlossen, sondern die meisten auch schon mit aller Art Sachen verrammelt. Da ich, wie viele andere Leidensgefährten besseren Standes, in keinem Haus Schutz finden, und uns nach außen hin auch nicht wenden konnten, wo der Feind von allen Seiten zugleich die ganze Straße breit im Sturmschritt unter Trommelwirbel und Gewehrsalven eindrang, geriethen wir in die schwierigste Lage und blieb uns nichts übrig, als in wilder Flucht von einer Straße zur anderen zu

rennen, bis wir endlich ganz ermattet auf die Plaza de armas gelangten, in der Hoffnung, in der Kathedrale oder wenigstens unter den steinernen Arkaden, welche sich an zwei Seiten dieses Platzes befanden, etwas Schutz zu finden. Die Kirche war aber auch geschlossen und blieben uns nur die Arkaden, und zwar gerade der gefährlichste Punkt, übrig, denn wenn das Revolutionsheer bis jetzt nur auf wenig Widerstand gestoßen war, so hatte sich die sämmtliche Macht der zurückgelassenen Regierungstruppen im Palast concentrirt und eröffnete nun, die Infanterie von den flachen Dächern und aus allen Fenstern, die Artillerie aus den Thoren ein mörderisches Feuer auf die Eindringlinge, welche den Palast von vier Seiten zugleich angriffen.

Binnen kurzer Zeit lagen Hunderte von Verwundeten und Todten um uns herum, auch von den Civilisten, die mit mir nach den Arkaden geflüchtet. Unter dem Kanonendonner, Gewehrsalven und Signalen erscholl das Geschrei Verwundeter, das Aechzen Sterbender und ein Strom Blutes rann bereits daher.

Wenn wir bis jetzt noch dem Tode entronnen, drohte uns nun aber die größte Gefahr unser Leben zu verlieren, indem die angreifenden Truppen, die Arkaden als einzigen Schutz gegen die Tausende von Kugeln, die uns dicht um den Kopf flogen, benutzend, uns nach und nach hinaus drängten, und rettete mich und meine Gefährten nur mein kaltes Blut und Geistesgegenwart. Die drohende Gefahr erkennend, forderte ich sie auf, sich sofort weiße Tücher um die Arme zu binden und mit mir die Verwundeten aus dem Feuer hinter die steinernen Pfeiler in Sicherheit zu bringen und ihnen die dringendste Hilfe zu leisten.

Alle folgten sofort meinem Beispiel. Dadurch hatten wir doch Hoffnung, unser Leben zu erhalten, während wenn wir aus den Arkaden vertrieben, von den Kugeln, welche den Platz bestrichen, sicher sofort getödtet oder verwundet worden wären./

Immer heftiger tobte der Kampf, und wir konnten mit Aufbietung aller Kräfte nur einen kleinen Theil der vielen Verwundeten aus dem Feuer tragen; immer größere Ströme Blutes rannen die Arkaden einher, immer stärker ertönten die Rufe Verwundeter und Sterbender — da plötzlich erschallten die Signale des allgemeinen Angriffes und Sturmes auf den Palast. Von vier Seiten wurde er unter furchtbarem Kampf mit Sturmleitern erstiegen und bald erscholl das Siegesgeschrei — der Palast war erstürmt und die Fahnen des Generals Prado entfalteten

sich auf ihm; Hundert Kanonenschüsse, sowie das Geläute aller Glocken und das Singen der Nationalhymne gab das Zeichen, daß der Kampf vorüber. /

Sofort ordneten sich die Sieger in Colonnen, die Gefangenen wurden nach den Casernen gebracht, die Todten beerdigt, die Verwundeten nach den Lazarethen transportirt und der Platz von den Blutströmen gesäubert. Der General Prado hielt darauf eine feurige Ansprache an sein Heer, dankte ihm für seine Dienste, erklärte sich als Präsident der Republik und proclamirte das Avancement der Officiere.

Auch wir, die wir die weiße Binde trugen und vom Blute trieften, mußten vortreten, um den Dank für unseren Muth und Aufopferung für die freiwillige Ambulance und Krankenpflege vom General Prado in Empfang zu nehmen.

Wir nahmen diesen ruhig an, wußten aber Alle sehr wohl, daß wir nicht freiwillige sondern unfreiwillige Ambulancedienste geleistet, um unser eigenes Leben zu retten./

Gegen Mittag war Alles vorüber. Alle Thüren und Läden wurden wieder geöffnet, denn zur Ehre des Generals Prado mußte man sagen, daß er so ausgezeichnete Manneszucht hielt, daß kein Raub oder Plünderung vorkam und er jedes Vergehen exemplarisch bestrafte.

Dies war um so mehr anzuerkennen, wenn man bedenkt, daß sein Heer aus den verschiedensten Elementen bestand: theils aus Weißen spanischer, theils Braunen indianischer Abkunft, theils Schwarzen der Negerrace angehörig. Das Heer bot wahrlich einen eigenthümlichen Anblick dar, da diese Leute von so verschiedener Farbe und Race, auch die verschiedenartigsten Uniformen und Kopfbedeckungen trugen, und während ein Theil derselben mit hohen Stiefeln, der andere mit Schuhen oder Sandalen bekleidet war, besaß ein Theil gar kein Schuhwerk.

Jedenfalls hatten sich diese Truppen ausgezeichnet geschlagen, was ich aus so nächster Nähe zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte./

Digitized by Google

Am Abend herrschte ein tolles Treiben und Lärmen in der ganzen Stadt, fortwährend erschollen Freudensalven, es ertönte von allen Seiten Gesang und Musik, unter Absingen der Nationalhymne zog man durch die Straßen, Vivas über Vivas wurden an der Plaza de armas dem Helden des Tages, General Prado, gebracht und die Bevölkerung fraternisirte mit den Siegern, die sich nach den Strapazen der Märsche und des Kampfes zu entschädigen suchten.

Der Präsident Petzet, der mit seinem Heer ohnweit Lima stand, hatte, als er die so plötzliche Einnahme Lima's und des Palastes erfuhr, allen Muth kriegerische Lorbeeren zu pflücken verloren und flüchtete sich heimlich mit einigen seiner Getreuen nach Callao auf ein von ihm in Bereitschaft gehaltenes englisches Schiff, auf dem er sofort seine Reise nach Europa antrat, sein Heer sich selbst überlassend. Die Folge davon war, daß dasselbe sofort zu General Prado überging und geordnet in Lima einzog. — Dieser General war zur Beruhigung des ganzen Landes klug genug, alle Officiere des Generals Petzet in Stellung und Rang zu belassen, wodurch er auch jeder Gegenrevolution vorbeugte.

Freilich für die Staatskassen war dies eine große Last, da das Land nun fast die doppelte Anzahl von Officieren zu besolden hatte und wo ohnehin schon vordem fast auf jeden fünften Mann ein Officier kam.

Am Schlimmsten waren die Folgen der Revolution für Callao, wo nach der Flucht des Präsidenten Petzet ein größtentheils aus Negern bestehendes Bataillon des Führers ledig in offene Revolte ausbrach, raubend und plündernd die Straßen durchzog und weder Freund noch Feind schonte. General Prado sandte wohl sofort ein Regiment nach Callao ab, dies konnte aber erst am nächsten Tage dahin gelangen und den Aufstand dämpfen, da die Insurgenten die Eisenbahn-Verbindung unterbrochen.

Nach hergestellter Ordnung langte auch ich zu Pferde von Lima kommend in größter Sorge um meine Koffer, welche Alles, was ich besaß, enthielten, in Callao an.

Doch welch' ein Chaos fand ich hier vor! — Häuser und Läden waren ihres Inhalts total beraubt und die Straßen waren von Tausenden von zerschlagenen Kisten und Kasten vollständig übersäet, so daß man kaum gehen konnte. Aber auch meine Koffer, die ich so gut geborgen wähnte, waren verschwunden. Sie enthielten alle meine Sammlungen, meine Werthsachen, meine Bücher und war ich nur noch im Besitze der Kleider, die ich trug.

Jetzt konnte ich, da die geflüchtete Regierung meine einzige Hoffnung und Stütze gewesen, auch nicht mehr an die Ausgrabungen im Kloster San Pedro, noch an den Bau der Pferde-Eisenbahn in Lima denken, und so faßte ich endlich den festen Entschluß, mich, nachdem ich nach den traurigen Erfahrungen in Chile auch nun seit dem 13. März 1864 bis 6. November 1865 hier vergebens gearbeitet und öfter mein Leben in so große Gefahr gebracht, mit dem nächsten Dampfer nach Europa zurückzubegeben.

Am nächsten Tage erschien General Prado in Callao, um sich von den kolossalen Verwüstungen persönlich zu überzeugen und die Verurtheilung der bei der That Betroffenen auszusprechen, die sämmtlich erschossen wurden. — Dann wurden allerwärts Haussuchungen vorgenommen und die aufgefundenen Gegenstände nach dem Zollhause gebracht und in großen Haufen aufgestapelt.

Ein Jeder erhielt dann Zutritt, um die ihm gehörigen Sachen recognosciren zu können. Aber die Wenigsten gingen befriedigt von dannen, denn wie sollte es möglich sein, aus sechs aufgeschichteten zwölf Fuß hohen Haufen, die alles nur Mögliche enthielten, etwas heraus zu finden?

Da lagen Uhren, Kleider, Eßwaaren, Porcellan, Wäsche, Seife, Cigarren, Wein, Goldwaaren, Thermometer, Handschuhe, Lichte, Waffen, Bücher, Instrumente, Bilder, Lampen, Parfümerien, Käse, Oel, Gebetbücher, Rosenkränze, Apothekerwaaren — kurz alle nur denkbaren Gegenstände untereinander.

Auch ich versuchte mein Glück und nach langem Suchen fand ich eine Photographie von mir und nach kurzer Zeit auch einen meiner Koffer, der jedoch nur die Bücher enthielt. Dies war Alles! Alles Andere war verschwunden.

Ebenso wie General Prado für die Bestrafung der Missethäter sorgte, bot er auch Alles auf, um die Geplünderten zu entschädigen, zu welchem Zweck er sofort Commissionen ernannte, bei welchen Jeder seine durch Zeugen bestätigten und beschworenen Verluste angeben konnte.

Meinerseits erfolgte natürlich auch die Eingabe eines Verzeichnisses der mir geraubten Gegenstände, das von Herrn Freimann beeidet wurde. Leider konnte ich aber den Verlauf der Dinge nicht abwarten, da der nächste für Europa bestimmte Dampfer schon folgenden Tags abging, ich übergab daher die Angelegenheit dem preußischen General-Consul Müller, ging anderen Tags in Begleitung desselben und mehrerer

Digitized by Google

Freunde, die mir das nöthige Reisegeld vorgeschossen, an Bord des auf der Route nach Panama begriffenen Dampfers und nahm Abschied von Peru für immer.

Der damalige preußische Consul genoß aber — was wohl in den Zeitverhältnissen zu suchen — wenig Ansehen, und während Alles durch den englischen oder französischen Consul Reclamirte ersetzt wurde, erhielt ich bis heute, trotz des besten Rechtes, nichts! —

Kapitel XXXII.

Von Callao über Payta und Guayaquil nach der Insel Tumaco.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als ich mich auf einem der großen englischen, der Pacific-Steam-Navigation-Compagny gehörigen Dampfer, der Tags vorher von Valparaiso in Callao eingetroffen und viele meiner Bekannten von da mitgebracht, begab, um mit diesem auf demselben bis Panama und von da nach Europa zu reisen, und bald fuhren wir hinaus in die hochbewegte stürmische See.

Unter meinen Bekannten befand sich auch der früher erwähnte Herr Damian von Schütz, der die deutsche Colonie in dem Innern Peru's, Pozuzo, gegründet. Nach jahrelanger unermüdeter Thätigkeit und Opfern aller Art kehrte auch er, wie ich, ohne seine Pläne und Hoffnungen realisirt zu haben, nun nach Deutschland für immer zurück.

In Folge der furchtbaren Aufregungen, der zuletzt erlebten Gefahren, des Schmerzes all' meine Hoffnungen vereitelt zu sehen und dazu Alles, was ich besaß, verloren zu haben, bekam ich leider einen so schweren Anfall meines Leidens, der Neuralgie, daß ich mich gezwungen sah, mich im nächsten Hafen, Payta, wo der Dampfer einlief, auszuschiffen.

Payta, ein Ort von circa 9000 Einwohnern, besaß den besten Hafen von Peru und herrschte in Folge dessen ein sehr lebhafter Handelsverkehr; die Häuser waren aber nur aus Bambusrohr und Palmenrinde construirt und besaßen nur flache Dächer. Es war hier

durchaus kein angenehmer, noch gesunder Aufenthalt, indem einestheils die Hitze, wo der Ort schon unter dem 5° 5′ südlichen Breitengrade gelegen, kaum erträglich war und anderentheils die Seetange, die einen Theil des Hafens völlig bedeckte, die Luft mit ihren jodhaltigen Dünsten erfüllte. Dazu kam nun noch, daß die Umgegend von dieser Stadt meilenweit von einer Sandwüste umgeben war und es wenig oder nie regnete, infolge dessen der Wind oft so furchtbare Staubwolken aufwirbelte, daß man kaum athmen konnte und meine Zimmer und Effecten in meinem Hotel stets vollkommen von denselben bedeckt waren.

Unter Beistand eines deutschen Arztes Dr. Auz ging mein Anfall bald vorüber, und als es mir meine Gesundheit nur irgend erlaubte, schiffte ich mich auf einem kleinen Küstenfahrer ein, erreichte infolge starken Südwindes binnen wenigen Tagen den schönen breiten Strom Guayaquil, und an der Insel Esmeralda dahinfahrend, landete ich bald an dem Quai des ersten Handels- und Hafenplatzes der Republik Ecuador, Guayaquil, wo ich mich, sobald die Zollbeamten unser Schiff untersucht, nach einem ohnweit von da gelegenen Hotel begab.

Da der nächste Dampfer von hier nach Panama erst in acht Tagen abging, hatte ich Zeit, dieses Land, die Stadt und die Umgegend etwas näher kennen zu lernen.

Die Republik Ecuador, welche zwischen dem zweiten und sechsten Grad südlicher Breite gelegen, mithin durch den Aequator in fast zwei gleiche Theile getheilt wird, gegen Norden an die Republik Neugranada, gegen Osten an Brasilien, gegen Süden an Peru und gegen Westen an den Stillen Ocean grenzt und ungefähr 9000 Quadratmeilen einnimmt, wird von circa einer Million Einwohner bewohnt.

Die Hauptstadt dieser Republik, Quito, welche 0,14′, also direkt unter der Linie liegt, würde sehr von der Hitze zu leiden haben, wenn sie nicht in den Cordilleren, 8790 Fuß hoch über dem Meeresspiegel läge, wodurch sie eines so herrlichen Klimas genießt. Sie wurde 1533 gegründet und 1541 vom König Karl V. von Spanien zur Stadt erhoben.

Guayaquil wurde 1533 von dem spanischen Feldherrn Francisco Pizarro gegründet.

Diese Stadt, die circa 20,000 Einwohner zählt, ist größtentheils von Mulatten, Mestizen und Indianern bewohnt, aber auch viele Weiße spanischer Abkunft leben hier, von welchen die Frauen und Mädchen als schön bekannt sind. Der Ort selbst gewährt keinen freundlichen An-

blick, da ihm hervorragende Bauten ganz fehlen; er ist Bischofssitz und besitzt eine schmucklose Kathedrale und sechs ebensolche Kirchen.

Sehr wichtig und angenehm ist es für die Bewohner, daß hier, wo eine so kolossale Hitze herrscht und die tropischen Regengüsse sich in solchen Strömen ergießen, viele Straßen mit steinernen Arkaden versehen sind, wodurch man gegen die brennenden Sonnenstrahlen, wie gegen den Regen geschützt ist. — Das Klima ist aber nicht allein sehr heiß, sondern auch sehr ungesund; es grassiren hier Fieber, besonders das gelbe und die Blutruhr, denen namentlich die Ausländer zum Opfer fallen.

An dem Quai, dem Flusse entlang, befanden sich mehrere Badeetablissements, in deren Nähe den Tag über viele Boote mit den verschiedensten Früchten, besonders Ananas, Cocosnüsse und Bananen lagen, und herrschte daselbst stets ein sehr lebhafter Verkehr. Es war hier Sitte vor und nach dem Bade zur Erfrischung die Milch der Cocosnüsse zu trinken, welche Flüssigkeit, krystallhell, sehr niederschlagend wirkt, und waren eine Menge Neger den ganzen Tag über nur damit beschäftigt, die Nüsse zu öffnen und dem Dürstenden zu reichen. — Große Haine von Cocospalmen ziehen sich an der Stadt entlang, infolge dessen die Frucht sehr billig ist und ein Jeder sich an dem Genusse derselben nach Herzenslust laben kann.

Die Bäder wurden in großen in den Fluß eingelassene durchlöcherte Kasten genommen, um so gegen die unzähligen sogenannten amerikanischen Alligatoren, auch Caimans genannt, und viele andere kleinere, mehr oder weniger giftige und bösartige Thiere geschützt zu sein, von denen der Fluß förmlich wimmelte.

Anfangs begab ich mich jeden Morgen in diese Bäder, um mich nur etwas zu erfrischen, aber das Wasser war so warm, daß es fast gar nichts half. Bald machten mich aber meine Landsleute auf einen kleinen Fluß, der im Schatten herrlicher Palmen und großer Bäume des Urwaldes, etwa eine halbe Stunde von Guayaquil daher strömte, aufmerksam.

Hier war das Wasser herrlich frisch und waren die seichten Ufer dieses Flüßchens der Hauptbadeplatz der besseren und feineren Welt Guayaquils, welche die Mittel besaßen, dahin reiten oder fahren zu können.

Es gab hier aber kein Haus, keine Hütte, keine Aus- und Ankleidezimmer: Alles entkleidete sich hier ruhig am Ufer, und wenn in Valparaiso Frauen und Mädchen beim Baden nur ein Tuch um die Lenden

Digitized by Google

geschlungen trugen, und das dem Anstand genügte, war es hier strenge Sitte, daß alle Frauen und Mädchen Badehemden trugen, welche am Halse zusammen gebunden bis auf die Ferse reichten.

Eigenthümlich war aber hierbei, daß gewöhnlich je feiner die Damen, auch die Badehemden eben so viel feiner waren, welche dann vom Wasser angefeuchtet alle Formen bis in die kleinsten Details verriethen.

Niemand fand hierin etwas Unsittliches, es war so Sitte und dem Anstand genügt und nie hatte ich Gelegenheit etwas Unanständiges zu hören oder zu sehen, obwohl Männer und Frauen, Alt und Jung, Schwarze, Weiße, Braune 2c. hier gemeinsam badeten.

Sehr lebhaft wurde es in Guayaquil, wenn ein Dampfer anlegte. Alle Händler beeilten sich dann, an Bord zu gelangen, um den Passagieren ihre Artikel, als: Früchte, Affen, Papageien und andere Vögel, Schmetterlings- und Insecten-Sammlungen, kleine Alligatoren, Schlangen 2c. zum Kauf anzubieten. Dabei fehlte auch nie ein Indianer, der den Passagieren das seltene und aufregende Schauspiel eines Kampfes zwischen ihm und einem Alligator bieten wollte. Derselbe sammelte natürlich vorerst Geld ein, um, wie er äußerte, wenn er im Kampfe unterliege und von dem Unthiere gefressen würde, seinen Angehörigen etwas hinterlassen zu können, was ihm denn auch von den stets einige Hundert zählenden Passagieren reichlich gespendet wurde.

Nachdem der kühne Kämpfer sich bis auf eine Schwimmhose entkleidet, setzte er eine grellrothe Mütze auf, nahm ein langes gut geschliffenes Messer zwischen die Zähne und stürzte sich in den Strom. — Das durch den Sturz verursachte Geräusch erregte natürlich die Aufmerksamkeit der das Schiff stets umkreisenden Alligatoren, und in der Erwartung, an dem betreffenden Punkte etwas zu finden, was ihre Freßbegier befriedigte, sah man von allen Seiten theils mächtige, theils kleinere Alligatoren der Stelle zuschwimmen, was die stets über dem Wasserspiegel sichtbare Steuerflosse verrieth.

Kaum hatte nun eines der größten dieser Thiere den Körper erspäht, schoß es wie ein Pfeil auf die zu hoffende Beute los, den mächtigen Kopf mit weit geöffnetem Rachen aus dem Wasser emporstreckend, und ein allgemeiner Aufschrei erfolgte am Bord des Dampfers, der von den Tausenden am Ufer befindlichen Zuschauern wie ein Echo widerhallte, als man plötzlich den Indianer in unmittelbarer Nähe des Ungeheuers verschwinden sah und nur die rothe Mütze auf dem Wasser schwamm, die von dem gierigen Thiere verschlungen wurde.

Ein Augenblick der größten Sorge und Spannung, dann tauchte der kühne Schwimmer wieder empor und ein von ihm ausgestoßenes Hurrah bekundete, daß er den Kampf bestanden; aus Leibeskräften ruderte er darauf dem Ufer zu, um aus der so gefährlichen Nachbarschaft zu kommen, während der Körper eines riesigen Alligators mit aufgeschlitztem Leibe an der Oberfläche des Flusses zum Vorschein kam und denselben mit seinem Blute dunkelroth färbte, und nun von den Wellen nach dem Meere getrieben, eine Beute der gierigen Haifische wurde. Die Hauptsache bei diesem gewagten Unternehmen bestand darin, Muth und Kaltblütigkeit genug zu besitzen, um das Ungeheuer ganz nahe heran kommen zu lassen und erst in dem Moment unterzutauchen, wenn das Thier nach der Beute schnappt; getäuscht erwischt es jedoch nur die rothe Mütze und erhält in diesem Augenblick auch schon von unten die tödtliche Wunde.

Um die Passagiere des hier etwa zehn Stunden liegen bleibenden Dampfers noch anderweit zu belustigen und zu zerstreuen, wurden von dem Capitän eines kleinen Flußdampfers Ausflüge stromauf nach dem Innern dieses herrlichen Landes bis nach dem nur zehn Meilen entfernten Ort Bodegas arrangirt, was natürlich der größte Theil der Passagiere mit lebhafter Freude begrüßte. Der Preis betrug zehn Pesos, dafür erhielten die Theilnehmer aber nicht allein Beköstigung, sondern auch zur freien Benutzung eine Menge guter amerikanischer Büchsen mit Schießbedarf, um der Jagd auf Alligators nach Herzenslust obliegen zu können. Ich begab mich auch an Bord des Vergnügungsschiffes, das unter Musik und Büchsenknall abfuhr.

Kaum hatten wir den Quai und die Stadt hinter uns, als wir die herrlichsten Plantagen von Cacaobäumen, Cocospalmen, Zuckerrohr, Tabak und Baumwolle erblickten, welche sich zu beiden Seiten dieses majestätischen Stromes bis nach Bodegas hinzogen, in dessen Hintergrund auf den Riesenbäumen des dichten Urwaldes uns die Affen mit ihren lustigen Sprüngen ergötzten, Vögel der schönsten Farben in der Sonne erglänzten und Schaaren buntgefiederter Papageien die Luft mit ihrem gellenden Schrei erfüllten.

Niemand von uns hatte Lust die so komischen Affen zu tödten, Niemand ohne Zweck die schönen Vögel zu morden, aber instinctmäßig wählte jede unserer Büchsen als Ziel eines der zu Tausenden theils umherschwimmenden, theils oft in großen oder kleineren Gesellschaften sich am Ufer sonnenden Alligatoren. Dies war der Feind der Menschen, der die Plantagen, all' den Fleiß und Mühe der Besitzer, oft in wenig

Augenblicken vernichtete und sich seine Opfer nicht nur unter Thieren, sondern auch unter den Kindern auserkor, die er am Ufer des Flusses, sogar oft unmittelbar aus der Nähe der Wohnungen raubte und vor den Augen der Eltern verschlang.

Wir sahen Exemplare von einer ungewöhnlichen Größe in ihrer ganzen Länge am Uferrand ausgestreckt, die von dem unausgesetzten Feuern unserer Büchsen aufgescheucht, sich beim Herannahen des Schiffes erschreckt in wilder Flucht in den Fluß stürzten, wobei wir Gelegenheit hatten die große Schnelligkeit zu bewundern, mit der sie den so langen schweren Körper bewegten.

Von den vielen Kugeln, die wir nach ihnen sandten, prallten die meisten von ihrem Panzer ab und nur tödtlich war ein Schuß in's Auge oder aber, was bedeutend leichter, eine Kugel in den Rachen.

Dies Letztere war deshalb um so leichter zu erreichen, als diese Thiere gewöhnlich mit offenem Rachen am Ufer liegen, indem eine Unzahl von Fliegen, Schmetterlingen und anderen Insecten, an dem Schleim der Zunge sich labend, diese oft ganz bedecken, und wenn dies der Fall, der Alligator diese mit Vorliebe hinunter schluckt.

Die Regierung hatte eine Prämie auf jeden getödteten Alligator gesetzt, um der so großen Vermehrung Einhalt zu thun, allein da das Thier von gar keinem Nutzen und die Prämie sehr geringfügig war, so beschäftigten sich sehr Wenige damit. Erst in neuerer Zeit, wo die Haut des Thieres zu Leder verarbeitet wird, haben die Jagden einen größeren Erfolg und das Thier nimmt merklich ab.

Nach einigen Stunden sehr interessanter Fahrt erreichten wir den kleinen Ort Bodegas, der deshalb von Wichtigkeit ist, weil alle Waaren, die vom Meere aus gekommen und nach dem Innern des Landes und der Hauptstadt Quito bestimmt sind, von hier aus auf Pferden und Maulthieren weiter transportirt werden, und ebenso alle Landesproducte von hier aus nach Guayaquil und nach dem Auslande verschifft wurden, zu welchem Zwecke sich hier verschiedene Kaufleute und Spediteure niedergelassen hatten und bedeutende Lagerhäuser für die Waaren existirten.

Nach einer längeren Excursion in das Innere des Urwaldes, wo die schönsten Vögel, wie buntesten Schmetterlinge umherflatterten und die herrlichste Flora uns Alle wahrhaft entzückte, traten wir die Rückfahrt an, auf welcher den Alligatoren wiederum tüchtig zugesetzt wurde.

Obgleich ich mir vorgenommen hatte, mich mit dem nächsten Dampfer nach Panama einzuschiffen, um von da nach Europa zurückzukehren, änderte ich doch meinen Entschluß, da ich, ehe ich für immer von diesem

Erdtheile Abschied nahm, den sehnlichen Wunsch nicht unterdrücken konnte, eine Reise nach dem herrlichen Innern dieser Republik, welche Alexander von Humboldt so schön geschildert, zu unternehmen und beschloß ich, den Chimborazo und Cotopaxi, wie der alten Stadt Quito noch einen Besuch abzustatten.

Als ich jedoch eben mit den Vorbereitungen zu dieser Reise beschäftigt war, langte plötzlich die Nachricht in Guayaquil an, daß man in der Nachbar Republik Neugranada, im Caucathale, ohnweit Barbacoas, so bedeutende und so reiche Goldgruben gefunden, infolge dessen Unzählige dahin strömten.

Diese Nachricht betrachtete ich als einen Wink des Himmels, gab daher die Reise nach dem Innern der Republik auf, und im Vereine mit vier hier ansässigen Deutschen beschloß ich dahin zu reisen. Mit dem nächsten Dampfer schifften wir uns ein und langten nach nur einigen Tagen Seereise auf der zur Republik Neugranada gehörigen Insel Tumaco an.

Digitized by Google

Kapitel XXXIII.

Von der Insel Tumaco nach Barbacoa in der Republik Neugranada.

Die Republik Neugranada, welche den nordwestlichen Theil des südamerikanischen Continents einnimmt, grenzt im Norden an den Staat Panama, im Osten an die Republik Venezuela, im Süden an die Republik Ecuador und im Westen an den Stillen Ocean, nimmt ohngefähr 23,000 Quadrat-Meilen ein und hat eine Bevölkerung von circa 2,500,000 Einwohner.

Die Insel Tumaco liegt in dem schönen Hafen gleichen Namens, der von dichtem Urwald und herrlichen Palmenwaldungen umgeben ist. Sie ist klein und enthält nur etwa eine halbe Quadrat-Meile Flächeninhalt und war fast nur von Mulatten bewohnt, die einige Hundert Köpfe stark waren.

Von Ausländern traf ich hier nur den französischen Consul Mr. Pouchoir und Mr. Carré, welche den ganzen Handel in Händen hatten, alle Schiffe daher an sie consignirt wurden und zugleich auch Agenten der englischen Dampfer waren.

Da ich an den Ersteren empfohlen und auch der französischen Sprache vollkommen mächtig war, fand ich mit meinen Landsleuten die freundlichste Aufnahme und orientirte uns unser Wirth bald über dieses Land, wie seine Verhältnisse im Allgemeinen, indem er uns auf alle

Vorzüge desselben aufmerksam machte, die Schattenseiten aber auch nicht verschwieg.

Die Insel Tumaco war völlig mit Cocospalmen, sowie mit den Bäumen, welche das vegetabilische Elfenbein geben, bedeckt, welches letztere hier einen bedeutenden Handelsartikel bildet.

Herr Pouchoir versandte auf seinen Canoas von hier alle ausländischen Waaren nach dem Innern des Landes und erhielt als Rückfracht hauptsächlich Kautschuk, Chinarinde, Cocosnüsse, Sarsaparilla ꝛc.

Was aber für uns von größtem Interesse, war eine ungeschminkte Schilderung von unserem Wirth über den so fabelhaften Goldreichthum dieses Landes und zwar besonders von den der Umgegend der Stadt Barbacoa zu erhalten, und erfuhren wir, daß allerdings in der Nähe dieser Stadt ein sehr bedeutender Goldreichthum existire, von wo die Spanier früher so kolossale Quantitäten dieses edlen Metalls gewonnen, daß es nur auf großen ordinären Waagen centnerweise gewogen worden und es auf ein Pfund mehr oder weniger nicht angekommen sei, trotzdem das Pfund mit 300 Pesos bezahlt wurde.

Was nun den so großen Reichthum, den man jetzt erst entdeckt haben wolle, beträfe, wäre diese Nachricht übertrieben, da sich aber dieselbe wie ein Blitz in Californien, wie New-York verbreitet und alle Zeitungen davon geschrieben und Barbacoa als ein zweites Californien geschildert hätten, wären bereits einige fünfzig Goldgräber aus San Francisco hier angekommen und hätten sich sofort nach Barbacoa begeben.

Um nun dahin zu gelangen, müsse man von hier mit einem großen Canoa auf dem Meere bis nach der Mündung des Patiastromes oder wenigstens bis an die Mündung eines näheren kleinen Flusses fahren, dann den Patia hinauf in den Telembifluß, an dessen Ufern die Stadt Barbacoa liege.

Den wichtigsten Rath, den er mir und meinen Landsleuten für den Augenblick aber geben könne, bestehe darin, daß wir unsere Stiefeln und Strümpfe sofort beseitigen und Alpargattas anziehen sollten, indem man in diesem Klima, wenn der Fuß nicht die gehörige Ausdünstung habe, sehr leicht das Sumpf- oder das gelbe Fieber bekommen könne, welche beide hier heimisch und sehr gefährlich, ja oft todbringend seien.

Mehrere von den angekommenen Californiern, so sehr an ihre großen Stiefeln gewöhnt, hätten den Rath, sie abzulegen, verspottet und ihren Leichtsinn bereits mit dem Leben bezahlt. — Diese Alpargattas waren eine Art Sandalen und wurden von den Eingeborenen angefertigt.

Die Neger und Mulatten waren hier fromme und gutmüthige Leute und gehörten sämmtlich der römisch-katholischen Kirche an, waren sehr kräftig und stark, ausgezeichnete Canoaführer, wie Schwimmer und Taucher.

Sehr interessant wie höchst eigenthümlich waren die Funde, welche man in der Umgegend in den alten Indianergräbern gemacht, die in männlichen und weiblichen Figuren, theils einzeln, theils in Gruppen aus gediegenem Gold oder Thon bestanden und zwar alle in mehr oder weniger obscönen Stellungen. Während in Peru in den berühmten Indianergräbern alle möglichen Gegenstände aus Gold und Silber oder Thon, wie Urnen, Götzenbilder, Krüge, Waffen 2c., ebenso wie im Staate Panama, vorkamen, fand man hier in den Gräbern nur diese, so daß es fast scheint, als ob bei diesen Stämmen eine Art Priap-Cultus geherrscht hätte.

Als ich noch Gast des Herrn Pouchoir war, legte eines Tages ein kleiner Küstenfahrer im Hafen an, dessen Besitzer Herr Flemming aus Glogau in Preußisch-Schlesien, der Sohn des Besitzers der berühmten kartographischen Anstalt, war. Dieser hatte ohnweit von Tumaco, in der Paylon-Bai, die schon zu der Republik Ecuador gehörte, bedeutende Ländereien gekauft, wo die herrlichsten Nutzhölzer wie auch viel Fieberbäume (Chinarinde) und Kautschuk zu finden waren und kam mit der Absicht hierher, sich mit dem nächsten Dampfer nach Europa zu begeben, um daselbst eine Compagnie zu gründen, damit diese Ländereien durch Anlage großartiger Sägewerke rationeller ausgebeutet werden könnten. Ich verlebte einige Tage in seiner Gesellschaft.

Die Wohnungen der Neger waren hier sämmtlich ganz gleichartig construirt. Es waren vorerst starke Bohlen in die Erde gerammt und auf diese, etwa 12 Fuß hoch, wurde nun das Haus aus Bambusrohr und Palmenrinde gebaut und mit Bananen- oder Cocosblättern oder einer Art breiten Schilfes gedeckt, um während der Regenzeit den nöthigen Schutz zu bieten.

Um in dieses Gebäude zu gelangen, war eine Treppe oder Leiter vorhanden, doch fand ich auch nur eingekerbte Baumstämme vor. Alle wurden des Abends hinaufgezogen, um zu verhindern, daß weder Bestien, Schlangen, Scorpione u. dergl. in die Wohnung drangen.

Wald und Wiesen prangten in dem herrlichsten Blumenflor und verbreitete die hier wild wuchernde Vanille einen aromatischen Duft. Bunte Schmetterlinge und andere Insecten mit den ihnen eigenthümlichen Metallglanz flogen überall umher, prächtige Kolibris flatterten

von einem Blumenkelch zum anderen, den Honig daraus naschend; schönste Vögel sangen in den Zweigen, unterbrochen von dem gellenden Schrei buntgefiederter Papageien; Schlangen verschiedenster Größe, Art und Farbe lagen träg in der Sonne, oder hingen Guirlanden gleich in den Aesten der Riesenbäume.

Wie so ganz verschieden waren diese Urwälder gegen die Chiles! Dort einförmige leblose Waldungen — hier die üppigste Flora, belebt und durchwebt von den buntschillernsten Insecten, Vögeln, Amphibien, Blumen und Früchten. Und als nun am Abend die Sonne gleich einem kolossalen Feuerball im Westen in den Fluthen des Stillen Oceans darniedersank und etwas Kühle eintrat, da schien die Natur sich erst von den sengenden Strahlen der Sonne zu erholen und die Blumen ihre aromatischen Düfte noch mehr auszuströmen.

Als es dunkler wurde, da stieg der volle Mond hinter den Felsengebirgen der Cordillere im Osten auf und beleuchtete mit seinem magischen Licht die herrlichen Palmenwälder, aus denen nur noch der Schrei des Jaguars ertönte. Fledermäuse, Eulen, Vampyre flatterten nun umher und Tausende von herrlichen Leuchtkäfern und Millionen von Mosquitos durchschwärmten die Luft.

Nach einigen Tagen Aufenthalt waren die Canoas des Herrn Pouchoir, die nach dem Innern des Landes bestimmt waren, beladen und glaubten die Neger nun, wo das Meer still und die Wellen sich nur schwach an den Ufern brachen, die Fahrt wagen zu können. Wir mietheten für den Preis von 100 Pesos ein Canoa, ließen Alle zur Goldwäscherei und Bergbau nothigen Werkzeuge dahin bringen, verabschiedeten uns von unserem freundlichen Wirth und schifften uns am Abend bei herrlichem Mondschein ein. Das Canoa, das wir inne hatten, war ein sehr großes, wie ich es nie gesehen; in der Mitte befanden sich mit Palmenblättern bedeckte Räumlichkeiten, in welchen man vor Sonne und Regen geschützt sitzen und liegen konnte, während vorn wie hinten je vier Neger zum Rudern angestellt waren.

Bald setzten sich die vier Canoas in Bewegung und wie in Schlacht-Ordnung fuhren wir unter dem gleichmäßigen Schlag der Ruder über die glatte Wasserfläche des Hafens hinaus in das Meer.

Kaum hatten wir dies jedoch erreicht, so verfinsterte sich nach und nach der Himmel, der Mond verschwand hinter dicken schwarzen Wolken

Digitized by Google

und ein starker Windstoß, der sich bald darauf erhob, bekundete den erfahrenen Schiffern, daß ein Sturm im Anzuge sei. Als der Wind immer stärker wurde, die Wellen immer höher gingen, wurden die Neger doch besorgt und beriethen, ob es nicht besser sei umzukehren.

Da wir jedoch schon den größten Theil des Weges zurückgelegt, waren sie sämmtlich für die Weiterfahrt.

Weiter ging es gegen Sturm und Wellen, die unser Canoa wie einen Ball hin und her warfen, und obgleich wir uns an der Mündung des kleinen Flusses befanden, auf dem wir nach dem Patia-Strom gelangen wollten, war es uns doch nicht möglich die Einfahrt zu erzwingen. Donnernd und brausend rollten die Wellen auf uns zu und brachen sich an den Felsenriffen der Küste, die sie mit Gischt und Schaum bedeckten, wodurch das großartigste Leuchten des Meeres, welches ich je gesehen, hervorgebracht wurde.

Unsere Canoaführer, wahrlich sehr beherzte und an Gefahren gewöhnte Männer von herkulischem Körperbau, waren vor Anstrengung und Ermattung kaum mehr im Stande den richtigen Cours zu steuern, als plötzlich eine mächtige Welle unser Canoa in die Höhe hob und im nächsten Augenblicke es derart gegen die Klippen schleuderte, daß es sich umschlug und wir Alle ins Meer geworfen wurden, welches Schicksal auch dem zweiten uns folgenden Canoa widerfuhr.

Die anderen zwei, die etwas weiter hinter uns fuhren, gelangten aber glücklich in die Mündung des kleinen Flusses. Unterdessen waren die Neger der verunglückten Boote mit einer wirklich fabelhaften Geschwindigkeit bemüht die Canoas mit Lazos aus den Klippen an's Land zu ziehen. Verwundet, erschöpft und total durchnäßt dankten wir erst Gott für unsere Rettung und begaben uns dann nach einer in der Nähe gelegenen Negerhütte, wo wir uns stärkten und die Kleider trockneten.

Nachdem die Canoas wieder in Stand gesetzt, ging die Fahrt auf dem kleinen Fluß landeinwärts weiter Die Kleider hatten wir infolge der großen Hitze gar nicht wieder angelegt, befanden uns daher im einfachen Naturkostüm. Während draußen auf dem Meere der Sturm heulte und brauste wurde es hier, wo der Fluß immer schmäler und seine Ufer mit immer dichterem Urwald und Cocospalmen besetzt war, immer stiller. Obwohl nun vor Wind und Wellen geschützt, war die Weiterfahrt nicht gefahrlos, da hier oft die Stämme und Aeste alter gestürzter Riesenbäume weit in den Fluß reichten oder vom Grunde emporragten und der Fluß außerdem von vielen Alligatoren und Schlangen bevölkert war.

Zu unserem Glück wurden wir aber von Tausend und aber Tausenden der großen Leuchtkäfer, Cucujos genannt (Pyrophorus noctilucus), umschwärmt, so daß die finstere Nacht tageshell erleuchtet war.

Dies Naturphänomen macht einen wirklich großartigen, ja feenhaften Eindruck und habe ich nie wieder etwas ähnliches zu Gesicht bekommen. Theils flogen die Käfer einzeln, theils in Schwärmen umher, oft war ein großer Baumstamm oder seine Aeste dicht von ihnen besetzt.

Alexander von Humboldt schreibt über diese Leuchtkäfer, die etwa 1½ Zoll lang sind, Folgendes: Das Gras am Boden, die Aeste und Blätter der Bäume, Alles glänzte von den röthlichen beweglichen Lichtern, deren Intensität zum Theil von dem Willen der Thiere abhängt. Es war als hätte das Sternenfirmament des Himmels sich auf die Wiesen und Wälder herniedergesenkt. — In den Hütten der ärmsten Landleute dienen ein Dutzend von diesen Cucujos in einer durchlöcherten Kürbißflasche als Nachtlampe — die ewige Lampe genannt, da das Licht nur durch Krankheit oder Tod der Insekten erlischt, und sie durch ein Scheibchen Zucker sehr leicht ernährt, aber auch leicht ersetzt werden können.

Diesen Berichten füge ich hinzu, daß diese Käfer von den jungen Damen gekauft und in Kränze eingeflochten wurden, welche sie des Abends bei den Festen trugen, wodurch dem weißen Teint und dem schwarzen Haar und Augen ein eigenthümlicher, ihre Schönheit erhöhender Glanz gegeben ward.

Aber während dieses so interessanten Anblickes des Urwaldes mit seiner Beleuchtung wurden wir auch auf das Grausamste von Schwärmen von Millionen Mosquitos zerstochen und zerfleischt, wie ich es auch noch nie erlebt, so daß bald Gesicht, Hände, Arme und Füße über und über mit Beulen bedeckt waren. Ich war herzlich froh, als wir nach einer Fahrt von einigen Stunden an dem Punkte anlangten, welcher das Ziel unserer heutigen Fahrt war.

Es war dies ein großes geräumiges Gebäude, aber auch nur auf Pfählen aus Bambusrohr und Palmenrinde aufgeführt, in welchem eine Negerfamilie lebte. Dieses Gebäude diente zur Unterkunft der Reisenden wie aller Waaren, da der Fluß nur bis hierher schiffbar war und alle Passagiere und Waaren von hier über einen Gebirgszug bis nach den Ufern des Patia-Stromes gebracht werden mußten.

Wir begaben uns nach dem Hause, in dem ein lustiges Feuer flackerte: ein starker, von einer gewissen Art Holz hervorgebrachter Rauch kam uns entgegen, der den Zweck hatte, unsere Peiniger, die Mosquitos, zu verscheuchen, damit wir ungestört einige Stunden der Ruhe genießen konnten.

Digitized by Google

Von hier ab machten wir beim Schlafen stets von den Mosquito-Stoffen Gebrauch; dies ist eine Art Mull, in welchen man sich vollkommen einhüllt.

Am frühen Morgen schon begannen die Neger unsere Effecten, wie alle Waaren über das Gebirge nach den Ufern des Patia hinunter zu tragen, und als diese sehr beschwerliche Arbeit beendet, wurden wir von denselben auf bequemen Tragstühlen aus Bambusrohr auf dem Rücken ebenfalls hinüber geschafft.

Zu einer Tour auf einem solchen Tragstuhl engagirt man gewöhnlich vier Neger, die sich abwechseln, und haben dieselben eine solche Kraft und Geschicklichkeit, daß sie mit mir als ob der Stuhl ganz leer sei, im Trab das Gebirge hinan und auf der andern Seite ebenso hinabliefen, und dann noch durch einen Arm des Flusses trugen.

Nachdem Alles wieder in Canoas gleich denen, die wir bis jetzt benutzt, untergebracht, ging die Fahrt weiter.

Ehe wir aber nach dem Hauptarm des Patiaflusses gelangten, mußten wir erst einen etwa eine Meile breiten Sumpf passiren, in dem man sich in steter Todesgefahr befand.

Die Oberfläche dieses Sumpfes war vorerst von den verschiedensten Schlingpflanzen bedeckt; so daß mehrere der Neger, welche sich an der Spitze des ersten Canoas befanden, diese erst mit der Machette durchhauen und entwirren mußten, ehe das Canoa nur einen Fuß weiter kam, welche Arbeit viele Stunden in Anspruch nahm; dazu entstiegen diesem Sumpfe an den Stellen, wo die Stangen in ihn gestoßen wurden, um das Fahrzeug weiter zu schieben, große Blasen, welche die scheußlichsten Gase ausströmten, wodurch nicht allein ich und meine Mitpassagiere, trotzdem wir uns Mund und Nase bedeckt, sondern auch die Neger bald von starken Kopfschmerzen geplagt wurden.

Dabei herrschte eine kolossale Hitze und durften wir Weißen nicht den kleinsten Theil des unbedeckten Körpers den Sonnenstrahlen aussetzen, da man sofort den Sonnenstich bekam und sich an der Stelle böse langwierige Geschwüre bildeten; außerdem wurden wir auch hier von den Mosquitos schrecklich zerstochen.

Dies war der gefährlichste Theil der Reise und schon viele Fremde wie Eingeborene waren dem Sumpf zum Opfer gefallen.

Wir gelangten darauf in die Hauptströmung des Patiaflusses, wo wir uns infolge der vielen Strudel jedoch nur langsam am Ufer fortbewegen konnten, und legten am Abend bei einer Negerhütte an. Hier wollten wir, da es Vollmond war und wir ein entzückendes Bild vor

uns hatten, im Freien rasten, wurden aber von den Negern bedeutet, daß dies gefährlich, weil der Mondschein magnetisch wirke und das Gesicht verziehe. Mit schiefem Mund oder Nase aufzuwachen war für uns kein berückendes Bild, suchten daher die Hütte auf und lagerten uns um das qualmende Feuer.

Am nächsten Mittag erreichten wir den Telembi, der in den Patia mündet und nach einigen Stunden Fahrt auf diesem unser Reiseziel — Barbacoas.

Kapitel XXXIV.

1866.

Barbacoas. — Meine Goldbergwerke und -Wäschereien in Cucarachera.

Barbacoas zählte ohngefähr 5000 Einwohner, theils spanischer, theils indianischer Abkunft, der größte Theil bestand aber aus Negern und Mulatten; sämmtliche Einwohner gehörten der römisch-katholischen Kirche an.

Die Stadt selbst war freundlich und lag mit ihren größtentheils nur aus Bambusrohr und Palmenrinde erbauten und der heftigen Regen wegen mit spitzen mit Schilf gedeckten Dächern versehenen Häusern ringsum von Urwald umgeben an dem reißenden Telembi.

Das Klima war hier ebenfalls unerträglich; das Barometer zeigte bisweilen Nachts 28 ° Reaumur. Doch war es von großem Vortheil, daß es hier keine Alligatoren gab und man sich täglich öfter baden konnte.

Bald nach unserer Ankunft besuchte uns der einzige hier lebende Europäer, ein Engländer, Mr. Jorje, welcher sich als Arzt hier niedergelassen hatte, mit einer Tochter des Landes verheirathet war und eine Apotheke besaß. Er nahm sich Unserer sofort auf das Liebevollste an und half uns mit Rath und That.

Ohnweit von unserer Wohnung befand sich der Markt, ein schöner großer Platz, an welchem eine Negerin, als sie von der Ankunft vieler Fremden gehört, sofort ein Gasthaus und Restauration errichtet hatte.

Wir nahmen daselbst unsere Mahlzeiten ein, konnten uns aber schwer an die Speisen gewöhnen, da sämmtliche natürlich nach Landessitte zubereitet und derart mit spanischem Pfeffer (Aji) gewürzt waren, daß man sich förmlich den Hals verbrannte. Dazu wurde nun Pisco, der in Peru aus Weinbeeren bereitete Schnaps, aus großen Gläsern getrunken, da sich jedoch der Körper Tag und Nacht stets in Transpiration befindet, so habe ich Betrunkene höchst selten gesehen.

Aji und Pisco wurden als ein Schutzmittel gegen die Fieber genommen, besonders um die Verdauung zu fördern, was hier höchst wichtig. Außerdem trug man stets ein Etui mit Chininpillen bei sich, und ebenso wie man in Europa einem Freunde, den man trifft, eine Prise anbietet, geschah es hier mit diesen Pillen. Ferner war es nothwendig, Alpargattas, wie auch eine wollene Unterjacke zu tragen.

Hier, sowie in der Umgegend wurde nicht das Geringste gebaut und gezüchtet, so daß alle Lebensmittel von den Gebirgen im Innern des Landes auf einem Wege von zehn Meilen nach hier geschafft werden mußten. Da nun aber die Wege dieses Gebirges so schmal, steil und gefährlich, daß weder Wagen, Handkarren, noch Pferde, Maulthiere und selbst Esel sie nicht passiren konnten, wurde Alles von den Indianern auf dem Rücken nach hier gebracht.

Es war wahrlich interessant zu sehen, wie sich jeden Morgen ein Zug von 80 bis 100 dieser Indianer, jeder eine Last von einigen Centnern auf dem Rücken, auf einen langen Stock stützend, stets einer hinter den andern gleich einer Schlange die steilen Gebirgswände herabschlängelte.

Hauptsächlich brachten sie Fleisch aller Art, Kartoffeln, Mehl, Gemüse, Früchte, aber auch alle für den Export bestimmten Erzeugnisse, wie Kautschuk, Chinarinde, Kaffee, Vanille rc.

Diese Indianer waren durchgänglich von weißer Hautfarbe, schöne große sehr kräftige Leute, mit Muskeln wie von Stein. Sie waren gutmüthig und bescheiden, wie auch sehr ehrlich.

Nachdem sie ihre Waaren verkauft, tauschten sie mit dem Erlös sofort ausländische Artikel und nachdem sie eine Nacht in Barbacoas geruht, begaben sie sich wiederum schwer beladen nach ihren Bergen zurück, wie sie gekommen, einer nach dem andern die schmalen Bergpfade erklimmend. Dann wieder in ihrer Heimath angekommen, ruhten sie nur wenige Zeit, um die so beschwerliche, so anstrengende wie gefährliche Reise wieder zu unternehmen und so ging es Monat für Monat, Jahr aus, Jahr ein.

Digitized by Google

Diese Leute standen stets mit einem Fuße im Grabe, indem sie fortwährend dem so kolossalen Temperaturwechsel von 30 bis 40 Grad bis zu Null ausgesetzt waren, auf dem Wege die furchtbarste Hitze, die heftigsten Gewitter und Wolkenbrüche zu ertragen hatten, dann die Fieberluft Barbacoas einathmen mußten, wozu sich noch der fortwährende Kampf mit wilden Thieren, unzähligen Schlangen, der Gefahr von den Scorpionen, Taranteln 2c. gestochen zu werden gesellte.

In dem Gasthaus bei unsrer schwarzen Wirthin lernte ich viele von den californischen Goldgräbern kennen; sie gehörten allen Nationen an, Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener, Polen, Spanier, Portugiesen und natürlich auch Deutsche.

Wenn auch ein Theil derselben sich noch großen Hoffnungen auf reichen Gewinn hingab, sah sich der größte Theil getäuscht und fand, daß die Berichte sehr übertrieben waren und während sie in Californien in den Bergen frei arbeiten, eben so viel und mehr verdienen konnten, mußten sie hier erst Grund und Boden kaufen oder pachten, indem die goldhaltigen Terrains sich im Besitz der Eingeborenen befanden. Diese Terrains, die früher fast gar keinen Werth gehabt, waren jetzt bedeutend gestiegen und mit ihnen die Preise für Wohnung, Lebensmittel, Canoas, Frachten, Löhne 2c.

Um diese Preise noch bedeutend zu steigern, trug natürlich bei, daß nur einige Tage nach unserer Ankunft in Barbacoas ein directer Dampfer von San Francisco in Tumaco 500 Goldgräber landete, die, als sie ankamen, reges Leben in den kleinen, sonst so friedlichen Ort brachten; da brauchte man nicht nach Californien zu gehen, um die Goldgräber und ihr Leben und Treiben kennen zu lernen! Hier hatte man es aus erster Hand! — Von nun an langten in ununterbrochener Kette Hunderte und Hunderte von Goldgräbern hier an, derart hatte sich die Nachricht von dem kolossalen Reichthum von hier verbreitet, der so großartig sein sollte, daß man das Gold nur in Säcken fortzutragen brauche.

Leider lichteten aber auch sofort die Fieber die Reihen dieser Abenteurer, besonders in Folge des Beibehaltens der Stiefeln, wie Unmäßigkeit im Essen. Eigenthümlich war dabei, daß gewöhnlich die gesunden starken und kräftigen Leute dem Fieber erlagen, kränkliche, magere und schwächliche dagegen oft durchkamen. Stellte sich einige Stunden nach dem Anfall eine allgemeine Eruption des Körpers ein, so daß ganz besonders der Kopf, ähnlich wie bei den Blattern, mit Geschwüren bedeckt war, so war dies das sicherste Zeichen der Rettung und daß die Gefahr vorüber.

Daß aber in der Umgegend Barbacoas' ein großer Goldreichthum positiv existirte, konnte man aus den Quantitäten ersehen, die die Neger und Negerinnen täglich zum Verkauf an den Gouverneur Castillo oder Don F. Aguilar brachten. Ferner wurde man darin bestätigt, wenn man die Negerinnen Barbacoas' und Umgegend die Messe besuchen sah, bei welcher Gelegenheit sie mit Goldschmuck förmlich überladen waren. Da dachte ich unwillkürlich daran, daß einst Columbus bei seiner Ankunft in Amerika einen gleichen Eindruck erhalten haben mußte.

Schwerste lange ganz massive Ketten trugen sie um den Hals, eben solche Ringe um Arm, Knöchel und Finger, ihr krauses Haar auf das Sorgfältigste in unzählige kleine Zöpfchen geflochten, war mit verschiedensten Goldsachen geschmückt und dabei trugen sie öfter Halsbänder von den werthvollsten großen schönsten Smaragden (Esmeralda's). Wenn diese letzteren käuflich gewesen wären, würde man große Summen verdient haben; dies waren jedoch Familienerbstücke und daher für keinen Preis verkäuflich.

Nachdem ich nun mit meinen Reisegefährten einige Tage in Barbacoas verlebt und wir durch die Güte des Gouverneurs Castillo und Dr. Jorje bestens orientirt waren, mietheten wir ein großes Canoa mit 8 Negern für den Preis von zehn Pesos und fuhren in frühester Morgenstunde den Telembifluß aufwärts, um ein Landgut, Cucarachera genannt, welches mir als sehr goldreich geschildert und empfohlen ward, kennen zu lernen und den Goldgehalt zu untersuchen.

Auf der ganzen über eine Quadratmeile großen Besitzung gab es aber nur ein Paar elende Hütten, welche von dem Besitzer Senor Don Louis Negrete und seiner Mutter bewohnt wurden, die davon benachrichtigt, daß ich diese Besitzung kaufen oder pachten wolle, mich mit meinen Gefährten freundlich aufnahmen und nach Kräften bewirtheten.

Nachdem wir einige Tage hier verlebt und das Terrain auf seinen Goldgehalt an unzähligen Stellen untersucht, auch alle Nachrichten aus früherer Zeit über den so großen, da gefundenen Goldreichthum von der sehr bejahrten Mutter bestätigt fanden, drängten mich meine Gefährten zu dem Entschluß, diese Besitzung zu erwerben und fuhr ich zu diesem Zwecke mit Senor Negrete nach Barbacoas zurück, um den Kauf zu regeln.

Hier waren inzwischen die von zu Hause erbetenen Gelder eingetroffen, so daß ich in der Lage war, das Geschäft vor dem Richter sofort abschließen zu können. Ich erhielt die Besitztitel von der Cucarachera ausgehändigt, kaufte dann alles Nöthige zum Betriebe und Unterhalt meiner neuen Besitzung ein und fuhr mit schwer beladenem

Digitized by Google

Canoa nach der Cucarachera zurück. Die Deutschen nahm ich nun in meine Dienste und engagirte ferner zwanzig in der Umgegend zerstreut wohnende Neger, von welchen ich mir vorerst ein Haus nach Landessitte bauen ließ, welches schon nach 14 Tagen fertig dastand.

In der Hoffnung hier doch noch ein Vermögen erwerben zu können und vielleicht viele Jahre zu verweilen, hatte ich es sehr groß und bequem aus Bambusrohr herstellen lassen.

Es war 60 Fuß lang, 40 breit und 15 hoch, ruhte auf 24 starken Pfosten von gutem Holze, enthielt sechs Zimmer, großen Hausflur und war mit breitem Balkon umgeben, zu welchem eine Zugbrücke führte, die jeden Abend hinaufgezogen wurde, um gegen Schlangen und andere Thiere geschützt zu sein.

Binnen Kurzem war nun um das Haus herum auch der Urwald etwas gelichtet und die überaus so üppige, so wuchernde Vegetation beseitigt, so daß ich noch andere kleine Baulichkeiten, wie Schmiede, Küche 2c. aufführen lassen und mir einen Garten einrichten konnte.

Rund um mein Heim standen herrliche Cocos- und viele andere Palmen, sowie uralte Brodbäume mit ihren so großen Früchten, daneben Bananen 2c., durchflochten von in herrlichsten Blüthenschmuck stehenden Lyanen und Parasiten und belebt von Affen, Vögeln, Schmetterlingen, Käfern, Termiten, weißen Fröschen, Taranteln, Scorpionen, Tausendfüßlern, riesigen Spinnen 2c. und mehr oder weniger giftigen Schlangen von der Boa Constrictor bis zur kleinen so gefährlichen Ekis.

Während des Baues meines Hauses hatte ich immer wieder neue Untersuchungen betreffs des Goldreichthums angestellt und war endlich zu dem Schluß gekommen, daß die tief im Urwald versteckten und verwachsenen alten Arbeiten der Spanier das ergiebigste Terrain seien, wobei mir zu statten kam, daß die Spanier eine halbe Meile im Innern einen großen Teich angelegt und von da Kanäle durch Felsen gehauen, um dem Wasser Fall bis nach dem Fluß zu geben.

Ich beschloß hier ein sehr reiches Becken auszuarbeiten und das darin befindliche Wasser mit Pumpen zu wältigen, bis ich mit einem Tunnel, den ich vom Wasserspiegel des Telembi ansteigend dahin trieb, das ganze Thal trocken legte.

Es begann bald eine rege Thätigkeit, so daß ich nach und nach an 70 Personen beschäftigte. Die Männer erhielten pro Tag vier Mark, Frauen drei Mark, Knaben und Mädchen zwei Mark bei zwölfstündiger Arbeitszeit. Außerdem erhielten sie noch die Kost, die in Portionen von

Bananen bestand, von denen ich sofort große Anpflanzungen anlegte, womit ich zwei Chinesen (Kulis) beschäftigte.

Neger und Weiße arbeiteten nie zusammen, da die Ausdünstung der Ersteren bei der Arbeit so stark und penetrant war, daß Letztere es nicht aushalten konnten.

Bald waren Schlußboxen gelegt, die Tunnel vermessen und binnen 14 Tagen befand sich hier eine vollkommen geregelte Arbeit.

Da mein Haus nun errichtet, sowie meine Goldwäscherei und die Tunnel in organisirtem Betriebe waren, gab ich zur Einweihung allen meinen Leuten ein Fest im neuen Hause.

Laut Landessitte mußte die Einweihung des Hauses wie der Grube durch den Stadtpfarrer von Barbacoas erfolgen, dieser erschien auch und in Prozession umzogen wir Grube und Haus, welche beiden eingesegnet und eingesprengt wurden. Nach Beendigung dieser Ceremonien gab Jeder sich den Genüssen hin und Essen, Trinken, Gesang und Tanz wechselten gegenseitig ab. Mich interessirten besonders die volksthümlichen Tänze und Lieder der Neger, wie ihre selbstgefertigten höchst primitiven Instrumente.

Jeden Morgen sechs Uhr versammelten sich pünktlich alle Arbeiter im Schatten meines Hauses und von da zog ich mit ihnen in das Innere des Waldes nach den Arbeitsplätzen.

Ich ließ mich oft im Tragstuhl aus Bambusrohr dahin tragen, wenn ich aber ging, so ließen erst zwei mit langen Stangen bewaffnete Neger vor mir und zwei hinter mir, um die Schlangen, Skorpione, Taranteln 2c., welche massenweise umherlagen, krochen und in den Zweigen hingen, aufzuscheuchen und zu tödten.

Erstaunlich war der Scharfblick der Neger, welche eine Schlange auf eine Distanz von oft 30 Fuß sofort entdeckten, während ich, obgleich ich ein gutes Auge habe, sie oft nicht sah, wenn sie vor mir lag und ich sie für eine Baumwurzel gehalten. Ich fand, daß größere Schlangen hier nicht so gefährlich, wie die kleinen, besonders die Efis waren.

Bei dem Biß dieser nur 2½ Fuß langen Schlange trat der Tod, wenn man kein Gegengift zur Hand hatte, binnen vier Stunden ein.

Es gab sehr viele Mittel gegen Schlangenbiß, welche oft halfen, oft auch nicht. Das beste und sicherste Mittel aber war unstreitig Guaco und Cedron.

Ich habe vielen meiner Arbeiter, die von Schlangen gestochen waren, nur dadurch das Leben und Gesundheit gerettet, daß ich sofort einen kleinen Kreuzschnitt über die Wunde machte und etwas von dieser letzteren

Scenerie am Fluss Telembi
(Republik Neugranada).

Digitized by Google

Frucht geschabt einstreute, zugleich aber auch etwas davon in ein Gläschen Schnaps rührte und es den Verwundeten zu trinken gab.

Die Neger waren sehr kräftige Männer und trotz der glühenden Sonnenstrahlen arbeiteten sie den ganzen Tag im Freien, ebenso Frauen, Mädchen und Knaben.

Alle Männer, Frauen und Alt und Jung trugen bei der Arbeit nur ein Stück Zeug um die Hüften geschlungen, und wenn ich nun täglich Gelegenheit hatte, schöne Formen junger Mädchen zu bewundern, um so unangenehmer berührten mich die so langen schlauchartigen Brüste nicht allein alter Weiber, sondern auch junger Frauen, indem die schönen Formen des Busens nach dem ersten Kinde gänzlich verloren gehen. Die Mädchen entwickeln sich sehr früh und fand ich oft schon Mütter von nur 12 bis 13 Jahren unter ihnen. Alle waren höchst reinlich, badeten oft und hielten sehr viel auf reine weiße Wäsche, waren sehr ehrlich und sehr fromm und jeden Morgen wie Abend beteten und sangen sie laut.

Sie führten keinen Vor- und erblichen Zunamen, sondern wurden nur nach den Heiligen, an deren Namenstag sie geboren, benannt. Da gab es einen Urbano, Gregorio, Cecilio, Jose, Domingo, Francisco, eine Celestina, Angela, Maria, Valentina, Esperanza, Esmeralda ꝛc. und wenn diese schönen Namen wohl für Jünglinge und Mädchen, wenn diese auch schwarz von Farbe, passend waren, so berührte es mich unangenehm, eine alte Negerin mit solchem Namen ansprechen zu müssen.

Eigenthümlich war, daß, so fromm und religiös die Neger waren hier ein ganz patriachalisches Verhältniß herrschte, welches sehr an das in Europa früher bestehende jus primae noctis erinnerte. Die Negerinnen setzten eine Ehre darein, ihren Herrn Patron zu bedienen, und so hatte man denn ein oder zwei Mädchen als Köchinnen, eine für die Wäsche, eine um die Hängematte zu schaukeln, eine um mit Federn (Plumero) Luft zu fächeln, eine um Papier-Cigarren zu machen ꝛc.

Jeden Sonnabend fuhr ich mit meinem Canoa nach Barbacoas und verkaufte da mein ausgewaschenes Gold, um die wöchentlichen Löhne bezahlen und die nöthigen Lebensmittel einkaufen zu können.

War nun aber der Telembi bei dem Schmelzen des Schnees des Hochgebirges sehr hoch gestiegen, wurde er auch so reißend, daß man wohl, wenn auch mit Gefahr, nach Barbacoas hinunter, aber nicht wieder zurück gelangen konnte.

Da hierdurch jede Verbindung mit Barbacoas abgeschnitten war, kam es oft vor, daß alle unsere Lebensmittel, die sich bei der großen Hitze nicht lange hielten, aufgezehrt wurden und wir uns nur mit Bananen (Platanos) begnügen mußten. Doch wurde dann auch Jagd auf junge Affen und Papageien gemacht und war namentlich ersterer ein sehr willkommener Braten.

Eigenthümlich war es, daß meine schwarzen Köchinnen diesen ebenso wie man bei uns bei Fasanen, um zu beweisen, daß es wirklich welche sind, den Kopf mit den Federn mit auf der Tafel servirt und ihm eine Papierkrause giebt, mit Kopf und Haaren nebst einer Krause servirten. Auf mich machte dieser Braten anfänglich den Eindruck, als ob es ein kleines Kind sei und erregte mir Ekel, bald aber hatte ich mich daran gewöhnt und mundete er mir dann recht gut, besonders wenn nichts Anderes zu haben war.

Die Affen zu schießen überließ ich jedoch meinen Arbeitern, indem es mich unangenehm berührte, den Schmerz der Thiere, der sich wie bei den Menschen äußerte, mit anhören und ansehen zu müssen, denn wenn einer der ihrigen vom tödtlichen Blei getroffen niederstürzte, fingen sie laut zu jammern und zu klagen an, leckten ihm die Wunde aus und trugen ihn dann in das Dickicht. Und wenn man so oft wie ich aus nächster Nähe Gelegenheit gehabt hat, das Familienleben der Affen und ihre Liebe und Anhänglichkeit unter einander zu beobachten, wird man mir dies nicht als Sentimentalität auslegen.

Dann gab es eine kräftige, sehr nahrhafte und wohlschmeckende Bouillon von Papageien, und wenn diese nun auch sehr mundete, bedauerte ich oft diese Thiere mit dem so herrlichen Federschmuck und ergötzte es mich mehr sie zu sehen als sie zu morden und dies nur der Fleischbrühe wegen, da, wie früher erwähnt, das Fleisch sehr zäh und ungenießbar ist.

Dagegen gab es hier unter den so vielen Arten von Schlangen einige in Größe, Farbe und Geschmack unserm Aale gleich, die wir sehr oft und sehr gern genossen.

Unmöglich war es mir aber, auch nur einen Bissen von einem Lieblingsgericht der Eingeborenen, nämlich von gebratenen großen fetten Eidechsen zu essen, noch von der Iguana.

Die Gewinnung des Goldes, welches hier nicht in Pepitas, in großen Stücken, sondern durchgehend in Linsenform und Körnern vorkam, war sehr einfach, indem die Männer mit Brechstange und Haue

Meine Goldwäscherei in Cucarachera
in der Republik Neugranada.

Digitized by Google

das goldhaltige Terrain aufdeckten, die Frauen die Erde in die Schlußboxen trugen, wo sie durch das Wasser ausgewaschen und sich das Gold am Boden niederschlug. Nach einigen Stunden wurde das Wasser abgestellt und der Inhalt der Schlußboxe, der Eisensand, besonders von den Mädchen in hölzernen Tellern ausgewaschen, wo das reine Gold zurückblieb. Dies hatte einen Gehalt von 22 bis 23 Karat und durchschnittlich gewann ich täglich ein halb bis ein Pfund Gold, welches mit 300 Pesos verkauft wurde.

Mein Gewinn war daher im Verhältniß zu den Ausgaben an Arbeitslöhnen, Nahrungsmitteln, Werkzeugen ꝛc. kein großer zu nennen und nicht dazu angethan einem das gefahrvolle Leben, dem man allerwärts ausgesetzt, weniger fühlbar zu machen, denn trotz der größten Vorsichtsmaßregeln wurde man selbst im Hause von Insecten und Amphibien geplagt.

Da waren zuerst die Schlangen und besonders die sogenannten Bettschlangen zu nennen, etwa fünf Fuß lang, welche, in der Nähe menschlicher Wohnungen gern lebend, es sehr liebten, sich auf wollene Stoffe und Wäsche zu legen, und kam es oft vor, daß Jemand ruhig schlafend plötzlich etwas Kaltes an seinem Körper fühlte und bei näherer Betrachtung eine solche Schlange neben sich fand.

Am schrecklichsten aber peinigten mich die Ameisen, wovon mein Haus, obgleich neu, vollkommen wimmelte. Von diesen wurde nichts verschont, Alles, Alles zerfressen, und um nur Etwas erhalten zu können und sich selbst zu schützen, standen Stühle und Tische stets in mit Wasser gefüllten Becken, denn wenn ich mich an einen Tisch ohne dergleichen Vorsichtsmaßregeln setzte und schreiben wollte, so zog schon ein ununterbrochener Zug über das Papier und war ein Buchstabe nicht mehr zu erkennen.

Wollte ich des Abends lesen und hatte Licht in meinem Zimmer, so flatterten sofort Vampyre, Eulen, Fledermäuse, große Nachtschmetterlinge stets zu einem Fenster herein, zum anderen hinaus und ein Heer von kleineren Schmetterlingen und eine Unzahl von Motten umkreiste das Licht und nur binnen einer Viertelstunde war der ganze Tisch derart mit todten oder verbrannten Thieren bedeckt, daß ich nur immer beschäftigt war, die unglücklichen Thiere zu beseitigen.

Schrecklich war auch eine Art großer weißer Frösche mit schwarzen Augen, welche so eigenthümlich gebildet, daß das Auge, einer schwarzen Perle gleich, an einem feinen Nerv wie an einer Nadel weit aus den Augenhöhlen hervortrat. Dieser Frosch entwickelte eine Elastizität

im Springen, wie ich sie nie zu sehen Gelegenheit gehabt, denn mit einem Satz klebte er an der Wand, dann wieder an der Decke, dann am Fußboden, dann an meinem Kopf ꝛc. — Eben so schrecklich waren die großen, ganz mit langen Haaren bedeckten Spinnen von der Größe eines Dessertellers, die sich plötzlich von der Decke auf den Tisch herabließen. Diese Thiere waren so scheußlich anzusehen, daß ich dann stets die Flucht ergriff.

Vor dem Schlafengehen mußte man das Bett auf das Genaueste untersuchen, ob nicht ein Scorpion, eine Tarantel, ein Tausendfüßler ꝛc. sich darin häuslich niedergelassen und die Mosquitos daraus verscheuchen, dann wurde der Mosquitoschutz dicht und fest darum gezogen und nun erst konnte man sich der Ruhe hingeben.

Doch wehe, wenn man die Vorsicht außer Acht gelassen! Stiche und Bisse am ganzen Körper und obendrein noch an den Zehen oder der Nasenspitze einen Vampyr, der einem das Blut abzapfte.

Großartig und wahrlich Schrecken und Angst erregend traten hier die Gewitter auf.

Am Morgen herrschte das schönste und klarste Wetter, gegen Mittag aber zogen sich schon Wolken zusammen, die immer dunkler wurden, bis gegen drei Uhr der Himmel ganz schwarz war und eine so heiße und drückende Luft herrschte, daß man kaum athmen konnte. Dann erhob sich plötzlich der Sturm, der erste Blitz zuckte hernieder, aber so intensiv blendend und von so kolossaler Heftigkeit, wie ich ihn nie empfunden, so daß ich mich selbst von ihm getroffen glaubte. Ein ebenso heftiger Donnerschlag erdröhnte und nun fuhr Blitz auf Blitz zur Erde nieder, der Donner hörte nicht mehr auf und wohl eine halbe Stunde währte dieses großartige Naturschauspiel, wo rechts und links von mir alte Riesenbäume getroffen in Flammen standen oder ganz zerschmettert unter Krachen zur Erde stürzten. Da plötzlich ergoß sich nun ein wolkenbruchartiger Regen, der binnen Kurzem Alles überfluthete, so daß der Telembi nach und nach bald an 16 Fuß über seinen gewöhnlichen Wasserstand angeschwollen war und an seinen beiden Ufern stürzten sich nun die kolossalen Wassermassen, herrlichste großartigste Wasserfälle bildend, über die über 100 Fuß hohen senkrechten Felsen in sein Bett.

Diese Gewitter dauerten an 14 Tage hintereinander, regelmäßig begannen sie um drei Uhr des Nachmittags und waren nach Verlauf von drei Stunden wieder vorüber. Ein wahrlich großartiges, herrliches Naturschauspiel, aber nicht für schwache Nerven!

Höchst interessant waren auch hier die Arbeiten und Baue der Termiten, wie anderer großer Ameisen. Oft habe ich da stundenlang ihr Schaffen und Treiben beobachtet und stets Neues und Interessantes gesehen.

Einmal aber erging es mir sehr schlecht, indem ich einen herrlichen Vogel verfolgend das Unglück hatte, mitten in einen der so großen Ameisenhaufen, die mitunter die Höhe von zehn Fuß erreichen, zu stürzen und kann ich nicht beschreiben, was ich da ausgestanden, indem ich zugleich von Hunderten gestochen wurde. In wahrhafter Verzweiflung wälzte ich mich am Boden; zum Glück waren jedoch Neger in der Nähe, die mich schnell in's Wasser warfen, wodurch nach und nach die Schmerzen gelindert wurden.

So gefürchtet diese Thiere aber auch waren, so gesucht wurden sie auch, da sie bei der furchtbaren Hitze in Ermangelung von Wasser ein angenehmes Erfrischungsmittel boten. Ihr Hintertheil barg nämlich einen höchst aromatischen Saft, der entweder direct in den Mund oder auf's Brod gespritzt wurde.

Im Januar 1866 war ich nach hier gekommen, lebte nahe ein Jahr in meiner Cucarachera, und wenn ich auch öfters guten Ertrag hatte, verschlangen diesen wieder die theuren Tunnelarbeiten.

Mein Nachbar, ein Amerikaner, Namens Oconner aus New-York, war dagegen glücklicher; denn eines Tages hatte er binnen nur etwa drei Stunden über drei Centner reinstes feinstes Gold, alles in Linsenform und in Körnern, aus seiner Grube gewonnen. Die Stelle, wo er gearbeitet, war ein altes ausgetrocknetes Flußbett, welches daselbst der Felsen wegen eine starke Biegung machte, wo sich durch die Strömung das Gold nach und nach angesammelt hatte.

Sofort schaffte er dies Gold nach Barbacoas, von wo er sich nach Tumaco und von da nach New-York mit mehr als 100,000 Pesos einschiffte. Die Grube schenkte er einem seiner besten Freunde, der sie weiter arbeiten und auch sein Glück machen sollte. Durch diesen Fund war es wohl bewiesen, daß das Gold hier in Massen vorhanden war.

Man kann sich denken, welche neue Hoffnungen in der Brust eines jeden Goldgräbers erwachten und mit welcher Energie und neuer Kraft nun von allen Seiten in dieser Gegend gearbeitet wurde — aber kein solcher Schatz kam wieder zum Vorschein.

Da brach auf einmal das Fieber in so schreckenerregender Weise in Barbacoas wie in der Umgegend aus, daß Alles floh. Unzählige von

Goldgräbern hatten hier bereits ihr Grab gefunden und täglich starben Viele. Ich blieb dennoch.

Zur Ehre der Nordamerikanischen Regierung muß ich nun erwähnen, daß, als sie die Nachricht erhielt, daß so viele Nordamerikaner nach hier gekommen, aber nicht ihr Glück gemacht und ohne Mittel wären zurück zu kehren und hier dem Fieber erliegen müßten, sie den in Panama stationirten Consul mit einem Dampfer nach Tumaco sandte, um alle Nordamerikaner unentgeltlich wieder nach San Francisco zu schaffen, welcher Vorsichtsmaßregel Hunderte ihr Leben verdankten.

Aber glücklich vom Fieber verschont, traf mich ein neuer unerwarteter, sehr schwerer Schlag, der all' meinen Arbeiten ein Ziel setzte.

Eines Abends, Anfangs December, als die Arbeiter eben aus den Tunneln kamen, fand ein mächtiges Erdbeben statt, daß mein Haus förmlich in der Luft hin- und herschwankte und als wir früh nach den Arbeiten kamen, waren die Tunnel, die mich Tausende gekostet, vollkommen zusammen gestürzt, so daß an ein Weiterarbeiten nicht mehr zu denken war.

Wieder um die neuen Hoffnungen gebracht, ließ ich Alles im Stich, wandte meinem Eigenthum den Rücken und kehrte eiligst nach Barbacoas zurück.

Aber auch hier ließ mich mein Schaffenstrieb nicht zur Ruhe kommen und beschloß ich im Verein mit Herrn von Kraut eine Expedition über die Cordilleren nach den Quellen des Amazonenstromes zu unternehmen, wo das Terrain, zwar unter wilden Indianern gelegen, sehr reich sein sollte.

Mit dieser Reise verbanden wir zugleich eine Untersuchung und Vermessung des zwischen Barbacoas und Tuqueres gelegenen Terrains, da wir von dem Neugradinischen General Canal die Offerte erhalten, für Rechnung der Regierung für die Summe von 25,000 Pesos einen Weg zur directen Verbindung beider Orte herzustellen.

Kapitel XXXV.

1867.

Von Barbacoas nach Tuqueres.

Es war am 5. December 1866, gerade an meinem Geburtstag, als 12 Neger mit zwei Tragstühlen aus Bambusrohr vor unserm Hause standen und unser Gepäck unter sich vertheilten; außer diesen waren aber auch 12 meiner Neger aus der Cucarachera herunter gekommen, um von mir Abschied zu nehmen.

Um 7 Uhr bestiegen wir die Tragstühle und unter besten Wünschen des Gouverneurs Dr. Jorje und aller Bekannten traten wir die Reise an.

Wir litten furchtbar von der Hitze, wie den so ungewohnten sehr ermüdenden Bewegungen in den Tragstühlen, wozu noch die so widerliche Ausdünstung der stets transpirirenden Neger kam, und waren wir sehr froh, als wir des Abends eine freundliche Indianerhütte erreichten, wo wir rasten konnten. Hier herrschte viel Leben, da es eine der Stationen zwischen Barbacoas und Tuqueres war.

In frühester Morgenstunde brach die Karawane auf, vor unserer Abreise sollten wir aber noch einer rührenden, herzergreifenden Scene beiwohnen.

In diesen Wäldern, die man zu passiren hat, giebt es Bäume, deren Rinde mit feinen Stacheln besetzt ist, welch' letztere, wenn man sie sich in die Fußsohle tritt, sofort den Kinnbackenkrampf oder sogenannte Maulsperre verursachen, und wer das Unglück hat, sich einen solchen Dorn einzutreten, dem sicheren Tod verfallen ist, da die Indianer selbst, die für alle Krankheiten Mittel haben, nichts dagegen thun können.

Zwei junge hübsche Indianer hatten sich nun Dornen eingetreten und sahen dem unerbittlichen Tod ruhig und gefaßt entgegen. Von ihren Gefährten trat einer nach dem andern an sie heran, schüttelte ihnen die Hand, küßte sie und nahm Abschied auf ewig. —

Am Abend gelangten wir nach der Ansiedlung eines Spaniers, an den wir empfohlen waren und der uns auf das Freundlichste aufnahm. Das große massive Hauptgebäude befand sich mitten in einem etwa fünf Morgen großen Apfelsinenwald, welche Frucht hier aber gar keinen Werth hat. Um diese zu verwerthen, wurde eine Heerde Schweine damit gemästet, wodurch diese ein sehr zartes Fleisch erhielten, das zu hohen Preisen verkauft wurde. Hauptsächlich wurde auf den Plantagen Zuckerrohr erbaut und gab es hier eine große Presse und Fabrik, wo Zucker bereitet wurde.

Für einen Schmetterlingssammler würde es von großem Interesse gewesen sein, hier eine Sammlung anlegen zu können, wo die schönsten, namentlich blaue, in solcher Menge und Verschiedenheit vorhanden, wie ich sie nie gesehen. Sie saßen alle an dem ausgepreßten Zuckerrohr und waren so berauscht, daß sie ruhig sitzen blieben und man sie nur mit den Fingern zu nehmen brauchte.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort. Von nun an hatten wir aber Felsenthäler zu passiren, wo die Schluchten so eng waren, daß sie selbst ein Tragstuhl nicht passiren konnte und wir gezwungen waren, auf den Rücken der Neger Platz zu nehmen. Aber auch jetzt noch, wo die Neger doch die natürliche Balance, die Hände, nicht mehr frei hatten und unsere Beine damit umklammert hielten, ging es an schwindelerregenden Abgründen im Trab vorüber, so daß ich oft glaubte Roß und Reiter würden auf Nimmerwiedersehn darin verschwinden.

Endlich gelangten wir nach dem Dorf San Pablo und obgleich es noch früh am Tage, beschlossen wir hier zu rasten, unsere aus allen Fugen und Lagen gebrachten Glieder zu kräftigen und die Reise erst am andern Tage fortzusetzen.

Nie habe ich schönere Kaffeeplantagen und Kaffeebäume gesehen wie hier; es war aber auch der beste Kaffee von der Westküste und wurde das Pfund an Ort und Stelle mit drei Mark bezahlt.

Es gab hier Bäume von 20 Fuß Höhe und eben solchen Umfang, die stets zugleich blühten und grüne und rothe reife Früchte trugen. Alles lebte hier nur vom Kaffeebau, vier Sträucher genügten, eine Familie zu erhalten und täglich wurde geerntet.

Nächsten Tags erreichten wir ein Indianerdorf, von wo sich der Weg an 8000 Fuß zu dem Hochplateau von Tuqueres erhebt, welches wir, da der Weg breit und in ziemlich gutem Zustande war, auf Maulthieren erstiegen, und nach zehnstündigem, höchst beschwerlichem Ritte hatten wir das Planteau Paramo erreicht.

Soweit das Auge schweifte, erblickte man nach Osten nur eine baum- und strauchlose Ebene, zur Linken den Vulkan El Alzufral (Schwefelberg), wo Tausende von Centnern reinen Schwefels lagern und vor uns die Stadt Tuqueres. Fern am Horizont erhob sich der todte Vulkan von Pasto — sein letzter Ausbruch war 1727 — an dessen Fuße die Stadt gleichen Namens lag. — Diese zählte 8000 Einwohner und wurde schon 1539 gegründet.

Wir hielten uns hier nicht lange auf, indem uns Alle ein Frost überkam, wie ich ihn nicht in Europa bei 20 ° unter Null verspürt. Der Grund lag in dem schnellen Temperaturwechsel von 30 ° Reaumur im Schatten auf Null. Aber selbst ein schneller Ritt nach Tuqueres, wobei die Neger immer vor uns hertrabten, vermochte uns nicht zu erwärmen, so daß wir froh waren, als wir unser Ziel erreicht. Die ganze Nacht hatten wir Frostfieber und lagen in warme Decken gehüllt am Feuer.

Tuqueres liegt 1 ° 3′ nördlicher Breite von Greenwich, 3038 Meter über dem Meeresspiegel und hat ohngefähr 6000 Einwohner.

Am nächsten Tage machten wir mit dem Apotheker des Ortes, Dr. Portilla, an den ich Empfehlungen hatte, einen kleinen Ausflug zu Pferde und war es sehr interessant das Terrain zu untersuchen, wo die kolossalen unterirdischen Kräfte gewirkt hatten und noch wirkten, indem hier ganze Strecken Landes gehoben, andere gesunken waren, was man deutlich an den trocken gelegten Flußbetten erkannte, wovon sich Theile hoch oben, andere wieder tief unten befanden. Auch gab es hier Stellen, wo die Erde ganz warm, andere, wo warme Quellen vorhanden.

Zu Hause angekommen, bekam ich wie mein Gefährte starkes Fieber und erklärte uns der Doctor, daß dies jeden Fremden erfasse und eine Folge des plötzlichen Wechsels der Temperatur sei; es wäre wohl lästig, aber nicht gefährlich.

Das Lästige zeigte sich am nächsten Tage, wo wir Beide einen so schweren Anfall von Nesselsucht bekamen, daß wir das Kratzen nicht bezwingen konnten und bald mit Blut bedeckt waren.

Als wir nach drei Tagen wieder genesen, erhielten wir aus Bogota die Nachricht, daß das Haus Flemming in London fallirt, weshalb der Präsident Mosquera die ihm versprochene Anleihe von fünf Millionen

Pesos nicht erhalten konnte und mithin nun auch kein Geld disponibel war, den Weg von Barbacoas nach Tuqueres zu bauen.

Wieder um neue Hoffnungen ärmer, aber ungebeugt wollten wir nun die beschwerliche Reise über das Felsengebirge nach den Quellen des Amazonenstromes unternehmen.

Aber auch selbst dieser Plan sollte nicht zur Ausführung kommen, denn zwei Tage später langten vier Californier, die dieselbe Tour unternommen, in miserablem Zustande hier an.

Sie erklärten, daß sie unter den größten Strapazen und Gefahren aller Art glücklich das Felsengebirge überstiegen, als sie aber jenseits nach den Ebenen gelangt, sofort von den wilden Indianerstämmen derart angegriffen worden seien, daß sie nur ihren Revolvern zu danken gehabt, den Rückzug antreten zu können.

Unter diesen Umständen war also nicht daran zu denken, dahin zu reisen, und da uns Dr. Portilla erklärte, daß wir die so schreckliche Nesselsucht nicht eher wieder verlieren würden, bis wir wieder nach heißem Klima kämen, beschlossen wir uns diesen vier Amerikanern sofort anzuschließen und nach Barbacoas zurückzukehren.

Am nächsten Tag traten wir auf demselben Weg, den wir gekommen, mit den Negern die Rückreise an und erreichten wieder Barbacoas.

Das Fieber hatte hier nun fast ganz aufgehört, und da wiederum ein sehr reicher Fund an Gold gemacht wurde, beschloß ich mit Herrn von Kraut nach Panama zu reisen, dort eine Compagnie zu bilden und meine Cucarachera wieder in Betrieb zu setzen. Am nächsten Tage fuhr ich schon mit ihm den Telembi und Patia hinab nach Tumaco, wo wir gerade zurecht kamen, um uns mit dem Dampfer nach Panama einzuschiffen.

Am 27. Januar 1867 verließen wir auf ihm Tumaco und langten am zweiten Februar in Panama an, wo wir uns in dem den Herren Clement & Co. gehörigen Hotel Aspinwallhaus einlogirten.

Kapitel XXXVI.

Panama.

Das alte Panama, welches 1521 gegründet, und 1671 von den Flibustiern total zerstört und niedergebrannt wurde, lag etwa drei englische Meilen von dem heutigen und ragen jetzt aus den Trümmern nur noch die Ruinen der alten Kathedrale, Ueberreste von Thürmen und Mauern von der üppigsten Tropenvegetation überwuchert heraus und ist jetzt dieser Ort, so romantisch er auch gelegen, der Sitz giftiger Schlangen und anderen Gethiers und wird deshalb, sowie wegen seiner todbringenden Fieberluft ängstlich gemieden.

Das neue Panama wurde dann 1673 in vermeintlich gesünderem Klima wieder aufgebaut, liegt 8° 56′ 56″ nördlicher Breite und 79° 31′ 12″ westlicher Länge von Greenwich, am Fuße des dicht mit Urwald bewachsenen Berges Cerro de Ancon und wurde durch die Feuersbrünste im Jahre 1738, 1759, 1784 und 1821 größtentheils zerstört.

Die Bevölkerung mag etwa 10,000 Einwohner zählen, bestehend aus Negern, Mulatten und Zambos, worunter etwa 500 Weiße.

Die eigentliche Stadt, mit hohen Mauern und Wällen, welche eine halbe Million Pesos gekostet, umgeben, aus welchen vier Thore, zwei nach dem Meere, zwei nach der Landseite führen, liegt auf einer Halbinsel. Der größte Theil der Stadt ist gepflastert und der so großen Hitze, wie der heftigen Regengüsse wegen sind die meisten Häuser mit Balkons versehen, unter denen man gegen beide Unbilden geschützt ist.

Von den früher existirenden vielen Kirchen und Klöstern ist nur noch die an dem Hauptplatz gelegene Kathedrale vorhanden, deren Dach, mit Perlmutterschalen gedeckt, einen eigenthümlichen Anblick gewährt, welcher

durch die üppige Vegetation, welche zwischen den Schaalen wuchert, noch vermehrt wird.

Das Kloster San Francisco, welches das bedeutendste und noch bis 1821 von Mönchen bewohnt war, ist heute eben so wie das Kloster von San Domingo, welches 1860 einstürzte, nur noch eine herrliche Ruine, deren Mauern, Dächer, und Höfe ebenfalls von der üppigsten Vegetation überwuchert sind und im herrlichsten Blumen- und Blüthenschmuck inmitten der Stadt prangen.

Von größeren Baulichkeiten ist nur noch das Stadthaus, die Post, die Wohnung des Gouverneurs, das Collegio der Jesuiten zu erwähnen, ferner eine große Kautschukfabrik, das Hotel Aspinwallhaus und das von Herrn Georg Loew an dem Hauptplatz der Kathedrale gegenüber neu erbaute, ganz mit europäischem Comfort ausgestattetete Grand Hotel de Panama, dessen Bau über 100,000 Pesos gekostet und wo ich der erste Gast war.

Der Hafen war sehr seicht, so daß größere Schiffe nicht landen konnten und an der Insel Toboga anlegen mußten, von wo Passagiere, wie Frachtgüter auf kleinen Dampfern und Lantschen nach Panama gebracht wurden.

Das Klima war hier stets sehr ungesund und zu gewissen Zeiten grassirten hier das gelbe, wie Chagresfieber auf das mörderischste. Abgesehen von den Miasmen, trug gewiß auch das so schlechte Trinkwasser viel dazu bei und wurde gutes über eine Meile weit in kleinen Fässern nach hier gebracht und täglich für 150 bis 200 Pesos verkauft.

Die Umgegend war herrlich und genoß man besonders von dem Cerro de Ancon eine entzückende Aussicht auf Panama selbst mit seinen Festungswerken, auf Felsen weit in's Meer hinein erbaut, wie auf den Hafen, in welchem eine Gruppe Inseln, die Perlen-Inseln benannt, von denen die Isla del Rey die größte war, wie auch eine andere von ihr getrennte Gruppe mit der Toboga- und Saboga-Insel lagen. Diese lieferten besonders Zucker, Früchte, Gemüse und Getreide nach Panama, während Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine mehr von Chiriqui gebracht wurden.

Die Hitze war bedeutend und obgleich Alles Jahr aus Jahr ein nur in weiße Leinen gekleidet war, oft ganz unerträglich und war es von großem Werth, daß man sich hier zur Zeit der Ebbe ohne Gefahr vor Wellen, Haifischen und Alligatoren ruhig baden konnte.

Die Ebbe und Fluth waren hier nämlich sehr bedeutend, so daß wenn während der Fluth die Wellen bis hoch an die alten Festungs-

Panama.

Digitized by Google

mauern tobten, man bei Ebbe auf felsigem Grunde über 1000 Schritt trocknen Fußes vom Fuße der Mauern in's Meer hinein gehen und an den tieferen Stellen, wo das Seewasser stehen geblieben, sein Bad nehmen konnte.

Während bei Fluth das Wasser über 21 Fuß steigt, erhebt es sich dagegen im Atlantischen Ocean nur um $1^1/_2$ Fuß, so daß man früher bei einem etwaigen Durchstich des Isthmus Gefahren befürchtete, welche diese Differenz hervorbringen könnte. Die gewöhnliche Differenz der Niveauhöhe der beiden Meere betrug $3^1/_2$ Fuß, bei Hochwasser indeß stieg der Stille Ocean $13^1/_2$ Fuß über den Atlantischen Ocean, wogegen bei Niederwasser Ersterer $6^1/_2$ Fuß unter Letzterem stand.

Panama ist ein Hauptverkehrsort, da die Dampfer, die von Europa, von Southampton, Liverpool und San Nazaire, wie die von New-York, New-Orleans, der Ostküste Südamerika's und von den Antillen kamen, stets in Colon, resp. Aspinwall anlegten, von wo Passagiere und Frachten mit der Eisenbahn über den Isthmus in 4 Stunden nach Panama gebracht wurden und außerdem die Dampfer von San Francisco, der Westküste von Südamerika und von Australien direkt hier anlegten.

Im Jahr 1856 brach in Panama eine Emeute unter den Negern aus und überfielen sie an 900 Passagiere, die eben mit einem der Dampfer angekommen waren, beraubten fast alle und tödteten und verwundeten Viele, wobei das zum Schutz der Fremden aufgebotene Militair sich den Meuterern anschloß und mit plünderte.

Ein Hauptgeschäft bildeten hier die auf den in der Bai befindlichen Inseln gewonnenen Perlen und wenn man diese auch nicht in solchen Massen, wie früher, wo sie centnerweise (wie 1587) nach Spanien gesandt wurden, vorfand, war es immer noch ein sehr rentables Geschäft, welches ein Deutscher, Herr Adolf Steffens, ganz in Händen hatte und auf seiner auch in der Bai gelegenen Insel Gonzales viele Taucher beschäftigte, welche er noch bedeutend vermehrte, als die Perlmutterschale guten Preis erhielt und ein rentabler Ausfuhrartikel wurde. Auch Panamahüte waren ein Ausfuhrartikel.

Durch Vermittelung des deutschen Consuls, Herrn Lunau, Besitzer der großen Importfirma Sasso & Lunau, lernte ich bald viele eingewanderte Ausländer kennen. So unter Anderm den französischen Arzt Dr. Lebreton, den Deutschen Dr. Weidelin, den Böhmen Dr. Kratochwill, welcher nur unter dem Namen der Schlangendoctor bekannt war, weil er im Schaufenster seiner Apotheke stets einige lebendige Schlangen hielt. Ferner Herrn Julius Büchter aus Hamburg, der hier Perlen einkaufte,

sowie den Botaniker Herrn Gustav Wallis aus Detmold, der eben mit großer Beute von einer Erforschungsreise zurückkam und besonders herrliche Orchideen mitbrachte — die ersten, die er nach Europa einführte.

Da hier kein anderes größeres Hotel existirte, hatte ich mich anfangs im Aspinwall-Hotel einlogirt, konnte es aber kaum erwarten, bis das neue Grand-Hotel beziehbar sein würde.

Der Grund hierzu war, daß ersteres Hotel, um so viel als nur möglich Ertrag zu bringen, derart eingerichtet war, daß in den etwa vorhandenen 30 Zimmern in den größeren acht, in den kleineren sechs und vier Betten standen, um den vielen hier durchreisenden Passagieren Obdach geben zu können; man bekam also nicht ein Zimmer für sich allein, sondern nur ein Bett in einem Zimmer.

Wenn es schon sehr unangenehm ist mit Jemandem, den man nicht kennt, zusammen schlafen zu müssen, um so unangenehmer ist es mit sechs oder sieben zusammen zu liegen, Leute aller Länder der Erde, ein großer Theil Auswurf der Menschen, die sich irgendwo dem Arme der irdischen Gerechtigkeit entzogen. Und das Widerlichste dabei war nun noch, daß zu jener Zeit gerade das Fieber grassirte und viele Fremde demselben erlagen, so daß man tagtäglich das Schauspiel hatte, einen oder zwei neben sich erkranken und sterben zu sehen.

Ein Wunder war es daher wohl nicht, daß, wo so Viele, die in Californien ihr Glück gemacht, hier durchkamen, um sich in die Heimath zurück zu begeben und hier starben — den Wirthen bedeutende Summen in den Händen blieben und diese sehr bald reich wurden.

Laut Gesetz mußte zwar der Wirth dem betreffenden Consul Anzeige erstatten, welcher dann den Tod constatiren und das Eigenthum des Verstorbenen in Verwahrung zu nehmen hatte — doch ist ja überall eine Umgehung des Gesetzes möglich und war namentlich hier ein Nachweis schwerlich zu liefern. Und den Consuln war es auch nicht zu verdenken, wenn sie ihre Obliegenheiten nicht bis in's kleinste Detail erfüllten, wo Alles vor Fieberleichen floh!

Nach oberflächlicher Berechnung kamen auf jedes Bett, welches in unserem Hotel stand, etwa zehn Menschen, die am gelben Fieber darin gestorben. Das Bettzug sollte wohl verbrannt und die Federn gereinigt werden — aber keines von Beiden geschah, daher wohl Viele dem denselben anhaftenden Krankheitsstoff erlagen.

Wir aßen wohl an 40 Ausländer im Hotel table d'hôte und waren Abends bei Pisco, der hier auch sehr viel getrunken wurde, oder Cherri coblar versammelt; wie oft kam es da vor, daß wenn man am

andern Tag wieder zusammenkam und nach Dem und Jenem frug, nur die kurze gewöhnliche Antwort erhielt: „ist todt.“

Als das Grand-Hotel eröffnet wurde, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als mich daselbst einzuquartieren und dankte ich Gott, daß ich dem Krankheitspfuhl glücklich entronnen.

Im Monat März traf auch Herr Flemming aus Glogau, den ich bei seiner Rückreise nach Europa in Tumaco getroffen, hier ein. Er hatte sich inzwischen in Europa verheirathet, auch sein früher erwähntes Project verwirklicht und war in Gesellschaft seiner jungen Frau, die ihn nach einigen Tagen mit einem Sprößling beschenkte, wie mehreren Deutschen und Engländern, mit denen er die Compagnie gegründet, wieder nach hier gekommen.

Er hielt sich aber nur kurze Zeit hier auf und beilte sich seine junge Frau und Kind dem mörderischen Klima zu entziehen und reiste nach der Paylonbai ab.

Waren die Neger in Barbacoas reinlich, so fand ich hier gerade das Gegentheil und gewährte es einen sehr widerlichen Anblick, wenn man in den Mittagsstunden die Straßen durchschreitend die Neger und Negerinnen jeden Alters sich gegenseitig vor ihren Hausthüren auf der Straße das Ungeziefer aus den Haaren suchen und die Beute mit größtem Appetit verspeisen zu sehen.

Laut geschichtlichen Nachrichten war Panama früher sehr reich und fehlten natürlich auch hier nicht eine Menge Deroteros, wo große Summen Geldes vergraben sein sollten.

Als es daher hier bekannt geworden, daß ich Bergmann sei, wurde ich von Eingeborenen wie Ausländern öfters aufgefordert, Ausgrabungen zu machen.

Diese bezogen sich aber alle auf das alte Panama, wo die alten Spanier bei der Annäherung der Flibustier große Schätze vergraben hatten, und da die Eigenthümer bei der Zerstörung mit umgekommen, diese Schätze liegen geblieben sind, was ganz authentisch ist.

Das Klima war aber gerade an diesem Punkte ein so mörderisches, daß ich mich nicht dazu entschließen konnte, die Arbeiten zu unternehmen, namentlich da ich mit Herrn von Kraut Haue und Schaufel selbst hätte handhaben müssen, da die Neger selbst für hohen Lohn nicht dazu zu bewegen waren, in den alten Ruinen zu arbeiten.

Kapitel XXXVII.

Die Panama-Eisenbahn.

Der Consul Lunau hatte mich auch bald nach meiner Ankunft in Panama dem Director der Panama-Eisenbahn, Herrn Totten, und mehreren Beamten vorgestellt, und als diese erfuhren, daß ich Bergingenieur sei, mir sofort nicht allein ein Freibillet für Benutzung der Bahn auf ein Jahr, sondern auch einen Schein, wonach ich auf jeder Eisenbahnstation zwischen Panama und Colon freie Wohnung, Kost, Maulthiere und Neger zu meiner Verfügung erhielt, ausgestellt.

Der Grund dieser Freigebigkeit war, daß ich die ganze Umgegend untersuchen sollte, theils in mineralogischer Beziehung, da schöne Edelsteine vorkamen, wie auch zugleich um meine Ansicht zu hören, ob und wie ein Durchstich der Landenge von Panama zu ermöglichen sei.

Im Jahre 1850 wurde der Bau dieser Bahn begonnen, im Jahre 1854 hatte er den höchsten Punkt Sumitt, 262 Fuß über dem Meere, in einer Entfernung von $10\frac{1}{2}$ engl. Meilen von Panama und 37 Meilen von Colon erreicht und am 28. Januar 1855 brauste der erste Zug unter großen Festlichkeiten von Ocean zu Ocean. — Der Bau hatte ca. acht Millionen Pesos gekostet und wurde die Strecke von $47\frac{1}{2}$ engl. Meilen von dem Zug in ca. vier Stunden zurückgelegt.

Tausende von Arbeitern waren bei dem Bau dem mörderischen Klima erlegen und sollen, wie ich allgemein hörte, die Leichen, wenn eine nach der andern auf die Schienen gelegt würde, die ganze Strecke von Panama bis Colon einnehmen.

Der Hauptgrund der großen Sterblichkeit der Arbeiter lag aber nicht allein am Fieber selbst, sondern daran, daß man zu dieser Arbeit

Ein Bahnhof der Panama-Eisenbahn.

Digitized by Google

einige Schiffsladungen Chinesen hatte kommen lassen, welche das Klima durchaus nicht vertrugen und ihm fast Alle erlagen.

Außerdem soll aber auch das Heimweh die Chinesen derart ergriffen haben, daß sie sich in kleinen Gruppen das Leben zu nehmen beschlossen und dies derart ausführten, daß sie sich zur Ebbezeit auf den Felsboden weit in's Meer hinein begaben, da sich niedersetzten, Opium rauchten, sich damit betäubten und dann ruhig sitzen blieben, bis die Fluth eintrat und das Wasser sich über ihnen zusammen schloß.

Der Bahnhof war sehr geräumig, aber unschön, die Waggons alle nach der Construction Copiapo's, nämlich ein Gang in der Mitte, den ganzen Wagen entlang, zu beiden Seiten die Sitze, der Hitze wegen von Rohrgeflecht, und an den beiden Endpunkten die Eingänge mit kleinen Balkons. Die Wagen führten nur eine Klasse und kann man sich wohl denken, welch' interessantes Bild ihr Inneres bot, wo feinste Ladies zwischen zerlumpten Negern, feine Dandies zwischen dicken, ihr Kind säugenden Negerweibern, Geistliche zwischen der Demi-monde angehörenden Damen gemüthlich saßen. Dabei war die Hitze eine so erdrückende, daß Alles in Schweiß gebadet war, und die Amerikaner, welche früher nicht einmal duldeten, daß ein Neger oder Mulatte sich in einem öffentlichen Lokal an einen Tisch, an welchem Weiße saßen, setzen durften, befanden sich nun dicht neben sie gepreßt und mußten die schreckliche Ausdünstung derselben ertragen. Dabei machten es sich die Neger aus Rachegefühl gegen ihre ehemaligen Unterdrücker recht bequem und suchten möglichst den Beweis zu liefern, daß es in diesem Lande keinen Unterschied der Race und des Standes gäbe.

Die Bahn läuft über 170 Ueberbrückungen, worunter Brücken über 500 Fuß Länge, und passirt auch ein weites sumpfiges Terrain, wo sie meilenweit auf eingerammten hölzernen Pfosten errichtet war.

Die Unterhaltung des Bahnkörpers, der dem Klima, der Hitze, den kolossalen Regengüssen, den Zerstörungen der großen Ameisen und anderer Thiere und der so überaus wuchernden Vegetation ausgesetzt ist, bedarf jährlich allein einiger Tausend Arbeiter, und davon ist ein großer Theil nur beschäftigt, täglich zu beiden Seiten der Bahn die Aeste, Lianen und Parasiten zu entfernen, die in die Waggons reichen und bald die Maschine nicht mehr hindurch lassen würden.

Das freundliche Anerbieten der Eisenbahn-Gesellschaft nahm ich dankend an und machte baldigst Gebrauch von der mir überwiesenen

Fahrkarte. Etwa 14 Tage habe ich dann auf den verschiedenen Stationen, die sich fast alle ähneln, gelebt und war mein Lieblingsaufenthalt die durch nebenstehende Illustration wiedergegebene. Auf diesen Touren litt ich aber fortwährend an Fieberanfällen, so daß es mir stets unmöglich war, große Excursionen, die für die Eisenbahngesellschaft vielleicht von großem Nutzen gewesen wären, zu unternehmen, und nur der Vorsicht der Gesellschaft, die alle Stationen täglich mit frischem Wasser, Eis, Gemüse, Fleisch, Weine, Apothekerwaaren nebst ärztlichem Beistand versehen ließ, hatte ich zu danken, daß die Fieberausbrüche stets im Keime erstickt wurden. Aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel fielen doch viele der Bahnbeamten dem Fieber zum Opfer und mußten stets durch neue ersetzt werden.

Kapitel XXXVIII.

Meine Heimkehr.

Während meines Aufenthaltes in Panama hatte ich mich mit allem Eifer darum bemüht, eine Compagnie zur rentablen Ausbeutung meiner Cucarachera zu gründen, war auch auf dem Wege, meine Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen, als ich durch den Consul Lunau die Nachricht erhielt, daß mein alter, einige 80 Jahre zählender Vater in Schlesien sich sehr schwach fühle und mich noch einmal zu sehen wünsche.

Unter diesen Verhältnissen gab ich alle weiteren Pläne sofort auf, nahm Abschied von Herrn von Kraut und fuhr am 15. Mai 1867 in Begleitung des Herrn Lunau, den Geschäfte nach England riefen, auf dem nordamerikanischen Dampfer „Ocean Queen" nach New-York ab.

Dies war der größte Dampfer, der mir bis jetzt zu Gesicht gekommen, hatte 2300 Tonnen Gehalt, 140 Mann Bedienung und legte in 24 Stunden 300 engl. Meilen zurück; er führte 860 Passagiere mit sich.

Unter den Letzteren befand sich auch der Erzbischof von San Francisco, der sich nach Rom begab, sowie sechs protestantische Missionäre, die mit der neu etablirten Dampferlinie von Australien nach Panama gekommen und wieder nach England zurück gingen.

Am ersten Tage schon mußten wir zu unserm Schrecken die Erfahrung machen, daß sich das so schreckliche Gespenst, das Fieber, auch an Bord geschlichen und auch hier seinen Tribut forderte. Nur kurze Zeit und acht Personen waren demselben zum Opfer gefallen, welche vereint im Meer begraben wurden; sie waren alle in Betttücher gehüllt und auf mit Steinen beschwerte Bretter gebunden.

Auf der einen Seite des Schiffs in der Nähe des Radkastens erwartete der Erzbischof in seinem Ornat mit mehreren katholischen Geistlichen die Leichen seiner Confession, auf der anderen die protestantischen Missionäre die ihres Glaubensbekenntnisses. Nach Einsegnung und kurzem Gebet wurden sie dann den Wellen übergeben.

Zum Glück hatten wir andern Tags nur vier Leichen, die sich von Tag zu Tag verminderten und in kühleren Regionen ganz aufhörten.

Höchst interessant war während der Fahrt ein blinder Feuerlärm, wovon alle Passagiere zuvor benachrichtigt worden waren, um keinen Schrecken und Angst hervorzurufen. — Kanonenschüsse, Trommelgerassel, Trompetengeschmetter und durch's Sprachrohr ertheilte Befehle erfüllten die Luft und im Nu war die ganze 140 Mann zählende Mannschaft auf dem Posten.

Alle Passagiere waren vom Deck nach den unteren Räumen entfernt, damit sie die Manipulationen nicht stören sollten, und ein Offizier stand mit gespanntem Revolver vor der Kajütenthür und verkündete, daß er Jeden sofort niederschieße, der sich der Ausgangsthür nähere.

Ein Theil der Matrosen stand mit Aexten in Reih und Glied, um wenn nöthig, die Masten zu kappen oder Wände einzuschlagen, eine Abtheilung an den Dampfpumpen, um das Deck mit Wasser zu überfluthen, eine Anzahl mit Offizieren an jedem Boot, um es sofort zur Rettung hinab zu lassen, eine Abtheilung hunderte von Schwimmringen und andere Rettungsapparate bereit haltend, eine Abtheilung mit gespannten Revolvern, um den Befehlen den nöthigen Nachdruck zu geben und die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Köche, Kellner und Bedienung jedes mit einem Korb mit Lebensmitteln bereit.

Dies Schauspiel dauerte etwa 10 Minuten, dann erscholl das Signal, daß die Gefahr vorüber, und mit eben solcher Präcision eilte Jeder wieder an seinen Posten und ging seiner Beschäftigung nach.

Am 25. Mai erreichte das Schiff New-York, wo ich mich bis zum 30. aufhielt, um diese so interessante Stadt auch kennen zu lernen. Am 30. ging ich an Bord des Bremer Schiffes „Hansa“ und gelangte am 9. Juni nach Southampton, wo ich auf einem kleinen Dampfer nach Havre und von da mit der Bahn nach Paris fuhr. Hier erhielt ich leider die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden meines theuren Vaters.

Ich verweilte hier nur einige Tage und besuchte die Ausstellung; es war dabei eigenthümlich, daß ich 1851 direct von der Londoner Weltausstellung nach Amerika reiste und nach 15 Jahren zur Weltausstellung in Paris eintraf.

Dann eilte ich in meine Heimath in die Arme meiner mich sehnlichst erwartenden Mutter. —

Ende!

Digitized by Google

Google

12–

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

17 FEB '61KO
STACKS
FEB 3 1961
REC'D LD
JUN 6 1961
REC. CIRC. FEB 16 '77
SEP 17 1979
MAR 15 1980
REC. CIR. AUG 19 '80
REC. CIR. JUN 27 '83

LD 21A-50m-4,'60
(A9562s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google